Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZKRR K

Digitized by Google

PGerm. 274.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Wilhelm Herzog

Siebenter Jahrgang 1913

Zweiter Band

(April bis Juni)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes 1913

Hauptteil

	Seite
Altenberg, Peter: Zwei Skizzen	151
Baum, Oskar: Das fremde Reich	226
Blaß, Ernst: G. K. Chesterton	196
Brod, Max: Azurküste	129
Carnifex: Verwaltungen	61
Ramsch	192
Dahms, Walter: Anton Bruckner	272
Flaubert, Gustave: Briefe an Amelie Bosquet	1, 47, 83
Frank, Ludwig, M. d. R.: Bern	217
Freißler, Ernst W.: Hussein Hassan	120
Godwin, Catherina: Die verborgene kleine Insel	160
Hamsun, Knut: Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe	77
Hasenclever, Walter: Gedichte	57
Hatvany, Ludwig: Künstlerroman, Künstlerdrama	345
Hausenstein, Wilh.: Die Unterjochung des Gegenstandes	449
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Die erste Lesung	73
Wirrsal	181
Das französisch-deutsche Rendezvous	253
Fünfundzwanzig Jahre	361
Herzog, Wilhelm: Ein Führer durch die deutsche Literatur	153
Der größte Deutsche	297
Wie sie Ihn umjubeln	397
Die Volksseele	433
Huysmanns, Camille: Der belgische Generalstreik	149
Kölwel, Gottfried: Mein Freund Krodd	189
Korn, Georg: Wermuth als Erzieher	58
Lechner, Hanns: Variété	350
Mann, Heinrich: Der Fall Lück	10
Marcuse, Julian: Prostitution und Strafrecht	131
Nohl, Johannes: Jean Paul als Antiphilister	370
Oesterling, Anders: Schleißheim	444

Digitized by Google

Seite

Pernerstorfer, Engelbert: Die ungarische Schandwirtschaft . . . 21
Austria in floribus 111
Das Land der Bankerotte 184
Potthoff, Heinz: Urheberrecht und Vermögensvorrecht 194
Rauscher, Ulrich: Ausnahmegesetze gegen Elsaß-Lothringen 293
Reik, Theodor: Psychoanalyse 336
Rolland, Romain: Das Leben Tolstois 403
Rubiner, Ludwig: Gedichte des jungen Ernst Blaß 200
Schickele, René: Der König in Frankreich 124
Pfingsten 188
Der Flieger 377
Schücking, Lothar Engelbert: Die Demokratisierung der Justiz . . 420
Schussen, Wilhelm: Aus der alemannischen Salzkammer 307
Südekum, Albert, M. d. R.: Der Wehrbeitrag und die neuen Steuern 40
Kriegsindustrie 145
Preußische Wahlen 289
Szép, Ernst: Der Mai-Festzug 270
Thoma, Ludwig: Herr von Heeringen 109
Die Breslauer Affäre 436
Thomas, Albert: Frankreich in der Krise 37
„Französischer Chauvinismus" 257
Vandervelde, Emile: Wie verlief der große Streik? 260
Vorländer, Karl: Kant als Politiker 219
Kantische Randglossen zur Gegenwartspolitik . . 438
Walser, Robert: Drei Aufsätze 116
Wendel, Hermann: Um das „selbständige" Albanien 17
Wilson, Woodrow: Die amerikanische Tariffrage 365, 409
Wolff, Georg: Immunität und Überempfindlichkeit 457
X. Y. Z.: Österreichs Unwert 325
Zech, Paul: Das schwarze Revier 454
Zweig, Stefan: Triumph der Kathedrale 416

Glossen

A.: Von den eigentlichen Giftmischern 319
A. B.: Akademie und Sezession 71
Absalon: Orden-Nouveautés 34
Der neueste Schmuhplattler 216
Zeitungsausschnitte 393
Kaiserjubiläum 432

Digitized by Google

Seite

Austriacus: O du mein Österreich! 34
B.: Pfitzners „Armer Heinrich“ 210
Balthasar: Bayerisch-politischer Kalender 28, 64, 101, 135, 202, 237, 278, 311
Benn, Joachim: Der Kaiser und die Kunst 283
Binding, Rudolf G.: Nachdruck 245
Blaß, Ernst: Paul Zech, Das schwarze Revier 468
Bouchholtz, Chr.: Elsässischer Blitzableiter 240
Brod, Max: Das Grab in Wien. Eine Chronik von Paul Stefan . 392
Brücher, August: Saal 431
Clemens: Lujo Brentano in die Acht erklärt 392
Drakon: Wirtschaftsrückblick 387
Dülberg, Franz: Wahnmoching und die Feste der Kabiren 35
Escamillo: Eroberer 141
Friedemann, Hermann: Weh uns — wir haben gesiegt! 209
Glaser, Friedrich (New York): Morgan der Prächtige 139
Krupp und Carnegie 284
Karl Schurz 393
Großmann, Stefan: Justizkritiker!! 65
Mitlebende 142
(Justiztagebuch) Ein achtzehnjähriger Hochverräter 286
Galsworthy 358
(Justiztagebuch) Redls Revolver 386
Gymnasiasten 473
Harnack, Otto: Der Mißbrauch des Gedächtnisses an 1813 105
Hasenclever, Walter: Das Verbrechen 178
Hausenstein, Wilhelm: Lovis Corinth 174
Paula Modersohn 248
Hegemann, Werner: Sonntagsbrief 471
Held, Georg: Fürs Vaterland 215
Henschke, Alfred: Prostitution in Berlin und Rom 68
Herzog, Wilhelm: Notizbuch (Das allerhöchste Jubiläum) 25
„ (In jeder Literaturgeschichte. „Aus schwerer Zeit.“ Die pünktliche Begeisterung) . 98
„ (Das chauvinistische Frankreich) . . . 275
„ (Richard Wagner und das deutsche Volk) 322
„ (Der aristokratische Literat. Wohltätigkeit. Dadrunter leben wir.) . . . 381
Hesse, Hermann: Ein paar gute Bücher 355
Heuß, Theodor: Hauptmann als Denker 316
Hiller, Kurt: Formel gegen die Todesstrafe 176
Hohenzollern-Margarine 108
Ignotus, Hugo: Der Dumme August 429

Digitized by Google

Seite

Jesper, Carsten F.: Reichstagsporträts: I. Der Doktor Oertel . 138
" II. Georg Ledebour . . 171
" III. Ernst Bassermann . . 206
" IV. Herr Erzberger . . . 242
" V. Baron Gamp . . . 281
" VI. Philipp Scheidemann . 312
" VII. Ein Sozial-Liberaler . 352
" VIII. Dr. Junck 384
" IX. Der Däne 423
" X. Adolf Gröber . . . 463

Kauder, Gustaf: Arnold Schönberg und sein Publikum 317
Hochzeitswoche 390
Kayser, Rudolf: Der Mann von vierzig Jahren 214
Kersten, Kurt: „Wie ist das Leben doch so schön—" 288
Redl 466
Klette, Werner: Herr Prévost, der Nationalist 357
Herzog Saint-Simon 475
Kolb, Annette: Etwas über den Geiz 469
Kölwel, Gottfried: Das Hexenbrot 395
Krailsheimer, Hans: Das Gedicht 288
Kurt: Anton von Werner als Märtyrer 179
L.: Ein paar Randglossen 208
Der Fall Moy 315
Masque de verre: Sozusagen: Preußisch politischer Kalender . 169, 279
Meyer, Alfred Richard: Der sterbende Conradi 108
Morgenstern, Christian: Psyches Weltflucht 243
Pernerstorfer, Engelbert: Der Semmeringskandal 69
Politische Wehleidigkeit 461
Pinthus, Kurt: Glosse, Aphorismus, Anekdote 213
Rauscher, Ulrich: Stallmann und die deutschen Fürsten 67
Die deutsche Öffentlichkeit 102
Anton von Werner 143
Die Schöpfung 203
Deutschland in Waffen 238
. . . . uns zu edler Tat begeistern 353
Deutsche Dreieinigkeit 425
Riwa, Dr.: Die Entscheidung Europas 136
Rottel, T.: Anton, der Staatsgefährliche 180
Scheu, Robert: Neue Wege des Pazifismus 396
Schickele, René: Politik der Geistigen 30
Schmitt, Franz Xaver: Vom deutschen Alltag 63
Ablenkung 316

Digitized by Google

Seite

Schreiber, Adele: Das Schuldkonto der englischen Presse und die Suffragettes 285
Snell, Victor (Paris): Wichtige Reformen 144
Geschäft und dramatische Kunst 320
Stegemann, Herbert: Max Steiner 426
Stieve, Friedrich: Auch ein Münchner Roman 251
St. v.: Nancy 172
Thoma, Ludwig: Ultramontane Sittlichkeit 314
Weber, Hans von: Europas feinste Köpfe 33
Der Blumentagskandal 176
Windholz, J. L.: Begegnung mit Strindberg 211
Wymetal, Wilhelm von: Schnitzlers „Professor Bernhardi" . . . 31
Kriegsbegeisterung und Kriegsbereitschaft in Österreich 106

Digitized by Google

Digitized by Google

Briefe an Amelie Bosquet

Von Gustave Flaubert

Herr Dr. E. W. Fischer, der verdienstvolle Herausgeber der deutschen Gesamtausgabe Flauberts (bei Bruns, Minden i. W.), hat diese Briefe, die im Nachlaß Flauberts gefunden wurden, übersetzt und dem „März" zur ersten deutschen Veröffentlichung überlassen. Aus seiner Einleitung, die bisher kaum gekannte Beziehungen des Vierzigjährigen aufhellt, mögen die folgenden Sätze willkommen sein:

Der Kreis der Frauen um Flaubert wird durch die hier veröffentlichten Briefe für uns Nachlebende um eine sympathische Gestalt bereichert, deren Name der Vergessenheit anheimgefallen war. Amelie Bosquet verband eine etwa zehnjährige herzliche Freundschaft mit dem Dichter der Salambo, und trotz der schmerzlichen Wunde, die ihr diese Beziehungen ließen, war sie klug und hochherzig genug, die Originalbriefe des Meisters auf der Bibliothek zu Rouen niederzulegen und sie so der Nachwelt zu erhalten.

Etwa in der zweiten Hälfte der Arbeit an der Salambo — so müssen wir annehmen — lernten die beiden einander kennen. Ein Bild im Museum zu Rouen von der Hand Parelles, das die Bosquet im jugendlichen Alter von etwa 18 Jahren darstellt, rechtfertigt die galanten Dinge vollauf, die der Freund ihr sagt.

Schon während ihres Aufenthaltes in der Provinz veröffentlichte sie eine Anzahl Artikel unter dem Pseudonym Emile Bosquet, und ein Roman von ihr, „Louise Meunier", erregte Flauberts Interesse. Er nimmt fortan die kleine Literaturnovize unter seinen Schutz, gibt ihr Ratschläge, protegiert sie, wo er kann, kurz, ist rührend um sie besorgt. Wenige Jahre, nachdem die Bosquet Flauberts Bekanntschaft gemacht, kann sie den Traum ihres Lebens verwirklichen: sie zieht nach Paris, um Anschluß an die führenden Geister zu suchen, und lebt dort hinfort von ihren Renten und ihrer Feder. Wie es scheint, brachte das Pariser Leben ihr manche Enttäuschung. Der Freund wird immer wieder um Protektion angerufen, und geduldig verwendet er sich bei Zeitungen und Schriftstellern für sie. Ja, er scheut nicht vor dem Wagnis zurück, das hübsche Kaninchen in die Höhle der Löwin der Literatur, zu George Sand, zu schicken, und der Bericht der Bosquet über den Empfang und den Eindruck, den die berühmte Frau ihr gelassen, ist

Digitized by Google

von hohem Interesse. — Aber auch dem Freunde wirft sie vor, daß er sie vernachlässige. Und daß Flaubert hier kein ganz reines Gewissen hatte, geht aus folgender Stelle eines Briefes aus Paris an seine Nichte hervor: „Ich habe einen Brief mit Vorwürfen von der jungen Bosquet bekommen, die behauptet, daß ich sie vergesse. Das ist vollkommen wahr; aber wenn man alle seine Freunde aufsuchen wollte, käme man nicht mehr nach Hause."

Da erscheint 1869 Flauberts Education sentimentale. Die Bosquet erhält ein Exemplar mit Widmung; sie liest das Buch, von dem sie undeutlich hin und wieder in Briefen gehört hat. Sie liest es einmal ... zweimal ... Sie ist starr, empört: in der Gestalt der Vatnaz glaubt sie sich selbst wiederzuerkennen. In zwei rasch aufeinander folgenden Briefen an Flaubert spiegelt sich ihre Erregung. Noch verschleiert die Anklage den persönlichen Schmerz und der alte freundschaftliche Ton bleibt gewahrt. Sie wirft ihm nur „die erniedrigende Rolle" vor, die er der ihre Rechte verteidigenden Frau zuerteilt. Aber zugleich kündigt sie ihm eine öffentliche Abwehr an. Ihr Artikel im „Droit des femmes" war der Gegenhieb, der Flaubert stark verletzte und den Bruch herbeiführte.

Mittwoch Morgen. [? 1860]

Sie haben den Sinn meines letzten Briefes mißverstanden, und ich bin gewiß in meinen Vorwürfen zu weit gegangen, da Sie sich bei mir entschuldigen. Eines ist sicher, das Wiedergutmachen hat mich mehr gefreut, als die Kränkung mich verletzt hatte. Nur die Frauen können so verwunden und liebkosen, wie sind unsere Hände unbeholfen neben den ihrigen!

Mein Verhältnis mit Frau Louise Colet hat mir keine „Wunde" in der gefühlsmäßigen und tiefen Bedeutung des Wortes gelassen. Ich habe vielmehr die Erinnerung (und auch heute noch die Empfindung) einer recht langen Irritation davon behalten. Ihr Buch hat dem allen die Krone aufgesetzt. Nehmen Sie dazu alle die Kommentare, Fragen, Scherze, Anspielungen, deren Zielscheibe ich seit Veröffentlichung besagten Werkes bin. Als ich sah, daß auch Sie sich daran beteiligten, habe ich, wie ich gestehen muß, ein wenig die Geduld verloren, weil ich in der Öffentlichkeit gute Miene zum bösen Spiel mache, — verstehen Sie? Glauben Sie nun nicht, daß ich Ihnen deshalb gram bin. Nein, ich umarme Sie zärtlich zum Dank für die reizenden Dinge, die Sie mir sagen; das ist wirklich so.

Warum mußten Sie auch scherzen? Warum machten Sie es wie die andern? Denn „man" hat über mich eine feststehende Ansicht, die durch nichts

Digitized by Google

auszurotten ist; (ich versuche allerdings nicht, der Welt ihren Irrtum zu nehmen) nämlich: daß ich keinerlei Gefühl habe, daß ich ein Possenreißer bin, hinter den Weibern herlaufe (eine Art von romantischem Paul de Kock) ein Mittelding zwischen Bohémien und Pedanten bin. Manche behaupten sogar, daß ich wie ein Trunkenbold aussehe, usw. usw.

Und doch glaube ich, weder ein Heuchler noch ein Poseur zu sein; einerlei, man mißversteht mich immer. Woran liegt das? An mir selbst ohne Zweifel! Ich bin weicher von Gefühl als man denkt! Aber ich büße für meine fünf Fuß acht Zoll und meine rote Gesichtsfarbe.

Ich bin noch immer schüchtern wie ein Jüngling und imstande, verwelkte Sträuße in Schubladen aufzuheben. In meiner Jugend habe ich grenzenlos geliebt, — geliebt ohne Erwiderung, tief, schweigend; Nächte habe ich damit verbracht, den Mond anzustarren, Entführungen und Reisen nach Italien geplant, von Ruhm geträumt, für „sie"; Qualen des Leibes und der Seele, Schwindelgefühle beim Duft einer Schulter und plötzliches Erblassen unter einem Blick, all das habe ich gekannt und sehr wohl gekannt. Jeder von uns hat in seinem Herzen ein Königsgemach. Ich habe es vermauert, aber es ist nicht zerstört.

Man hat zur Genüge von der Prostitution der Frauen gesprochen. Man hat nicht ein Wort über die der Männer gesagt. Ich habe die Marter der Freudenmädchen gekannt. Und jeder Mann, der lange geliebt hat und der nicht mehr lieben möchte, hat sie kennen gelernt.

Und dann kommt eine Zeit, wo man Furcht hat, Furcht vor allem, vor einem Verhältnis, einer Behinderung, einer Störung. Man hat ganz zu gleicher Zeit Durst nach und Angst vor dem Glück. Ist's nicht so? Und doch wäre es so leicht, sein Leben in erträglicher Weise hinzubringen! Aber man sucht die bestimmten, exzessiven, ausschließlichen Gefühle, während das Gemisch, das Grau in Grau allein praktikabel ist. Unsere Großväter und besonders unsere Großmütter waren darin klüger als wir, nicht wahr?

Es scheint mir, daß unser Zwist uns zu noch besseren Freunden gemacht hat, als wir schon vorher waren. Ist das eine Täuschung? Nein! — Sie haben begriffen, daß ich ernster bin, als ich aussehe, und ich habe so gefunden, daß Sie sehr gut sind. Ich drücke Ihnen recht lange die Hände.

Der Ihrige G. F.

Digitized by Google

Erzählen Sie mir von sich, wenn Sie nichts besseres zu tun haben. Arbeiten Sie so viel wie möglich, das ist noch das beste! Die Moral Candides, „man muß seinen Garten bebauen", sollte die aller derer wie wir sein, derer, die nicht gefunden haben; findet man übrigens je? Und wenn man gefunden hat, sucht man anderes.*)

Dienstag Abend. [1860]

In zwei Sitzungen habe ich Ihren Roman gelesen, von dem ich entzückt bin. Er ist voll von ausgezeichneten, seltenen und feinen Dingen! (Überall zeigen Sie selbständige Beobachtung.) Kurz, ich zweifle nicht am Erfolge besagten Werkes.

Indessen möchte ich mir zwei oder drei Schulmeisterbemerkungen über Mittel- und Hintergründe erlauben, die mir ein wenig stiefmütterlich behandelt scheinen.

Suchen Sie am nächsten Sonntag Nachmittag allein zu sein, damit wir uns ganz ungeniert mit Muße der Literatur widmen können.

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Flaubert hat sich kaum irgendwo anders mit solcher Offenheit über sein Verhältnis zu Louise Colet ausgesprochen. Er lernte die „Muse" im Juni 1846 in Pradiers Atelier kennen, wo sie als Sappho gefeiert wurde. Zwar nicht durch Talent, wohl aber durch Schönheit und persönliche Erfolge stach sie alle ihre Kolleginnen von der Feder aus. Das im Archiv zu Antibes aufbewahrte Bildnis aus dem Nachlasse Flauberts zeigt ein graziöses Köpfchen mit animalisch schönen Augen, von reichen Hängelocken umrahmt; die affektierte Haltung soll die wundervoll geformten Arme und Hände zur Geltung bringen, von denen ihre Besitzerin eines Tages, in einen Salon eintretend, sagte: „Sie wissen, daß man die Arme der Venus von Milo wiedergefunden hat? — Wo denn? — In den Ärmeln meines Kleides!" Bei der Maßlosigkeit ihres Temperaments muß es Wunder nehmen, daß im Jahre 1859 in dem Buche „Lui" keine stärkere Entladung ihrer Wut erfolgte; ein autobiographischer Roman, in dem die Colet, zur Marquise emporgehoben, in widrigen Lebensumständen sich edel durchkämpfend, von dem bevorrechteten Freunde Léonce (Flaubert) arg vernachlässigt wird, während ein anderer sich um ihre Gunst bewirbt. Dieser andere ist Alfred de Musset, der mit seiner Erzählung von seiner Liebe zu George Sand und dem venezianischen Abenteuer der Colet den eigentlichen sensationellen Stoff, den sie brauchte, zu ihrem Buche lieferte. Flaubert wird folgendermaßen geschildert: „Indessen war der Mann, den ich liebte, eine Art von Mythus für meine Freunde: man sah ihn nur in seltenen Zwischenräumen bei mir; er lebte fern auf dem Lande, als Fanatiker der Kunst an einem großen Buche arbeitend, wie er sagte; ich war die Vertraute dieses

Digitized by Google

Meiner Ansicht nach kann man in acht Tagen aus diesem Buche ein Meisterwerk machen, oder doch etwas, das dem sehr nahe kommt. Wenn Sie den Ausdruck übertrieben finden, so liegt das daran, daß Sie nicht begreifen, was Sie gemacht haben.

Leben Sie wohl, tausend herzliche Grüße

G. F.

Wollen Sie Ihrem Portier meine Bücher Samstag (Nachmittag) geben. Ich werde sie gegen vier oder fünf Uhr holen lassen.

Sagen Sie Hetzel ruhig, er könne sich trollen, Sie sind in Ihrem Recht.

Ich arbeite wie ein Elender. Ich weiß nicht, wann ich Sie besuchen kann. Ich werde Sie am Tage vorher benachrichtigen.

Ganz der Ihrige

G. F.

Nein. Sie haben keinen plastischen Sinn. Bei Apollo! Man denke, daß Sie die Herren X. und Y. schön finden.

---

unbekannten Genies; jeden Tag erhielt ich Briefe von ihm, alle zwei Monate, wenn ein Teil seiner Arbeit fertig war, wurde ich seine angebetete Belohnung, seine strahlende Lust, die vorübergehende Raserei seines Herzens, das, etwas ganz Merkwürdiges, sich diesen machtvollen Empfindungen willenmäßig hingab und wieder verschloß!"

Flaubert selbst schreibt nach Erscheinen des Buches an Feydeau: „Mach mir (oder vielmehr mach Dir) das Vergnügen, ‚Lui', Roman aus der Gegenwart von Frau Louise Colet, zu kaufen. Du wirst Deinen Freund darin in hübscher Weise zurechtgemacht finden. Aber um die Geschichte und besonders die Verfasserin vollkommen zu verstehen, verschaffe Dir: 1. Die Magd, ein Gedicht (wo der Knabe Musset ebenso mitgenommen wird, wie er in ‚Lui' verhimmelt ist) und 2. ‚Eine Soldatengeschichte', Roman, dessen Hauptperson ich bin. Du machst Dir keinen Begriff von der Erbärmlichkeit. Aber welch ein jämmerlicher Kerl dieser Musset ist! Dieses Buch (Lui) das zu seiner Rehabilitierung geschrieben wurde, bringt ihn noch mehr herunter als ‚Elle et Lui'!

Was mich anbetrifft, so gehe ich weiß wie Schnee daraus hervor, aber als gefühlloser, geiziger Mensch, im ganzen genommen als ein trübsinniger Esel. Da hast Du den Lohn dafür, daß man Musen liebt! Ich habe gelacht, daß mir die Seiten krachten. Wenn der Figaro wüßte, was ich in meinen Kartons aufbewahre, würde er mir ungeheuere Summen bieten! Es ist traurig, darüber nachzudenken. Welche kuriose Sache, die Literatur so in den Dienst der Leidenschaften zu stellen, und welche traurigen Werke das hervorbringt, in jeder Hinsicht!" — —

Digitized by Google

[1860]

Sie werden kurze Zeit nach diesem Billett (oder vielleicht früher) Feydeaus Buch und Fragmente des St. Antonius erhalten, die ich nicht ohne Mühe wiedergefunden habe.

Klagen Sie mich nicht an! Ich habe neulich am Sonntag eine große Enttäuschung unter Ihrer Haustüre gehabt. Sie haben mir gesagt, daß Sie am Sonntag immer zu Hause blieben und ich war an jenem Tage um 3 Uhr in der Hoffnung gekommen, in Ihrer Gesellschaft bis 7 plaudern zu können.

Ich bin gegenwärtig halbtot vor Erschöpfung! Ich habe zwei ganze Armeen auf den Schultern, dreißigtausend Mann auf der einen und elftausend auf der andern, ohne die Elefanten mit ihren Elefantenführern, die Troßknechte und den Troß zu rechnen!

Ich muß vor dem 15. August nach Paris (immer für Carthago). Nun möchte ich mein Kapitel zu jener Zeit fertig haben . . . und ich arbeite wie wütend.

Aber wenn ich daran denke, daß man mir keineswegs Dank für die Mühe, die ich mir gebe, wissen wird, und daß der erste beste, ein Journalist, ein Dummkopf, ein Spießer, ohne sich Zwang anzutun (und vielleicht mit Recht) eine Menge Schnitzer in dem finden wird, was mir das beste zu sein scheint . . . dann gerate ich in eine abgrundlose Melancholie, in eine ebenholzschwarze Traurigkeit, in einen herzbrechenden Kummer, in Ängste, die mich wie auf einem Ozean von Unrat umhertreiben.

Sagen Sie von alledem niemandem etwas. Man würde sich noch viel mehr über mich mokieren. Aber da Sie die Geständnisse lieben, da haben Sie eins.

Und Sie? Gehen Sie jetzt nicht wieder an die Arbeit? Der Knabe Choieski ist mir unverständlich. Keine Nachrichten von ihm. Es ist richtig, daß jetzt sein Stück im Français geprobt wird. Doch in einem Monat werde ich genaues darüber wissen . . . und ich sage Ihnen, daß Ihr Roman erscheinen und daß er Erfolg haben wird, trotzdem er gut ist.

Auf baldiges Wiedersehen.
Ich küsse Ihnen die Hände
trotz Ihres ungerechten Grolls.
G. F.

Digitized by Google

Croisset, Mittwoch Morgen. [1860 oder 1861]

Hiermit, teure Freundin, eine Antwort, die ich vor einigen Tagen von Charles Edmond erhielt und eine Erwiderung Ihres Dieners, die ich aufgehoben, um sie Ihnen zu zeigen. Ich erwarte das Weitere.

Sie sehen, daß ich an Sie gedacht habe. Gedulden Sie sich, Ihre Stunde wird kommen. Das ist eine gute Leistung. Ich bin ein unbedeutender Künstler, aber ein großer Kritiker. Ich verstehe mich darauf, das werden Sie sehen. Tausend herzliche Grüße. Ich küsse Ihnen die Hände, da die Schicklichkeit (!!!) mir verbietet, weiter zu gehen . . .[1])

Der Ihrige

G. F.

[1]) die punktierten Linien drücken immer die Träumerei aus.

Mittwoch Abend. [1861]

Ich sende Ihre Normandie zurück und ich habe Ihre Louise Meunier beendigt, von der ich immer mehr befriedigt bin. Verlieren Sie den Mut nicht, harren Sie aus! Es sind entzückende, ausgezeichnete Dinge darin, und das ganze ist kraftvoll.

Am wenigstens liebe ich René. Er ist zu vollkommen und hat etwas von Almanzor. Aber Louise ist ein Charakter, etwas seltenes, und das alles lebt.

Wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen einen langen Brief schreiben, denn Ihr Roman ist sehr suggestiv; doch Sie werden meine Bemerkungen auf dem Exemplar finden, das ich erwarte.

Montag. [1861]

Ich war gestern nicht in Rouen, um einen Tag zu gewinnen. Das ist der Grund, warum Sie mich nicht gesehen haben. Doch für Sonntag zähle ich darauf, den ganzen Nachmittag in Ihrer lieben Gesellschaft zu verbringen und Ihnen hinsichtlich der Angelegenheit Censier*) ein wenig Mut zu machen.

*) Anmerkung des Herausgebers: Censier war ein älterer Staatsbeamter in Rouen und Verwandter der mit Fräulein Bosquet befreundeten Familie Fourneaux. Er hatte sich in einer der Gestalten des Romans der Bosquet wiedererkannt und diese literarische Verwertung seiner Person der Verfasserin sehr übel genommen.

Digitized by Google

Sie sind ein sehr gutes Kind, daß Sie sich wegen solcher Nichtigkeiten Sorge machen. Möge er sich erzürnen! Schön, was tut das!

Doch Herr Charles Darcel ist ein reizender Kerl, es leben die Freunde!

Ich weiß nur ein Mittel hiergegen, das wäre, in einer zweiten Ausgabe den Charakter Monvilles zu verstärken, damit das Bild noch ähnlicher wird.

Sonnabend, d. 24. August. [1861]

Jahrestag der Pariser Bluthochzeit.

An diesem Tage hatte Herr von Voltaire jedesmal das Fieber.

Es liegt Ihnen also an dieser Salambo, meine liebe Kollegin? Also gut, wollen Sie eine zweite Vorlesung Mitte nächster Woche, sagen wir etwa nächsten Mittwoch oder Donnerstag in acht Tagen? Kommen Sie zum Frühstück und benachrichtigen Sie mich am Tage vorher durch ein Wort, so daß ich Zeit zu einer Antwort habe für den Fall irgendeiner, sehr wenig wahrscheinlichen Verhinderung.

Ich habe seit einem Monat viel gearbeitet. Ich habe sechzehn Seiten geschrieben. Ich schreibe Schauderdinge, und das macht mir Vergnügen.

Kurz, ich hoffe immer, gegen Neujahr fertig zu sein, aber was wird dabei herauskommen, was wird dabei herauskommen?

. . . . . .

Es löst sich aus diesem Buche nur eine ungeheure Verachtung für die Menschheit ab. (Man muß sie sehr wenig lieb haben, um es geschrieben zu haben.) Der Leser wird ein unbestimmtes Gefühl der Kränkung dabei empfinden, daß sage ich Ihnen im voraus, und er wird mir deswegen zürnen. Dagegen werde ich die Sympathien einiger Intelligenzen wie der Ihrigen erringen, und das ist viel.

Leben Sie wohl, das heißt auf baldiges Wiedersehen.

Amüsieren Sie sich auf dem Lande und denken Sie an mich, der ich Sie nicht vergesse und Ihre Hände küsse.

G. F.

P. S. Was das sonderbare Benehmen meines Mamelucken Ihrem Portier gegenüber betrifft, so werde ich Ihnen die Geschichte erklären. Doch behalten Sie sie bitte aus Mitleid für ihn für sich.

Digitized by Google

Montag (Nacht) [1862]

Da ich zwei Sonntage auf der Reihe damit verbracht habe, über die „Misérables" zu sprechen, so werden Sie mir verzeihen, nicht wahr, wenn ich Ihnen keine eingehende Kritik sende?

Ich bin ziemlich Ihrer Ansicht. Man kann vollständig Ihrer Ansicht sein. Sind Sie zufrieden?

Seit drei Wochen bin ich zweimal an die Luft gekommen. Ich gehe nirgendwo hin. Ich habe noch fünf Seiten, um vollständig fertig zu sein. Es sind nicht die leichtesten, und ich kann nicht mehr. Nun arbeite ich gerade seit fünf Jahren an diesem endlosen Buch.*) Benachrichtigen Sie mich, wie es um Ihre Gesundheit steht.

Ich umarme Sie. Der Ihrige G. F.

[1862]

Arme teure Freundin, ich habe lange gezögert, Ihnen zu schreiben, denn es ist mir unmöglich, Worte zu finden, Worte des Trostes, wie man zu sagen pflegt. Ich habe das durchgemacht, und alle banalen Phrasen, die man bei solchen Gelegenheiten von sich gibt, reizen nur, anstatt zu lindern. Aber wenn wir beieinander wären, würden Sie sehen, daß ich nicht unempfindlich für Ihren Schmerz bin.

Ich habe lange an Sie gedacht, an Ihre nun vollständige Einsamkeit, und ich habe mitempfunden, was Ihnen entrissen ist, und ich habe Sie in Trostlosigkeit und Tränen gesehen.

Sind Sie nun ein wenig ruhiger? Schreiben Sie mir nur ein Wort als Antwort auf den Händedruck, den ich Ihnen sende. Ich sehe Sie liebevoll an, bis auf den Grund des Herzens.

Stürzen Sie sich kopfüber in die Arbeit. Die Tinte ist ein Wein, der betäubt; tauchen wir in die Träume, da das Leben so schrecklich ist. Mut! meine liebe Freundin, und seien Sie versichert, daß ich Sie herzlich liebe. Doch was nützt Ihnen das?

G. F.

(Weitere Briefe folgen)

*) Anmerkung des Herausgebers: Dieser Brief ist kurz vor der Beendigung Salambos geschrieben. Die „Misérables" Victor Hugos, die um jene Zeit erschienen, fanden keineswegs Flauberts Beifall. In einem Briefe an Mme. Roger des Genettes gibt er eine eingehende Kritik des Romans, in dem er Wahrheit und Größe vermißt.

Digitized by Google

Der Fall Lück \ Von Heinrich Mann

Der Dichter des „Professors Unrat" und der „Kleinen Stadt" plant seit mehreren Jahren einen großen politischen Roman, der einen wichtigen Abschnitt der wilhelminischen Epoche (1892 bis 1906) behandelt. Das hier folgende Stück ist eine zeitgeschichtliche Studie dazu.

abrikbesitzer Dr. Diederich Heßling, Pastor Zillich und Assessor Dr. Jadassohn von der Staatsanwaltschaft bogen in die Kaiser-Wilhelm-Straße ein und hatten verschiedene Herren zu grüßen, die eben das Haus der Loge betraten. Als sie die tief gezogenen Hüte wieder aufgesetzt hatten und vorüber waren, sagte Jadassohn:

„Man wird sich die Herrschaften merken müssen, die den freimaurerischen Unfug noch mitmachen. Seine Majestät mißbilligt ihn entschieden."

„Von meinem Schwager Heuteufel wundert mich auch das gefährlichste Sektenwesen nicht," erklärte der Pastor.

„Nun, und der Herr Lauer?" meinte Diederich. „Ein Mensch, der sich nicht entblödet, seine Arbeiter am Gewinn zu beteiligen? Dem ist alles zuzutrauen!"

„Das Unerhörteste," behauptete Jadassohn, „ist doch, daß Herr Landgerichtsrat Fritzsche sich in dieser Judengesellschaft zeigt: ein königlicher Landgerichtsrat, Arm in Arm mit dem Wucherer Cohn. Wie haißt, Cohn," machte Jadassohn und steckte den Daumen unter die Achsel.

Diederich sagte: „Da er ja mit der Frau Lauer —". Er brach ab und erklärte, dann begreife er allerdings, daß diese Leute vor Gericht immer recht bekämen. „Sie halten zusammen und schanzen einander den Profit zu." Pastor Zillich murmelte sogar etwas von Orgien, die sie in dem Haus dort drüben feiern sollten, und bei denen schon unaussprechliche Dinge vorgekommen waren. Aber Jadassohn lächelte bedeutsam.

„Nun, glücklicherweise sieht ihnen Herr von Wulckow gerade in die Fenster hinein." Und Diederich nickte beifällig zu dem Gebäude der Regierung hinüber. Gleich daneben, vor dem Bezirkskommando, ging ein

Digitized by Google

Wachtposten auf und ab. „Da lacht einem doch das Herz, wenn man das Gewehr so eines braven Burschen blinken sieht!“ rief Diederich aus.

Das Gewehr blinkte freilich gar nicht, denn es ward dunkel. Schon schoben sich Abteilungen heimkehrender Arbeiter durch das abendliche Gedränge. Jadassohn schlug einen Dämmerschoppen bei Klappsch vor, gleich um die Ecke. Dort war es gemütlich, zu dieser Stunde kam niemand hin. Auch war Klappsch ein Gutgesinnter, der dem Pastor, indes seine Tochter das Bier brachte, seinen heißen Dank aussprach für die segensreiche Arbeit, die er in der Bibelstunde an seinen Jungen vollbringe. Der Älteste hatte zwar doch wieder Zucker gestohlen, dafür aber hatte er nachts nicht schlafen können, sondern seine Sünde Gott so laut gebeichtet, daß Klappsch es hörte und ihn durchprügeln konnte. Von da kam das Gespräch auf die Beamten der Regierung, die Klappsch mit Frühstück versorgte und von denen er berichten konnte, wie sie am Sonntag die Kirchzeit verbrachten. Jadassohn machte sich Notizen, und gleichzeitig verschwand seine linke Hand hinter Fräulein Klappsch. Diederich besprach mit Pastor Zillich die Gründung eines christlichen Arbeitervereins. Er verhieß: „Wer von meinen Leuten nicht rein will, fliegt!“ Diese Aussichten heiterten den Pastor auf; nachdem Fräulein Klappsch mehrmals Bier und Kognak gebracht hatte, befand er sich in demselben Zustand hoffnungsvoller Entschlossenheit, wie seine beiden Gefährten. „Mein Schwager Heuteufel,“ rief er und schlug auf den Tisch, „soll so viel von der Affenverwandtschaft predigen, wie er will, ich krieg' meine Kirche doch noch voll!“

„Nicht nur Ihre,“ beteuerte Diederich.

„Na, es gibt nun mal zu viele Kirchen in Netzig,“ gestand der Pastor.

Da sagte Jadassohn schneidend: „Zu wenige, Mann Gottes, zu wenige!“ Und er nahm Diederich zum Zeugen, wie in Berlin die Dinge sich entwickelt hatten. Auch dort standen die Kirchen leer, bis Seine Majestät selbst eingegriffen hatte. „Sorgen Sie dafür,“ hatte er einer Abordnung der städtischen Behörden gesagt, „daß in Berlin Kirchen gebaut werden.“ Nun wurden sie gebaut, die Religion war wieder aktuell, es kam Betrieb hinein. Und alle, der Pastor, der Kneipwirt, Jadassohn und Diederich begeisterten sich für die tiefe Frömmigkeit des Monarchen. Da fiel ein Schuß.

„Es hat geknallt!“ Jadassohn sprang zuerst auf; alle sahen erbleicht

Digitized by Google

einander an. Vor Diederichs innerem Auge erschien blitzschnell das knochige Gesicht Napoleon Fischers, seines Maschinenmeisters, mit dem schwarzen Bart, durch den man die graue Haut sah, und er stammelte: „Der Umsturz! Es geht los!" Draußen war Getrappel von Laufenden: auf einmal griffen alle nach ihren Hüten und rannten hinaus.

Die Leute, die sich schon angesammelt hatten, hielten in einem scheuen Bogen von der Ecke des Bezirkskommandos bis an die Treppe der Freimaurerloge. Drüben, wo der Kreis offen stand, lag jemand, das Gesicht nach unten, mitten auf der Straße. Und der Soldat, der vorhin so munter auf und ab gegangen war, stand jetzt unbeweglich vor seinem Schilderhaus. Der Helm hatte sich ihm verschoben, man sah, daß er bleich war, den Mund offen hatte und auf den Gefallenen hinstierte, — indes er sein Gewehr beim Lauf hielt und es am Boden schleppen ließ. Im Publikum, zumeist Arbeitern und Frauen aus dem Volk, ward dumpf gemurrt. Plötzlich sagte eine Männerstimme sehr laut: „Oho!" — und darauf trat tiefe Stille ein. Diederich und Jadassohn verständigten sich durch einen blassen Blick über das Kritische der Lage.

Die Straße herunter lief ein Schutzmann und ihm voraus ein Mädchen, dessen Rock wehte und das schon von weitem rief: „Da liegt er! Der Soldat hat geschossen!"

Sie war angelangt, sie warf sich auf die Knie, sie rüttelte an dem Mann. „Auf! Steh doch auf!"

Sie wartete. In seinen Füßen schien es zu zucken; aber er blieb liegen, Arme und Beine über das Pflaster gestreckt. Da schrie sie los: „Karl!" Es gellte, daß alle auffuhren. Frauen schrien mit, mehrere Männer stürzten vor, die Fäuste geballt. Die Ansammlung war dichter geworden; zwischen den Wagen, die halten mußten, quoll Nachschub hervor; und in dem drohenden Gedränge arbeitete das Mädchen sich ab, zwischen ihren aufgelösten Haaren, die flatterten, und mit verzerrtem, nassem Gesicht, woraus wohl Geschrei kam, aber man hörte es nicht, der Lärm verschlang es.

Der einzige Schutzmann drängte mit ausgebreiteten Armen die Menge zurück, sie trat sonst auf den Liegenden. Er schrie vergebens gegen sie an, tanzte ihr auf den Füßen und sah sich, den Kopf verlierend, in der Luft nach Hilfe um.

Digitized by Google

Und sie kam. Im Regierungsgebäude ging ein Fenster auf, ein großer Bart erschien, und eine Stimme drang heraus, eine furchtbare Baßstimme, die jeder, auch wenn er sie noch nicht verstand, durch allen Aufruhr dröhnen fühlte, wie fernen Kanonendonner.

„Wulckow," sagte Jadassohn. „Na endlich."

„Ich verbitte mir das!" tönte es herunter. „Wer erlaubt sich hier vor meinem Hause Lärm zu machen!"

Und da es schon ruhiger ward:

„Wo ist der Posten?"

Jetzt sahen die meisten erst, daß der Soldat sich in sein Schilderhaus zurückgezogen hatte: so tief wie möglich, und nur der Gewehrlauf stand hervor.

„Komm 'raus, mein Sohn!" befahl der Baß von oben. „Du hast deine Pflicht getan. Er hat dich gereizt. Für deine Tapferkeit wird Seine Majestät dich belohnen. Verstanden?"

Alle hatten ihn verstanden und waren verstummt, sogar das Mädchen. Um so ungeheurer dröhnte er.

„Zerstreut euch sofort, sonst laß ich schießen!"

Eine Minute, und einige liefen schon. Gruppen von Arbeitern lösten sich los, zögerten — und gingen wieder ein Stück weiter, mit gesenkten Köpfen. Der Regierungspräsident rief noch hinunter:

„Paschke, holen Sie mal 'n Doktor!"

Dann klappte er das Fenster wieder zu. Im Eingang der Regierung aber ward es lebendig: Plötzlich waren Herren da, die kommandierten, eine Menge Schutzleute liefen von allen Seiten zusammen, knufften auf das Publikum ein, das noch übrig war, und schrien ganz allein.

Diederich und seine Begleiter, die sich hinter ihre Ecke zurückgezogen hatten, sahen drüben auf der Treppe der Loge einige Herren stehen. Jetzt machte Doktor Heuteufel sich zwischen ihnen Platz. „Ich bin Arzt," sagte er laut, ging rasch über die Straße und beugte sich zu dem Verwundeten. Er wendete ihn um, öffnete ihm die Weste und legte das Ohr an seine Brust. In diesem Augenblick waren alle still, sogar die Schutzleute schrien nicht mehr; das Mädchen aber stand da, vorwärts geneigt, die Schultern hinaufgezogen wie unter einem drohenden Schlag, und die Faust am Herzen geballt, als sei es dies Herz, das nun vielleicht stillstehen sollte.

Digitized by Google

Dr. Heuteufel erhob sich. „Der Mann ist tot," sagte er. Gleichzeitig bemerkte er das Mädchen, das schwankte. Er griff nach ihr. Aber sie stand schon wieder, sie sah auf das Gesicht des Toten nieder und sagte nur: „Karl!" Noch leiser: „Karl." Dr. Heuteufel sah umher und fragte: „Was soll mit dem Mädchen geschehen?"

Da trat Jadassohn vor. „Assessor Dr. Jadassohn von der Staatsanwaltschaft," sagte er. „Das Mädchen ist abzuführen. Da ihr Geliebter den Posten gereizt hat, liegt Verdacht vor, daß sie sich an der strafbaren Handlung beteiligt hat. Wir werden die Untersuchung einleiten."

Zwei Schutzleute, denen er winkte, faßten das Mädchen schon an. Dr. Heuteufel erhob die Stimme. „Herr Assessor, ich erkläre als Arzt, daß der Zustand des Mädchens seine Verhaftung nicht zuläßt."

Jemand hinter ihm sagte: „Führen Sie doch auch den Toten ab!" Aber Jadassohn krähte: „Herr Fabrikbesitzer Lauer, ich verbitte mir jede Kritik meiner amtlichen Maßnahmen!"

Diederich inzwischen hatte Zeichen hoher Erregung von sich gegeben. „O!... Ah!... Aber das ist —" Er war ganz bleich; er setzte an: „Meine Herren... Meine Herren, ich bin in der Lage — Ich kenne diese Leute: jawohl, den Mann und das Mädchen. Dr. Heßling mein Name. Beide waren bis heute in meiner Fabrik beschäftigt. Ich mußte sie entlassen, wegen öffentlich begangener unsittlicher Handlungen."

„Aha!" machte Jadassohn. Pastor Zillich rührte sich.

„Das ist fürwahr der Finger Gottes," sagte er. Der Fabrikant Lauer hatte sich in seinem grauen Spitzbart heftig gerötet, seine gedrungene Gestalt ward geschüttelt vom Zorn.

„Über den Finger Gottes läßt sich streiten. Sicher scheint nur, Herr Dr. Heßling, daß der Mann sich zu Ausschreitungen hat hinreißen lassen, weil die Entlassung ihm zu Herzen gegangen ist. Er hatte eine Frau, vielleicht auch Kinder."

„Sie waren gar nicht verheiratet," sagte Diederich, seinerseits entrüstet. „Ich weiß es von ihm selbst."

„Was ändert das?" fragte Lauer. Da erhob der Pastor die Arme. „Sind wir denn schon so weit, daß es nichts ändert, ob das sittliche Gesetz Gottes befolgt wird oder nicht?"

Digitized by Google

Lauer erklärte es für unangebracht, auf der Straße und im Augenblick, wo jemand mit behördlicher Billigung totgeschossen worden sei, über sittliche Gesetze zu debattieren; und er wandte sich an das Mädchen, um ihm Arbeit in seiner Werkstatt anzubieten. Inzwischen war ein Sanitätswagen angelangt; der Tote ward vom Boden aufgenommen. Wie man ihn aber hineinschob, fuhr das Mädchen aus seiner Starrheit empor, stürzte sich über die Bahre, entriß sie, eh man es sich versah, den Männern, daß sie niederfiel, — und zusammen mit dem Toten, in ihn verkrampft und unter gellendem Geschrei, rollte sie auf das Pflaster. Mit großer Mühe ward sie von dem Leichnam gelöst und in eine Droschke gehoben. Der Assistenzarzt, der den Krankenwagen begleitet hatte, fuhr mit ihr fort.

Auf den Fabrikanten Lauer, der mit Heuteufel und den andern Logenbrüdern weitergehen wollte, trat Jadassohn zu, in drohender Haltung.

„Einen Augenblick, bitte. Sie äußerten da vorhin, daß hier mit behördlicher Billigung — ich nehme die Herren zu Zeugen, daß dies Ihr Ausdruck war — also mit behördlicher Billigung jemand totgeschossen sei. Ich möchte fragen, ob das von Ihrer Seite vielleicht eine Mißbilligung der Behörden bedeuten sollte."

„Ach so," machte Lauer und sah ihn an. „Mich möchten Sie wohl auch abführen lassen?"

„Zugleich," fuhr Jadassohn mit hoher, schneidiger Stimme fort, „mache ich Sie darauf aufmerksam, daß das durchaus gleiche Verhalten eines Postens vor wenigen Monaten, nämlich im Fall Lück, von —" noch höher — „Seiner Majestät allerhöchstselbst als korrekt und tapfer bezeichnet und durch Auszeichnungen und Gnadenbeweise belohnt worden ist."

„Ich weiß," sagte Lauer ruhig. „Ich bin sogar überzeugt, daß sonst der Posten heute gar nicht geschossen haben würde."

Jetzt schrie Jadassohn.

„Hüten Sie sich vor einer Kritik der allerhöchsten Handlungen!"

„Ich habe keine ausgesprochen," sagte Lauer. „Ausgesprochen habe ich bis jetzt nur meine Mißbilligung des Herrn dort, mit dem gefährlichen Schnurrbart."

„Wie?" fragte Diederich, der noch immer die Pflastersteine ansah, wo

Digitized by Google

der Erschossene gefallen war und wo ein wenig Blut lag. Er begriff endlich, daß er herausgefordert war.

„Der Schnurrbart wird von Seiner Majestät getragen!“ sagte er fest. „Es ist die deutsche Barttracht. Im übrigen lehne ich jede Diskussion mit einem Arbeitgeber ab, der den Umsturz fördert!“

Lauer öffnete schon wütend den Mund, obwohl der Bruder des alten Buck, Heuteufel, Cohn und Landgerichtsrat Fritzsche ihn fortziehen wollten; und neben Diederich reckten sich kampfbereit Jadassohn und Pastor Zillich: — da erschien im Eilschritt eine Abteilung Infanterie, sperrte die Straße ab, die schon ganz geleert war, und der Leutnant, der die Führung hatte, forderte die Herren zum Weitergehen auf. Alle gehorchten schleunigst; aber sie sahen noch, wie der Leutnant vor den Wachtposten hintrat und ihm die Hand schüttelte.

„Bravo!“ sagte Jadassohn. Und Dr. Heuteufel: „Morgen kommen nun Hauptmann, Major und Oberst dran, müssen belobigen und dem Kerl Geldgeschenke machen. Und nächste Woche ist ein Bild des Kaisers da, mit Unterschrift.“

„Sehr richtig!“ sagte Jadassohn.

„Aber —“ Heuteufel blieb stehen. „Meine Herren, verständigen wir uns doch. Hat denn das alles einen Sinn? Nur weil dieser Bauerntölpel keinen Spaß verstanden hat? Ein Witz, ein gutmütiges Lachen nur, und er entwaffnet den Arbeiter, der ihn herausfordern möchte, seinen Kameraden, einen armen Teufel wie er selbst. Statt dessen befiehlt man ihm zu schießen. Und nachher kommen die großen Worte.“

Landgerichtsrat Fritzsche stimmte bei und riet zur Mäßigung. Da sagte Diederich, noch bleich und mit einer Stimme, die erschauerte:

„Das Volk muß die Macht fühlen! Das Gefühl der kaiserlichen Macht ist mit einem Menschenleben nicht zu teuer bezahlt!“

„Wenn es nur nicht Ihres ist,“ sagte Heuteufel. Und Diederich, die Hand auf der Brust:

„Wenn es auch meins wäre!“

Digitized by Google

Um das „selbständige" Albanien

Von Hermann Wendel, M. d. R.

er Ballplatz bombardiert Cettinje mit diplomatischen Noten und zwei österreichische Linienschiffsdivisionen sind zu einer „Übungsfahrt" an die albanische Küste ausgelaufen, um vielleicht heute, vielleicht morgen das Bombardement mit minder papierenen Dingen zu eröffnen. Die schwarzgelbe Radaupresse aber vollführt ein so kriegerisches Gerassel schlechtstilisierter Sätze, als rattele Batterie um Batterie über einen Knüppeldamm, und wie in den Tagen der selig unseligen Prochaska-Affäre riechen die k. k. Federfuchser Pulver in ihren Redaktionsstuben. Und die Gründe für solch bedrohliches Gehaben? Je nun, die Schreier in Wien wissen ein halb Dutzend wohlerwogener Gründe an den Fingern herzuzählen. Einmal ist in Djakowa ein Franziskanerpater von montenegrinischer Soldateska gewaltsam auf jene himmlischen Wiesen befördert worden, von denen er seinen Pfarrkindern als dem erstrebenswertesten Ziel aller Erdenpilger zu erzählen wußte, und die Machthaberchen in Cettinje weigern sich, außer dem Erzbischof von Prizren auch den österreich-ungarischen Konsul zur Untersuchung des Falles zuzulassen. Zum zweiten wollen die Montenegriner das, was sich in Skutari etwas großspurig Zivilbevölkerung nennt, nicht aus der belagerten Stadt herauslassen und der liebenswürdige Herr v. Zambaur, der Interessenvertreter der Monarchie, soll einen Streifschuß abbekommen haben, der — siehe das Beispiel Prochaska! — im Notfall von den Wiener Gazetten zu einer fürchterlichen Verstümmelung erweitert werden kann. Zum dritten hat der montenegrinische Hafenkommandant von Singin ein ungarisches Dampfboot zu dem wahrhaft schandbaren Verbrechen gezwungen, ein paar hundert serbische Soldaten, die aus ihrem von der „Hamidieh" zerschossenen Transportdampfer ins Meer gefallen oder gesprungen waren, aus dem Wasser aufzufischen und den armen Teufeln so das Leben zu retten. Und dieses noch und jenes noch!

Nun lacht selbst der letzte jüdische Faktor im letzten galizischen Krähwinkel über das ganze Gesicht, wenn er diese offiziellen Gründe hört, derentwegen die Donaumonarchie den Männern von Czernagora an den Kragen will. Solcher Beschwerden über „Verstöße gegen das Völkerrecht" und „unmenschliche Greuel" weiß sich jeder halbwegs begabte Sektionschef im k. k. Ministerium des Auswärtigen jeder Zeit auf dem billigsten Wege zu beschaffen, und man kann darauf schwören, daß sie dutzendweise allemal dann zur Stelle sind, wenn man sie braucht. Überhaupt ist es angebracht, zu den serbischen und montenegrinischen Greueln, mit deren filmhaft ausführlicher Darstellung das zivilisierte Europa seit Monaten entsetzt wird, einmal ein kräftiges Wörtlein zu sagen. Unbestritten, daß ein Völkerkrieg sich unter minder harmlosen Erscheinungen vollzieht als der Ausflug einer Sonntagsschule, und was an Bestialität in und

Digitized by Google

nach solchen Kämpfen sich austobt, kann niemand mehr im Interesse der Menschlichkeit beklagen als wir. Aber dieser Rückschlag ins Tierische wird wohl eine allgemeine Kriegserscheinung sein und sich nicht gerade auf Serben und Montenegriner beschränken, und vor allem sind die Herren Türken die letzten, die zur Beschwerde vor dem Areopag Europas ein moralisches Recht haben. Sicher sitzt in den Hinterwäldern der Politik noch mancher Kernfeste, der trotz allem an die den Heiratsmarktwert mindernde Verstümmelung des Konsuls Prochaska glaubt, aber die bulgarischen Soldaten, die man mit einer schwarzen Binde vor dem Gesicht ins Lazarett von Sofia einlieferte, weil ihnen, die verwundet auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, kurdische Redifs die Augen ausgestochen hatten, die sind schnell vergessen worden. Und wer sich einmal in Albanien umgeschaut hat, als dort die anatolischen Bataillone unter Dschavid Pascha und Torghut Schewket Pascha „die Ordnung wiederherstellten", der kann ein schauriges Lied singen nicht nur von niedergebrannten Dörfern und aufgeknüpften Rebellenhäuptlingen, sondern auch von lebendig geschmorten Säuglingen und abgeschnittenen Frauenbrüsten und weiß die „Gentlemen des Orients" in ihrem wahren Wert einzuschätzen. Nicht minder muß man bei der Abwägung der Greuelnachrichten in Rücksicht ziehen, wie der „Küstenklatsch" im Mazedonischen aus jeder Mücke nicht einen, sondern zehn Elefanten macht. Wenn in der Bistritza bei Prizren eine angenehm verwesende Katze schwimmt, erzählen sich die Kleinkrämer acht Stunden weiter, in Ferissowitsch, daß bei Prizren hundert auf gut Glück erschossene Albaner von den Serben ins Wasser geworfen seien und bis das Gerücht über Üsküb, Nisch und Belgrad nach Semlin gekommen ist — das „Lügennest Semlin" wetteifert mit dem bekannten „Lügennest Tschifu" während des russisch-japanischen Krieges —, können die Herren Berichterstatter der schwarzgelben Presse schauererregende Einzelheiten von der Niedermetzelung einiger hundert Albaner durch die Serben nach Hause telegraphieren. Das ist, was am bedenklichsten gegen die Greuelmeldungen stimmen muß: sie kommen samt und sonders aus österreichischer Quelle und liegen samt und sonders im Interesse der Kriegshetzer in der Wiener Hofburg. Sie sind, mögen die Serben noch so unsanft mit den Albanern umgesprungen sein, zu neun Zehnteln glatt erfunden oder, wenn als erfunden erkannt, doch gut und gern weitergereicht worden, zu dem einen Zweck, die Serben vor Europa zu diskreditieren und das Interesse von dem Unsinn und dem Unfug abzulenken, den Österreich-Ungarn mit Albanien im Sinn hat.

Um Albanien geht die Partie auch jetzt. Die Botschafterkonferenz in London hat sich über die Abgrenzung Albaniens nach langem Hängen und Würgen insoweit verständigt, als Skutari dem neuzubildenden „autonomen" albanischen Staate zugesprochen worden ist. Aber jeden Augenblick kann es wieder anders kommen. Wenn auf den Zinnen der Festung von Schkodra die Fahne mit dem Türkenhalbmond verschwindet und der Montenegriner Nikita im Konak, dem einzig bewohnbaren Hotel Europa gegenüber, sein Siegerhaupt zur Ruhe legt, dann wird Österreich mit der Gewalt der Kanonen und Bajonette die Eroberer aus der Stadt herauswerfen müssen. Was Rußland,

Digitized by Google

das mit jedem Liebesdienst an die slavischen Balkanstaaten eine weitere Elle seiner Vormarschlinie nach Konstantinopel gesichert glaubt, dann tuen wird, das steht auf einem andern Blatt geschrieben als die Londoner Vereinbarung. Dann werden wir vielleicht doch, wie die Diplomaten statt des brutalen Wortes Weltkrieg lieber sagen, die „allgemeine Konflagration" haben und die raffinierte Zerstörungstechnik des zwanzigsten Jahrhunderts wird Europa in einen Trümmerhaufen verwandeln.

Auf jeden Fall ist es für die Donaumonarchie geratener, Montenegriner und Serben erst gar nicht vor den Moscheen Skutaris abkochen zu lassen, und diesem Ende dient die gemeinfährliche Aktion mit den diplomatischen Drohnoten so gut wie mit den beiden Linienschiffsgeschwadern. Aber selbst wenn es gelingt, die Belagerungstruppen noch in zwölfter Stunde von dem Preis ihrer Anstrengungen zurückzuscheuchen und wenn das erträumte „selbständige" Albanien für eine Spanne Zeit Wirklichkeit wird, bleibt die Lage ganz genau so. Von Albanien weiß man in Westeuropa tatsächlich kaum mehr als von Tibet, und deshalb — deshalb nicht allein! — unterliegt die reichsdeutsche Presse leicht den suggestiven Einflüsterungen der Wiener Ballplatzblätter, die da mehr oder minder verblümt verkünden, daß das „autonome" Albanien als Barriere gegen den übermächtigen slavischen Einfluß auf dem Balkan nötig sei. In Wahrheit aber ist das „selbständige" Albanien ein Hirngespinst nicht nur, sondern auch eine nie versiegende Gefahrenquelle für den Weltfrieden.

Um auf die öffentliche Meinung Deutschlands bestimmend einzuwirken, hat Dr. Vladan Georgewitsch dieser Tage ein recht instruktives Werkchen in deutscher Sprache erscheinen lassen*). Geraume Zeit war Georgewitsch als Ministerpräsident der allgewaltige Diktator Serbiens, bis ihn die Intrigen der Draga-Clique zu Fall brachten. Ein kluger Kopf, aber auch ein großer Theatraliker. Vor sechs Monden, als in Belgrads Makedonske Ulitza mit Sack und Pack und voll grimmer Entschlossenheit das Opankenträgervolk des flachen Landes zur Kaserne zog, um hier die Flinte auf den Buckel gepackt zu bekommen zum Kampf gegen den türkischen Erbfeind, saß ich Georgewitsch in seinem Arbeitszimmer gegenüber, um mit Rede und Gegenrede die Lage zu belichten. Wenn er mit dröhnender Stimme sprach, flatterte und rauschte sein gewaltiger Bart. „Wie", begrüßte er mich in kellertiefem Baß, „Sie, der rote Revolutionär, kommen zu mir, dem schwarzen Reaktionär?" Und als sein ältester Sohn erschien, im Feldgrau seiner Reserveoffiziersuniform, gespornt und gestiefelt, stellte er ihn mit der Etikettierung vor: zur jungradikalen Partei gehörend: „Mein Sohn jungradikal! Hätte ich das gewußt, ich hätte ihn in der Wiege erwürgt." Ein großer Theatraliker, aber ein kluger Kopf.

Deshalb plädiert er auch in seiner Broschüre nicht aus eigenem für Serbiens Ansprüche, sondern trägt zur Erhellung der albanischen Frage Material aus allen Schriftstellern zusammen, die je über Volk und Land ge-

*) Dr. V. Georgewitsch. Die Albanesen und die Großmächte. Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

schrieben haben. Eine Unmenge, meist einwandfreien Materials, kommt so zusammen und jede Seite tut die Unmöglichkeit eines „selbständigen" Albanerstaates dar. Die Albaner sind weder nach Sprache und Herkunft noch in ihrem Bewußtsein eine besondere Nation. Einem Manne aus den Felsnestern der Ljuma oder Miridita könnte man weit eher das Verständnis für die dunkelsten Geheimnisse der Logarithmentafel beibringen als den Begriff einer albanischen Nation klarmachen. Stamm von Stamm getrennt, durch die Blutrache einander dezimierend, auf einer der niedersten Stufen der Entwicklung, hausen die Albaner in ihren unzugänglichen Bergschluchten, fabrizieren ihren Ziegenkäse ganz nach dem Muster der homerischen Griechen und haben nur eins von der Zivilisation angenommen, das moderne Repetiergewehr, und zwar, um im übrigen dieser Zivilisation um so erfolgreicher Widerstand leisten zu können. Was neulich auf dem albanischen Kongreß zu Triest die Backen so voll genommen und die Phrasen von der Freiheit und Selbständigkeit Albaniens so oft wiedergekäut hat, waren vom Ballplatz bezahlte Agenten Österreichs und ohne jeden Zusammenhang mit den albanischen Stämmen — der Mann der Ljuma und Miridita weiß weder von diesem Kongreß etwas noch von der provisorischen Regierung, die neulich in Vallona einen bunten Fetzen Tuch entfaltet hat, er will nur seine Ruh haben, keine Steuern zahlen, noch einmal seine Ruh haben, nicht Soldat werden und zum drittenmal seine Ruh haben. Was man darüber hinaus den Albanern andichtet, hat mit dem Ballplatz mehr zu tun als mit dem weißen und schwarzen Drin.

Schon eine Frage zeigt die Schwierigkeiten, in denen das „selbständige" Albanien wie in einem Sumpf stecken bleiben wird. Wenn wirklich aus einem der europäischen Fürstenhäuser, die Überfluß an Arbeitswilligen haben, ein Operettenkönig auf den neugebackenen albanischen Thron gesetzt wird, so ist, um Ordnung im Lande zu schaffen, die Entwaffnung der Albaner erste Voraussetzung. Wer aber soll die Entwaffnung durchführen? Da ist schon der Haken! Entweder sitzt der König machtlos auf seinem Thrönchen, die Albaner behalten ihre Flinten und an der serbischen, giechischen und montenegrinischen Grenze regnets Kugeln und Zwischenfälle, oder, was wahrscheinlicher, Österreich-Ungarn und Italien besorgen mit einer Truppenmacht gemeinsam die „Pazifierung" Albaniens und das „selbständige" Albanien ist, was zwischen 1864 und 1866 Schleswig-Holstein war, und beschleunigt den kriegerischen Austrag der österreichisch-italienischen Eifersüchteleien wegen der Herrschaft in der Adria. In beiden Fällen aber ist das „selbständige" Albanien für den Weltfrieden ein offenes Pulverfaß in der Nähe eines lustig sprühenden Schmiedefeuers, wie jedes Albanien, das nicht durch seine Aufteilung unter Serbien, Montenegro und Griechenland der weltpolitischen Gefahrenzone entrückt ist.

So stehen die Dinge. Aber mit der gespreizten Würde des politischen Scharlatans versichert Herr Bassermann in der Osternummer der Wiener „Zeit", das deutsche Volk habe „volles Verständnis" für Österreichs Forderung nach einem selbständigen Albanien. Stimmt! Genau so viel Verständnis nämlich wie für Herrn Bassermann und die Seinen.

Digitized by Google

Die ungarische Schandwirtschaft

Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses

Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Münchener Professor Franz von Löher das Buch „Die Magyaren und andere Ungarn" veröffentlichte, ging ein Sturm der Entrüstung durch das offizielle Ungarn. Löhers Verbrechen bestand darin, daß er an eine Tatsache rührte, die der tiefste Schmerz der Madjaren ist und die aus der Welt zu schaffen, der glühendste Wunsch der madjarischen Chauvinisten war und ist. Er erzählte, daß die Mehrheit der Menschen, die in Ungarn wohnen nichtmadjarischer Nationalität ist. Seitdem sind fast vierzig Jahre verflossen und in dieser Zeit hat der herrschende Klüngel in Ungarn fieberhaft daran gearbeitet, mit allen Mitteln, hauptsächlich mit denen gefälschter Statistiken die Zahl derer, die sich zum Madjarentum bekannten, zu erhöhen und die der anderen Nationalitäten zu verkleinern. Auf diesem Wege ist es ihnen gelungen, herauszurechnen, daß die Madjaren in Ungarn eine, wenn auch kleine Mehrheit ausmachen. In der Tat sind sie eine Minderheit. Sie machen noch lange nicht die Hälfte der ungarischen Bevölkerung aus.

Seit dem Jahre 1848 gilt das madjarische Volk als ein Volk von unbezähmbarem Freiheitsdrange. Die Gesetze des Landes sind ihrem Wortlaut nach in der Tat viel liberaler als die Österreichs zum Beispiel und sie werden auch, soweit sie auf die herrschenden Klassen angewendet werden, liberal gehandhabt. Aber sobald der Angeklagte in einem politischen Prozesse der Angehörige einer nichtmadjarischen Nationalität ist und als Vertreter und Verteidiger seiner Nationalität vor Gericht steht, kann es ihm sehr schlecht gehen. So wurde der Redakteur eines deutschen Lokalblattes im Banat (namens Korn) wegen eines harmlosen in seiner Zeitung veröffentlichten Gedichtes so schwer verurteilt (soviel ich mich erinnere, zu einem Jahre), daß er vorzog zu fliehen. Er lebt seit lange in Deutschland als Journalist. Das Gedicht feuerte seine Landsleute (die Banater Schwaben) an, ihre deutsche Muttersprache zu pflegen. Dabei wurde sogar in einer Strophe die treue Anhänglichkeit an den ungarischen Staat ausgesprochen. Übrigens haben bisher gerade die Deutschen in Ungarn den Madjaren in ihrer Herrschbegierde gar keine Schwierigkeiten gemacht. Die Siebenbürger Sachsen, klein an Zahl, haben sich, seit ihnen ihre Sprachprivilegien genommen wurden, mit den Herrschenden ausgesöhnt und stehen im ungarischen Parlament immer auf der Seite der jeweiligen Regierung. Die deutschen Bauern im Banat haben sich früher nie nationalpolitisch betätigt, und haben als ihre Vertreter immer Vollblutmadjaren oder Madjaronen (Renegaten aus andern Nationalitäten, die den Madjaren zulaufen) gewählt. Sie sitzen in ihren noch immer schwäbisch-deutschen Dörfern, vermehren sich zahlreich und leben in wirtschaftlicher Behag-

Digitized by Google

lichkeit, die ihnen gestattet, immer mehr und mehr rumänischen und serbischen Boden an sich zu reißen. Sachsen wie Schwaben sind darin echte und rechte Deutsche, daß sie staatstreue Bürger sind, daß sie sich dem Staate, in dem sie leben, nicht entgegenstellen und daß sie selbst schwere Schädigung ihrer Nationalität ruhig hinnehmen. Darin ändert sich nun freilich in der letzten Zeit manches. Besonders in den Schwaben regt sich das Nationalgefühl sehr merklich.

Die Slovaken, Rumänen und Serben haben ein starkes Nationalgefühl, aber sie stehen wirtschaftlich und kulturell zu tief, als daß sie sich sehr viel wehren könnten. Den Nationalitäten ist zwar gesetzlich ihr nationales Existenzrecht verbürgt, aber nur mit Worten. In Wirklichkeit erkennt sie der Staat nicht an. Das beweist die eine Tatsache, daß der Staat den Schulen der Nationalitäten keinerlei Unterstützung gibt. Wo Nationalitäten eigene Schulen haben, sind es Gemeinde- oder Kirchenschulen.

Das Wahlrecht ins Parlament ist so eingerichtet, daß die Nationalitäten nur schwer und selten in die Lage kommen, ihre Vertreter hineinzubringen. Es ist ein exzessiv oligarchisches Wahlrecht, zugeschnitten auf die madjarische Oberschichte. Die Regierung hat bei den Wahlen alle Trümpfe in der Hand. Keine Wahl vergeht ohne Blutvergießen und ohne Verwendung großer Militärmassen. In die Art dieser Verfassung und ihrer Handhabung hat zuerst mit starken Lichtern der Abg. Dr. Karl Renner in einer Reihe von Schriften, die unter dem Pseudonym Springer erschienen sind, hineingeleuchtet. Man wußte die Dinge schon, aber man war wenig in der Lage, die konkreten Einzelheiten darlegen zu können. Das hat insbesondere ein Engländer getan, der vielleicht als der erste seinen Landsleuten über die Willkürherrschaft in Ungarn und über die maßlose Unterdrückung der nichtmadjarischen Nationalitäten die Wahrheit verkündigt hat.

Metternich hat einmal gesagt, bei der St. Marxar Linie fange der Orient an. Sie liegt im Osten gegen Ungarn zu. Wenn jemand sich von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugen will, so braucht er bloß das letzte Buch des erwähnten Engländers*) zu lesen. Es ist ein Buch der Tatsachen. Diese erzählen uns unwiderleglich von Zuständen, wie sie nirgend mehr in Europa bestehen. Natürlich hat es in den herrschenden Kreisen Ungarns ein Wutgeheul veranlaßt.

Seit dem Versprechen des Ministeriums Fejervary im Jahre 1905, das die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes zum Gegenstande hatte, ist die madjarische Oligarchie an der Arbeit, ein solches Wahlrecht auszusinnen, das möglichst wenig demokratisch und so gestaltet sei, daß die madjarische „Staatsnation" im sicheren Besitze der parlamentarischen Herrschaft bleibe. Das heutige Ministerium Lukacs hat nun ein neues Wahlgesetz zustande gebracht, das ein reiner Hohn auf den demokratischen Gedanken ist. Vorerst aber war es die Aufgabe dieses

*) Ungarische Wahlen. Beitrag zur Geschichte der politischen Korruption (mit vielen Originaldokumenten und einem Nachtrag über die jüngsten Wahlen in Kroatien) von R. W. Seton-Watson („Scotus viator"). Aus dem Englischen von Heinrich Calmbach. Leipzig, Dietrich. 1912. 4 M.

Digitized by Google

Ministeriums, das neue Wehrgesetz durchzubringen. Die Opposition, eine nur wenig gleichartige Zusammenfassung verschiedener Parteien, unter denen nur die nicht sehr zahlreiche Gruppe, die sich um den ehrlichsten Politiker Ungarns, Justh, schart, eigentlich die einzige wirklich wahlreformfreundliche ist, forderte vor der Wehrreform die Wahlreform. Sie verhindert die Verhandlungen der Wehrreform mit den in der Geschäftsordnung des ungarischen Parlaments massenhaft dargebotenen Obstruktionsmöglichkeiten. Es war klar, daß man dieser Opposition nur Herr werden konnte durch Verletzung der Geschäftsordnung oder durch Anwendung offener Gewalt. Die Mehrheit war zu einer solchen Taktik entschlossen und es handelte sich nur darum, einen Menschen für den Präsidentenstuhl zu finden, der seines Amtes mit der nötigen Rücksichtslosigkeit zu walten bereit war.

Als solcher bot sich Stefan Tisza an. Und er hat sich als ein brutaler und zu jeder Gewalttat fähiger Mann bewährt. Was unter seinem Präsidium im ungarischen Parlament geschehen ist, ist in der Parlamentsgeschichte aller Staaten ohne Beispiel und wird wohl auch ohne Nachahmung bleiben. Er hat der Reihe nach fast alle Mitglieder der Opposition durch die Polizei aus dem Hause entfernen lassen. Sie wurden dann durch Beschlüsse der Mehrheit auf lange Zeit ausgeschlossen. Die ausgeschlossenen Abgeordneten versuchten wiederholt in das Haus einzudringen. Das Parlament mußte von Polizei und Militär bewacht werden und es kam zu den unerquicklichsten Auftritten. Aber die hauptstädtische Bevölkerung, obwohl dem Ministerium Lukacs feindselig, blieb ruhig. Als 1897 Graf Badeni das Wiener Parlament vergewaltigen wollte, erhob sich die Wiener Bevölkerung in ziemlich tumultuarischer Weise. So sehr das Wiener Parlament ein Privilegienparlement war, so wurzelte es doch unvergleichlich mehr im Bürgertum als das ungarische. Dieses ist allgemein im Lande geringgeschätzt und man wußte, daß die Opposition ebenso verächtlich sei als die Mehrheit. Und so war für die „Arbeitsmehrheit" der Weg frei. Die Wehrreform wurde nach den Wünschen des Hofes gemacht, das neue Wahlgesetz angenommen und eine neue Geschäftsordnung gemacht. Alle Proteste der Opposition gegen die Rechtsgültigkeit der nach Bruch der Geschäftsordnung gefaßten Beschlüsse blieben unbeachtet. Bei Beratung der Wahlreform hatte Graf Tisza die Frechheit, in einer Rede für die Vorlage der Regierung das Wiener Parlament und den Berliner Reichstag zu beschimpfen, als ob das geistige Niveau des ungarischen Parlaments turmhoch über dem dieser Körperschaften des allgemeinen Wahlrechtes stände. In der Wirklichkeit steht es so, daß die madjarische Oligarchie ein hervorragendes Talent der politischen Wichtigtuerei hat. Das ungarische Parlament war bisher die Brutstätte eines widerwärtigen politischen Schmierenkomödiantentums.

In der letzten Phase der Budapester Parlamentstätigkeit ereignete sich nun etwas äußerst Merkwürdiges. Der Ministerpräsident wurde schmutziger persönlicher Geschäfte und außerdem beschuldigt, er habe bei den letzten Wahlen vier Millionen Kronen Staatsgelder für Wahlzwecke verwendet. Lange sträubte sich Kovacs eine Klage gegen den Abg. Desy, der die Beschuldigungen erhoben hatte,

Digitized by Google

anzustrengen. Man wurde an die lustige Geschichte erinnert, die sich vor einigen Jahren ereignete. Ein korrupter Abgeordneter begegnete auf der Straße einem Bekannten. Als der ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Ich kann nicht klagen!" Aber endlich ging es nicht weiter, Lukacs mußte sich entschließen, vor Gericht zu gehen. Aber warum sollen Gerichte in einem solchen oberfaulen Lande wie Ungarn anders sein als der herrschende politische Geist. Das Gericht verurteilte Desy wegen eines nicht etwa sehr beträchtlichen privaten Vorwurfes zu einer geringen Geldstrafe, erklärte aber, wegen des Vorwurfes der vier Millionen nicht in die Verhandlung einzugehen, da das eine Sache sei, die unter das Ministerverantwortlichkeitsgesetz falle und in die Kompetenz des Parlamentes gehöre. Allen Angriffen im Magnatenhause, die ihn aufforderten, sich auf parlamentarischem Boden zu reinigen, wich Lukacs mit gewundenen Erklärungen und offensichtlichem Schuldbewußtsein aus.

In die Regierungszeit Kovacs' fällt auch die Bestellung des berüchtigten Cuvaj zum Banus von Kroatien. Zur selben Zeit, als die Völker des Balkans, die Bulgaren und Serben, sich zur Eroberung ihrer Freiheit erhoben, regierte die Kroaten, die Stammverwandten der Serben, ein Mann, der mit der Machtvollkommenheit eines Satrapen ausgerüstet wurde, dem Lande alle und jede Freiheit raubte und so mit allen passenden Mitteln vorarbeitete, um in Kroatien eine unversöhnliche Irredenta vorzubereiten. Damit das Bild ungarischer Sittenzustände vollständig zu machen, sei noch mitgeteilt, daß diesem Cuvaj in in- und ausländischen Zeitungen die schmutzigste persönliche Korruption vorgeworfen wurde, ohne daß er sich rührte.

So schauts in Ungarn aus. Wir in Westösterreich haben das Elend der nationalen Reibereien und vieles andere wenig ansprechende. Auch Korruption gibt es bei uns reichlich. Aber so viel da zu tadeln ist — man hat doch das Bewußtsein, daß alles, was an Gemeinheit vorhanden ist, sich zu verstecken trachtet. Politische Wahlen, wie in Ungarn, sind bei uns einfach (vielleicht Galizien ausgenommen) unmöglich. Aber in Ungarn geht die Schande auch bei Tage bloß. Es wird lange dauern, bis sich diese Zustände ändern. Aber sie werden sich ändern. Auch für die madjarische Oligarchie wird der Tag der Vergeltung kommen. Heute rühmt man die „Tapferkeit" Tiszas und die „Beharrlichkeit" Kovacs'. Es wird die Zeit kommen, in der auch die Angehörigen der madjarischen Nation sich nur mit Gefühlen brennender Scham an Männer erinnern werden, deren politische Sittlichkeit auf dem Niveau des Betyarentums steht. Doch nein, es hat gerade auf ungarischem Boden Räuber gegeben, die in Volksliedern, und nicht ganz mit Unrecht, gefeiert wurden. Diese Räuber waren den Armen gut und feind den Reichen. Räuber wie Tiszas und Kovacs werden in Volksliedern nicht fortleben. Aber der Fluch aller Ungarn, die nicht daran glauben wollen, daß die Verhöhnung alles Rechtes, die Vertretung der eigennützigsten persönlichen und Privilegieninteressen der Gipfel der Politik sind, wird ihnen folgen.

Digitized by Google

Notizbuch

Das allerhöchste Jubiläum

Mehr sag ich nicht: das wird schön werden. Nach 1813, Richard Wagner, Hebbel, Otto Ludwig, nach den fünfzigsten Geburtsfesten der Fulda, Otto Ernst und Dreyer, die das deutsche Volk nicht ohne erhöhten Puls vorübergehen lassen konnte, nach der Königin Luise im Film, der Groß und Klein bezauberte, Hoch und Niedrig geradezu religiöse Gefühle einhauchte, kommt jetzt der allerhöchste Feiertag: das Regierungsjubiläum Wilhelms II.

Ich habe mir ein Archiv angelegt, um für meinen Teil mitzuwirken an den Geschehnissen, die da kommen werden.

Bis jetzt — das heißt in den letzten sechs Wochen — sind etwa dreißig Bücher zur Huldigung an Seine Majestät erschienen. Aus meiner Sammlung greife ich nur die wertvollsten heraus:

1. „Wilhelm II. und die Marine." Herausgegeben von Professor Willi Stöwer, Text von Admiralitätsrat Wislicenus. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin, Folio-Format, 258 Seiten mit 10 doppelseitigen farbigen Bildern und 120 Textillustrationen. Preis: 5 Mark, Vorzugsausgabe 10 Mark. Bezug durch alle Buchhandlungen.

Und schon ist eine Kritik darüber erschienen: im „Tag" des Herrn Scherl, wo einträchtiglich nebeneinander die scharfmacherischen Generalleutnants und die syrup-sanften Lyriker zu finden sind. Dort stimmt ein Freiherr von Dincklage seinen Tenor zu Wilhelms Ruhm und Größe: „Das Volk in Waffen" wollen und müssen wir bleiben, und freudig wird das reiche Deutschland auch seine Finanzkraft einsetzen, wenn es heißt: „Denkt an die Kontributionen vor 100 Jahren!" Der Freiherr v. Dincklage aber setzt sich freudig und ohne Skrupel für ein Werk Scherls in einem Blatte Scherls ein. „Warm empfiehlt er es allen, denn es umfaßt eine Tat für den deutschen Patriotismus". Der Freund des Vaterlandes schreibt aber in dieser deutschen Sprache: „Es zeugt von richtigem Verständnis des Verfassers unseres Buches, wenn er des Lesers Blick auf die so dauernd und stabil zunehmenden Interessen schon des jugendlichen Prinzen Wilhelm für die Schiffahrt lenkt, wenn er uns schon den elfjährigen Hohenzollern als Matrosen auf der winzigen Fregatte ‚Royal Louise' zeigt, kreuzend auf den Gewässern der Havel."

Wer kreuzt? Der Verfasser, der elfjährige Hohenzoller oder die winzige Fregatte „Royal Louise"? Oder durchkreuzt der Freiherr nur die deutsche Grammatik?

2. „Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König" von Paul Meinhold. Mit zahlreichen Abbildungen. Ernst Hofmann & Co., Berlin W.

Aus dem Waschzettel, den die Verlagsbuchhandlung „zum gefl. Abdruck" beilegte: „Wenn eine so eigenartige Persönlichkeit, eine so ausgesprochene Individualität wie Kaiser Wilhelm II. an 25 Jahre das Steuer eines Reiches von der Bedeutung des Deutschen geführt hat, so erscheint der Zeitpunkt zur Rückschau gekommen, um eine geschichtliche Würdigung seines Lebens und seines Herrscherwirkens zu vollziehen." Das Buch, das von einem anstän-

Digitized by Google

digen Oberlehrer geschrieben scheint, der in Obersekunda deutschen Literaturunterricht erteilt, zerfällt in genau zwanzig Kapitel, wovon wiederum sieben so lauten:

Der Kaiser und das Deutschtum.
Der Kaiser und die Wissenschaft.
Der Kaiser und die Religion.
Der Kaiser und die Erziehung.
Der Kaiser und die Kunst.
Der Kaiser und das Heer.
Der Kaiser und der Sport.

Fein säuberlich. Im Kapitel „Der Kaiser und die Kunst" stehen die goldenen Worte: „Der Mensch braucht die Kunst, sie ist kein Luxus." S. 186: „Es sind schwere Anklagen, die er als Landesherr mit sorgendem, bekümmertem Herzen gegen die moderne Kunst und ihre Vertreter erhebt. Sie soll das Herz des Volkes veredeln, erheben, nicht vergiften. Er selbst stellt ihr die Aufgabe, weist ihr das Ziel. Das Theater, ein Werkzeug in der Hand des Monarchen, gleich der Schule und der Universität." Und dann kommt der Herr Verfasser auf Joseph Lauffs dichterische Tätigkeit, welcher der Kaiser — wie bekannt — sein besonderes Interesse zuwende, das sich bis zur künstlerischen Mitarbeit steigere. Nicht mit Unrecht feiern also alle Gymnasialprofessoren, denen die Kunst ein Luxus ist, Wilhelm II. als Erzieher seines Volkes.

3. „Der Kaiser und die Monarchisten" von Graf E. Reventlow. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin, 1913.

Das ist der Kraftanbeter unter den Biographen. Das ist der Mann mit der starken Faust. Das ist einer, der auch vor „ehrlicher Kritik" nicht zurückscheut; kurz: ein alldeutscher Herrenmensch, der für das Gottesgnadentum plädiert, Nietzsches „blonde Bestie" sein möchte und Wilhelm II. Mangel an Kraft vorwirft.

„Der deutsche Herrscher, so wollen wir es ausdrücken, sollte sich vor allem nicht durch das Zauberwort von der modernen Entwicklung blenden und unterjochen lassen." — Und: „Nichts ist verderblicher, als wenn Monarchen dem Demos zu gefallen suchen; auch mit einem Polypen, oder einer Boa constrictor kokettiert man nicht." Äußert der Herr Graf, dem vielleicht einmal ein Polyp oder eine Boa constrictor nicht ungefährlich werden kann.

Der besorgte Graf geht von den Novembertagen des Jahres 1908 aus und kommt zu dem Schlusse: „Der monarchische Gedanke und sein wichtigster Träger: der deutsche Kaiser und König von Preußen sind durch die Novemberereignisse 1908 geschädigt worden." Das bedauert er in unendlich langweiligen Jeremiaden. Im Vorwort erzählt er: „Im Jahre 1906 ließ der Verfasser die Schrift: Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner" erscheinen. Sie steht auf dem monarchischen Standpunkte, hat aber nach Beobachtung und Urteil des Verfassers nicht im monarchischen Sinne gewirkt, obgleich sie es bezweckte" (rührend ist diese Beichte). „Die Schrift enthält manches Richtige, ist aber im politischen Grundgedanken unklar und innerlich nicht konsequent." Es ist für die Entwickelung des Herrn Verfassers zu hoffen, daß er nach abermals sieben Jahren von seinem letzten Buche Ähnliches äußert.

Digitized by Google

4. „Kaiser Wilhelm II." von Professor Dr. Karl Berger. Mit 49 Abbildungen, darunter 5 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.

Noch ein Oberlehrer. Und wieder liest man Wahrheiten wie diese: „Wer mitten im Strome ringt, vermag das Leben ringsum nicht so gut und weit zu überschauen, wie der andere, der am Ufer auf freier Warte steht." Alle Zuhörer nicken beifällig. „Aus Hohenzollernstamm zu sein, ist wahrlich keine geringe Mitgift" und „an der Wiege ward ihm etwas nicht gesungen." Diesem „Volksbuch" der Geschichte sind neben Abbildungen, die man aus den illustrierten Zeitungen kennt, Reproduktionen nach Gemälden von Làszló, Max Koner, Hugo Vogel beigegeben, deren pompöse Mittelmäßigkeit den Geschmack des Dargestellten bei weitem glücklicher illustriert als der Text des Herrn Professors.

5. „25 Jahre Deutscher Kaiser." Eine Festschrift zum Regierungsjubiläum 15. Juni 1913. Von E. Th. Müller, Militäroberpfarrer des 21. Armeekorps und Konsistorialrat. 1913. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/Gr.

Der Herr Oberpfarrer wäre ein Biedermann, wenn er nicht zu Superlativen eine verhängnisvolle Leidenschaft gefaßt hätte. Schon seine Kapitelüberschriften verraten, daß er seine Predigten oft auf freiem Felde gehalten haben muß. Sie brüllen. „Durchs Kreuz zur Krone." „Der oberste Kriegsherr." „Schirmherr des Friedens und Mehrer des Reichs." „Landesvater, Schutz und Rater." „Des Kaisers Würde und Bürde."

Da jeder Verlagsprospekt versichert, daß die Schrift, die er empfiehlt, frei von allem Byzantinismus sei, kann man von vornherein immer das Gegenteil annehmen. Der Verlag des Oberpfarrers macht noch die intime Mitteilung, daß der Herr „Verfasser den Regierungsantritt als Berliner Student selbst mit erlebt" habe. (Aber das ist ja schlechterdings aufregend.) So erzählt er denn von einer Parade, die er kurz vor dem Tode Kaiser Friedrichs mit eigenen Augen gesehen und in all dem Überschwang, den so ein Erlebnis für einen künftigen Militäroberpfarrer mit sich bringt, vergißt er jede Berechnung und phantasiert: „Der Kronprinz Wilhelm führte seinem kaiserlichen Vater, der auf der Gartenterrasse des Charlottenburger Schlosses saß, die Regimenter seiner 2. Garde-Infanterie-Brigade vor. Es waren das dieselben Regimenter, die der Kaiser einst strahlend in Manneskraft zur siegreichen Entscheidung bei Königgrätz geführt hatte; jetzt zogen sie zum letzten Male hier an dem dem Tode geweihten Sieger vorüber." 1866 bis 1888. Das sind 22 Jahre. Die Absicht, zu täuschen, liegt nicht im geringsten vor. Wenn man sich aber für seinen König in Stimmung geredet hat, dann hört jedes Nachdenken, jede Überlegung, bevor man spricht oder schreibt, auf. Dieselben Regimenter, die der Kaiser einst bei Königgrätz zur siegreichen Entscheidung geführt hatte, zogen zum letzten Male an dem Sieger vorüber. Doch eine Absicht? Muß man, um patriotische Wehmut zu erzeugen, auf jede Logik und Kopfrechnen verzichten?

Sonst liest man in diesem (der Prospekt sagt wieder) „idealen Volksbuch" nur von Lichtgestalt, reckenhafter Er-

Digitized by Google

scheinung, treuester Liebe, fürsorglichster Pflege, ernstester Selbstzucht, freudigster Hingebung ..., und als der greise Wilhelm I. bestattet wird, da geschieht es „unter einer Anteilnahme, wie sie in der Weltgeschichte beispiellos ist".

Meine Herren Marinenmaler, Oberlehrer, Grafen und Oberpfarrer, wir alle wissen, was jüngst ein hoher Staatsbeamter im Gespräch hübsch formulierte: Byzanz liegt schon lange nicht mehr am Goldenen Horn.

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Mit der Mitteilung, daß, entgegen den Nachrichten anderer Blätter, der bayerische Kriegsminister Freiherr Kreß von Kreßenstein nicht daran denke, seine Entlassung zu nehmen, hat das Münchener sozialdemokratische Organ recht behalten. Das Gerücht von einer derartigen Absicht des anerkannt tüchtigen Soldaten erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß für den Fall einer Mobilmachung Herr von Kreß als Führer der bayerischen Armee vorgesehen ist. —

Zwei, dem hohen katholischen Adel angehörige Reichsräte, die vor neun Jahren schon einmal einen Vorstoß gegen die damalige Regierung unternahmen, machen wieder von sich reden. Der eine, Graf von Arco hat vor kurzem in einem Fraunsteiner Zentrumszirkel über allerlei politische Vorkommnisse gesprochen und dabei u. a. gesagt: „Es ist die höchste Zeit, daß die Jesuiten hereingelassen werden, damit der Schlamperei, die im Weltklerus herrscht, ein Ende bereitet wird". Der andere, Graf Max von Freysing verhöhnt in der „Zukunft" die einmalige Vermögensabgabe, die er als ein Zugeständnis an die Sozialdemokratie und eine Revolution ohne Barrikaden und Schafott wertet. Der Artikel ist mit Anzüglichkeiten gegen den deutschen Kaiser gespickt und hat in der bayerischen Zentrumspresse eine beifällige Würdigung gefunden. —

Der Generaldirektor der staatlichen Bergwerke, Hütten und Salinen, Herr von Rudolph ist in den dauernden Ruhestand versetzt worden. Diese mit dem schlechten Gesundheitszustande des Generaldirektors motivierte Maßnahme hat ihren Grund in verschiedenen schweren Mißgriffen seiner Verwaltung, insbesondere in der von ihm betriebenen Erwerbung des Bergwerkes Stockheim, an der der Staat zweiundeinhalbe Million verloren hat. Eine von der bayerischen Kammer der Abgeordneten zur Untersuchung der Stockheimer Affäre eingesetzte Kommission konnte wegen des vom Zentrum erzwungenen Schlusses der letzten Session ihre Arbeiten nicht vollenden. Es waren indessen von dem Referenten (liberal) und dem Korreferenten (Zentrum) soviele die Generaldirektion schwer belastende Tatsachen festgestellt worden, daß ein strafrechtliches Verfahren gerechtfertigt gewesen wäre. Die Regierung hat sich aber, anscheinend in Rücksicht auf die Zentrumspartei, mit der Rudolph in enger Fühlung stand, mit der einfachen Außerdienststellung begnügt. —

Auf die innerbayerischen Verhältnisse wirft ein Vorgang im Nürnberger Rathause ein bezeichnendes Licht. Darüber berichtet die M. Augsbnrger Abendztg.:

In der Sitzung des Nürnberger Gemeindekollegiums machte das sozialdemokratische Mitglied Eichenmüller, nachdem auf einer vom Kollegium an den Magistrat gestellten Anfrage, ob bei Behandlung von Anträgen von nicht in Bayern heimatberechtigten Personen auf Verleihung der bayerischen Staatsangehörigkeit auch Erhebungen über die politische Betätigung

Digitized by Google

der Gesuchsteller gepflogen werden, vom Magistrat ausweichend geantwortet worden war die Feststellung, trotz der Behauptung der jeweiligen Ministerpräsidenten, daß solche Erhebungen nicht stattfinden, habe er Beweise in Händen, daß in Nürnberg solche Erhebungen gepflogen werden und ein Gummistempel existiert, mit dem Satze: „Hat sich in der politischen Bewegung nicht bemerkbar gemacht". Die Angelegenheit werde an anderer Stelle noch behandelt werden. —

Im fortgesetzten stillen Kampfe der beiden Richtungen der bayerischen Zentrumspartei hat die Gruppe Heim wieder eine Niederlage erlitten. Bei der unter Leitung Dr. Heims stattgehabten Ergänzungswahl zum Aufsichtsrat der Bayerischen Landwirtschaftsbank hatten die Heimleute anstatt des ausgeschiedenen Staatsministers von Soden, den Abgeordneten Osel vorgeschlagen. Er unterlag ebenso wie zwei andere von dieser Seite präsentierte Kandidaten, und die Gegner der Heimischen Organisation wurden mit beträchtlicher Mehrheit gewählt. —

Als Vorspiel der herbstlichen Fürstenfeier in Kelheim fand dort während der Ostertage eine Hundertjahrfeier der Wehrkraftvereinigung unter Beteiligung von ungefähr dreitausend Wehrkraftjungen statt. Dabei hielt der Bezirksamtmann von Kelheim, ein Herr Narciß, in der Befreiungshalle eine Rede an die Knaben, in der er sagte:

„Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in unseren Tagen der mehrtausendjährige Kampf zwischen Germanen und Slawentum in eine neue Phase getreten ist, daß wir unsere ganze Kraft brauchen werden, um dem furchtbaren Anprall siegreich standhalten zu können, der über kurz oder lang von Osten und Südosten her über uns hereinbrechen wird".

Gegen eine solche Mißhandlung unserer Jugend sollten alle anständigen Leute in Bayern energisch Front machen. —

Im Bayerischen Vaterland, das auch in der letzten Woche eine Reihe von scharfen Angriffen gegen die Rüstungspolitik des Herrn von Hertling gebracht hatte, beginnt eine neue Artikelserie dieser Art unter der Überschrift: „Lose Gedanken eines mißtrauischen Bayern". In dem ersten dieser Aufsätze ist folgende Stelle von Interesse, da sie zweifellos noch zu weiteren Auseinandersetzungen führen wird: „Es könnte die ganze Geschichte der Militärvorlage mit allem Vorher und Drum und Dran für etwas längst Abgekartetes halten.

„Ich setz den Fall": — daß der berühmte Jesuiten-Erlaß des Ministeriums Hertling so gewissermaßen die Überraschung von Tauroggen markiert als „Exposition"; das die Desavouierung Hertlings durch den Bundesrat das „erregende Moment" in das Drama zu bringen bestimmt war. In der Erwartung, dadurch das ganze liberale und nationale Spießbürgertum auf die Seite der Reichsregierung zu ziehen, hätte man sich nicht getäuscht. Und — bisher — ebensowenig in der Hoffnung, daß Hertling die Zentrumsabgeordneten ohne Anstrengung hinter sich herführen könne.

Wir hätten es also eigentlich mit einem politischen „Meisterstreich" (?) der Regierungen an der Spree und an der Isar zu tun. Bethmann: Ihr kriegt die Jesuiten, wenn Ihr mir die Soldaten gebt. Hertling: Wir geben die Soldaten, wenn Ihr uns die Jesuiten gebt.

Die Liberalen bis tiefst hinein in die freisinnige Volkspartei sind einverstanden. Ist es das Zentrum ebenfalls? Und was sagen die Jesuiten dazu?

Digitized by Google

Ist es ihr Ehrgeiz, in Deutschland zugelassen zu werden auf die Gefahr, daß das Volk berechne, daß jeder Jesuit uns jährlich eine ganze oder eine halbe Million mehr Steuern kostet?!? . . ." —

Die angebliche Zurücksetzung katholischer Kandidaten bei der Bewerbung um bayerische Universitätsprofessoren gibt der Zentrumspresse immer noch Anlaß zu scharfen Protesten gegen dieses Unrecht. Die Augsburger Postzeitung kündet an, daß „fürderhin der schärfere Kampf" dem Zentrumswillen Nachdruck verschaffen werde. Und dieser Kampf „wird ununterbrochen dauern bis der letzte zu Recht geforderte Heller bezahlt ist." —

Der liberale Landtagsabgeordnete Haagen, Vertreter des Wahlkreises Weißenburg (Mittelfranken), der erst seit 1912 dem Landtag angehörte, hat sich im Starnberger See ertränkt. Er war Bankier und Bürgermeister in Pappenheim. Im Landtag ist er nie hervorgetreten. Der Wahlkreis wurde von den Liberalen mit Hilfe der Sozialdemokraten in hartem Kampfe gegen die Konservativen (3382 gegen 3098 Stimmen) gewonnen. Nach diesem Vorfall werden die Liberalen das Mandat nur mit Mühe behaupten können.

Balthasar

Politik der Geistigen

III.

Die Intellektuellen mögen stehen, wo sie wollen, in der Partei, die sie sich für die politische Tagesarbeit ausgesucht haben oder außerhalb des Parteigetriebes, alle verbinde die höhere Kollegialität des Geistes. Sie seien die Enzyklopädisten der neuen Gesellschaft, die bei uns in der Bildung begriffen ist. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Politik nicht den Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation verliert, und daß das geistige Leben der Nation sich nicht in mandarinenhafter Empfindlichkeit gegen alles verschanzt, was nach Politik aussieht. Ein gut Teil unserer Intellektuellen sitzt in den Mäuselöchern artistischen Spezialistentums, ein anderer sieht, auf den Zinnen von Elfenbeintürmchen, gefaßt dem unvermeidlichen Augenblick entgegen, wo der Rote Adler auch ihm ein Junges auf die eingesunkene Brust macht.

In wieviel bürgerlichen Familien Deutschlands vermag man deutliche Unterschiede zu erkennen zwischen der Art, wie ein Hofbericht des „Lokalanzeigers" stilisiert ist, und einer, in derselben Sprache geschriebenen Seite Prosa von Heinrich Mann? Und doch wäre das der Anfang einer „nationalen Erhebung", denn Stil ist ja nicht eine Fertigkeit, die man sich durch Übung erwerben kann, wie Tellerfangen, Feuerschlucken und offiziöse Leitartikel schreiben. Stil ist Gesinnung. Deshalb darf man sich nicht wundern, daß unsere völkischen Federhelden mit der deutschen Sprache, von deren Heiligkeit ihr Mund überfließt, umgehen wie mit Huren und Schuhbesen. Da stehen sie an drei Grenzen und wettern in einem für bessere Deutsche unverständlichen Idiom. Wettern gegen Leute, die lieber französisch, polnisch oder dänisch sprechen, als das Kasernen- und Bureaudeutsch zu üben, das in jenen Gegenden für die Sprache Goethes ausgegeben wird. Pioniere des Deutschtums, schreit weniger Hurra und benutzt die dadurch freigewordene Zeit, um Deutsch zu lernen!

Wenn einer schon, in diesen Zeitläuften, vom Ehrgeiz besessen ist, Re-

Digitized by Google

serveoffizier zu werden, so darf es uns weiter nicht erstaunen, wenn er nach Erreichung seines Ziels den Lebensstil des aktiven Offiziers ins Bürgertum verschleppt und für den Militarismus unbezahlte Agententendienste verrichtet. Der Reserveoffizier hat gut die Hälfte des geistigen Erbes, das vom deutschen Bürgertum Generationen hindurch gehütet worden war, gegen Wind und klingenden Flitter eingetauscht oder stumpfsinnig verwirtschaftet. In dreißig Jahren ist ein Riesenkapital zum Teufel gegangen. Alle geistige Energie scheint sich in Gewehre und Kanonen umzusetzen, bestenfalls in Exportgeschäfte.

War das nötig? Haben nicht demokratische Engländer und Franzosen gerade so gute Geschäfte gemacht? Wird in parlamentarisch regierten Ländern weniger verdient?

Wo auf Gottes Erdboden findet sich noch einmal die selbstquälerische, jedes edlere Selbstbewußtsein unter des Königs Stiefel tretende Manie, das Heim an die Kaserne, das Arbeitskleid an die Uniform zu verraten? Wo? Das war, in Deutschland, die paradoxe Folge der allgemeinen Wehrpflicht!

Wir sind das Volk der Dichter und Denker. Dichter und Denker, erklärt uns dies Phänomen!

Vielleicht leben wir jetzt in Deutschland zur Zeit Ludwigs XIV. Das Reich geeinigt, die böswilligen Vasallen endgültig zur Ruhe gebracht. Cumberland und Hohenzollern vereinigen sich gar im Myrtenkranz. Um dieselbe Zeit weilte der Mann der „Vasallen"-Rede in reichstreuer Mission beim preußischen Hof. Es ist die Zeit des Absolutismus. Der heutige gibt sich natürlich zeitgemäß, konzilianter. Das Volk übt, mit einem Haufen „Rechte" und viel wirklicher Freiheit, tatsächlich keine Herrschaft aus. Aber kein Zweifel, daß es sich dafür rüstet! Es geht ihm zu gut, um sich eine Revolution zu leisten, der herrschenden Kaste zu schlecht, um eine solche zu provozieren. Deren Sicherheit besteht nur noch in der Unsicherheit der anderen. Der Endkampf wird mit geistigen Waffen ausgetragen. Wir haben schon eine stattliche Zahl „Enzyklopädisten", und die Jungen gehören fast alle dazu. Wo auf der andern Seite der Barrikade ein Intellektueller steht, soll eine heimliche Kollegialität uns mit ihm verbinden, denn er ist, selbst als Gegner, ein Bundesgenosse, wider Willen.

René Schickele

Schnitzlers „Professor Bernhardi"

Arthur Schnitzlers, des Fünfzigjährigen, neue Komödie „Professor Bernhardi" ist dem Wiener Deutschen Volkstheater zur Aufführung nicht freigegeben worden. Bei der erstaunlichen Gleichheit der Anschauungen der Behörden in solchen Fällen, wo offenbar ein „Wink von oben" vorliegt, werden alle österreichischen Zensurstellen diesem Verbot beitreten, und kein braver Österreicher wird somit durch eine Vorstellung des „Professors Bernhardi" verdorben werden.

Ein Buch aber, und schon gar ein Theaterstück, liest der richtige homo Austriacus nicht, und so ist Österreich wieder einmal gerettet worden ... Die Gefahr war aber auch wirklich groß, und das Publikum mußte vor einem Werk behütet werden, dessen Tenor dahin geht, Charakterfestigkeit, Überzeugungstreue, Menschlichkeit und peinlichste Reinlichkeit in geistigen, poli-

Digitized by Google

tischen und Geldangelegenheiten seien schöne Dinge, die auch dem Politiker und dem hohen Beamten besser anstünden, als phrasenhafter Opportunismus und salbungsvolle Heuchelei!

Nur weil die Komödie für Wahrhaftigkeit und Anständigkeit spricht und weil sie in einem scharfkonturierten Spiegelbild die besondere Verlogenheit und Unsauberkeit der heute in Österreich herrschenden Kreise zeigt, ist sie verboten worden. Den Mut seiner Überzeugung haben, gleich gütig sein gegen Jud' und Christ, geistige Werte beim Slawen genau so anerkennen, wie beim Deutschen, — das ist gut für Schullesebücher; wohin aber kämen unsere großen politischen Parteien ohne ihre konfessionellen und nationalen Zänkereien, und wohin käme der konstitutionell verschleierte Absolutismus, den sich Dynastie und Bureaukraten so schön bei uns eingerichtet haben, wenn die großen Parteien ihre Judenfeindschaft und ihren Chauvinismus plötzlich beiseite schöben und sich zu nützlicher Arbeit zusammenfänden?

Man muß also nach Möglichkeit jede Aufklärung der Bevölkerung zu verhindern suchen. Bei der Vorliebe des Österreichers, insbesondere des Wieners, fürs Theater wäre aber ein aufklärendes Bühnenstück viel gefährlicher gewesen als zwei Dutzend Broschüren.

Darum und bloß darum, ist „Professor Bernhardi" verboten worden. Selbstverständlich konnte man das im Verbotsdekret nicht aussprechen. Die Behörde machte sich die Sache leicht, indem sie das Verbot überhaupt nicht begründete. Halboffiziell jedoch wurde in den offiziösen Blättern erklärt, die Komödie sei verboten worden, weil sie einen Konflikt zwischen Arzt und Priester behandle und dabei den Priester ins Unrecht setze. Das ist natürlich Lüge. Denn der Streitfall zwischen dem Priester, der einer Sterbenden die letzte Ölung bringen will, und dem Arzt, der den Pfarrer nicht ans Krankenbett läßt, weil die Sterbende in seliger Euphorie liegt und, voller Hoffnung, von ihrem nahen Ende keine Ahnung hat, — dieser Streitfall ist nur erregendes Moment der Komödie und ist überdies so dezent gestaltet, daß der streitbarste Freisinger oder Wiener Erzbischof keinen Anstoß daran nähme!

Aber ein Stück, in welchem es von den unserem Thronfolger so nahestehenden Christlichsozialen heißt: „Der Herr verzeihe ihnen — — sie wissen verdammt gut, was sie tun!" Ein Stück, in welchem ein berühmter Gelehrter vom Unterrichtsminister zu Kollegen zu sagen wagt: „Ja, dieser Flint, auf den ihr so große Hoffnungen gesetzt habt, und der jetzt einfach der Handlanger der Klerikalen geworden ist. Dieser sogenannte Mann der Wissenschaft, unter dem die Pfaffen frecher geworden sind, als je. Wenn es so weitergeht, liefert er der schwarzen Brut die ganze Schule aus, dieser Minister für Kultus und Heuchelei!" Ein Stück, worin der bei uns übliche innerpolitische Schacher der Regierung und der Parteien mit schonungsloser Geringschätzung stigmatisiert wird, — ein solches Stück sollte aufgeführt werden und Zweifel, Nachdenken, ja Gewissenserforschung in der Seele von stumpfsinnigen Staatsbürgern wecken dürfen? Und so wird auch das Ministerium des Innern, an das rekurriert wurde, das Zensurerkenntnis wahrscheinlich bestätigen.

Besonders hoch aber ist dem Menschen Schnitzler auch der Mut anzurechnen, mit dem er nicht nur den Klerikalen und der Regierung, sondern als aufrechter Bekenner der Wahrheit auch unseren mächtigen, sich liberal und demokratisch nennenden

Digitized by Google

Tageszeitungen, denen Information, Sensation, kurz das Geschäft über die Gesinnung gehen, den Fehdehandschuh hinschleudert: sie hätten es oft in der Hand, durch vornehmes Schweigen manchen schäbigen Gernegroß der Politik im Schlamm zu lassen, wohin er gehöre; sie aber höben ihn durch ihre Reklame für seine albernen Heldentaten aus dem Schmutz seiner Nichtigkeit auf den Thron der Popularität, auf den er — ohne ihre charakterlose Nachhilfe — nie gelangen könnte ...

Es zeugt von achtenswerter Courage, wenn ein Dramatiker bei der argen Abhängigkeit des heutigen Bühnenschriftstellers von der Tagespresse darauf hinweist, wie unsere großen Zeitungen zwar von Juden geleitet, von Juden geschrieben, und im Besitz von Juden seien, gleichwohl jedoch bei einem hetzantisemitischen Bürgermeister, der sie schon zehnmal hinausgeworfen habe, geduldig das elfte Mal um ein Interview bettelten.

Übrigens verhielten sich die österreichischen Zeitungen anders, als die mit der Waffe des Verbots ausrückende Behörde: sie widmeten dem „Professor Bernhardi" ausführliche, anerkennende Besprechungen, und jede einzelne tat so, als ginge sie der gegen die Presse gerichtete Vorwurf Schnitzlers nichts an. Ein Preisausschreiben wäre zu erlassen: Welche Taktik wohl die pfiffigere ist, die, zu verbieten, daß über den Unrat im eignen Haus gesprochen werde, oder die, so zu tun, als gäbe es kein pudendum? Ich wünschte im Interesse einer kleinen Läuterung von Politik und Presse in Österreich, daß beide Taktiken ohnmächtige Versuche blieben und daß Schnitzlers Buch reinigende Wirkung übte.

Wilhelm von Wymetal

Europas feinste Köpfe

wurden nach eigener Auswahl vom „Berliner Tageblatt" befragt, was sie zur „Charakteristik des häuslichen Lebens", „zur Familie" zu sagen haben. Wenn eine Großzeitung wie das „B. T." Rundfragen stellt, so wird kaum einer sich weigern, seiner Eitelkeit die Trompete vorzuhalten, und selbst d'Annunzio dürfte dann zumindest höflich telegraphieren. Die Redaktion hatte also tatsächlich hemmungslose Auswahl unter den Besten der Völker: aus England ertönten Shaws witzige Paradoxe; die Pariser Grazie repräsentierte in exquisiten Sätzen Pierre Véber, der Humorist; Schweden ließ Heidenstam, nach Strindbergs Tode seinen größten Dichter, sprechen und unser warmherziger Max Brod vertrat würdig das befreundete Österreich. Doch unser Deutsches Reich?? Jahaa — unser Deutsches Reich? Thomas oder Heinrich Mann? Hauptmann, den Jubilar? ... Wo denkt ihr hin, ihr Lieben! Wen anders als — Otto Ernst, ausgerechnet Herrn Lehrer Schmidt!

Armer Thomas Theodor, wie er deine Satire der deutschen Familie plaudernd zerpflückt, wie er der Lauge deines Spottes seinen Appelschnuthumor und seine niemand verletzenden Scherze entgegensetzt, der lose Schalk, der lose! Arme Schaumgeborne, wie er aus dem Lohe-Wein deines Venusberges mit kühlender Lehrerhand die „langsam gewachsene Zuneigung" destilliert, „die vielleicht echter, kernhafter (sic!) sei", als die (pö!) „explosiv entbrannte Leidenschaft".

Er sagt: „Vielleicht starben Romeo

Digitized by Google

und Julia zur rechten Zeit, bevor der Streit, ob Nachtigall oder Lerche, bedenkliche Formen angenommen hatte". Sagt er. Wörtlich. Romeo und Julia und Otto Ernst ... Ist das nicht ein reizendes Trifolium? Es ist sogar ein sehr aufreizendes Trifolium! Es ist höchst aufreizend, zu sehen, was aus Romeo und Julia werden kann, wenn sie sich in den Brillengläsern eines Hamburger Lehrers spiegeln. Die Leser des „B. T." werden nun nie mehr durch Verona reisen können, ohne an Otto Ernst zu denken, dem es gelungen ist, den Xantippenkeim in Romeos Giulietta mit seinem breiten Forscherfinger bloßzulegen ...

Hans von Weber

O du mein Österreich!

In einem der letzten Hefte des März (VII, 11) sprach der Abgeordnete Pernerstorfer von der anständigen Haltung der österreichischen Heeresverwaltung gelegentlich des Todes Schuhmeiers. Als Österreicher habe ich mich auch über die Auslassung des offiziellen Organs der Heeresverwaltung gefreut. Mein Gott — man hat als Österreicher so wenig Freuden, daß man für alles dankbar sein muß. Aber vielleicht hätte der Abgeordnete Pernerstorfer mit seiner Anerkennung etwas zurückgehalten, wenn ihm eine andere Tatsache bekannt geworden wäre, die, soviel ich weiß, bis jetzt ziemlich verborgen geblieben ist. Sie ist aber so bezeichnend für den rückständigen und kleinlichen Geist der österreichischen Behörden, daß es schade wäre, wenn sie der Öffentlichkeit vorenthalten bliebe. Vor dem Leichenbegängnisse Schuhmeiers beriet man im Ministerium, ob wegen der Außergewöhnlichkeit des Falles nicht einer der Minister als Vertreter des Ministeriums an dem Leichenbegängnisse teilnehmen sollte. Das Ende der Beratung war, daß man von einer solchen Vertretung absah. Der Grund war, daß Schuhmeier konfessionslos war. Es schien den Herren unangemessen, daß ein Minister einem Atheisten die letzte Ehre erweise.

Diese Geschichte erinnert an eine andere ähnliche. Dieselbe Beratung mit demselben Erfolge soll auch stattgefunden haben, als Professor Dr. Anton Menger, der berühmte Sozialökonom, starb. Er hatte sich auch gestattet, seiner Überzeugung gemäß aus der Kirche auszutreten.

Austriacus

Orden-Nouveautés

Der Kaiser hat zwei neue Dekorationen gestiftet: eine in assyrisch-babylonischem und eine in ägyptischem Stil für Orientforscher, je nach dem Terrain ihrer Tätigkeit.

Nimm an: Du forschst in Babylon,
Wobei sich ein Orakel fände,
Nach dem im Norden einst ein Thron
So stark wie keiner je noch stände;
Und kehrtest heim und dort im Norden
Frug sich dein König: Womit lohn' ich
Die hohe Tat? Nun, mit 'nem Orden
(Naturgemäß auf babylonisch).

Oder: Du bist mehr für Ägypten.
Du forschst und findest ein paar Platten
Des Inhalts, daß Hochdero Liebden
Stets auf Hannover Anspruch hatten;
Und kehrest heim. Dein Fürst erstrahlt.
Dein Wort klingt ihm apokalyptisch,
Was er mit einem Orden zahlt
(Naturgemäß auf altägyptisch).

Doch drittens: In der Vorzeit Sagen
Drangst du wie keiner bis zum Grunde.

Digitized by Google

Von deines Fürsten Schwertermagen
Und Kunkelmagen gibst du Kunde.
Du blickst zum Thron, blickst auf den Busen,
Wo bleibt der Stern (wohl neu-berlinisch)?
Du irrst, Prophet der Zollern-Musen!
Hier ist er! (aber byzantinisch).

Absalon

Wahnmoching und die Feste der Kabiren*)

Das dritte Buch der Gräfin Reventlow, deren rote jugendflammende Bekenntnisschrift „Ellen Olestjerne" den Rang eines Zeitdokumentes besitzt, schildert Menschen, die den Glanzpunkt ihres Daseins in den Maskenzügen des Karnevals erreichen, entspricht also nicht ganz der klassischen Forderung Julian Schmidts, die Gustav Freytag seinem zur Genüge bekannten Roman „Soll und Haben" vorsetzte.

Da vom Bal paré und der Jahreszeiten-Bar die Rede ist, so begeht man kaum einen Verrat, wenn man hinter dem kokett aus Wahnfried und Feldmoching geschmiedeten Ortsnamen die nördlichen Gefilde Münchens vermutet. Wer zu den Eingeweihten dieses „merkwürdigen Stadtteils" gehörte, wird öfters an Geschehnisse erinnert, die sich um das Jahr 1904 dort zutrugen.

Es ist aber die eigentliche Tugend des Buches, daß die Anklage „Schlüsselroman" fallen muß, noch ehe sie erhoben werden kann. Dem weit mehr als geburtsadeligen Takt der Verfasserin gelingt es, daß man fast jeden der Dargestellten erkennt, auf keinen einzigen aber mit dem Finger zeigen kann.

Die Handlung erscheint mehr vielgestaltig als romanmäßig eng geknüpft: ein junger, feiner Mensch, dem das Schicksal einen etwas unbequemen Zunamen, aber auch eine gut anschmiegende Beobachtungsgabe und die nötigen Mittel für ein elegantestes Bohèmedasein verliehen hat, will seine Persönlichkeit in „Wahnmoching" erweitern. Er „erlebt" dort drei Menschengruppen: das Haus des Professors Hofmann, dessen Geselligkeit der Verehrung des selbst meist unsichtbar bleibenden „Meisters", eines echten vornehmen Dichters, dient, den merkwürdigen Haushalt einer jungen geschiedenen Frau und ihres als Ritter und — Koch gleich tüchtigen polnischen Freundes und den kleinen aber bedeutsamen Kreis von Männern und Mädchen, die den Enthusiasmus der Liebe und Jugend zu einer dauernden Lebensform machen und, hauptsächlich Bachofenschen Ideen folgend, das altrömische und nordisch-germanische Heidentum neu beleben wollen. Die drei Kreise stoßen einander ab und ziehen einander an: es gibt eine Geheimsprache wie bei der heiligen Feme und Rangstreitigkeiten wie in einer Republik. Seinen Höhepunkt findet dies Zu- und Gegeneinanderstreben auf einem großen Feste, wo ein Cäsar, Dionysos und die — seltsamerweise von einem Mann dargestellte schwarzverhangene Urmutter mit ihrem Bacchantenzug den Sirenenchor aus dem Faust singen, jene Verse, die den Besitz der thrakischen Urgötter, der Kabiren, höher preisen, als den des goldenen Vließes, die Antwort auf die Klage der „sehnsuchtsvollen Hungerleider nach dem Unerreichlichen". — Dann bröckelt und bricht alles auseinander: Eifersüchteleien, der Kampf um allzu feurige Mädchen und die leidige

*) F. Gräfin zu Reventlow, Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil. Alle Bücher der Gräfin, auch die mit etwas kühler Rokokograzie entworfenen „Amouresken", „Von Paul zu Pedro" sind bei Albert Langen in München erschienen.

Digitized by Google

Judenfrage lassen das geplante Reich des neuen Heidentums zergehen noch ehe es erstand. Zum Schluß tritt — man ist gewaltig abergläubisch in Wahnmoching — noch der Zauber des „bösen Blicks" in Aktion, um einen vermeintlichen Verräter zu strafen: die Jettatura verwundet den, dem sie gilt, trifft aber mit voller Ladung seinen unbeteiligten Begleiter, eben den Erzähler unserer Geschichte, der nach wenigen Monaten einem Eisenbahnunfall zum Opfer fällt.

Es spricht für die gereifte Kunst der Verfasserin, daß sie um diesen unfesten Kern ein silberig feines Gespinst zu weben weiß, dessen Glitzern die Anteilnahme des Lesers lebendig erhält. Eine Anzahl scharfgeschnittener Profile prägen sich ein: der sanguinische Professor, der auf alles Eigenartige an Menschen, Dingen und Ideen unermüdliche Jagd macht, der strenge, aus jahrtausendaltem Grab erstandene Römer, der es ganz vergißt, daß er vor knapp dreißig Jahren in der Pfalz geboren wurde, der Sonnenknabe, dem sein lässiger Jünglingsreiz es erlaubt, ungestraft den Erwachseneren ihre Freundinnen wegzunehmen und ihre Mysterien auszuplaudern, die müde Bacchantin, die den Rausch immer neuer Abenteuer schon nicht mehr entbehren kann, aber in der Verteidigung ihrer Carmenfreiheit ihren großen Moment findet.

Dem Humor öffnet sich natürlich ein weites Feld, ans Groteske grenzt er in der Traumerzählung von der Posaune von Jericho, deren Ton man mit Hilfe eines an ein Klavier geschraubten Spirituskochers (!) wiedergeben will. Mitunter bleibt freilich die Satire unter der Höhe des Gegenstandes: das Pathos, das hinter aller Donquijoterie Wahnmochings lag, wäre vielleicht doch einer ähnlichen heiteren Dichterkraft würdig, wie sie den irrenden Ritter der Mancha in Liebe und Lachen erschuf und bewältigte.

Franz Dülberg

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Frankreich in der Krise

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

Mit 161 gegen 128 Stimmen hat der Senat am 18. März Herrn Briand die Zustimmung zu einer auf die Vertretung der Minderheiten gegründeten Wahlreform verweigert. Und da Herr Briand das Vertrauen, das er von ihm gefordert hatte, nicht erlangte, legte er die Regierung nieder.

In anderen Zeiten, da das politische Leben Frankreichs in Vollkraft strömte, hätte dieser Senatsbeschluß sofort eine schwere Krise heraufbeschworen. In anderen Zeiten hätte eine aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangene Kammer, die sich mit einer starken Mehrheit für die Minoritätenvertretung ausgesprochen hätte, von dem nach einem beschränkten Wahlrecht gewählten Senat Respekt vor ihren Entscheidungen gefordert. Sie hätte ihren Beschluß aufrechterhalten, der Regierung den Nacken gesteift, den Präsidenten der Republik dahin gebracht, vermittels der Auflösung das Land zu befragen. Und hätten die Neuwahlen ihr recht gegeben, so hätte sie entweder den Senat zum Nachgeben gezwungen oder eine Einschränkung der Senatsrechte gefordert. Ja, so wäre es in anderen Zeiten gewesen ... oder in anderen Ländern. Es heißt, daß es jenseits des Kanals, bei den englischen Liberalen, etwas dergleichen gegeben habe.

Aber dem Frankreich von 1913 steht der Sinn nicht mehr nach großen politischen Schlachten. Als die sozialistischen und konservativen Proporzler die Kammer aufforderten, dem Senat mit einer Kundgebung des treuen Festhaltens an der Wahlreform zu antworten, wichen die radikalen Proporzler aus Furcht vor einem Konflikt mit dem Oberhaus zurück. Sie wollten nicht darauf dringen, daß das neue Ministerium eine kühne Kampfregierung für die Wahlreform werde. Und so geschah es, daß Herr Barthou diesen braven Kindern als Ostergeschenk sein schönes Ministerei bescherte, worin die scharfen Bonbons der radikal-sozialistischen Sturmgesellen Dumont und Massé mit den sanften Fondants des gemäßigten Herrn

Digitized by Google

Thierry und den alten, von den Herren Poincaré oder Briand zurückgelassenen Bonbons früherer Osterzeiten gemischt waren.

Was wird dieses Ministerium tun? Was die Wahlreform anlangt, schmeichelt es sich, eine „Einigung der Republikaner" bewirken und die Senatoren zu versönlichen Gefühlen hinleiten zu können. Der Senat soll in Frieden, von der Regierung ungestört, sein Gesetz ausarbeiten. Wenn er sich dann den Wünschen der Kammer oder wenigstens ihrer unsicheren Mehrheit allzu schroff entgegengesetzt erweist, würde die Regierung einer aus beiden Häusern gewählten gemischten Kommission, die einen neuen Entwurf zu beschließen hätte, vorsitzen. Und das nennt sich Politik! ... Dagegen hat sich Herr Barthou in bezug auf die dreijährige Dienstzeit für „unnachgiebig" erklärt. Er will die schleunige Annahme des Gesetzes, und anscheinend wollen sie auch alle seine Minister, miteinbegriffen selbst Herr Massé, der kaum vier Tage vor der Bildung des Ministeriums heftige Artikel gegen besagte dreijährige Dienstzeit schrieb.

Die Wahrheit ist, daß wir trotz aller Erklärungen und Redensarten dem erstaunlichsten Schauspiel politischer Demoralisation beiwohnen. Herr Briand hat den Ton angeschlagen. Da der ehemalige Antimilitarist dem Parlament einen militaristisch-reaktionären Entwurf dieser Art vorlegen konnte, warum sollte der Philosophie- und Moralprofessor Charles Dumont, der noch gestern nach allen Winkeln der Partei den Notruf ertönen ließ und über die Notwendigkeit deklamierte, sich um die Prinzipien und das Programm zu scharen, nicht die läßliche Sünde begehen, seine Rückkehr zur Regierung in einem republikanischen Kabinett zu vollziehen, wo der einstige Minister des Innern des Herrn Méline den Vorsitz führt und Herr Thierry über die Interessen der privaten Industrie in den öffentlichen Arbeiten wachen wird? Die Verteidigung der Programme ist der Kunst kluger persönlicher Kombinationen gewichen. Und gleichgültig und müde sieht die Demokratie wortlos allen diesen traurigen Widerrufen zu.

In einem angegriffenen Organismus kündet ein unbestimmtes Unbehagen oft große zerstörende oder erneuernde Krisen an. Und je tiefer die Krise ist, die sich vorbereitet, desto länger säumt sie auszubrechen.

Dies ist heute im republikanischen Frankreich der Fall. Zwei Tendenzen geben sich hier dunkel kund. Zwei Strömungen suchen es zu erfassen. Da

Digitized by Google

ist einmal die „nationale Politik". Mit wechselnden Nuancen ist es die des Herrn Briand, die des Herrn Millerand, die Poincarés selbst. Mögen ihre Vertreter mehr oder weniger deutlich die Linie unterstreichen, die sie von den Parteien der Rechten trennt, mögen sie sich mehr oder minder feurig bei der Verteidigung der Laienschule und mehr oder minder unbekümmert um Rom zeigen, so bleibt doch das Wesen dieser Politik der Verzicht auf die alten Kämpfe im politischen und administrativen Bereich. Sie führt das »apaisement« mit sich, nach dem eigenen Wort Briands. Und dank dieser „Beruhigung", der eine wirkliche Verhältnisvertretung die Weihe geben soll, sollen sich alle Franzosen vereinigen, um den großen allgemeinen Interessen des Landes, den großen nationalen Interessen den Sieg zu erleichtern und zu vergewissern. So sagte Briand noch in seiner letzten Rede im Senat. Diese Politik stellt die wirtschaftliche Entwicklung der Nation, den Aufschwung seiner industriellen und finanziellen Energien in erste Reihe. Sie hat zur Folge den Kolonialismus, einen gewissen Imperialismus, die Entwicklung der Armee und Marine — vielleicht auch eine unvermeidlich sozialkonservative, arbeiterfeindliche Reaktion.

Ihr steht eine Politik gegenüber, die nichts mehr ist als die traditionelle, abgebrauchte und verschlissene Politik der radikalen und radikal-sozialistischen Partei: Kampf gegen die Kirche, Kampf für die Schule gegen den Pfarrer, Kampf gegen die von der Kirche unterstützten Wahlkandidaten mittels der republikanischen Verwaltung und der Pression der Regierung — darin erschöpft sich heute das radikale Denken. Und dennoch ist es ein unbestimmter unklarer Ausdruck für freiheitliche Bestrebungen, für den Kampf gegen die Mächte sozialer und moralischer Unterdrückung. Diese Radikalen sind es, nach denen die sozialistischen Parteien, die Arbeiter- und Bauernmassen noch immer ihre Blicke wenden, wenn sie eine Stütze oder wenigstens eine Linie des geringsten Widerstands suchen. Aber fassungslos zaudern diese Republikaner vor den neuen Problemen. Sie vermögen sich nicht zum klaren Bewußtsein ihrer geschichtlichen Sendung durchzuringen, sie begreifen nicht, was ihre wahre Kraft war. Sie geben preis, sie desertieren, sie verraten.

Keine dieser zwei politischen Tendenzen wagt sich entschieden kundzugeben. Keiner ihrer berufenen Vertreter wagt sie kühn bis in ihre letzten Konsequenzen zu betätigen. Daher kommt die jetzige politische Stagnation.

Digitized by Google

Ich habe einmal den Satz aufstellen gehört, daß die politische Geschichte Frankreichs immer nur in Krisen vorwärtsgeschritten sei. Wir rufen mit allen unseren Wünschen nach der heilsamen Krise, nach dem reinigenden Kampf.

Der Wehrbeitrag und die neuen Steuern

Von Albert Südekum, M. d. R.

Das Ende des Ratens ist des Schimpfens Anfang. Nach wochenlanger phrasenreicher Vorbereitung hat die Reichsregierung endlich ihre Pläne zur Heeresvermehrung und zur Aufbringung der dadurch bedingten Kosten der Öffentlichkeit mitgeteilt. Solange wie alles noch in der blauen Nebelferne der reinen Redensart lag, begeisterte sich nicht nur der Oberlehrer, sondern auch der „Sechsdreierrentjöh" an dem schönen Gedanken der mehr oder weniger freiwillig (von den Anderen) dargebrachten Kriegssteuer à la 1813. Zurzeit ist kaum noch der Oberlehrer verzückt, der weniger als 10000 Mark Vermögen besitzt.

Aber das Schimpfen am Stammtisch und das Ballen der Faust in der Tasche macht es nicht. Man muß die Tatsachen scharf herausstellen und die Wählerschaft zur Ziehung der Konsequenzen veranlassen.

Was die Regierung Bethmann-Hollweg unter eifriger Assistenz des Ministerii Hertling dem deutschen Volke in vier schmalen, dem Reichstag unterbreiteten Druckheften als „Wehrbeitrag", „veredelte Matrikularbeiträge" oder Vermögenszuwachssteuer, als Neuordnung des Stempelsteuerwesens und als Regelung des Erbrechts des Staats zumutet, übersteigt die Grenze des Erträglichen. Nicht etwa allein wegen der Höhe des verlangten Geldbetrags; die volkswirtschaftlichen Gründe, die aus dieser Erwägung heraus geltend gemacht werden müssen, verstärken sich durch den Unwillen über eine den Sachkundigen beleidigende finanzwissenschaftliche Unzulänglichkeit, über eine wahrhaft abschreckende Verleugnung der vom Bundesrate eingegangenen Verpflichtungen (einem verpfändeten Mannesworte gleich zu achten!), eine selbst bei uns ungewöhnliche Phrasenverschwendung und eine

Digitized by Google

das primitivste Rechtsgefühl verletzenden Bevorzugung von Reitpeitsche und Weihwedel.

Starke Worte lassen sich bei dieser Lage der Dinge nicht vermeiden. Es kommt jetzt nicht darauf an, durch schön gedrechselte Artikel ästhetische Lustgefühle zu wecken, sondern die viel zu geduldige und nachgiebige Masse der Bevölkerung aufzustacheln, daß sie der uns leider noch immer regierenden Sippe das Handwerk schleunig lege.

Am 21. Mai 1912, als noch niemand daran dachte, daß sich infolge der Kurzsichtigkeit der Diplomatie Deutschlands Machtstellung ceteris paribus binnen kurzer Frist krisenhaft ändern könnte, verhandelte der Reichstag über die Kosten der damaligen Heeresvorlage, durch die das Gesetz über die Friedenspräsensstärke vom 27. März 1911 (!) mit einer Vermehrung der Stärke des stehenden Heeres um 30000 Mann abgeändert wurde. Bis 1917 mußte für rund 700 Millionen Mark Mehrausgaben die Deckung gefunden werden. Man hatte mit Ach und Krach für das erste Jahr das Notwendigste durch erneute Verschiebung der wiederholt versprochenen Herabsetzung der Zuckersteuer, durch Aufrechterhaltung des Zuschlags zur Grundwechselabgabe und durch eine im Interesse der preußischen Schnapsbrenner durchgeführte Neuregelung der Branntweinsteuer, also durch Abgaben vom Verzehr und Verkehr, mühsam zusammengebracht. (Durch Schuld des agrarischen Flügels der Nationalliberalen, notabene!) Um bei dem drohenden Rest gegen ähnliche Belastungen der breiten Massen wenigstens einige Sicherheit zu schaffen, beschloß die Mehrheit des Reichstags, die verbündeten Regierungen sollten bis zum 30. April 1913 den Entwurf eines Gesetzes über die Besteuerung des Besitzes vorlegen; beschloß sie ferner, die verbündeten Regierungen sollten den Entwurf eines Gesetzes über Änderung des Erbschaftssteuergesetzes (wie er dem Reichstage bereits am 14. Juni 1909 zugegangen war) so rechtzeitrg wieder vorlegen, daß dieser mit dem 1. April 1913 in Kraft treten könnte. Dem ersten Beschluß, der als Besitzsteuerkompromiß Erzberger-Bassermann bekannt geworden ist, hat der Bundesrat seine Zustimmung gegeben. Nach dem klar ausgesprochenen Willen der Mehrheit des Reichstages sollte die kommende Besitzsteuer „entweder eine Reichsvermögenssteuer oder die Erbschaftssteuer" sein.

Digitized by Google

Der Bundesrat hat, wie gesagt, diesem Beschluß des Reichstags, ohne an der in öffentlicher Sitzung abgegebenen Definition des Begriffs der Besitzsteuer Anstoß zu nehmen (denn die bloße Bitte des Staatssekretärs, ihm die Freiheit der Auswahl zu lassen, war nicht bindend und ist im Beschluß selbst nicht wiederholt worden), seine Zustimmung erteilt und — — sein Wort nicht gehalten. Denn was er dem Reichstage jetzt vorlegt, entspricht nicht diesen Abmachungen, sondern nur den Befehlen der schwarz-blauen Kumpanei. Beweis im einzelnen an der Hand der Vorlage:

Rund 1050 Millionen Mark einmaliger Ausgaben und rund 180 bis 190 Millionen Mark laufender Ausgaben sollen wie folgt aufgebracht werden:

I. Einmaliger außerordentlicher Wehrbeitrag.

Aus § 1: Der einmalige außerordentliche Beitrag besteht in einer Abgabe von 0,5 vom Hundert des Vermögens. Bei Personen, die ein Einkommen von 50000 Mark und darüber haben, muß der Beitrag ohne Rücksicht auf Vorhandensein und Höhe des Vermögens mindestens 2 vom Hundert ihres Einkommens betragen.

Aus § 2: Als Vermögen gilt das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen nach Abzug der Schulden. Es umfaßt a) Grundstücke einschließlich des Zubehörs, b) das dem Betriebe der Land- und Forstwirtschaft, des Bergbaues oder eines Gewerbes dienende Vermögen, c) das gesamte sonstige Vermögen

Aus § 12: Beitragspflichtig sind Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien; bei Berechnung des beitragspflichtigen Vermögens sind bei Aktiengesellschaften das eingezahlte Aktienkapital nach seinem Nennwert, bei Kommanditgesellschaften auf Aktien das eingezahlte Aktienkapital nach seinem Nennwert und die Geschäftsguthaben der persönlich haftenden Gesellschafter abzuziehen.

Aus § 13: Der Wehrbeitrag wird nicht erhoben von dem Vermögen, das den Betrag von 10000 Mark nicht übersteigt.

Aus § 16: Bei der Feststellung des Vermögens ist der gemeine Wert (Verkaufswert) seiner einzelnen Bestandteile zugrunde zu legen.

Aus § 17: Bei Grundstücken, die dauernd land- oder forstwirtschaftlichen Zwecken dienen, bestimmt sind, wird der Ertragswert (das 25fache des Reinertrags) zugrunde gelegt.

Aus § 31: Als Einkommen gilt das auf Grund der Landeseinkommensteuergesetze zuletzt festgestellte steuerpflichtige Einkommen. In den Bundesstaaten, in denen eine Einkommensteuer nicht eingeführt ist, trifft die Landesregierung Bestimmungen über die Ermittelung des Einkommens.

Digitized by Google

§ 32: Für die Veranlagung und Erhebung des Wehrbeitrags ist der Bundesstaat zuständig, in welchem der Beitragspflichtige seinen Wohnsitz hat.

§ 66: Diejenigen, die bisher bei der Vermögenssteuer Hinterziehungen betrieben haben, bleiben von der landesgesetzlichen Strafe und der Verpflichtung der Nachzahlung der Steuer für frühere Jahre frei.

Die reine Demagogie dieser Zumutung, die den Bankerott einer verständigen und gerechten Steuerpolitik vergeblich zu bemänteln sucht, spiegelt sich in dem ihr unter der irreführenden Bezeichnung „Begründung" beigegebenen Feuilleton, in dem es heißt: „Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Betätigung selbstloser Vaterlandsliebe und beispielloser Opfersinn." Die Begünstigung der preußischen Junker (bei deren Erwähnung auch einige Jahrhunderterinnerungen wach werden!), die Belastung der kleinen Renten- und Betriebskapitalien, die Schonung des Besitzes der toten Hand, die Doppelbesteuerung des durchaus nicht immer sorgenlosen Aktienbesitzes, die Freilassung der Einkommen etwa zwischen 15 und 50000 Mark — wer kann denn das (abgesehen von allem übrigen) gutheißen? Die Demagogie wird an der Stelle der „Begründung", die von der Heranziehung fürstlicher Vermögen handelt, zur bewußten Verschleierung des Sachverhalts. Es heißt da: „Die Landesfürsten und Landesfürstinnen, die der direkten Besteuerung durch das Reich nicht unterliegen, haben sich gleichwohl bereit erklärt, an dem vaterländischen Opfer des Wehrbeitrages sich zu beteiligen." Ob sich die Fürsten „bereit erklärt" haben oder nicht, ist völlig gleichgültig. In der Reichsverfassung ist ihnen mit keinem Worte die Befreiung von der direkten Besteuerung gewährleistet worden. Bei der Reichserbschaftssteuer und bei der Wertzuwachssteuer sind sie ausdrücklich von der (damit als selbstverständlich vorausgesetzten) Steuerpflicht ausgenommen worden. Ich möchte die Reichstagsmehrheit sehen, die ihnen auch diesmal die Beiträge zu erlassen geneigt wäre! Wenn eine knickebeinige Mehrheit im Bundesrat den einfachen Sachverhalt glaubt auf den Kopf stellen zu dürfen, um sich das Wohlwollen der p. t. Fürsten nicht zu verscherzen, dann hat jeder unabhängige Mensch die persönliche Verpflichtung, gegen ein solches Verfahren im Interesse der öffentlichen Moral Verwahrung einzulegen.

2. Die „veredelten Matrikularbeiträge". Wir kommen zu dem Entwurf eines Gesetzes über Änderungen im Finanzwesen, das neben dem

Digitized by Google

Versuch des Ersatzes guten Goldgeldes durch Papier im Betrage von 120 Millionen Mark und neben der Ergatterung eines erheblichen Münzgewinns bei Ausprägung von 120 Millionen Mark Silbergeld die Aufrechterhaltung der Zuckersteuer und der Grundwechselabgabe die „Veredelung" der Matrikularbeiträge bringt. Die Matrikularbeiträge betragen heute 80 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung. Eine plumpe, ungerechte Kopfsteuer. Ihre abstoßende Roheit hat sogar einen Miquel zu einer vernichtenden Kritik schon vor mehr als 40 Jahren gedrängt. Ihre Mängel lassen der Regierung Bethmann-Hollweg das Weiterbestehen dieser Steuer gerechtfertigt erscheinen. Dazu sollen aber die Bundesstaaten noch nach § 1 des Entwurfes vom 1. April 1916 ab 1.25 Mark für den Kopf der Bevölkerung mehr aufbringen.

„Der Gesamtbetrag wird nach näherer Bestimmung des Bundesrats auf die einzelnen Bundesstaaten entsprechend dem aus der Veranlagung nach dem Gesetz über einen einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag sich ergebenden Vermögensstande verteilt. Dem Bundesrate bleibt vorbehalten, den Verteilungsmaßstab von Zeit zu Zeit nachzuprüfen und anderweit festzustellen." § 2: „Zur Aufbringung des auf sie entfallenden Anteils werden die Bundesstaaten durch gesetzliche Bestimmung eine allgemeine Besteuerung des Vermögens, des Einkommens oder der Erbschaften allein oder nebeneinander, bei sich einführen oder bestehende derartige Steuern erhöhen. Einer allgemeinen Vermögenssteuer im Sinne dieser Vorschrift stehen Steuern vom Grund- und Gebäudevermögen, vom Gewerbe, sowie vom Kapitalvermögen gleich, sofern sie in Verbindung miteinander erhoben werden.

Man muß sich die Sache nur recht praktisch vorstellen. In Preußen besteht eine Einkommenssteuer, die bereits das Einkommen von 900 Mark (in der Gemeinde sogar von 600 Mark) ab erfaßt. Durch die Veranlagung wird namentlich das Einkommen der Handarbeiter (Lohnlistenausweis!) viel schärfer erfaßt, als das der wohlhabenderen Kreise. Auf dem Lande ist der Landrat die entscheidende Kraft in der Veranlagungsbehörde. Das genügt. Wenn das preußische Dreiklassenparlament, der Landtag der Zahlungsfähigen, die 1.25 Mark auf den Kopf der Bevölkerung durch Zuschläge zu der Einkommenssteuer zu erheben beschließt, dann ist dem Wortlaut des zitierten § 2 des Entwurfes über die veredelten Matrikularbeiträge Genüge geschehen. Und das nennt man dann „Besitzbesteuerung"! Wie sich die Sache in Mecklenburg und den umliegenden Ortschaften gestalten

Digitized by Google

wird, vermag sich selbst eine blühende Phantasie zunächst nicht auszumalen. Vielleicht kommt es dort zu dem

3. Vermögenszuwachssteuergesetz. Dieses, von der Regierung Bethmann-Hollweg als Besitzsteuer im engeren Sinne bezeichnete Monstrum will von dem Vermögenszuwachs eine Abgabe erheben, die am 1. April 1916 in Wirksamkeit tritt, wenn in einem Bundesstaate bis dahin keine „allgemeine Besteuerung des Vermögens, des Einkommens oder der Erbschaften" durchgeführt ist. Die Besteuerung setzt ein mit 0,5 vom Hundert des Zuwachses bei einem Zuwachs von nicht mehr als 25000 (aber über 2000) Mark und steigt bis auf 1,5 Prozent bei einem Zuwachs von mehr als 1 Million, wozu bei besonders hohem Gesamtwert des steuerbaren Vermögens noch ein Zuschlag treten soll. Wenn diese Steuer eingeführt wird, ist eine Blüte der Unterrichtsanstalten für Buchführung unausbleiblich. Man kann mit Ruhe dem Augenblick entgegensehen, wo der erste Großgrundbesitzer auf den Tisch des Hauses niedergelegt werden wird, der nicht verstanden hat, den Zuwachs seines Vermögens in seinen Büchern (eher noch als in seiner Gurgel) verschwinden zu lassen.

Die staatliche Entwickelung geht vom vereinzelten Staat über den Staatenbund und Bundesstaat zum Einheitsstaat. Die Entwickelung der Staatsfinanzen verfolgt naturgemäß dieselbe Linie. So war es trotz vielen Hindernissen bisher auch in Deutschland. Die Regierung Bethmann-Hertling hat es anders beschlossen. Sie revidiert die Weltgeschichte rückwärts. Nicht aus bloßer Laune oder aus Unkenntnis, nein, auf Geheiß der Agrarier, die keine Erbschaftsbesteuerung wollen und keine Reichsvermögenssteuer und keine Reichseinkommensteuer. Am liebsten überhaupt keine Steuer.

4. Das Erbrecht des Staates. Ein Feigenblatt. Nichts weiter. Soll einstmals ganze 15 Millionen im Jahre bringen und wird daher nach Gebühr und Würdigkeit von der Oertelschen „Deutschen Tageszeitung" als der Anfang vom Untergang der „Kultur" bezeichnet. Wenn es so wäre, müßte man bei dieser „Kultur" mit beiden Händen dafür stimmen. Es ist aber leider nicht so, und wir haben uns mit der Aussicht abzufinden, daß auch dieses Stück moralinsaurer Steuerpolitik an dem Zuschnitt der Dinge bei uns ganz und gar nichts ändern würde.

5. Es bleibt uns noch das letzte Stück der Glanzleistung zu betrachten übrig, die Neuregelung des Stempelsteuerwesens. Die Übernahme

Digitized by Google

der Stempel auf Gesellschaftsverträge und auf Versicherungen von den Einzelstaaten zugunsten des Reiches wäre trotz der dabei einsetzenden Erhöhung vielleicht weniger bedenklich, wenn nicht die Einzelstaaten den ihnen entgehenden Betrag durch neue eigene Steuern aufbringen müßten. Man weiß schon wie! Auch hier ist aus der „Begründung" ein Satz anzumerken: „Die Unmöglichkeit, den durch neue Steuern für die militärischen Mehrerfordernisse aufzubringenden laufenden Betrag ausschließlich auf allgemeine Steuern vom Besitz zu legen, nötigt dazu" usw. „Ausschließlich auf allgemeine Steuern vom Besitz", das steht wörtlich so da, ohne daß das Papier rot geworden ist, auf dem diese Handgreiflichkeit gedruckt wurde.

Man hört, daß die einmalige Kriegssteuer so rasch wie möglich, vielleicht noch bis zum Mai dieses Jahres im Parlamente durchgedrückt werden soll. Ich mache hinter die Möglichkeit einer solchen Kraftleistung zunächst noch ein großes Fragezeichen. Den Rest der Bescherung, nämlich die dauernde Belastung, will man dann während der Sommermonate in einer Kommission durchberaten lassen und im Herbst vor das Plenum bringen. Das eröffnet gute Aussichten für die notwendige Aufklärung des Volks. Man wird dabei den einen Punkt, auf den es ankommt, scharf hervorheben: die Entscheidung liegt bei dem rechten Flügel der Nationalliberalen. Schlagen die sich zu den Blauschwarzen, dann ist eine Mehrheit für das Schlimmste gesichert. Halten sie zu der Linken des Reichstags, dann kann eine verständige Art der Besteuerung des Besitzes durch Reichseinkommens- und Reichserbschaftssteuer erzwungen werden. Ich wage keine Prophezeiung über die Haltung einer Anzahl nationalliberal kostümierter Agrarier. Aber der Umstand, daß schon 1912 hundertzehn Sozialdemokraten gewählt wurden, läßt die Hoffnung nicht ganz aussichtslos erscheinen, daß auch in den Reihen jener Partei gegen eine bedingungslose Vereinigung mit den Schwarz-blauen Bedenken bestehen, hat doch dieser Umstand auch auf die verbündeten Regierungen trotz alledem, wie Figura zeigt, einen heilsamen Eindruck gemacht. Namentlich wenn erst der Kleinkrieg um die einzelnen Bestimmungen losgeht, die ja auch bei den Konservativen und beim Zentrum schon lärmende Entrüstung hervorgerufen haben, muß es sich klären. Der verstorbene Albert Traeger sagte einmal bei einer ähnlichen Veranlassung in seiner witzigen Weise: „Die Nationalliberalen sind charakterlos genug, fest zu bleiben." Warten wir es ab.

Digitized by Google

Briefe an Amelie Bosquet

Von Gustave Flaubert

(Fortsetzung)

Dienstag Abend. [Frühjahr 1862]

eider nein! Salambo ist noch nicht verkauft. Aber was schlimmer ist sie ist noch nicht einmal fertig. Können Sie glauben, daß ich noch dabei bin, die Wortwiederholungen zu entfernen und die unrichtigen Substantiva zu ändern. Ich sterbe vor Verdruß „à la lettre", wie der Vater Hugo mit Eleganz sagte.

Und dann beunruhigt mich die Zukunft. Was werde ich schreiben? Ich bin voller Zweifel, Träume und Befürchtungen, jedes Werk ist für mich eine lange Reise. Ich zögere, mich einzuschiffen, und ich bin im voraus seekrank.

Sie dagegen, meine liebe Kollegin, scheinen mir recht gut im Zuge. Ich denke mir, es wird gut werden.

Nehmen Sie sich Zeit. Sammeln Sie Ihre ganze Kraft. Legen Sie Ihre ganze Seele hinein. Ich werde Sie an einem Tage der nächsten Woche besuchen.

Inzwischen umarme ich Sie zärtlich

Ihr

G. F.

[1862]

Ich reise ab, ohne daß ich Ihnen Lebewohl sagen konnte. Werden Sie meine Entschuldigung gelten lassen, liebe Kollegin? Doch wir rechnen mit einiger Sicherheit auf Ihren Besuch.

Halten Sie mich über Ihren Roman auf dem Laufenden, und wenn Sie wollen, daß ich ihn im Manuskript lese, schicken Sie es mir nach Paris; denn es ist wenig wahrscheinlich, daß ich im September nach Croisset zurückkomme.

Ich habe noch keine Nachrichten in betreff Salambos. Sobald der Handel perfekt ist, werde ich Sie davon in Kenntnis setzen, da Sie sich für dieses schwere Kollo interessieren.

Digitized by Google

Sie schienen mir in recht guter Verfassung zu sein, als wir uns das letzte Mal sahen. Fahren Sie fort, Sie werden eines Tages Ihren Erfolg haben.

Was mich betrifft, so bin ich hart wie ein Kiesel und leer wie ein weinloser Krug.

Denken Sie zuweilen an mich und glauben Sie an die tiefe Zuneigung

Ihres

G. F.

Mittwoch.

Dienstag Abend. [Herbst 1862]

Bouilhets Stück, die Korrekturen zu Salambo[1] und zwölf Tage Zwangsarrest in meinem Bett, an das ich festgenagelt war, haben mich verhindert, zu Lambert zu gehen, um ihm Ihr Buch zu empfehlen. Das ist meine Entschuldigung, liebe Freundin, doch werde ich mich wahrscheinlich Ende dieser Woche mit Ihnen befassen.

Wie geht es Ihnen? Sie werden jetzt Ihre alte Lebensweise wieder aufgenommen haben und müssen sich mehr als je langweilen. Haben Sie etwas vor? Man rettet sich vor der Langeweile nur durch die Arbeit. Berauschen wir uns in Tinte, da uns der Nektar der Götter fehlt.

Ich sitze in den Verdrießlichkeiten der Korrekturen und letzten Verbesserungen. Ich fahre vor Wut aus meinem Sessel auf, wenn ich in meinem Werk eine Menge Nachlässigkeiten und Dummheiten entdecke. Die Last, die mir die Änderung eines Wortes macht, bringt mir schlaflose Nächte. Andererseits sinne ich über einen neuen Schmöker nach, aber es fehlt mir noch viel, bevor ich nur den Plan niederschreiben kann. Ich habe große Lust oder vielmehr großes Bedürfnis zu schreiben, das ist alles, was ich von mir sagen kann.

Ich habe sehr wenig Menschen gesehen, und ich kann Ihnen infolgedessen

[1] Anmerkung des Herausgebers: Nach längeren Verhandlungen hatte Flaubert im September 1862 Salambo an den Verleger Michel Levy zu günstigen Bedingungen verkauft. Er erhielt sogleich zehntausend Frank, während er für die fünfjährige Ausbeutung von Madame Bovary nur fünfhundert Frank erhalten hatte. — Die Premiere von Dolores, einem Stück seines intimen Freundes Louis Bouilhet, fand Ende September statt.

Digitized by Google

keine Nachrichten über Dinge von draußen geben. Dolores ist gestern erschienen.

Man schreibt mir aus Croisset, daß Sie dort letzthin einen Besuch gemacht haben und daß man sie „reizend" gefunden hat. Kurz, Sie haben außerordentlich gefallen. Wir alle in der Familie sehen mit denselben Augen.

Wissen Sie, daß bei Ihrer letzten Reise zweimal unser Zusammensein mir nicht auf, sondern im Herzen geblieben ist? Es scheint mir, daß wir vertraulicher waren als gewöhnlich? Es war ... ich weiß nicht was, doch etwas sehr Gutes, Starkes und zugleich Zärtliches ... und wie eine sanfte Umarmung. Ich liebe Sie sehr, wenn Sie nicht lachen.

Denken Sie an mich. Schreiben Sie mir. Ich küsse Sie auf Ihre literaturerfüllte Stirn und auf beide Seiten Ihres Halses. Das liegt in einer andern Ideenverbindung, aber Sie wissen, daß ich Sie in jeder Hinsicht liebe.

Also der Ihrige

G. F.

Vichy, Mittwoch Abend. [1863]

Erst gestern und durch Zufall habe ich Ihren poste restante adressierten Brief zu Gesicht bekommen, da der Direktor besagter Post, ich weiß nicht aus welchem Grunde, es nicht für passend gehalten hat, ihn in mein Hotel zu schicken.

Ich wußte von Darcel, daß Ihr Roman bald erscheinen sollte. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich ihm allen nur denkbaren Erfolg wünsche. Derselbe Darcel hat mir erzählt, daß Sie in Paris eine Wohnung gemietet hätten, ist das wahr? Da sind Sie ja unter die Schar der Pariser Literaten aufgenommen! Um so besser, wir werden uns ein wenig öfter sehen können.

Ich habe nichts geschrieben, wohl verstanden, seit meiner Abreise, die Unruhe der Reise ist nicht der einzige Grund meiner Muße. Denn ich verfolge jetzt eine dritte Idee, die vielleicht schneller verwirklicht sein wird als die beiden andern. Da ich mich in Vichy nicht hervorragend amüsiere und hier keine gute Gelegenheit für mich zum Schreiben ist, verbringe ich meine Zeit mit Lesen, und ich lese viel. Ich habe zwei Bände von Goethe ver-

Digitized by Google

schlungen, die ich noch nicht kannte, die Memoiren Herzens über Rußland, einige Romane von Balzac, Madelon des Knaben About, und die beiden letzten Bände des Herrn Feydeau usw. Am Abend gehe ich eine halbe Stunde unter den Bäumen des Parks spazieren und betrachte vom Ufer des Allier aus den Sonnenuntergang. Das ist mein Leben hier.

Vichy ist voll von Rouenesern und einer Menge unedler Spießer, was mich veranlaßt, die öffentlichen Orte zu meiden. Ich habe viele Bekannte getroffen, Leute aus meinen Kreisen, man plaudert auf der Straße, wenn man sich trifft.

Im Gegensatz zu den meisten Badeorten beherbergt die langweilige kleine Stadt, in der ich mich zurzeit befinde, wenig Kokotten. Sie warten die Ankunft des Kaisers ab, um herbeizueilen; so wenigstens erzählt man sich. Ein sehr liebenswürdiger Spießer hat mir mitgeteilt, daß seit vorigem Jahre ein neues Bordell bestehe, und er hat sogar die Zuvorkommenheit so weit getrieben, mir die Adresse zu geben, aber ich war nicht dort. Ich bin nicht mehr lustig oder jung genug, die öffentliche Venus anzubeten. Das Bedürfnis des Idealen ist ein Beweis von Verfall, was man auch darüber sage!

Ich bin erstaunt über das, was Ihnen der gute Chennevieres über mich erzählt hat. Ich erinnere mich nicht, so komisch gewesen zu sein.

Um welche Zeit werden Sie Rouen verlassen? Wo werden Sie wohnen? Was Ihre letzte Reise nach Paris betrifft, so war es nicht nett von Ihnen, mich nicht zu benachrichtigen. Ich würde Sie besucht haben. Ich habe eine wundervolle Erinnerung von unsern beiden Zusammensein dort unten mitgenommen; an das eine in Ihrem Hotel, das andere bei mir, denken Sie noch daran, liebe Freundin? Es scheint mir, als wären wir uns diese beiden Male näher gekommen als früher.

Mitte nächsten Monats werde ich in Croisset sein.

Meine Reisegefährten senden Ihnen viele freundliche Grüße und ich drücke Ihnen beide Hände und küsse Sie auf beide Seiten Ihres hübschen Halses.

Der Ihrige

G. F.

Britannia-Hotel.

Digitized by Google

Croisset, Montag Abend. [Ende Oktober 1863]

Nun, und Paris? und Ihre Wohnung, und die Einsamkeit und alles übrige, leben Sie sich darin ein?

Sie haben eine sonderbare Beklemmung fühlen müssen, als einmal Ihre Sachen alle in Ordnung waren und Sie sich in einem unbekannten Nest allein sahen mit der großen Stadt um sich herum.

Ich kenne das; was tief bittere Empfindungen betrifft, so gibt es wenige, die ich nicht gefühlt habe. Doch seien Sie guten Mutes. Sie werden sich an ihre neue Existenz gewöhnen, mit Mühe, das ist richtig, aber es wird kommen. Und dann konnten Sie nicht mehr in Rouen bleiben, die Langeweile richtete Sie zugrunde. Ich habe viel an Sie gedacht, am vergangenen Mittwoch, dem Tage Ihrer Abreise, glaube ich. Am vorhergehenden Sonntag hatte ich Sie halb und halb den ganzen Nachmittag erwartet, es war eine trügerische Hoffnung.

Geben Sie mir oder besser geben Sie uns (denn hier spricht man häufig von Ihnen) Nachricht über Ihre liebenswürdige Person. Ich zähle darauf, Sie spätestens in einem Monat auf Ihre beiden Backen küssen zu können.

Ich habe heute so gut es ging das „Schloß der Herzen“[1]) beendigt; ich schäme mich dessen, das scheint mir unsauber, das heißt, oberflächlich, erbärmlich. Der vollkommene Mangel an Feinheit, etwas Unerläßliches für die Bühne, ist vielleicht der Grund dieses jämmerlichen Eindrucks. Das Stück ist nicht schlecht gemacht, aber wie leer ist es! Das alles nimmt mir keineswegs die Hoffnung auf Erfolg, im Gegenteil ist es ein Grund, daran zu glauben, aber ich fühle mich innerlich erniedrigt. Ich habe etwas Mittelmäßiges, Inferiores gemacht.

Ich werde mich jetzt an das Vorwort machen, das, so hoffe ich, eine ernstere Arbeit sein wird. Und nächsten Donnerstag werde ich auf die Bibliothek gehen, wo ich Ihren alten Freund sehen werde. Erinnern Sie

[1]) Anmerkung des Herausgebers: „Das Schloß der Herzen“ ist ein Feenstück, das Flaubert gemeinsam mit Bouilhet und dem Grafen d'Osmoy verfaßte. Wie die Eintragung auf dem Deckel des Manuskriptes zeigt, wurde von Juli bis Dezember 1863 daran gearbeitet. Nach einigen vergeblichen Versuchen, das Stück auf die Bühne zu bringen, verzichtete Flaubert auf eine Aufführung. „Das Schloß der Herzen“ erschien 1880 in „La vie moderne“.

Digitized by Google

sich, daß das der Ort ist, wo wir uns zuerst gesehen haben? Man hat Ihnen „Mirlitons" gebracht. Der Puderzucker zeichnete einen Schnurrbart auf Ihren hübschen Schnabel. Sie waren reizend, daß man Sie wie die Kuchen hätte aufessen mögen.

Dieses arme Rouen, wie Sie daran zurückdenken, nicht wahr? So ist es immer! Vielleicht sind die Dinge, die Länder, die Liebe nur in der Entfernung schön?

Vergangenen Donnerstag habe ich mich darin umhergetrieben, (nicht in der Liebe, sondern in Rouen), um es Fremden zu zeigen, dem Doktor Villemin aus Vichy. Seit langer Zeit war ich nicht mehr einen Schritt spazieren gegangen. Das hat mich in meine Jugend zurückversetzt, in meine Gymnasialzeit usw. usw.

Wenn Sie von mir lokale Neuigkeiten erwarten, so muß ich sehr bedauern, aber ich weiß keine einzige. Ich habe mir versagt, vergangenen Mittwoch auf einen schrecklichen Ball zu gehen, wo ganz Rouen, ganz Havre und ganz Elbeuf zusammengetrommelt war. Der Anblick einer großen Menge von Spießern macht mir unwohl. Ich bin weder genügend jung noch genügend gesund für solche Schauspiele. Was das Groteske betrifft, das man dort findet, so kenne ich es zur Genüge.

Haben Sie den letzten Band von Michelet? Er ist sehr amüsant, der Mann hat die Gabe, zu bezaubern.

Und Ihr Roman in der „Opinion nationale", was wird daraus? Fangen Sie einen andern an? Was treiben Sie? usw. usw.

Tausend zärtliche Grüße Ihres

G. F.

Croisset, Dienstag Abend. [1864]

Nein, liebe Freundin, es liegt nicht an der guten Gesellschaft, daß Sie sich langweilen (die schlechte ist nicht mehr wert, bedauern Sie nichts). Es ist die Existenz an sich, denn das menschliche Leben ist wahrhaftig ein trauriger Kram, eine häßliche, plumpe und verwickelte Angelegenheit. Für Menschen von Geist hat die Kunst keinen andern Zweck, als seine Schwere und sein Schmerzliches hinwegzueskamottieren.

Digitized by Google

(Ist es ein orthographischer Fehler, eskamottieren mit zwei t zu schreiben, so eskamotieren Sie eines weg.)

Da sind Sie also beim Temps untergebracht, aber es heißt sich in Geduld fassen, wie es scheint. Werden Sie das tun?

Sie sagen mir nicht, ob Sie mit Ihrem Roman über Martinville[1]) vorwärts kommen. Man erzählt mir, daß Sie im „Journal von Rouen" eine Rezension über die „Reliquien" veröffentlicht haben; sehr bedauerlich für Sie; das heißt Ihre Zeit verschwenden.

Sie sind also wieder bei diesem Blatte, dessen spießigen Ton und reaktionäre Tendenzen ich verabscheue? —

Was Ihren Freund betrifft, so setzt er seine sozialistische Lektüre fort, Fourier, Saint-Simon usw. Wie mir alle diese Leute zuwider sind! Welche Despoten und welche rohen Klötze! Der moderne Sozialismus riecht nach dem Schulmeister. Alle diese Biedermänner sitzen tief im Mittelalter und im Kastengeist. Der gemeinsame, alle verbindende Zug ist der Haß gegen die Freiheit und die französische Revolution.

In einiger Zeit werde ich in diesen Albernheiten gut bescheid wissen. Ich habe auch die ganze Korrespondenz des Pater Lacordaire mit Madame Swetchine gelesen und viel von Lamennais. Zudem habe ich eben vierzehn Tage in Trouville und Etretat zugebracht. Im August werde ich für etwa acht Tage nach Paris zurückkehren. Nun sind Sie über meine Taten und Handlungen informiert.

Und Sie? Gehen Sie nicht bald zu Herrn Fourneaux? Werden Sie in der zweiten Hälfte des August in Paris sein?

Meine Mutter wird Ihnen in allernächster Zeit von Dieppe schreiben.

Sie wissen recht wohl, daß ich augenblicklich viel an Ihre Augen und Ihren hübschen Hals denke, den ich erst rechts, dann links küsse, während ich Ihre Hände mehr liebe- als achtungsvoll drücke.

Der Ihrige

G. F.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Martinville ist ein Stadtteil von Rouen, der von der niederen Bevölkerung bewohnt wird.

Digitized by Google

Dienstag Abend. [1864]

Ich bedurfte Ihres Briefes nicht, um zu wissen, daß Sie ein gutes Herz und einen ausgezeichneten Geist besitzen. Meine Roheit oder vielmehr Grobheit rechnete damit; wenn ich an ihrer Intelligenz Zweifel gehegt hätte, würde ich nicht so gerade heraus geschrieben haben. Und da Sie meine Küsse trotzdem annehmen, schicke ich Ihnen vier, einen auf jede Backe und zwei etwas längere etwas weiter unten.

Alles, was ich habe sagen wollen, ist dies! Ich betrachte besagten Beranger als verhängnisvoll; er hat Frankreich glauben gemacht, daß die Poesie in der gereimten Begeisterung für das, was ihm am Herzen lag, bestände. Ich verabscheue ihn gerade aus Liebe zur Demokratie und zum Volke. Er ist ein Kontormensch, ein Ladenschwengel, ein Spießer, wenn es je einen gab. Seine Lustigkeit ist mir verhaßt. Nach Voltaire muß man mit dem religiösen Scherz aufhören. Welch ein Argument gegen die Philosophie ist ein solcher Mann für Leute wie Veuillot! Und dann noch einmal, warum nicht das Große und die wahrhaft großen Dichter bewundern. Doch Frankreich ist vielleicht nicht imstande, einen stärkeren Wein zu vertragen? Beranger und Horace Vernet werden für lange sein Dichter und sein Maler sein! Was mich in Ihrem Artikel entrüstet hatte, das war der Vergleich, den Sie zwischen ihm und Bossuet und Chateaubriand anstellen, die indessen keineswegs Götter für mich sind! Ich behaupte, daß der erstere einen schlechten Stil schrieb, was man auch sage; doch es wäre Zeit, sich über den Stil zu verständigen; einerlei, ich stelle diese Patrizier nicht neben diesen Krämer.

Ich habe nicht die Reaktion abgewartet, um mir meine Ansicht zu bilden. Im Jahre 1840, vor vierundzwanzig Jahren, hat man mich beinahe hinausgeworfen, weil ich ihn bei einem meiner Freunde angegriffen habe. Das war beim Präfekten von Korsika in Gegenwart des ganzen Staatsrates. Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich jetzt besagten Beranger ziemlich oft verteidige. Denn man bleibt noch weit hinter seinem Ideal zurück. Übrigens findet sich in einem der letzten Bände Sainte-Beuves eine prächtige Seite, wo der Beranger, wie ich ihn verstehe, wundervoll charakterisiert ist. Ich werde dort mit vollem Namen genannt, und ich habe herzlich darüber gelacht, so richtig ist das.

Digitized by Google

Ich gebe Ihnen zu, daß er mehr wert ist als die Größen des Tages. Das Lob ist gering, aber weiter kann ich nicht gehen.

Woher kommt es, daß man für die goldene Mittelmäßigkeit immer nachsichtig ist und daß man Beranger auswendig weiß und nicht ein Wort von Saint-Amant, nicht eine Seite von Rabelais kennt? Warum ist Herr Thiers ein berühmter, großer Historiker? usw. usw. Wie eitel sind Literatur und Ruhm!

Marini hat in Frankreich mehr Ehren gepflückt als alle Schriftsteller zusammen. Wer liest jetzt noch Byron? selbst in England? Aus alledem schließe ich mit dem Vater Cousin, daß „das Schöne für vierzig Personen im Jahrhundert in Europa da ist." Ich steige in meinen elfenbeinernen Turm und ich schließe mein Fenster . . . Denn sonst würde man sich besser den Schädel einschlagen oder verrückt werden. Doch wenn Sie Kritiken schreiben, so suchen Sie, aus Menschenliebe, Ihre Leser zu sich emporzuheben, anstatt bis zu ihnen herunterzusteigen.[1]) Denken Sie an Ihr Priesteramt, wie Herr Prudhomme sagen würde, und lieben Sie mich immer, denn ich bin

Ihr

G. F.

Croisset, Mittwoch. [1865]

Sie haben mir, gnädiges Fräulein und Freundin, einen sehr liebenswürdigen Brief voller Vorwürfe geschrieben, die ich nicht gelten lasse.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Die Bosquet hatte, wie schon der vorige Brief zeigt, die „Reliquien von Beranger" besprochen. Ausfälle auf Beranger und Musset sind in Flauberts Briefen häufig. Der schwer und mühsam schaffende Dichter der Salambo verachtete ihre leicht und natürlich strömende Inspiration. — Louis Veuillot (1813—1883) war ein ultramontaner Schriftsteller von großen Erfolgen. — Saint-Amant (1594—1661), geboren zu Rouen, von reicher, origineller Phantasie, war eines der Opfer Boileaus. Flaubert fand an seinen pittoresken Schilderungen Gefallen. — Giambattista Marini (1569—1625) italienischer Dichter, in Frankreich bekannt als „Cavalier Marin". — Im Jahre 1840 machte Flaubert seine erste größere Reise nach Südfrankreich und Korsika in Begleitung des Dr. Cloquet, eines Freundes seiner Familie. Ein ausführlicher Bericht von Flauberts Hand liegt im Archiv zu Antibes. Das Manuskript ist datiert: 22. August — 1. November 1840.

Digitized by Google

Können Sie glauben, daß ich Sie vergesse? Sie wissen sehr wohl, daß das nicht der Fall ist.

Doch was hätte ich Ihnen in der letzten Zeit erzählen können, inmitten aller der häuslichen Ziegeln, die mir aufs Haupt gefallen sind und die Ruhe des Arbeitszimmers sonderbar gestört haben?

Hat Caroline Ihnen von der Krankheit meiner Mutter gesprochen? Ich bringe sie (sie bezieht sich auf meine Mutter, ich schreibe wie ein guter Autor) morgen nach Ouville. Man hofft, daß die Seeluft sie wieder vollständig herstellen wird, doch leidet sie noch sehr, es ist schwer, das anzusehen.

Ich glaube, daß Sie sich, was Nefftzer betrifft, täuschen. Er ist ein guter Teufel, er wird Sie veröffentlichen; was arbeiten Sie inzwischen?

Was mich betrifft, so arbeite ich wie dreißig Neger, doch habe ich mich in ein Sujet[1]) verfahren, das durch seine Einfachheit und seine Fülle unentwirrbar ist. Je weiter ich gehe, desto mehr schwindet die Leichtigkeit. Ich habe gestern zehn Stunden hintereinander damit verbracht, drei Zeilen zu schreiben, und die sind noch nicht einmal fertig! „Aué folie", wie der selige Grassot sagen würde.

Ich weiß nichts Neues, ich sehe niemand und ich lese nichts. Ich habe jedoch in der letzten Zeit die beiden nachgelassenen Bände des Lümmels Proudhon gelesen! Etwas Zorn schadet von Zeit zu Zeit der Gesundheit nicht.

Es war uns unmöglich, in dem Bande chinesischer Poesien das Gedicht zu entdecken, von dem Sie sprechen; Ihr Hinweis war etwas unbestimmt. Ich glaube, daß das eine Verwechselung Ihrerseits ist.

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Das Werk, von dem Flaubert hier wie in den folgenden Briefen spricht, ist seine Education sentimentale, die er im Herbst 1864 zu schreiben begonnen. Das Manuskript ist datiert: 1. September 1864 — 16. Mai 1869. Wiederholt spricht er seine Befürchtungen hinsichtlich der Konzeption aus, die ihm fehlerhaft erscheint. Das bezieht sich wohl darauf, daß er in der Anlage des Romans nicht der gewohnten Linie des Aufbaues folgen, sondern das „Leben" nachahmen wollte, was weder Anfang, Mitte noch Ende hat. — Grassot war ein Komiker, der durch fehlerhafte Aussprache große Heiterkeitserfolge erzielte. (Vergl. Education, Teil II, Kap. 1.) — A. Nefftzer (1820—1876), Redakteur und Publizist. — Frau Caroline Commanville ist die Nichte des Dichters, Tochter der einzigen, frühverstorbenen Schwester Flauberts.

Digitized by Google

Frau Commanville reist übermorgen nach Saint-Martin, von wo sie Ende nächster Woche zurückkehren wird.

Wir rechnen auf Ihren Besuch für die letzten Tage dieses Monats. Bleiben Sie froh und heiter. Gute Arbeit, und obwohl Sie mich „mein Herr" nennen, küsse ich die beiden Seiten Ihres entzückenden Halses und bin der Ihrige

G. F.

Ich habe letzthin den Vater Pottier gesehen, immer hoffmannesk.

Autorisierte Übertragung von E. W. Fischer.

(Weitere Briefe folgen)

Gedichte / Von Walter Hasenclever

Aus einem Buche: „Der Jüngling". Der Verlag von Kurt Wolff (Leipzig) wird es in einigen Wochen herausbringen.

Vielleicht, vor einer großen Stadt versunken,
Hat Einer Sehnsucht, die ihm heiß entquillt,
Oder du hast die laute Nacht vertrunken
Und siehst vor dem Nachhausegehn ein Bild.
Du denkst an einen Park, an einen Schwan,
An einen Strumpf in einer Eisenbahn
Und kannst nicht ruhn und kannst dich nicht verlassen:
So geh zu einer unbekannten Frau.
Versuche sie zu lieben und zu hassen.
Erzähle ihr, du seist vom Mond ein Tier;
Sie wird es hören und vielleicht erfassen.
Und wenn du müde bist, geh schnell von ihr.

* * *

Ich Schreckgespenst in letzter Nächtlichkeit,
Verflüchtigt kaum aus einer Schwedin Schoß!
(Sie trennt sich ihre Sonntagsbluse los,

Digitized by Google

Und aufgedunsen spült mich hin die Zeit.)
An einer Straße wird ein Mensch verprügelt.
Man stößt ihn fort ins All. Er stirbt vielleicht.
Komm, sei mein Freund! Dein Kummer ist beflügelt!
Eine Träne von dir hat mich Einsamen erreicht.
Geh mit mir schlafen, arme Gestalt von gestern!
Einst hattest du Glück in der Welt. Jetzt bist du in Not.
Sind wir nicht alle Menschen, Brüder und Schwestern!
Wer rettet den andern im Leben! Wer hilft ihm im Tod!

* * *

Im Traume eines Tages, als ich ermattet lag,
Fühlt ich an meinem Herzen, o Mutter, deinen Schlag.
Du schienst mir so schön, wie ich niemals dich sah —
Dein Gesicht war ein andres; wie wehte es nah!
Söller mein, Zimmer alt, Garten, in dem dein Fuß ging;
Süßes kam, Wehes her, drin, Mutter, dein Blut hing.
Mädchen sind da. Scheue Schwestern. Wir spielen Verstecken.
Wann hast mich lieb gehabt! So küßtest du nie an den Hecken!
Mit blauem Kleide angetan, ich seh dich, o Wunder!
Du gehst hin. Du dufteſt. An Himmelswand blüht der Holunder.
Einst hat man gebetet beisammen. Du kanntest mich nicht.
Schlugst zu, kam er traurig vom Konfirmationsunterricht.
All das Leid, all die Sehnsucht nun strömt in mich ein;
Hab Sehnsucht, o Mutter, am Kleid dir zu sein.

Wermuth als Erzieher / Von Georg Korn

Die allzeit lose und spitze Zunge des Berliners hat nicht verfehlt, das neue Oberhaupt der Reichshauptstadt gleich bei seinem Amtsantritt mit gewohnter Schlagfertigkeit zu begrüßen. Man warf die Frage auf: Wo gibt es den teuersten Tropfen in Berlin? Und anwortete: Im Rathaus; dort kostet ein Wermuth 40000 M. Aber hinter dem Spott steckte schon damals eine bei den respektlosen Spreeathenern ungewöhnliche Portion Hochachtung, und der Preis erschien ihnen nicht

Digitized by Google

zu teuer. Das war nicht nur eine Exzellenz im Ministerrang aus dem Reichsdienst — Titel und Rang imponieren dem Berliner Bourgeois trotz aller demokratischen Allüren doch mächtig — nein, auch die Bedürfnisse des schaffenden und arbeitenden Bürgertums in Handel und Industrie hatte der neue Mann in leitenden Stellungen kennen gelernt und ‚gefördert', zeitweise auch im Ausland und außerhalb Europas. Vor allem hatte er seit dem kritischen Jahre 1909 als Schatzsekretär die Reichsfinanzen glänzend geordnet und verwaltet und nach dem Zeugnis der Blauschwarzen den besten Etat seit dem Bestehen des Reiches herausgebracht. Und doch besann er sich keinen Augenblick, aus seinem Amt zu scheiden, ehe er nach dem Diktat des Zentrums auf die richtige und nötige Deckung der Ausgaben verzichtete. Mannhaft und gewissenhaft schied er in Ehren und erhobenen Hauptes aus dem Reichsdienst, wo die Ära Bethmann-Hollweg so unbequem überzeugungstreue Charaktere nicht brauchen kann. Seine ungebrochene Tatkraft und Arbeitslust, seine große organisatorisch-schöpferische und auch diplomatische Begabung stellte der rüstige Fünfziger nun in den Dienst des großen Selbstverwaltungskörpers, an dessen Spitze ihn das einstimmige Vertrauen der Berliner Bürgerschaft berief.

Man kann nicht eben sagen, daß Berlin durch die Persönlichkeiten und Leistungen der bisherigen Leiter der städtischen Verwaltung gerade verwöhnt worden ist, wie etwa Frankfurt a. M. durch Männer von Miquels' und Adickes' Schlag. Allen Respekt vor der peinlichen Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue und Arbeitsamkeit von Wermuths unmittelbarem Vorgänger, dem verstorbenen Kirschner. Seine Mitarbeiter im Magistrat, die ihn unmittelbar bei der Arbeit sahen, schätzten ihn sehr hoch ein und meinten, daß es um Berlin besser stünde, hätte er nur seine Pläne durchsetzen können. Aber ihm fehlte die robuste Energie und Rücksichtslosigkeit nach oben und unten und wohl auch der organisatorische Weitblick und der große Zug des Schaffens, wie sie die rapide Weltstadtentwicklung und die vielen zur Lösung drängenden Großberliner Fragen erheischen. Von Kirschners Vorgängern war Zelle seiner Aufgabe keineswegs gewachsen; er war es, der in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die angebotene Einverleibnng der Vororte zurückwies, eine Unterlassungssünde, deren Folgen Berlin heute so hart zu spüren hat. Und er knickte vor höfischen Einflüssen widerstandslos zusammen. Der tüchtige Hobrecht stand zu kurze Zeit im Dienste der Stadt, um Bedeutendes leisten zu können. Von den Staatsbehörden, dem Junkerparlament und auch von der Krone weit schlechter behandelt, als es in andern Ländern der Landeshauptstadt gegenüber der Fall ist, haben die städtischen Selbstverwaltungskörper Berlins wohl berechtigten Grund zur Klage, aber ein erkleckliches Quantum von Unterlassungs- und Begehungssünden dürfen Magistrat und Stadtverordnete auch auf ihr eigenes Konto schreiben.

So findet ein Mann von kraftvoller Energie, reich an Erfahrungen und Kenntnissen von Staat und Welt, dessen Verwaltungstalent ebenso unbestritten ist, wie seine aufrechte Charakterfestigkeit und Widerstandskraft, als Oberbürgermeister Berlins ein weites und dankbares Feld für die Betätigung seiner Fähigkeiten. Wermuth hat sich bereits die richtige Stellung zu erobern und zu

Digitized by Google

wahren gewußt. Ohne die Form zu verletzen, hoben seine programmatischen Reden das Recht des Berliner Bürgertums zur Selbstbehauptung, seinen Anspruch auf Gleichberechtigung im Staatsleben und auf anständige Behandlung durch die Behörden hervor. Den hochfahrenden Bureaukraten in den preußischen Ministerien versetzte er mit verbindlichem Lächeln so scharfe Hiebe, daß er dort zu den bestgehaßten Männern gehören dürfte. Nach dem Grundsatz: Die beste Abwehr ist der Hieb, gab er den Herrschaften bittere Wahrheiten zu hören, die durch seine Stellung als ehemaliger Kollege der Angegriffenen und durch seine unbezweifelbare Sach- und Personenkenntnisse um so empfindlicher wirken mußte. Jetzt erst bequemte man sich, im Abgeordnetenhause über die Beschwerden Berlins Rede und Antwort zu stehen, was man bei der bisherigen allzu großen Zahmheit im Roten Hause nicht für nötig gehalten hatte.

Der preußische Polizeiminister von Dallwitz, einst einer der konservativen Kanalrebellen und ein Liebling der herrschenden feudal-agrarischen Reaktion, wird die heilsame Lektion, die er von dem modernen Knigge über den Umgang mit dem größten Selbstverwaltungsorganismus erhielt, wohl im Gedächtnis behalten. Die besonderen Wünsche Berlins in letzter Zeit nach Übertragung der Baupolizei, nach Einverleibung des Vororts Treptow und nach Entgegenkommen bei der Erwerbung fiskalischer Waldflächen hatten beim Staat eine kühle Ablehnung gefunden, und wirksam zerpflückte das neue Stadthaupt die Scheingründe dafür. Die richtige Staatskunst habe für Gegenwart und Zukunft zu sorgen und nicht über die Vergangenheit, nach dem Grundsatz von Schuld und Sühne, zu Gericht zu sitzen. Die Stadt Berlin von heute dürfe man frühere Unterlassungssünden nicht entgelten lassen. Berlin erstrebe keine kleinlichen Sondervorteile, aber es bestehe auf der Erhaltung seiner freiheitlichen Errungenschaften und müsse abenteuerliche Bedingungen für die Vermehrung seines Grundbesitzes ablehnen. Der Staat sei allen Teilen Gerechtigkeit schuldig. Wenn man dem städtischen Geschäftsgang Schwerfälligkeit vorwürfe, so mache Berlin die Schnelligkeit, mit der es selbst von der Regierung Bescheid erhalte, immer noch nach. Berlin möchte nicht dauernd im Schatten sitzen und verlange von der Regierung zum mindesten Unparteilichkeit. Man darf hoffen, daß die freimütigen Worte Wermuths nach oben hin erzieherisch wirken werden und daß der Grundsatz „Berlin muß bluten" nicht immer wieder so kraß hervortritt. Die ewigen Reibungen zwischen Staatsregierung und städtischer Selbstverwaltung sind eine preußische aber nicht berechtigte Eigentümlichkeit, für die man anderwärts kaum Verständnis aufbringen kann. Vielleicht wird ein Bürgermeister großen Stils, wie man ihn in Wermuth erhofft, hierin endgültig einen Wandel herbeiführen.

Aber nicht nur nach oben hin hat Wermuth als Erzieher Aufgaben zu lösen, auch in der Stadtverwaltung selbst winken ihm genügend Ziele für seine pädagogische Betätigung. Trotz der erst halbjährigen Dauer seiner Amtszeit hat er das Vertrauen der Berliner gewonnen, die für wirkliche Tüchtigkeit eine gute Witterung und freudige Anerkennung haben. Um so eher kann er mit den mancherlei Schäden aufräumen, die innerhalb der Berliner Selbstverwaltung

Digitized by Google

unverkennbar sind. Die Reform der Verwaltung und des zweifellos oft schwerfälligen Geschäftsbetriebes hat er bereits in Angriff genommen und will sie wesentlich vereinfachen und beschleunigen. Schnelle Entschlußkraft, Pünktlichkeit und Genauigkeit sowie großes Verantwortlichkeitsgefühl verlangt er von seinen Untergebenen. Ein frischer Zug ist in die Berliner Finanzwirtschaft hineingekommen, und der Geist, der in der Verwaltung lebt und herrscht, ist unverkennbar ein regerer und freierer geworden. Aber neben diesen äußeren Reformen gilt es auch, in der Stadtverwaltung den Geist der Klüngel- und Interessenwirtschaft, die oft kleinliche und rechthaberische Krähwinkelei, die dort eine Rolle spielt, das selbstsüchtige ehrgeizige Strebertum mancher Führer im Roten Hause zu bekämpfen und den Weg frei zu machen für eine unbefangene und nur dem Gemeinwohl dienende kommunale und soziale Politik großen Stils. Daß Wermuth auch hierfür der rechte Mann am rechten Platz ist, dafür bürgt seine ganze Vergangenheit im Reichs- und Staatsdienst. Man soll keine Vorschußlorbeeren austeilen; aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat Berlin nun endlich den führenden Mann, der den großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft gewachsen ist. Erfüllt seine Laufbahn die hohen Erwartungen, die ihr Anfang erregt, so wird Wermuth als Erzieher in der Geschichte der deutschen Selbstverwaltung mit ihrem demokratischen Grundzug und damit auch des Staatslebens als eine der erfreulichsten Erscheinungen zu verzeichnen sein.

Verwaltungen / Von Carnifex

Wenn man verlangt, die Herrchen ans Leitseil zu spannen, daß sie keine Eskapaden machen, schreit der Schieberchorus: Ermordung der Gewerbefreiheit! Unter Gewerbefreiheit verstehen sie nämlich ihren wirtschaftlichen Absolutismus und die Kulistellung der Geldgeber. Wir haben kaum ein zweites Gesetz, das von der Entwicklung so überrannt, von Pflichtbewußtseinslosen so in das Gegenteil seiner Absichten und seines Wesens verkehrt, so von Heuchlern und Räubern ausgebeutet worden ist, wie unser armes deutsches Aktiengesetz: Der Aktionärstranguleur, der Agiojobber, der Ungetreue jeden Kalibers, all die Giftpflanzen des modernen Kapitalismus, können sich aus diesem Boden bis zum Platzen vollsaugen. Während jeder Minister Jahr für Jahr die Etatpeitsche bekommt, jeder Parteiidiot den Voranschlag bekrittelt, während die genaueste Bilanzierung des Staatshaushaltes verlangt wird, hüpfen Direktor und Aufsichtsrat über alle Publikationsbedenken hinweg, wüten und wursteln hinter den Kulissen und haben das große Majoritätsmaul, wenn der Aktienkleinbesitzer in der Generalversammlung ein leises Klagewort wagt. Nur wenn es drunter und drüber geht, die Regreßangst in der Brust sitzt und das Stellungsbeben kommt, dann werden die Herren recht kleinmütig. Aber auch dann wird in nichtssagenden Communiqués der Publizitätsbegriff mißbraucht. Mit einem Worte: Völlig unkontrolliert vollzieht sich in den Aktiengesellschaften die Verwaltung fremder Vermögen, ohne Soliditätsgewähr, ohne Aufsichtsmöglichkeiten.

Vide: Gebhardt und König, Tiefbau- und Kälteindustrie, A.-G. Juni 1912 (im Geschäftsbericht): „Der günstige Stand der in Arbeit befindlichen Schacht-

Digitized by Google

anlagen läßt auch für das laufende Geschäftsjahr ein zufriedenstellendes Ergebnis erwarten."

August 1912 (im Aktienprospekt): „Die Gesellschaft ist zurzeit mit Aufträgen für etwa vier Jahre versehen. Die gegenwärtig in Betrieb befindlichen 23 Schachtbauten und 4 Tiefbohrungen haben bisher guten Fortgang genommen, so daß, falls nicht besondere Umstände eintreten, auch für das laufende Geschäftsjahr wiederum ein befriedigendes Ergebnis erwartet werden darf." Anfang 1913 Gerüchte von einer neuen Kapitalserhöhung „zwecks Beschaffung größerer Betriebsmittel angesichts der starken Beschäftigung". Die Aktionäre beglückt. Da, ein böser Blitz: „Wir müssen die Dividende kräftig reduzieren. Das Gefrierverfahren kostet uns zu viel". Kommt die Einsicht erst jetzt? O nein! So etwas weiß eine Verwaltung schon lange vor dem Geständnis. Sie sagt es nur nicht. Weshalb nicht? Das würde man genau wissen, wenn man den Aktienbesitz der Verwaltung vor und nach der Erklärung kennte. Das ist nur ein Beispiel. So rausgegriffen. Da sind die Verwaltungen der Kammerichschen Werke, der Voigtländischen Maschinenfabrik und noch viele andere gleichen Pflichtbewußtseins. Gelogen wird, Herrgott, gelogen! Mit Umsätzen geprunkt und die Verlustpreise nicht genannt, Vermutungen genährt und inzwischen immer lustig verkauft, Arm in Arm mit den Bankemittenten. Da muß das Donnerwetter reinhageln. Schmeißt die Leute und die Aktien von der Börse! Krempelt die Zulassungsstellen um, verlangt Aufsichtsschärfe, Aufsichtsobjektivität, erzwingt Rechenschaftslegung mit der Alternative: Farbe bekennen oder abziehen vom Markt. Laßt euch doch nicht mehr an der Nase herumführen. Geht an die Gesetzessanierung. Duldet nicht, daß noch mehr Mist gehäuft wird!

* * *

Der Aufsichtsrat hat die Geschäftsführung der Gesellschaft in allen Verwaltungszweigen zu überwachen. Er hat sich zu diesem Zwecke von dem Gang der Geschäfte zu unterrichten. Er hat das Recht, jederzeit Einsicht in die Bücher zu nehmen, die Waren- und Wertpapierbestände zu prüfen. Er soll die Bilanz und die Gewinn- und Verlustrechnung kontrollieren. Er hat bei der Erfüllung seiner Obliegenheiten die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes anzuwenden. So zu lesen in den Paragraphen 246 und 249 des Handelsgesetzbuches. Herr Levi Hagen (Köln) sitzt zugleich auf 44 Aufsichtsratssesseln; Herr Karl Fürstenberg auf 40, Herr Alfred von Oppenheim auf 39, Herr Walther Rathenau auf 36 usw. Kuriose Gesäße. Andere sitzen auf 30, 25, 20, 15, 10 Stühlen. Kontrollartisten. Gegen diese Leute ist Julius Cäsar ein Trottel, Napoleon eine Schnecke. Sie haben Drehköpfe, die sie fortwährend herumwirbeln. Nichts entgeht ihnen. Ihr meint, diese Leute sausen vielgeplagt Tag und Nacht im Schnellzug dahin, fingern in den Bilanzen, fahren in die Gruben, verfolgen den Werdeprozeß der Produkte? Das haben sie nicht nötig, sie sind fernseherisch, mängelriecherisch, omnipotent, universell. Sie können das eben. Und wie oft müssen sie noch festessen. Davon ahnt euer Aschingergemüt nichts. Sie besitzen eben die letzte, die denkbarste Ubiquität. Sie springen über Regreßschranken mit dem gefülltesten Tantiemetaschen. Das macht ihnen gar nichts. Und nebenbei sind sie noch Bringer neuer Kulturen. Sie sind vertausendfältigte Unsereins. Lieber Mitbürger: Hier ist wahres Leben, in diesem Gemüsetopf findest du alles. Nicht umsonst gibst du dein Geld hin. Du lernst, wie mit den Fingern im Achselausschnitt eine neue Weltanschauung gemacht wird.

Digitized by Google

Vom deutschen Alltag

In einer Berliner Familie ist jemand gestorben, und ein Überlebender hat den Trauerfall in der Famile bekannt gegeben. So erfuhr ich davon. Denn seitdem die Anlässe zu den großen Phrasen der „Erinnerung" sich so gemehrt haben, lese ich zur Erholung immer auch die Inserate. Es ruht den Geist aus. Es führt zu den Realitäten des Lebens zurück. Die hohen Preise zwingen die Mitteilungsbedürftigen zur Kürze; das weitestschweifige Gemüt läßt sich vom Mosseschen Zeilenmesser so lange drücken, bis der Kern, das Wesentliche einer Angelegenheit herausgequetscht ist . . .

Unter der Traueranzeige standen 12 Namen, mit den Vornamen, bei den Frauen war der Mädchenname beigefügt. Aber unter einem dieser Namen, einem einzigen, stand auch der Beruf: Polizeileutnant.

Einige Tage darauf wiederholte sich diese Auszeichnung eines einzelnen Familienmitgliedes, und heute habe ich, in derselben Zeitung, die Bekanntschaft einer dritten trauernden Familie mit einem Polizeileutnant gemacht.

Zufall? Oder handelt es sich um einen neuen Berliner Beruf? In Rußland wachsen Hochzeitsgeneräle. Sie bekommen 50 Rubel für den Abend. Es gibt kaum eine bessere Familie, die sich nicht das Vergnügen, ihren Hochzeitsgästen einen General zu bieten, 50 Rubel kosten läßt, und es wird gleich auf den Einladungskarten vermerkt: ein General dabei.

Heute, als ich auf den dritten Polizeileutnant in sonst beruflos trauernden Familien stieß, sind mir die russischen Hochzeitsgeneräle eingefallen, mein Mißtrauen ist geweckt, ich werde nicht ruhen, bis ich weiß, ob die Berliner Trauermagazine Polizeileutnants führen, oder ob nur in den Familien der Polizeileutnants eine Epidemie ausgebrochen ist.

*

Unter der Überschrift „Der Kaiser, der Zar und der König von England" in einer nationalliberalen Zeitung:

„Aus Kopenhagen kommt die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm, der Zar und König Georg in diesem Sommer in Fredensborg zusammentreffen werden... die Zeiten sind längst vorüber, wo gewisse Skeptiker sich bemühten, Monarchenzusammenkünften jede politische Bedeutung abzustreiten, und es wird heute wohl niemand mehr versuchen, in dem angekündigten Zusammentreffen des Kaisers mit dem Zaren und König Georg nur eine rein persönliche Begegnung oder einen höfischen Akt zu erblicken. Just in diesem gewitterschwülen dreizehnten Jahre des neuen Jahrhunderts wird Europa aufatmend die Kunde von der Zusammenkunft in Fredensborg vernehmen, und aus dem Namen des dänischen Königsschlosses eine seit vielen bangen Monaten ersehnte Garantie des Friedens heraushören. In Deutschland wird diese bedeutsame Nachricht auf jeden Fall mit großer Befriedigung aufgenommen und ihrer Bestätigung mit froher Spannung entgegengesehen werden."

Daraus geht klar hervor, heutzutage können die Monarchen es nur mit der größten Mühe verhindern, daß die blutgierigen Völker übereinander herfallen. Wenn die Monarchen nicht wären, gäb's

Digitized by Google

Krieg. Und sie müssen sogar zusammenkommen, um es zu verhindern. „Die Zeiten sind längst vorüber, wo gewisse Skeptiker sich bemühten ...“ Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

*

Der Fürst kommt. „Gleich am Bahnhof bilden die Arbeiter der staatlichen Werkstätten Spalier.“ Schmock bemerkt ferner, daß sie alle im festtäglichen Gehrock „oder zum mindesten schwarzen Anzug“ stecken und begeisterte Hochrufe ausbringen. Einige Tage vorher hatte die Verwaltung die gewählten Ausschußmitglieder wegen rebellischen Benehmens aufs Pflaster gesetzt ...

„Die Obrigkeit von Saint-Maixent in Poitou“, erzählt Tallemant des Réaux, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, „zog einem Gehenkten ein schönes, weißes Hemd an, als der König durchreiste.“

Man muß jede Gelegenheit benutzen, auf den Fortschritt der Zivilisation hinzuweisen.

*

Von einem jüngern deutschen Diplomaten:

„Kiderlen-Wächter sagte, man müsse mit Völkern umgehen, wie mit Frauen. Er war Junggeselle.“

Franz Xaver Schmitt

Bayerisch-politischer Kalender

Die Stellung der bayerischen Presse zur großen Rüstungsvorlage wird in der M. Augsburger Abendzeitung dahin präzisiert, daß sich grundsätzliche Gegner der neuen Rüstung eigentlich nur in den Reihen der Sozialdemokraten befinden. Dieses Urteil bedarf insofern einer Berichtigung, als sich der demokratische Nürnberger Anzeiger, ebenso wie die sozialdemokratischen Blätter, auf die Vorlagen der Regierung mit einem entschiedenen Nein antwortet. Auch das Bayer. Vaterland setzt seine energische Bekämpfung der Rüstungsvorlage und des Bewilligungseifers seiner Zentrumsfreunde fort. In seiner (im letzten Bericht bereits erwähnten) Artikelserie: „Lose Gedanken eines mißtrauischen Bayern“ heißt es recht deutlich: „Allerdings hat der Orientkrieg einige Dinge gezeitigt, die zu ernsten Zweifeln führen können, ob wir wirklich so vorzüglich gerüstet sind, wie man uns (bisher) vorgesagt hat. Die Gutachten der ‚Sachverständigen‘ über die von deutschen Offizieren und Unteroffizieren organisierte und ausgebildete türkische Armee haben uns ebenso schmählich irregeführt, wie die Behauptungen von der Uneinnehmbarkeit der (ebenfalls von Deutschen aufgeführten) Festungswerke von Kirk-Kilisseh und Janina. Der Streit über die Krupp- und Creuzotgeschütze ist vorläufig verstummt; es werden aber außer den Interessenten nicht allzuviele die Überzeugung gewonnen haben, daß Krupp besser abgeschnitten habe als Schneider. Wäre die Kruppsche Fabrik ein wirkliches Aktienunternehmen und hätte ich vor dem Kriege Aktien gekauft zu dem Kurse, der ihrem damaligen Rufe entsprach, so würde ich's heute sehr bedauern. Und ich würde wohl auch dafür eintreten, daß Deutschland ‚unserm Werke‘ Ersatz für die ausgebliebenen Auslandbestellungen schaffen müsse, — durch eine kräftige Militärvorlage. Vielleicht würde ich es auch nicht. Ich würde es sicherlich nicht, wenn ich der Mensch bliebe, der ich jetzt bin. Aber es kann niemand wissen, welche Wandlungen seine sittlichen Grundsätze erführen, wenn er plötzlich Krupp-Aktionär würde.“ —

Digitized by Google

Die Wirkungen der Militärlast für ländliche Gemeinden hat Dr. Heim im Auftrage der Zentralstelle der Bayer. Bauernvereine in Regensburg durch Fragebogen zu ermitteln versucht. Er hat 3926 Fragebogen versandt und davon 1086 richtig beantwortet zurück erhalten. Das entspricht bei den 7276 Gemeinden des rechtsrheinischen Bayern einem Ermittelungssatze von rund 15%, bietet also keineswegs ein zu allgemeinen Schlüssen berechtigendes Material. Immerhin ergibt sich bei den untersuchten Gemeinden eine derartige Personal- und Geldlast — 1843 Familien z. B. haben innerhalb zwei Dezennien 8302 Soldaten stellen müssen — daß die Hinweise Dr. Heims auf die verwüstende Wirkung des Militarismus für die bäuerliche Wirtschaft mit ihrer Erhöhung der Leutenot und Vermehrung der Landflucht berechtigt erscheinen. Diese Teilenquete läßt den von Dr. Heim betonten Mangel einer derartigen staatlichen Statistik in der Tat als eine sehr bedauerliche Unterlassung der Regierungen empfinden. —

Lebhafte Klagen über das Bauernlegen durch Vergrößerung bestehender Fideikommisse oder durch Gründung neuer ertönen beinahe täglich aus der Zentrumspresse und aus sozialdemokratischen Blättern. Auch ein bayerischer Prinz soll sich nach Angaben des Bayer. Kurier an der Verringerung der landwirtschaftlichen Kulturfläche dadurch beteiligt haben, daß er ein Gut im Isartal mit einem Rindviehbestand von 70 Stück kaufte, das Vieh dem Handel preis gab und das Gut in Villenbauterrain parzellierte. Ein Beruhigungserlaß des Ministeriums des Innern bemüht sich, diese Vorgänge als wenig bedeutungsvoll hinzustellen und versichert, die Staatsregierung werde im nächsten Landtag sich bemühen, geeignete Abhilfe gegen diese Mißstände zu treffen. Eine billige Versicherung, die Herr von Soden um so leichter machen kann, als er weiß, daß die Fidei-Kommiß-Besitzer der Kammer der Reichsräte und deren am Grundstückshandel interessierte Mitglieder ihn vor der Pein bewahren werden, seinen Standesgenossen unangenehm zu sein.

Balthasar

Justizkritiker!!

Ist es nicht zu dumm: Jede x-beliebige stupide Posse wird, wenn sie irgendein Theatergeschichtsmann gibt, alsogleich von einem Dutzend Kritikern besucht, bedacht, beschwätzt. Jede triviale Bilderausstellung wird beguckt und beredet. Jeder Stadtratssitzung in Stixneusiedel assistieren ein paar Redakteure und Ortspolitiker.

Unsere Gerichtssäle aber, worin täglich Opfer fallen, Menschenopfer unerhört, sind einem stumpfen Reportertum überlassen, das vor dem Herrn Vorsitzenden respektvoll zur Seite weicht und die Stimme aus dem Volk, die Geschworenenstimme, kritiklos wiedergibt.

Hätten wir eine mutige und angesehene Journalistik, dann müßte dort der Justizkritiker eine der wichtigsten Figuren sein. Es werden Tag für Tag in allen europäischen Ländern, im besonderen aber in Preußen-Deutschland, Strafurteile gefällt, die vor dem Empfinden und Begreifen des Menschen von heute einfach als indirekter Mord, jedenfalls als grausames Brechen von Charakteren und Existenzen anzusehen sind. Wie zeugenlos, wie echolos geschehen diese Vernichtungen mittelst Königl. oder Kaiser-Königl. Urteil.

Digitized by Google

Der Zeitungsleser, durch das täglich verschlungene Quantum von Morden, Mordverhandlungen, Ehebrüchen, Notzuchtsattentaten, Vitriolüberfällen, Kindermißhandlungen stumpf und eindrucksloss gemacht, liest die trockenen, feigherzig objektiven Gerichtssaalberichte, liest und bleibt taub und blind. Wehe dem Zeitungsleser, der mit fühlendem Herzen und lebendiger Phantasie die grauenhafte Chronik der Journale genösse, schwerster Trübsinn, bitterster Menschenhaß, schwärzeste Verzweiflung überfielen ihn!

Deshalb müßte der Justizkritiker von Zeit zu Zeit einen besonders unerträglichen Fall herausheben und das Gefühl der Zeitgenossen wecken.

Ich greife nach einer solchen Tragödie, die mich beschäftigt, seit ich ihre Umrisse in der Zeitung gewahr wurde.

Eine Justiz, die einen jungen Menschen mordete, muß hier der leichtfertigen Schuldsprechung angeklagt werden.

Man höre: Am 6. Dezember erschoß der Student Philipp Reiß im Kurpark zu Baden (bei Wien) seine achtzehnjährige Geliebte. Er gab drei Schüsse gegen das Mädchen ab, dann hätte er auf sich selber zielen sollen, aber da lag schon die Leiche der Geliebten im Blute vor ihm, er konnte die Hand nicht mehr heben, nur mehr die Füße — mit denen lief er, so rasch als möglich, zur Polizei und verlangte seine Verhaftung. Bei der Toten fand man einen von ihr geschriebenen Abschiedsbrief, sie habe den Tod verlangt, der Geliebte habe sie auf ihr Geheiß angeschossen. Vor Gericht wurde der Student befragt, ob er sich schuldig fühle. Er senkte rot den Kopf und sagte: Ja. Zeugen stellten fest, daß die Getötete — man muß das bei allem Takt gegen eine Tote feststellen — vorher in Czernowitz in vielerlei Liebesaffären verwickelt war, während der Student, ehedem ein stiller, seinen Prüfungen hingegebener Jurist, seit der Bekanntschaft mit dem Mädchen ganz aus dem Geleise geworfen war. Er führte Krieg mit seiner Familie — ihrethalben, er verließ die Universität — ihrethalben, er hungerte mit ihr, lebte von Kaffee und wanderte mit ihr in eine fremde Stadt aus. Jedenfalls: ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, der im Fieber des ersten großen Erlebnisses war.

Der Prozeß spielte sich vor den Geschworenen des Städtchens Wiener Neustadt ab, eineinhalb Stunden von Wien.

Eineinhalb Stunden von Wien ward der Student als Mörder schuldig gesprochen und zum Tode durch den Strang verurteilt!

In keiner Wiener Zeitung erhob sich, meines Wissens, ein einziger Justizkritiker, um den kleinstädtischen Geschworenen zu sagen: Ja, seid ihr denn taub und blind? Ist dieser arme, zerrüttete Student, der dem Todeswillen der Geliebten seine Hand lieh, einem Tier wie Sternickel gleich zu achten? Wer ist denn eigentlich stumpfer: der überreizte Student, der dem Todeswunsch der Geliebten nicht widerstehen kann oder der verständnislose Bürger, der diesen Dreiundzwanzigjährigen dem Henker übergibt?

Justizkritiker!!!

Keine Katz' wird sich an dem frühen Morgen rühren, wenn die Knechte des

Digitized by Google

Wiener Scharfrichters den Studenten Philipp Reiß zum Schafott zerren werden!

Stefan Großmann

Stallmann und die deutschen Fürsten

Wenn ich den Staatsanwalt als Institution nach den vier Tagen beurteilen darf, in denen ich beim Stallmann-von König-Prozeß meine Ansicht über Herrenspieler und Berufsspieler nachgeprüft habe, so scheint er mir zwei Hauptbeschäftigungen zu haben: während das Gericht der Rechtsfindung obliegt, die Unrechtsfindung nicht vernachlässigen zu lassen und Personen und Berufe, die dem Deutschen heilig sind, vor Verunglimpfung zu bewahren. Wenn ein Angeklagter Günstiges über sich zu berichten weiß, wächst der Staatsanwalt wie das Schicksal: „Wenn Sie das aufrecht erhalten, werde ich Sie ruinieren!" und wenn geäußert wird, ein höherer Offizier partizipiere mit einem Berufsspieler, so schrumpft er zum personifizierten Bückling zusammen: „Ich protestiere gegen die beleidigende Behauptung, daß ein Stabsoffizier zu so etwas fähig sei!" Na, na!

Der Prozeß hat bis jetzt erwiesen, daß es Offiziere gibt, mit denen standesbewußte Berufsspieler sich nicht einlassen sollten. Spielverluste entwickeln unter solchen Uniformbrüsten die Eigenschaft, zwei Jahre später falsches Spiel der Gegenseite festzustellen. Eine Ansicht, der sie, vielleicht unterbewußt, während dieser Zeit dadurch Ausdruck gaben, daß sie die Spielschuld nicht zahlten. Sie erzählen dann, daß die Zigarren und Schnäpse, mit denen sie von den Falschspielern bewirtet wurden, narkotisiert gewesen seien. Wie es in dieser Hinsicht mit den gleichfalls gratis von ihnen eingenommenen Diners und Soupers stand, wurde leider nicht festgestellt. In Berufsspielerkreisen steht ein Offiziersboykott bevor. Natürlich mit Ausnahme der erwähnten Stabsoffiziere und derjenigen, die in bar verlieren. In diesem Prozeß hat das deutsche Offizierskorps verloren, das dank seinem starren Ehrbegriff nur im Falle eines Verlustes den Nachweis des Falschspiels zuläßt. Der Herr Staatsanwalt sollte sich mehr der sozialen Seite seiner Spielerprozesse annehmen, als seine Sympathien für militärische Chargen zum Ausdruck zu bringen. Außerdem könnten seine Proteste die Angeklagten zum Namennennen bewegen.

Eine Gelegenheit ließ sich aber der Anwalt des Staates entgehen, die nach oben sicherlich für ein kräftiges Wörtlein als geeignet erachtet worden wäre. Der Angeklagte Niemeln sagte: „Stallmann war intim mit einem deutschen Thronfolger befreundet, der sehr oft Gast bei ihm war!" Hört, hört! Herr Stallmann, genannt von König, oder Korff-König, bewirtet künftighin regierende deutsche Fürsten? Ohne daß der Staatsanwalt protestiert? Also es stimmt? Dann muß es schon einem loyalen Bürgertum überlassen bleiben, zu protestieren. Herr von König saß früher einmal wegen verschiedener Rechtsirrungen, hatte zeitlebens mehr Gelegenheit als Erfolge in der Widerlegung recht ehrenrühriger Nachrede, ging mit der lustigen Sieben schlafen und erhob sich mit der Roulette, kurz sein Umgang kann lehrreich, instruktiv, vorbildend genannt werden, aber höchstens

Digitized by Google

der Thronfolger von Monaco könnte Gründe für einen solchen Umgang anführen. Es gibt aber einen deutschen Thronfolger, der nicht nur am Spieltisch neben dem Herrn von König Platz nahm, sondern auch dessen Haus bevorzugte, also Frau von König die Hand küßte und den lieben Kleinen die Köpfe tätschelte, der am Ende gar seinen Anteil an der Jahrhundert-Kriegssteuer im Maison de König sich verdienen mußte. Welcher Thronfolger ist's? Wir versagen uns jede Vermutung, denn bei der Sachlage und den handelnden Personen lauert die Majestätsbeleidigung hinter jedem Wort.

Man wird warten müssen, bis nach dem Prozeß der ungenannte fürstliche Freund seinen verkannten Gönner aus dem Dunkel des Kerkers auf die lichten Höhen höfischen Glanzes hebt. Stallmann von König selbst wird schweigen und der Staatsanwalt hat schon geschwiegen. Von König hat keine Liste derjenigen hohen und höchsten Herrschaften geführt, die sein Hotel in den Champs Elysés mit Vorliebe besuchten und wenn ihm nach seiner häufigen Berührung mit Staatsanwälten noch ein Rest von Vertrauen geblieben ist, so wird er überzeugt sein, daß jedes Wort doppelt schwer wiegt, das er nicht gesprochen hat. Der Staatsanwalt wird die Angeklagten vielleicht dazu bringen, Offiziersnamen zu denunzieren, aber von Königs fürstlicher Freund darf sich durch ihn nicht abhalten lassen, dem Treubefundenen gerecht zu werden. Moabit kommt wohl zunächst, aber dann bereiten sich Ehrungen vor, bei denen Stallmanns Verurteilung Königs Apotheose nicht verdunkeln kann. Wie verlautet, soll der bewußte deutsche Thronfolger einem Wunsch aus Spielerkreisen folgend, deutsche plaques prägen lassen, deren Inschrift, nach dem Beispiel seines Kollegen, lauten dürfte: Von König rief und alle, alle kamen.

Ulrich Rauscher

Prostitution in Berlin und Rom

In Berlin gibt es bekanntlich keine Prostitution. (Gemäß den dortigen Polizei- und Justizverordnungen.) Kein Hauswirt darf — unter Androhung des Kuppeleiparagraphen — Prostituierte beherbergen. Den Prostituierten ist die öffentliche Ausübung ihres Berufes, besonders die aufreizende und lockende Parade ihrer geschmückten und geschminkten Leiber in den Straßen, z. B. der Friedrichstraße, strengstens untersagt. Eine Prostituierte, falls sie, in unauffälliges, schlecht sitzendes Grau wie eine Provinzlerin gekleidet, die Augen zu Boden geschlagen, einen Liebhaber fände, müßte mit ihm, zwecks gestatteter Ausübung ihres Berufes, mit der Stadtbahn in den Grunewald fahren. Da es aber auch im Grunewald einsame Wanderer hat, die das öffentlich-sittliche Ärgernis nehmen (darum gehen sie ja nur im Grunewald spazieren), und es überhaupt zu umständlich ist, so gibt es, wie gesagt, in Berlin keine Prostitution.

Nur 50000 Prostituierte. Das officium leugnet es natürlich, und offiziell weiß kein Mensch, wo diese 50000 wohnen (da sie doch gar nicht wohnen dürfen). Sie sind zwar da, aber „nichtexistent im eigentlichen Sinn". Die naive Zynik der Berliner Prostituiertenpolitik zeitigt die abscheulichsten Zustände, wie z. B. die sonderbare Freundschaft zwischen Polizisten und Dirnen, welche man hier und da beobachten kann. „Ick mechte so jerne aus dem Revier. Der neue

Digitized by Google

Schutzmann mag de Blonden nich." — Das ist kein Simplizissimuswitz — obgleich man ihn im Simplizissimus las — sondern bitterer Ernst.

Italien — wie alle romanischen Länder — behandelt die Prostituiertenfrage im allgemeinen mit großer Toleranz. (Kommentar in Preußen: laxe Sexualmoral der Romanen .... Degeneration ...) Besonders aber Rom, das klerikale Rom, steht hier auf einem Gipfel edelsten und reinsten Menschentums, das über Toleranz weit hinausragt. Es legt damit zugleich die Axt an die Wurzel des Grund- und Urübels der Prostitution: der Geschlechtskrankheiten. Es geht sachlich nur auf Hygiene aus, während es tiefste Menschlichkeit offenbart. Rom macht den Versuch, den Geschlechtskranken beider Geschlechter, wessen Standes und Alters er sei, als Anonymus von Staatswegen kostenlos zu behandeln und zu heilen. Der Geschlechtskranke bleibt anonym. Die Dirne bleibt Mensch in einer menschlichen Krankheit. Sie ist kein Stück kontrolliertes Vieh. Man hetzt sie nicht, sperrt sie nicht zwangsweise ein. Sie kommt von selbst. Sie hat ja nur das größte Interesse daran, schnell gesund zu werden. (Berufsinteresse: man schimpfe nicht.) — Aber in Berlin? Greift die Polizei eine kranke Dirne auf, so wird die Dirne nicht nur interniert, sondern obendrein noch bestraft. Darum suchen kranke Dirnen ihre Krankheit (falls sie nicht zum Privatarzt gehen, was zuweilen vorkommt, aber das kostet Geld) möglichst lange zu verheimlichen. Was ihnen bei der Gonorrhoe nicht allzu schwer gelingt. Und stecken Dutzende gesunder Männer an, ehe man sie einfängt. — Ein vorzügliches System. Es befördert die moralische Verdauung des Spießers, der stolz und tückisch, nicht immer mit Erfolg, die keusche Tochter bewacht, und die Gesundheit des Volkes.

Alfred Henschke

Der Semmeringskandal

Seit mehr als einem Jahre läuft bei uns eine Geschichte, die man als ein Abderitenstück betrachten und lächerlich finden könnte, wenn sie nicht eine so tieftraurige und ernste Seite hätte. Die amtliche Vorsorge für die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse ist in Österreich nicht übermäßig groß. Die Wiener „Spitalschande" ist sprichwörtlich geworden. Die private Wohltätigkeit ist karg. Da findet sich ein reicher Mann, Kupelwieser ist sein Name, der bereit ist, auf dem Semmering, zwei Schnellzugsstunden von Wien entfernt, eine Heilstätte für tuberkulöse Kinder zu errichten. Der Semmering ist für eine solche Anstalt ausnehmend geeignet. Er ist über 1000 Meter hoch und die Stelle, die sich Kupelwieser aussucht, ist gegen Norden geschützt und entspricht auch sonst allen wünschbaren Anforderungen. Er kauft den Grund und läßt eine Zufahrtstraße bauen. Wie sie fertig ist, fangen die „Anrainer" an sich zu rühren. Sie sind zwar anderthalb Gehstunden von dem Orte entfernt, an dem die Anstalt gebaut werden soll, aber sie behaupten, die neue Anstalt sei eine Bedrohung ihrer hygienischen und wirtschaftlichen Interessen. Eine wilde Agitation hebt an. Die Hotel- und Villenbesitzer, die Bürgermeister, die Reichsrats- und Landtagsabgeordneten des ganzen Gebietes halten Versammlungen über Versammlungen ab, die äußerst lärmend und drohend verlaufen. Als sich in eine solche Versammlung ein tüchtiger und bekannter Arzt, Dr. Teleky, hineinwagt und das kupelwieserische Projekt mit Gründen der Vernunft und der Wissenschaft vertei-

Digitized by Google

digt, besser: verteidigen will, wird er schlankweg hinausgeworfen und tätlich bedroht. Die Protestierenden organisieren sich, schicken Abordnungen auf Abordnungen an alle in Betracht kommenden Behörden und entfalten eine stürmische Tätigkeit. Die ganze Öffentlichkeit hallt wider von dem tobenden Streit. Die Wiener Presse widmet ihm ganze Spalten und versäumt nicht, ihre Leser über jede der zahllosen Protestversammlungen und Protestaktionen genau zu unterrichten. In der ganzen bürgerlichen Presse ertönt kein Wort der Abwehr gegen die Angreifer Kupelwiesers. Nur die Wiener sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung" tritt energisch für das kugelwieserische Projekt ein. Neben ihr erhebt nur noch die kk. Gesellschaft der Ärzte das Wort. Gegenüber dem leidenschaftlichen Ansturm der „Interessenten" modifiziert Kugelwieser seine ursprüngliche Absicht und erklärt, die Anstalt solle nur für schwächliche Kinder bestimmt, tuberkulöse Kinder sollen ausgeschlossen sein. Doch das nützt nichts mehr. Die kochende Seele der kapitalistischen Hotel- und Villenbesitzer und aller Semmeringspekulanten ist nicht mehr zur Ruhe zu bringen. Endlich entscheidet die Statthalterei gegen Kupelwieser. Er rekurriert an das Ministerium des Innern. Die Interessenten schicken auch an Baron Heinold eine Abordnung und in drohender Haltung flehen sie ihn an, sie nicht dem Unglück und der Verzweiflung zu überliefern.

In diesem Augenblicke ergreift abermals die Gesellschaft der Ärzte das Wort. Sie richtet an das Ministerium ein Memorandum, in dem klar ausgesprochen ist, daß von der Errichtung der Anstalt den Anrainern keinerlei gesundheitliche Schädigungen erwachsen können. Sind aber diese ausgeschlossen, so ist natürlich auch die angebliche wirtschaftliche Gefährdung ein sinnloses Gerede, ausgenommen natürlich, daß die „Interessenten" etwa daran denken, daß Kupelwieser nach Mißlingen seines Planes den Grund wieder verkauft oder gar verkaufen muß, und somit Aussicht auf Grundspekulationen geschaffen werde. Da der Grund so vorzüglich gewesen wäre für eine Heilanstalt, so würde man sich wahrscheinlich darum reißen, hier gut gelegene Villen und Hotels zu bauen. Die schöne Zufahrtstraße ist überdies auch schon da. Die Spekulanten reiben sich schon schmunzelnd die Hände, denn sie rechnen mit Sicherheit darauf, daß das Ministerium des Innern in ihrem Sinne entscheiden werde, zumal die christlichsoziale Partei an der Agitation gegen Kupelwieser lebhaft beteiligt ist und diese Partei bei der Regierung etwas bedeutet. Auch entscheiden unsere Behörden in bedeutenden Angelegenheiten sehr häufig nicht nach den sachlichen, sondern nach politischen Gesichtspunkten.

Das Memorandum der Gesellschaft der Ärzte ist kurz, aber erschöpfend. Einem gebildeten Publikum zu wiederholen, was in dem Memorandum gesagt wird, ist überflüssig. Insbesondere das deutsche Publikum weiß, daß im deutschen Reiche eine große Zahl von Heilanstalten für Tuberkulöse bestehen. Daß man irgendwo gegen deren Errichtung protestiert hätte, ist nicht bekannt geworden. Jedermann weiß, daß Davos, Meran usw. usw. Stätten für Lungenkranke sind, und daß sich dadurch die reichen Leute nicht hindern lassen, mit ihrer tadellosen Gesundheit diese Orte zu besuchen. Davos ist einer der vornehmsten Wintersportorte. Mit der Sachkunde von Fachmännern entkräften die führenden Ärzte Wiens alle Gründe der „Interessenten". Sie schließen das Memorandum mit den trefflichen und im Munde von bürgerlichen Gelehrten tapfer zu nennenden Worten: „Bitte,

Digitized by Google

Exzellenz, geben Sie nicht zu, daß wir vor der ganzen gebildeten Welt blamiert werden."

Ein namhafter Wiener Arzt sagte mir: „Das Memorandum erwähnt der Tatsache, daß viele, besonders Wiener Ärzte eine große Zahl von Tuberkulösen auf den Semmering schicken. Natürlich in die Hotels! Wenn wir eine ehrliche und vollständige Statistik über die jährliche Zahl dieser von uns auf den Semmering geschickten Kranken zusammenstellen und veröffentlichen wollten, so würde die Welt staunen über den Schwindel der ‚Interessenten'".

In letzter Stunde haben die Zeitungen eine Zuschrift von hunderten, den höchsten Gesellschaftskreisen angehörigen Personen veröffentlicht, die sich als regelmäßige Besucher des Semmerings bekennen und erklären, daß der Bestand der Kupelwieserischen Anstalt sie nicht hindern werde, nach wie vor auf dem Semmering kürzeren oder längeren Aufenthalt zu nehmen.

Nun steht die Sache auf Baron Heinold. Dieser Minister, das kann auch der radikale Gegner der Regierung sagen, ist eine der sympathischsten Persönlichkeiten, die je auf einem Wiener Ministerstuhl gesessen sind. Er ist ein durchaus rechtschaffener Mann. Ob er in diesem Falle sich bewähren wird? Ob er sich wird bewähren können? Wie viel persönliche Rechtschaffenheit haben die österreichischen Regierungen schon erschlagen!

Engelbert Pernerstorfer

Akademie und Sezession

Die Kgl. Akademie der bildenden Künste in Berlin hat eine Ausstellung eröffnet, die als Vorfeier zum Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers gedacht ist. Aus dem Huldigungsgedicht ist ganz von selbst die Satire geworden, die bei dieser Gelegenheit unerläßlich war.

Man wollte einen Überblick über die Kunst der Zeit geben. Ein Bild der modernen Kunst in offiziellem Rahmen. Löbliches Unternehmen. Das Resultat? Eine Ausstellung ohne Zusammenhang, ohne Niveau, ohne Sinn. Kurz: langweilig. Man kann das, sofern man naiv genug ist, auf die Kunst schieben. Die Akademie ist jedenfalls nicht schuld daran. Sie hat getan, was sie konnte. Sie kann auch nichts dafür, daß jeder bessere Kunstsalon dieselbe Übersicht zu bieten vermag. Was die Akademie tut, ist in jedem Fall etwas Besonderes (Überflüssiges).

Immerhin: die Ausstellung zeichnet sich durch etwas aus, was bei akademischen Ausstellungen selten zu sein pflegt: sie enthält einzelne Werke von Qualität, wenn auch in den Nebensälen. Werden neuerdings in der Akademie Talente gepflegt? Hat sich gar einer der staatlich behüteten Künstler plötzlich entwickelt, und rechtfertigt nun die Anstellung seiner Lehrer und die kostbare Zeit, die er in den Akt- und Komponiersälen verbracht hat durch ein überraschendes Werk?

Wahn! Die guten Werke, die sich auf dieser Ausstellung befinden, stammen ausschließlich von Nichtakademikern. Sie sind von denjenigen gemalt, die die Sonne der staatlichen Gunst nicht bescheint, deren Werke wenig Aussicht haben, für die staatlichen Galerien (bei Lebzeiten der Urheber) angekauft zu werden. Das sind etwa Leute wie Liebermann, Corinth, Trübner, Zügel, Thoma. Zufällig sind es die besten, die heute malen. Ein purer Zufall.

Wie kommen sie aber in die Akademie? In der Sezession ist ihr Platz. Brauchte man am Brandenburger Tor den Aufputz? Sehnte man sich nach

Digitized by Google

guter Gesellschaft? Oder war man aus Naivität klug?

Die Öffentlichkeit ist auf den Trick hereingefallen. Der Grundgedanke dieser Ausstellung ist ihr unbekannt geblieben. Er ist herrlich, ingeniös über die Maßen. Ich will ihn interpretieren: „Es ist im Grunde alles dieselbe Kunst. Ihr draußen, wir drinnen, alle dienen wir derselben Göttin. Versöhnen wir uns. Wozu der Streit. Ihr seid zu Ansehen gekommen. Ihr seid Kerle, und wir sind Kerle. Soyons amis!"

So wird man allen Richtungen gerecht (selbst der guten) und verwischt klüglich die Grenzen. Akademie und große Kunstausstellung auf der einen, die Sezession auf der anderen Seite, so war es bisher, und so möge es bleiben. Nichts Wohltuenderes und Berechtigteres als diese Scheidung. Gegensätze sind fruchtbar. Was ist es anderes als ein fauler Kompromiß, wenn Liebermann in der Akademie erscheint? Seine Kunst gilt deshalb dort nicht weniger als Ausnahme, statt als Regel zu gelten. Entweder man malt, oder man nimmt Rücksichten — und nimmt eine Professur an. Ein einziges Bild von Liebermann verneint den ganzen akademischen Betrieb. Denn es macht da ernst, wo die Akademiker nur spielen.

Fühlt niemand die groteske Ironie in den Worten: Hans Thoma debutiert heuer in der Akademie? Er debutiert. Aber er hätte es nicht nötig, wahrlich nicht, der Akademie, die ihn ein langes Leben hindurch ignoriert hat, seinen guten Namen für ihren Katalog zu schenken. Die Nationalgalerie darf nicht wagen, einen neuen Liebermann anzukaufen; es wird als ein Sieg gefeiert, wenn der Staat den ersten Slevogt erwirbt — ist es bei dieser Sachlage etwas anderes als eine Lüge, wenn Sezessionsmitglieder in der Akademie ausstellen? Wozu soll die Kluft verheimlicht werden. Die Akademie hat es nicht verhindern können, daß die Maler, die sie nie beachtet hat, Namen von europäischem Klang bekommen haben. Die Sezession sollte zu stolz sein, die Akademie von diesen Namen profitieren zu lassen.

Wir denken nicht daran, der akademischen Kunst die Existenzberechtigung abzustreiten. Jede Schicht braucht ihre Kunst für sich, und Leute, die in der Akademie die staatliche Schule für die echte Malerei erblicken, bekommen mit Recht die akademische Kunst, die sie verdienen. Die Trennung zwischen Kunst und akademischer Maltechnik war bislang scharf genug. Im Namen der Aufrichtigkeit möge sie es bleiben. Es gibt keine Brücke. Die Zukunft wird nicht besser sein als die Vergangenheit. Akademie bleibt Akademie. Möge sie ihren Namen mit Anstand tragen. Sie besitzt Vorteile genug vor der Sezession: muß sie auch noch auf den Ruhm Anspruch machen, Werke echter Malerei auszustellen?

A. B.

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Die erste Lesung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Reichstag hat mit der Beratung der Riesenmilitär- und Steuervorlage begonnen. Der Reichskanzler hat eine Rede gehalten in der er nachwies, daß wir mit Frankreich und Rußland „gut" und mit England „besser" stehen, und daß deshalb eine gewaltige Neurüstung notwendig sei. Denn der Chauvinismus in Frankreich und Rußland könnte sich an den slawischen Balkansiegen entzünden.

Man fand die Rede in Berlin, in Wien und in Rom sehr hübsch und auch die englische Presse honorierte das an die Adresse des englischen Ministers Grey eingestreute Kompliment Bethmann-Hollwegs durch freundliche Kritik.

Die Rede war in der Tat ein kleines Kunstwerk, sie verfügte über den Ernst, von dem sich ihr Verfasser nie trennt, und der bei einer solchen Forderung stilgerecht und nicht deplaziert ist, und sie begründete die Kriegsforderung mit den guten Beziehungen Deutschlands zu allen Mächten. Das wirkt nicht alarmierend, aber gegen ihren eigenen Grundgedanken. So haben denn alle Redner aus dem Haus, die von ihrem kritischen Urteilsvermögen Gebrauch gemacht haben, die Beibringung weiteren Materials zur Begründung der Vorlage für notwendig erklärt.

Die Kritik hat im Reichstag kräftiger eingesetzt, als zu erwarten war. Besonders wirkungsvoll sprachen die bayerischen Abgeordneten Müller-Meiningen von der Volkspartei und Häußler, der Zentrumsgeneral, dessen sachlich begründete Bedenken den bayerischen Militärbevollmächtigten verwirrte und zu einem fassungslosen und ungehörigen Vorstoß gegen die Person des bayerischen Generals hinriß.

Von den Sozialdemokraten sprach Frank, aber auch Scheidemann sehr geschickt und ließen die Waffen spielen, die diese Vorlage der Sozial-

Digitized by Google

demokratie in die Hand drückt. Sehr beachtenswert waren die Bedenken des volksparteilichen Abgeordneten Doormann gegen die drohende Gefahr einer Beiziehung mindertauglicher Mannschaften. Die Rede Erzbergers zeigte das Janusgesicht, das sich dieser Zentrumsredner angewöhnt hat.

Bassermann von den Nationalliberalen sprach diesmal wenig wirksam, hauptsächlich von der auswärtigen Lage. Dieser nationalliberale Führer hat in besonderem Maße an der Erzeugung einer Rüstungsstimmung durch Versammlungsreden mitgewirkt, wenn auch General Keim noch größere Verdienste hat. Auch dieser wird durch den Abbé Wetterle und die Rheinisch-Westphälische Zeitung übertroffen, die beide durch ihre kongenialen Auslassungen gleichzeitig in Deutschland und Frankreich einen überraschenden Schüreffekt erzielt und zur Verrohung der Betrachtungsweise diesseits und jenseits erfolgreich beigetragen haben.

Weil ich Bassermann schätze, verdenke ich ihm, daß er diesem Treiben nicht entgegenwirkt. Seine Rede, genau betrachtet, arbeitet mit Eventualitäten fragwürdiger Art und sein internationaler Rundblick läßt die günstigen Momente außer Betracht. Vor einem Jahr wurde die damalige Militärvorlage mit der großen Gefahr des Abfalls von Italien und der Nötigung, österreichische Armeekorps an der italienischen Grenze aufzustellen, überklug begründet! Heut ist die Erneuerung des Dreibunds der Stolz Bethmanns. Aber er, wie Bassermann, schweigen davon, daß damit die Eventualität, gegen die im vorigen Jahre gerüstet wurde, weggefallen ist. Vor anderthalb Jahren hat Bassermann gegen England gedonnert und die Gefahr in dem Zusammenstoß mit England gesehen. Heute freut er sich der Besserung des Verhältnisses zu England, versagt aber der Verbesserung dieser gefährlichsten Eventualität die kalkulatorische Beachtung.

Und Rußland, gegen das Festungen und Armeekorps, nicht nach den Worten, aber nach den Forderungen der Vorlage nötig sind, was hat uns unser Auswärtiges Amt noch am 12. Juli 1912 über die Begegnung von Baltischport amtlich verkündet?

„Der Gedankenaustausch in Baltischport ergab aufs neue den festen Entschluß, die zwischen beiden Ländern bestehenden altehrwürdigen Traditionen hochzuhalten. Die Begegnung von Baltischport bezeugt einerseits die feste und dauernde Freundschaft zwischen

Digitized by Google

Deutschland und Rußland und bedeutet andererseits auch einen beredten Ausdruck der friedlichen Grundrichtung, welche die Politik beider Länder in gleichem Maße bestimmen!

War diese Note des Auswärtigen Amts Wahrheit oder Selbsttäuschung und wo soll das Vertrauen der Völker herkommen, wenn innerhalb weniger Monate eine derartig widersprechende Haltung eingenommen wird?

Oder ist vielleicht seit Kiderlen-Wächters Tod wieder ein Umschlag eingetreten? Dieser Riesenvorlage würde sich Kiderlen-Wächter entgegengestemmt haben, weil er die Verschlechterung der Lage durch diese Vorlage und die Erschwerung des Friedenswerks auf dem Balkan durch diese verschärfte Rivalität und Mißtrauensanhäufung scharfblickend erkannt hätte.

Man hat von verschiedenen Seiten im Reichstag die Vorlage als das Produkt unserer „kondensiert schlechten Diplomatie" erklärt. Das Wort geht nicht bis auf den Grund.

Wir haben seit Wilhelm II. eine Politik wechselnder Ziele. Freundschaften werden ein Jahr lang angestrebt, und ehe dieses Streben einen Erfolg hatte, gewechselt. Die Rückwirkung dieser eben deshalb vergeblichen Versuche der Annäherung heute an Rußland einschließlich Frankreichs, morgen an England, übermorgen an die Türkei, diese Versuche, Europa das einemal gegen die gelbe Rasse, das andremal gegen Amerika, das drittemal gegen England zu gruppieren, verdirbt aller Diplomatie das Geschäft und alle vier Kanzler, unter denen ich im Reichstage dem Lauf der Dinge und des Karussells zuschaute, lebten diplomatisch von der Hand in den Mund. Auch Bethmann dachte nach seinem eigenen Zugeständnis noch vor einem halben Jahr nicht an die Milliardenforderung.

Diese verhängnisvolle Taktik oder Nichttaktik verdient einmal ausführlich beleuchtet zu werden. Für jetzt soll nur darauf hingewiesen werden, daß allerdings eine Unsicherheit subjektiv und objektiv für Deutschland vorhanden ist. Ist sie auch zum Teil selbst verschuldet, so ist doch tatsächlich ein Sicherheitsmangel und eine dadurch vergrößerte Gefahr vorhanden.

Digitized by Google

Die Fehler der Regierungen präjudizieren und engagieren Volk und Volksvertretung. General Keim hat triumphierend geschrieben: „Nicht bloß die Balkanverschiebung, vor allem die französische Heeresvorlage rechtfertige die deutsche Vorlage". Also die vorauszusehende Rückwirkung unseres Vorgehens ist unsere Rechtfertigung! Der Wehrverein freut sich über die Zwangslage, in die er die deutsche Volksvertretung hinein manöveriert hat. Bethmann aber malt den Gegensatz zwischen Germanen und Slawen in einer den Slawenstolz schürenden Weise auf das Papier seiner Rede. Doch kaum war ihm das Wort entfahren, so dementiert er es, ohne es außer Kurs setzen zu können. Der Kanzler sprach auch von der Macht der Minderheiten in demokratischen Staatswesen. In dem nicht demokratischen russischen Staatswesen ist die Macht der panslawistischen Minderheit übergroß und auch in Deutschland, wo sich die Minderheit der Chauvinisten offen rühmt, der Regierung die Vorlage aufgezwungen zu haben, besteht, so viel ich weiß, noch das Gottesgnadentum.

Morgen beginnt der zweite Akt der Vorlage, und die Debatte über das sogenannte Deckungsgeschäft wird die finanzielle Verworrenheit zeigen, welche die Folge der plötzlichen Aufpfropfung von Milliardensteuern zur Folge hat.

Dann kommt die Kommissionsberatung, die preußischen Dreiklassenwahlen und das Kaiserjubiläum. Hat niemand daran gedacht, daß die Stimmung zur Festfreude nicht aufkommen kann, wenn man die Kriegssorge mit Riesenlettern an die Wand malt? Bethmann-Hollweg wird Graf werden und das Volk wird sich im Herbst die Augen reiben.

Digitized by Google

Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe / Von Knut Hamsun

Unsere Bekanntschaft begann damit, daß sie eines schönen Tages durch mein offenes Fenster hineingeflogen kam, dieweil ich saß und schrieb, und um meinen Kopf herum einen Tanz inszenierte. Sie fühlte sich offenbar von dem Spiritus meines Haares angezogen. Ich schlug mehrmals nach ihr. Sie machte sich nichts daraus. Da nahm ich die Papierschere.

Ich besitze eine Papierschere. Sie ist so groß und vortrefflich, daß ich sie als Pfeifenauskratzer und als Feuerzange gebrauche. Ich schlage mit ihr auch Nägel in die Wand. In meiner geübten Hand ist sie zu jeder Zeit eine fürchterliche Waffe.

Ich schwang sie einigemal in der Luft, und fort flog die Fliege.

Aber bald darauf war sie schon wieder da und begann den gleichen Tanz. Ich erhob mich und schob meinen Schreibtisch mehr nach der Tür hin. Die Fliege kam nach.

Dir werde ich einen Schabernack spielen, dachte ich. Und in aller Stille wusch ich den Spiritus mir aus dem Haar.

Eine Zeitlang ging es gut.

Ich arbeitete weiter und bekam viel fertig.

Doch auf die Dauer ward es etwas langweilig, immer diese Fliege zu treffen, jedesmal, wenn ich aufschaute.

Ich betrachtete sie: eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe, gut gebaut, mit grauen Flügeln.

Rühr dich etwas, sage ich.

Sie rührt sich nicht.

Weg, sage ich und fächele nach ihr.

Da fliegt sie auf, durchschwingt im weiten Bogen die Stube, kommt wieder zurück und setzt sich auf die Lampenkuppel.

Digitized by Google

Jetzt begann eigentlich erst unsere Bekanntschaft: ich bekam nämlich Respekt vor ihrer Standhaftigkeit. Was sie wollte, das wollte sie. Basta. Sie rührte mich auch durch den Ausdruck ihres Gesichts: sie pflegte den Kopf zur Seite zu legen und sah mich dann betrübt an.

Unsere Gefühle wurden gegenseitig.

Sie hatte bald heraus, daß ich viel für sie übrig hatte, und sie richtete sich danach, sie ward mehr und mehr frei in ihrem Auftreten.

Schon am Nachmittag, als ich ausgehen will, fliegt sie vor mir her nach der Tür hin: sie ist mit meinem Ausgehen nicht einverstanden.

Am nächsten Tag war ich zur gewöhnlichen Stunde aufgestanden. Wie ich nach dem Frühstück in meine Stube gehen will, um mit dem Arbeiten zu beginnen, treffe ich in der Tür schon die Fliege.

Ich nicke ihr zu.

Sie summt einigemal in der Stube herum und setzt sich auf meinen Stuhl.

Ich hatte ihr meinen Stuhl nicht angeboten. Ich hatte selbst meinen Stuhl nötig.

Weg, sage ich.

Sie schwingt sich einige Daumen breit hoch und läßt sich wieder auf meinen Stuhl nieder.

Da sage ich: Nun setze ich mich.

Ich setze mich also. Die Fliege fliegt hoch und nimmt auf meinem Schreibpapier Platz.

Weg, sage ich.

Keine Antwort.

Ich puste nach ihr. Sie macht sich breit und will nicht weg.

Nein, ohne gegenseitige Achtung geht es auf die Länge nicht, sage ich.

Sie hört mich an und denkt nach, aber beschließt trotzdem sitzen zu bleiben.

Da schwinge ich meine Papierschere durch die Luft. — Das Fenster war offen. Daran hatte ich nicht gedacht. Und fort flog die Fliege.

Ein paar Stunden war sie draußen.

Ich ging die ganze Zeit herum und bereute, daß ich sie, ganz allein auf sich angewiesen, hinausgelassen hatte.

Digitized by Google

Wo war sie jetzt?

Wer weiß, was ihr alles zustoßen konnte!

Ich setze mich endlich an meinen Schreibtisch und will mit dem Arbeiten beginnen. Aber es geht nicht: ich bin voll von dunklen Ahnungen.

Da kam die Fliege zurück. Sie hatte etwas Schmutz an dem einen Hinterbein.

Du hast dich wohl hinter den Häusern herumgetrieben. Pfui, du stinkst, daß es ein Graus ist.

Aber gleichwohl, wie froh war ich, daß sie heimgekehrt war, und ich schloß jetzt behutsam das Fenster.

Wie kannst du nur solche Touren auf eigene Faust unternehmen! sagte ich — und sie schaut aus, als ob sie sich über meine Worte lustig mache und sagt bäh zu mir.

So habe ich noch nie eine Fliege sich amüsieren gesehen. Ihre Lustigkeit steckte mich an, und ich sage auch bäh und lache herzhaft. Haha, hast du schon einmal solch 'nen Troll von einer Fliege erlebt! sage ich. Komm mal her, ich will dich etwas unterm Kinn krauen, du Schelm, du! —

Am Abend probiert sie die gleiche Geschichte wie neulich nachmittag: sie will mir die Tür versperren. Ich ermanne mich jedoch und setze meinen Willen durch. Schön und gut war es ja, daß sie mich gern hatte. Aber mich jeden Abend zu Hause zu behalten, das brachte sie nun doch nicht fertig. Und ich dränge mich an ihr vorbei, und zwar mit Macht! Ich hörte, wie sie drinnen darüber raste, und ich rief zu ihr hinein: Ja, da kannst du selbst mal sehen, wie angenehm das ist, allein zu sein. Leb wohl! Jetzt kannst du dort allein herumhocken! —

In den folgenden Tagen stellte diese kleine Scheißfliege meine Langmut oft auf die Probe. Kam da jemand zu mir, so ward sie eifersüchtig und ruhte nicht eher, bis sie meinen Besuch vor die Tür getrieben hatte. So ungemütlich betrug sie sich. Machte ich ihr dann nachher deshalb Vorhaltungen, und wollte ich ihr den Kopf waschen, so führte sie einen halsbrecherischen Schwung aus vom Fußboden bis direkt unter die Stubendecke und hakte sich dort fest, daß mir ganz schwindelig vor den Augen ward.

Du fällst herunter, schrie ich zu ihr auf.

Digitized by Google

Meine Warnungen fruchteten nie etwas.

Also, bitte sehr, bleib nur da oben sitzen, sagte ich und drehte ihr meinen Rücken zu.

Da kam sie wieder herunter.

Jawohl, das schlug niemals fehl: wenn ich keine Notiz von ihr nahm, schwang sie sich akkurat an meiner Nase vorbei und fiel mit einem Knall auf mein Manuskript.

Und hier begann sie dann herumzuspazieren, gerad, als hätte ich keine Papierschere im Hause. Behandle sie nur noch weiter mit Güte, dachte ich. Und ich sagte mild zu ihr: Geh da nicht herum, du bedreckst dich mit Tinte. Ich will nur dein Bestes.

Sie war taub für meine Worte.

Hab ich dir nicht gesagt, du sollst nicht auf dem Papier herumgehen? wiederholte ich; das ist grobes Papier, Konzept. Du kannst Splitter in die Füße bekommen.

Ach nein, sie sah nicht so aus, als fürchtete sie sich vor dergleichen.

Eine solche Dickköpfigkeit ist noch nicht dagewesen! schrie ich aufgebracht; ist das Papier nicht voll von Splittern?

Nein, ihr kam es durchaus nicht so vor.

So scher dich zum Teufel, antwortete ich außer mir.

Ich nahm einen neuen Bogen.

Da ging sie weg. — — —

Tage und Wochen kamen und gingen.

Wir gewöhnten uns aneinander, arbeiteten zusammen auf verschiedenen Konzeptbögen, teilten Freuden und Sorgen. Unzählig waren ihre Launen. Ich ertrug alle.

Sie hatte mir deutlich ihre Abneigung gegen Luftzug zu erkennen gegeben. Ich hielt Fenster und Tür hermetisch verschlossen.

Gleichwohl kam sie oft auf die Idee, sich von der Stubendecke herab gegen das Fenster zu werfen, als wollte sie die Scheibe eindrücken.

Hast du draußen etwas zu besorgen, so bitte schön, benutze diesen Weg, sagte ich, und ich öffnete ihr die Tür.

Nein doch, sie wollte nicht hinaus.

Willst du hinaus oder willst du nicht hinaus? fragte ich; eins, zwei, drei. —

Digitized by Google

Keine Antwort.

Und rasend schmiß ich die Tür zu. —

Ich sollte meinen Jähzorn bald bitter bereuen: eines Tages war die Fliege auf und davon. Morgens, als das Mädchen zum Reinmachen in die Stube kam, hatte die Fliege den günstigen Augenblick abgepaßt und sich zur Tür hinausgestohlen.

Ich begriff: das war ihre Rache.

Und ich grübelte lange, was ich jetzt machen sollte.

Ich ging hinaus auf den Hof und rief: Bitte schön, sie möge gut und gerne fortbleiben, ich entbehrte sie nicht im geringsten.

Es nützte nichts. Ich lockte sie damit nicht wieder herbei. Und ich entbehrte sie.

Ich öffnete alles, was ich in meinem Hause nur öffnen konnte. Ich legte mein Manuskript auf die Fensterbank, allen Wettern und Winden preisgegeben. Sie sollte sehen: für sie war mir nichts zu gut! Ich fragte meine Wirtin nach ihr. Ich goß Unmengen Spiritus in mein Haar. Ich lockte sie mit Worten. Meinen besten Freund nannte ich sie, meine Leibfliege, um sie Standes zu erhöhen! Alles vergebens ...

Endlich, am Vormittag des nächsten Tages kehrte sie heim. Sie kam nicht allein. Einen Geliebten hatte sie sich von der Straße mitgebracht.

In meiner Freude, sie wiederzusehen, vergab ich ihr alles und akzeptierte auch eine Zeitlang ihren Liebhaber. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Es gibt doch gewisse Grenzen.

Zuerst warfen sie einander verliebte Blicke zu. Dann begannen sie sich verschämt gegenseitig die Gliedmaßen zu massieren, — bis plötzlich sich dieser unverschämte Kerl von Bräutigam über sie wirft in einer Weise, die mich schamrot macht.

Was in drei Teufels Namen treibt ihr da! Und noch dazu coram publico! sagte ich und schalt sie aus; he, noch nicht einmal erwachsen, und bereits so etwas! Schämt euch, pfui!

Das nahm sie mir übel.

Sie wirft stolz den Kopf in den Nacken und gibt mir deutlich zu verstehen, daß sie mich für eifersüchtig, für weiter nichts als eifersüchtig hält.

Digitized by Google

Ich eifersüchtig, rief ich überlegen; eifersüchtig auf den Kerl da! Nein, weißt du was!

Aber sie wirft ihren Kopf nur noch mehr in den Nacken und bleibt bei ihrer Meinung.

Da stehe ich auf und spreche folgende Worte: Mit dir will ich mich nicht herumstreiten. Das geht gegen mein ritterliches Gefühl. Das verbietet mir meine gute Erziehung. Aber schicke mir deinen elenden Liebhaber mal entgegen. Ich werd ihm heimleuchten. — Und ich ergriff meine Papierschere.

Nun begannen sie mich zu verhöhnen, sitzen da auf der Tischkante und lachen, daß sie sich schütteln, und sie scheinen zu sagen: Haha, hast du keine größere Papierschere, wenn auch nur eine ganz klein wenig größere Papierschere! —

Ich will euch zeigen, daß es nicht allein auf die Waffe ankommt, antworte ich; ich werde dem Burschen gegenübertreten mit weiter nichts als mit einem armseligen Lineal in der Hand. — Und ich schwinge das Lineal siegesbewußt. Die beiden lachen nur noch mehr und bezeigen mir offenkundigst ihre Geringschätzung.

Was beginnt ihr da nun schon wieder! sage ich drohend. Aber sie beachten mich gar nicht. Ihnen kommt der Augenblick durchaus nicht schicksalsschwanger vor, in keiner Beziehung. Sie nähern sich einander mit den schamlosesten Gebärden und sind just dabei, sich aufs neue zu umfangen.

Ihr tut es nicht! schreie ich sie an.

Aber sie taten es. Sie taten es, und gerad vor meinen Augen.

Das geht mir nun doch über die Hutschnur. Aus ist es mit meiner Langmut, ich zücke das Lineal und lasse es wie einen Blitz niedersausen: etwas zerschmetterte, etwas zerquetschte, etwas floß. Mein wohlgezielter Schlag hat sie beide leblos zur Erde gestreckt ...

So endete unsere Bekanntschaft ...

War weiter nichts als eine kleine gewöhnliche Fliege mit grauen Flügeln... und durchaus nichts Besonderes an ihr dran ... Aber sie hat mir doch viele, viele vergnügte Augenblicke geschenkt, so lange sie lebte.

(Autorisierte Übertragung von Niels Hoyer)

Digitized by Google

Briefe an Amelie Bosquet

Von Gustave Flaubert

Croisset, Montag Abend [August 1866]

Ich habe Ihnen nicht geschrieben, meine liebe Freundin, weil ich Ihnen nichts zu schreiben hatte, und es ist nicht nett, mir deshalb zu zürnen, denn Sie wissen, daß ich Sie liebe. Ich habe sechs Wochen lang wütend gearbeitet, von Ende Mai bis Mitte Juli. Dann war ich vierzehn Tage in England, vierzehn Tage in Paris und der Umgegend. Ich bin gestern von Dieppe zurückgekommen, wo ich eine Woche verbracht habe, und nun sitze ich wieder für zwei lange Monate über meinen Schreibtisch gebeugt. Ende Oktober werde ich nach Paris gehen, um Bouilhets Stück anzusehen, doch werde ich nicht bleiben, da ich die Absicht habe, hier den ganzen Winter zu verbringen, um meinen endlosen Roman ein wenig zu beschleunigen, so daß meine gesellschaftliche Saison nicht vor März beginnen wird.

Aber wenn Sie von Cambremer zurückkehren, werden Sie doch jedenfalls über Rouen kommen? Ich zähle oder vielmehr wir zählen auf Ihren Besuch.

Was mir an dem roten Bändchen[1]) Vergnügen macht, ist die Freude derer, die mich lieben. Das ist das Beste an der Sache, ich versichere es Ihnen. Ach, wenn man das mit achtzehn Jahren bekäme! Was das anlangt, daß ich meinen Prozeß vergessen und keinen Groll mehr empfinden soll, so irren Sie sich! Ich bin von Ton, wenn ich die Eindrücke empfange,

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Flaubert, der zum Ritter der Ehrenlegion ernannt war, spielt hier auf den Prozeß an, den ihm der Staatsanwalt wegen seiner Bovary gemacht hatte. Flaubert empfand diesen Prozeß, in dem er freigesprochen wurde, stets als eine schwere Ungerechtigkeit. — Die Premiere des „Don Juan de Village", eines Stückes der George Sand, fand im August 1866 statt. Der „Marquis de Villemer" und die „Letzte Liebe" sind ebenfalls von George Sand.

Digitized by Google

und von Bronze, um sie zu bewahren. Bei mir verwischt sich nichts; alles häuft sich an.

Mir war die Existenz eines Robert Burat betitelten Buches vollständig unbekannt. Von welch merkwürdiger Belesenheit Sie sind! Ich teile nicht ganz Ihre Begeisterung für den „Fall Clemenceau", obwohl das bei weitem das stärkste Werk Dumas' ist; aber er hat es freiwillig durch Tiraden und Gemeinplätze verdorben. Ein Romancier hat meiner Ansicht nach nicht das Recht, seine Meinung über die Dinge dieser Welt zu sagen. Er muß in seinem Beruf Gott in dem seinigen nachahmen, das heißt schaffen und schweigen. Der Schluß dieses Buches (Clemenceau) scheint mir grundfalsch. Ein Mann tötet eine Frau nicht nachher. Man empfindet dann eine allgemeine Entspannung, die aller Energie entgegengesetzt ist. Das ist ein großer physiologischer und psychologischer Mißgriff. Was mir am meisten gefallen hat, sind die Briefe der jungen Frau.

Ich kann Ihnen nichts über die „Letzte Liebe" sagen (deren Widmung, nebenbei bemerkt, mir die liebenswürdigsten Scherze einträgt), aus dem ausgezeichneten Grunde, daß ich nicht eine Zeile davon gelesen habe; ich warte bis alles fertig ist und als Band vorliegt.

Aber ich habe der Premiere des „Don Juan vom Dorf" beigewohnt. Der Durchfall war vollkommen, wenn schon sanft. Das Publikum wird mir immer unverständlicher, ich begreife es nicht.

Warum heulte man vor Begeisterung beim „Marquis von Villemer" und gähnte man vor Langeweile beim „Don Juan"? Alles das scheint mir vollkommen vom selben Kaliber.

Nun, und Sie? und Ihre Arbeiten?

Ich werde die meinige nicht vor drei Jahren beendigt haben! Sie wird mittelmäßig sein, da die Konzeption schlecht ist. Ich werde mich an einer andern schadlos halten, worin ich keine Spießer mehr haben werde, denn das Herz schwillt mir davon vor Ekel.

Ich küsse Sie auf beide Seiten Ihres hübschen Halses so lange als Sie erlauben und bin

Ihr

G. F.

Digitized by Google

[Herbst 1866]

Hier ein Wort für Lavoix, liebe Freundin. Aber Ihr Freund Darcel kennt viel mehr Journalisten als ich. Was Frau Sand betrifft, so ist sie mit Ihnen gewesen, wie sie mit allen ist. Die arme Frau ist übrigens krank.

Wenn Sie etwas weniger von jener Tugend hätten, auf die Sie mir sehr stolz scheinen, so würden Sie in der Physiologie des Mannes besser Bescheid wissen, und es würde Ihnen, meine schöne Freundin, bekannt sein, daß unsere Fähigkeiten nicht auf Kommando da sind und daß die Literatur nicht alles ersetzt, das heißt, nicht die Stelle des übrigen vertritt, aber Sie besitzen auch das übrige ...

Leben Sie wohl, ich küsse Ihre schönen Augen (wenn Sie es erlauben, wohlverstanden, erzürnen Sie sich nicht) und die beiden Seiten ihres reizenden Halses.

Der Ihrige

G. F.

Anmerkung des Herausgebers: Flaubert hatte die Bosquet mit einer Empfehlung zu George Sand geschickt, doch scheint der Empfang nicht übermäßig herzlich gewesen zu sein. Einem im Flaubert-Archiv aufbewahrten Briefe der Bosquet entnehmen wir folgende Stelle:

„Sie können sich nicht denken, welches Vergnügen Sie mir damit gemacht haben, daß Sie mich zu George Sand geschickt haben: ich betrachte das als den größten Freundschaftsbeweis, den Sie mir je gegeben. Mein Besuch ist nicht gerade sehr geglückt, aber ich bedaure nicht, ihn gemacht zu haben, und der geringe Erfolg vermindert in nichts die Dankbarkeit, die ich für Sie empfinde, weil Sie mir erlaubt haben, mich auf Ihre Empfehlung vorzustellen.

Ich bitte Sie, niemals George Sand ein Wort von meinem Eindruck zu sagen; doch, offen gesagt, fand ich, daß sie mich empfing wie ein Verleger, der nichts von dem Buche wissen will, das man ihm anbietet. Ich kam zu ihr, sehr eingeschüchtert von ihrem dreißigjährigen Ruhm und ganz durchdrungen von Sympathie. Aber der Empfang überraschte mich. Es ist wahr, sie hat ihren Mangel an Liebenswürdigkeit damit entschuldigt, daß sie leidend sei; doch erkläre ich mir nur mit Mühe, warum sie ihre Herrscherrolle so schlecht spielt. Sie ist linkisch, verlegen und besonders hat sie nichts von dem, was ich an Ihnen liebe: das hochherzige Bewußtsein Ihrer Überlegenheit. Doch als sie mir sagte, daß sie bei Ihnen gewesen und dabei Ihren Namen aussprach, verklärte sich ihr Gesicht. Ich konnte in dem Augenblicke nicht umhin zu denken, daß Ihre Empfehlung mir vielleicht bei ihr schadete. Ich versichere

Digitized by Google

Mittwoch Nacht. [1866]

Meine liebe Freundin.

Wenn ich Ihnen noch nicht für Ihre „Frau von guter Erziehung" gedankt habe, so geschah das, weil ich sie noch einmal lesen wollte. Nun schön, wollen Sie meine ganz aufrichtige Meinung wissen? Das scheint mir besser als der erste Versuch.

Es hätte sehr wenig gefehlt, und aus diesem Buche wäre ein Meisterwerk geworden. Die langen Szenen sind fortgefallen, das ist die Hauptsache. Was die Charaktere betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß sie ausgezeichnet sind. Das ist studiert und gut gemacht. Kurz, ich war sehr zufrieden.

Ihnen, daß ich sehr zufrieden damit wäre. Die Arme! Sie weiß nicht, daß ich die sittsamste Frau von ganz Paris bin. Doch vielleicht werden wir uns bei einem nächsten Zusammentreffen besser verstehen. Alles, was ich mit Bestimmtheit sagen kann, ist, daß sie eine gehörige Leidenschaft für Sie hat.

Ich begreife, daß Ihr Äußeres nicht zur Liebe ermutigt, aber es ist George Sand, und man kann neugierig sein, zu erfahren, auf welche Weise sie leichtfertig ist."

George Sand war im Herbst 1866 Flauberts Gast in Croisset gewesen, und dieser Besuch wurde unter Freunden und Bekannten viel besprochen. Die Bosquet selbst schreibt darüber an Flaubert:

„Ich fürchtete, daß George Sand mich vollständig aus Ihren Gedanken verdrängt hätte. Man erzählt, daß Sie sie vierzehn Tage bei sich in Croisset gehabt haben, und die Phantasie der Leute malt das aus. Man vermutet, daß Dinge vorgefallen sind . . . aber Dinge! Vielleicht erfindet man mehr, als wirklich zwischen Ihnen beiden geschehen ist! Kurz, man ist überzeugt, daß Sie sie sehr gut behandelt haben und man findet, daß sie mit sehnsüchtigen Augen, etwas ermüdetem Gesicht und sehr schlüpfriger Laune zurückgekommen ist. Für meinen Teil glaube ich nichts und leugne nichts. Aber ich bin überzeugt, daß dieses Zusammensein von Matho und Lelia viele Theorien über Kunst und Gespräche über Poesie gezeitigt hat."

Flaubert selbst erwähnt diesen Besuch in einem Briefe an George Sand:

„Der „Nouvelliste" hat von Ihrem Besuch in Rouen berichtet, so daß ich Sonnabend, nachdem ich Sie verlassen, mehrere Spießer getroffen, die über mich entrüstet waren, weil ich Sie nicht vorgezeigt hätte. Das Schönste wurde mir von einem Unterpräfekten gesagt: „Ach! wenn wir gewußt hätten, daß sie da war, . . . wir hätten ihr, . . . wir hätten ihr . . ." es vergingen fünf Minuten, bis er das Wort gefunden; „wir hätten ihr . . . zugelächelt."

Digitized by Google

Verteilen Sie doch reichlich Exemplare. Suchen Sie gelesen zu werden und Beifall zu finden.

Was mich betrifft, so hätte ich Ihnen soviel über meine Arbeit zu sagen, daß ich Ihnen gar nichts darüber sagen werde. Ich bin zurzeit in keiner glücklichen Stimmung, ich plantsche herum und beiße mich.

Es ist übrigens vier Uhr morgens, ich bin todmüde. Ich habe indessen noch soviel Kraft, Sie zu umarmen. Ich glaube sogar, daß dieser Gedanke mir neue Kraft gibt. Aber, leben Sie wohl. Guten Mut und gute Laune vor allem, das ist die Hauptsache.

Der Ihrige

G. F.

Erzählen Sie mir ein bißchen, was Sie arbeiten; wir werden uns vor Ende Februar nicht sehen.

Sonntag. [1867]

Nein, meine liebe Freundin, ich vergesse Sie nicht. Wenn meine Episteln selten sind, so kommt das daher, daß ich Ihnen nichts zu erzählen habe, das ist alles! Was soll ich tun, um Sie zu besänftigen? Sagen Sie es!

Im übrigen (oder übrigens) werde ich mich persönlich vom 20. bis 23. dieses Monats bei Ihnen entschuldigen. Frau Sand ist noch in Nohant und wird, ich weiß nicht wann, von dort zurückkommen.

Herr Levallois ist zu liebenswürdig, er möge ohne alle Umstände seinen Artikel über Salambo in seinem Bande veröffentlichen. Er hatte mich nicht verletzt, sondern durch historische Ideen gereizt, die meiner Ansicht nach falsch waren. Ich erhebe keinen Anspruch, jemandem meine Meinung aufzuerlegen, und es wäre mir leid, wenn man mir Opfer brächte.

Was Meinungen anbetrifft, so glaube ich, daß mein gegenwärtiges Buch sie alle in Empörung setzen wird. Aber das liegt am Gegenstande selbst. Um so schlimmer nach allem, und wie Gott will.

Ich beglückwünsche Sie, daß Sie in der „Opinion nationale“ nach der Ausstellung kommen.

Anmerkung des Herausgebers: „Une femme bien éleveé“, ein Roman der Bosquet, erschien 1866.

Digitized by Google

Von jetzt bis nächsten Winter soll man nichts veröffentlichen, alles Interesse gilt Maschinen und nahtlosen Stiefeln. Daher haben sich auch die Herren Schriftsteller, eifersüchtig auf die Industriellen, daran gemacht, ein Werk für die Ausstellung anzufertigen.

Die Phrasen recken sich neben Klistierspritzen; es lebe der Fortschritt!

Bleiben Sie froh und munter. Ich küsse Sie auf beide Seiten Ihres hübschen Halses und bin

Ihr

G. F.

Croisset, Sonntag d. 22. [Herbst 1867]

Wie geht es Ihnen? Wo sind Sie? Was treiben Sie?

Es ist nicht nett, einen Menschen, der Sie liebt, so zu vergessen.

Ich war im August in Paris nicht bei Ihnen, weil ich Sie bei Herrn Fourneaux glaubte. Sie sind also nicht über Rouen zurückgekommen? Ich habe seit sechs Wochen eine vage Kolik, die mich merkwürdig schwächte; aber der Meerwind (ich komme von Dieppe) hat mich wieder auf den Damm gebracht, und ich will mich wieder an mein dickes Buch machen. Ich hoffe, den zweiten Teil Ende Februar beendigt zu haben; bleibt dann noch der dritte!

Kurz, ich werde das ganze nicht vor zwei Jahren fertig haben. Es ist nutzlos, daß ich Sie mit meinen Jeremiaden langweile, aber ich bin in schrecklicher Unruhe wegen dieses Buches; seine Konzeption scheint mir fehlerhaft.

Was halten Sie von Camors?

Meine Mutter ist in Ouville bei meiner Nichte Juliette. Ich habe drei Tage bei meiner andern Nichte in Dieppe verbracht. Für die nächste Woche erwarte ich Verwandte aus der Champagne, gegen Mitte Oktober George Sand! Ich würde bis Ende Februar hier bleiben. Das ist alles, was ich Ihnen zu erzählen habe, wie mir scheint.

Ich küsse Sie auf beide Seiten Ihres reizenden Halses, da Sie mir nur das erlauben. Sie haben indessen entzückende braune Wimpern, die ... genug davon, ich werde unpassend!

Ganz der Ihrige

G. F.

Digitized by Google

Croisset, Dienstag. [1868]

Ich rechnete darauf, Neffzer vergangenen Montag zu sehen (es waren gestern acht Tage), und da ich an jenem Tage in Versailles war, in seiner Gesellschaft nach Paris zurückzukehren. Ich habe ihn nicht getroffen, und er ist nicht gekommen. Aber ich habe ihm soeben geschrieben; sind Sie zufrieden? Was erzählen Sie mir da in Ihrem letzten Briefe? Und was ist Ihnen in die Quere gekommen, daß Sie sich beklagen, man streiche Sie nicht genügend heraus, und daß Sie nach dem Mammon seufzen? Nehmen Sie sich in acht, Sie werden die Pariser Krankheit der Zelebrität bekommen. Denken Sie doch an Ihre Bücher, an Ihren Stil und an weiter nichts. Wenn ich so zu Ihnen spreche, so geschieht das, erstens, weil Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren und zweitens, weil ich das Recht habe, die Tugend auf literarischem Gebiet zu predigen, denn ich bezahle meine Paradoxe teuer.

Sie werden mir vergebens zu beweisen suchen, daß Sie arbeiten; ich versichere Sie des Gegenteils. Unter Arbeiten verstehe ich, gegen Schwierigkeiten kämpfen und nicht eher von einem Werke ablassen, bis man nichts mehr daran zu bessern sieht. Sie sind hinreichend um das Wahre besorgt, aber nicht genug um das Schöne, und es entrüstet mich (wie das letztemal), wenn ich Sie von Talenten dreiundzwanzigster Ordnung sprechen höre (wie André Leo oder ich weiß nicht wer). Stürzen Sie sich doch auf die Klassiker. Saugen Sie sie bis zum Mark aus, lesen Sie nichts literarisch Mittelmäßiges, füllen Sie Ihren Sinn mit Statuen und Gemälden und richten Sie Ihren Blick über das Volk hinaus, denn das ist ein beschränkter und vorübergehender Gesichtskreis. Ach, welch ein Buch würde der Roman der Arbeiterin mit ein wenig mehr Geduld und Konzentration geworden sein! Fühlen Sie nicht, daß da Ausgezeichnetes neben Abgedroschenem steht? Wenn Sie mehr an die Harmonie des Buches gedacht hätten, so wäre das Mißverhältnis zwischen dem jungen Liebhaber, einer konventionellen Gestalt, und Ihrer Arbeiterin, einer wahren Gestalt, nicht vorhanden.

Gerade, weil ich sehr viel von Ihrem Geiste halte, sage ich Ihnen alle diese Wahrheiten, und daraufhin küsse ich Sie recht zärtlich auf beide Seiten Ihres hübschen Halses.

G. F.

Digitized by Google

Croisset, Mittwoch abend. [? 1868]

Meine liebe Freundin.

Wenn ich für Ihr Vorhaben nicht viel Achtung, für Ihre Person nicht viel Zuneigung hätte, würde ich Ihnen ganz einfach sagen, daß „Jacqueline von Vardon" ein Meisterwerk ist, statt Ihnen den scheußlichen Brief zu schreiben, den Sie lesen werden. Beruhigen Sie sich indessen; stellenweise halte ich sehr viel von Ihrem Roman, es sind ausgezeichnete Dinge darin, aber ich tadle von Grund aus seine Durchführung, und ich finde, daß sie sich in Ihrer Schreibweise sehr gehen lassen. Sie waren früher strenger, als Sie bessere Literatur lasen und nicht drucken ließen. Es scheint mir, daß Paris Sie verdirbt?

Ich beginne:

Zuerst: wozu die erste Schilderung, die der Umgegend von Jumieges, eine Schilderung, die keinerlei Einwirkung auf irgendeine der Personen des Buches hat, und die übrigens durch eine andere, unmittelbar darauf folgende erdrückt wird, nämlich durch die von Rouen; diese ist meisterhaft an sich, und ausgezeichnet, weil sie von Nutzen ist. Man weiß nicht, wer die beiden auftretenden Frauen sind, noch wer dieser Herr Louis ist, noch wer Fräulein Vardon ist. Wie können Sie da verlangen, daß man sich für sie interessiert? Dann bricht das plötzlich ab, und wir werden in eine andere Gegend nach Rouen versetzt.

Was den Stil betrifft, so finde ich im ersten Absatz zwei voneinander abhängige Relativpronomen: „welcher die Weite des Bettes umfaßt, in welchem sie fließt". — Etwas Bedauerlicheres, eine Rokokometapher „die Grenzen ihrer Reiches", das Reich eines Flusses! — Fort mit dem Reich!

Ich ziehe meinen Hut, wie ich Ihnen schon gesagt habe, vor der Schilderung Rouens und der Kindheit Jacquelinens. Aber dort war der direkte Dialog noch nicht von Vorteil, da Sie noch nicht in Ihrer Handlung sind. Die Worte der Magd, die keine Person des Buches ist, müßten wiedererzählt und nicht gesprochen werden.

Sie geben nicht auf die richtigen Entfernungen acht.

Hier einige Zeilen ersten Ranges: „Die Orthodoxie ist nur eine Fiktion usw." Aber das hätte den Schluß von Jacquelinens ganzem religiösen Leben bilden, die Erkenntnis davon sein müssen, dann hätte man sie bemerkt.

Digitized by Google

Man möchte glauben, daß Sie sich ein Vergnügen daraus machen, Ihr ganzes Geld zu verschleudern.

Ihr Dialog beginnt mit dem richtigen Wort der Situation: „Du bist über Deine Heirat nicht glücklich." Aber wieviel mehr Wirkung würde er haben, wenn es der erste Dialog des Romans wäre. Die Silhouetten von Clemence und ihrem Gatten sind angenehm, man fängt an, sich für sie zu interessieren, und dann sieht man sie nicht mehr, . . . oder fast nicht mehr. Und warum sieht man sie nicht wieder? Weil der Autor eine edle Heldin haben wollte; aber dreiviertel aller Frauen, denen Jacquelinens Geschichte begegnet wäre, würde sich nicht getötet haben. Und wenn Jacqueline sich nicht tötet, kann Herr von Blavy wiedererscheinen, und wer weiß, was geschehen wäre. Ich bewundere außerordentlich Ihre ganze Stelle über die Addition, aber erlauben Sie mir zu sagen, daß Fräulein von Vardon einen sonderbaren Geschmack in der Toilette hat. Sie trägt eine Kameenbrosche und ein Armband aus Haaren, zwei Schauderdinge. Aber hier noch etwas Stärkeres: „gab schließlich der gesamten Toilette Fräulein von Vardons ein puritanisches Cachet." !!! und das ist nicht das einzige Mal, daß Sie diese gräuliche Metapher anwenden. Meine Wut ist unbeschreiblich, und ich muß Atem schöpfen.

Ihr junger Beamter ist ausgezeichnet und sehr wahr, sogar sympathischer als Sie glauben. Auch der Brief des Vaters ist gut. Aber ich sehe keinen Charakterunterschied zwischen Fräulein Lizel und Clemence.

Nun kommt der Vorschlag, auf den Maskenball zu gehen. Recht schön, und der Leser erwartet, den Personen dorthin zu folgen. Keineswegs. Man führt ihn aufs Land und er wohnt der Liebe zweier episodischer Personen bei. Es gibt allerliebste Einzelheiten darin, obwohl Ihr Frederic bald wie ein Künstler spricht, „welch entzückende Schulterlinie", bald wie ein Notar: „besiegeln wir diesen Pakt". Wo zum Teufel haben Sie Leute getroffen, die sagen: „Besiegeln wir diesen Pakt"? — Dann kehren wir auf den Ball zurück (gerade in dem Augenblick, wo man sich für Ihre beiden Kinder interessiert), und dieser Ball nimmt nicht mehr Raum ein als der vorhergehende Passus.

Warum haben Sie nicht eine eingehende Schilderung dieses Balles gegeben, da er für Jacqueline von entscheidender Wichtigkeit ist? Was sie

Digitized by Google

fühlt, wird sehr gut analysiert, aber wo bleibt die bildliche Darstellung? Und muß nicht auch Fräulein Lizel durch die Menge in Erregung versetzt werden? Da waren zwei verschiedene Emotionen zu malen, ungerechnet die des alten Herrn von Herbau, der auch etwas empfinden muß, ungeachtet der Gegenwart des Mündels.

Hier sodann etwas Ausgezeichnetes: „Marianne, legen Sie sich zu Bett usw.", das ist unerwartet und doch an seinem Platze. Die kleine Szene beim Restaurant gut.

Die sofortige Reue Jacquelinens ist zu ausschließlich christlich für eine Frau, die Selbstmord begehen wird. Ich hätte gewünscht, daß der Autor mehr Wert auf den Gedanken der Abstufung legte. Das ist ein Bedenken, das ich Ihnen unterbreite.

Sie haben einen ausgezeichneten Dialog zwischen ihr und ihrem Liebhaber. Dasselbe gilt hier und da von Ihren psychologischen Analysen.

Doch wozu dient die Wiederkehr des Herrn von Blavy und der Clemence, wenn nur ein Wort, ein einziges Wort dabei herauskommt!

Zweite Szene mit Edmond ausgezeichnet, doch beachte man Jacqueline, die Marie gegenüber handelt, wie sie Clemence gegenüber gehandelt hat. Da der Parallelismus gewollt ist, mußte er stärker betont werden, und Sie müßten an die andere analoge Situation erinnern, indem Sie gerade darauf losgehen und ordentlich darauf hinweisen.

Ich versichere Ihnen, daß Jacqueline nicht sympathisch ist, weil sie nicht genügend verliebt ist. Man gibt beinahe dem jungen Herrn von Herbau recht, der sie im Grunde genommen niemals getäuscht hat und der ein ungekünstelter Mensch ist. Sie zürnt ihm, weil ihre Sinne eine Überraschung gehabt haben, und in ihrem Groll gegen ihn ist mehr verletzter Stolz als Liebe, etwas sehr Wahres und sehr Häufiges; doch der Autor scheint sich dessen nicht bewußt zu sein und für seine Heldin Partei zu nehmen.

Was den Schlußbrief betrifft, so ist das ein Kabinettstück, jetzt erst erinnert man sich des ersten Kapitels, das schon viel zu weit hinter uns liegt. —

Das ist das Härteste, was ich Ihnen zu sagen hatte. Es finden sich auch eine Menge konventioneller Ausdrücke, verbrauchter Idiotismen. Wie

Digitized by Google

mir scheint, macht Ihnen im Gegensatz zu früher der sakrosankte Stil kein Kopfzerbrechen mehr.

Ich habe meinen Sack bis zum Grunde geleert und ich umarme Sie. Werden Sie mir verzeihen?

G. F.

Dienstag Abend. [1868]

Man tut recht daran, Sie zu lieben, denn Sie sind eine gute Frau und haben einen tüchtigen Geist. Wieviel andere, die nicht würdig sind, Ihnen die Schuhe zu reinigen, würden mir wegen der harten Dinge meines letzten Briefes grollen!

Ich hab Ihneen geschrieben wie man einem Manne schreibt, und ich sehe, daß ich gut daran getan habe.

Wir werden noch tüchtig über „Jacqueline von Vardon" plaudern. Inzwischen liebe ich Sie mehr als je und umarme Sie.

G. F.

Sonnabend Abend. [1868]

Schriebe ich Ihnen jedesmal, wenn ich an Sie denke, so bekämen Sie jeden Tag einen Brief; aber ich habe Ihnen so wenig zu erzählen, mein Leben ist so eintönig, und ich bin so todmüde, die Feder zu führen, daß ich Ihnen ohne den Wunsch, Nachricht von Ihnen zu erhalten, keine von mir geben würde.

Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie und was lesen Sie?

Ich muß Ihnen noch für den Arbeiterinnenroman danken, den ich im ganzen nicht noch einmal gelesen habe, sondern durchgeblättert habe. Das ist besser als Fräulein von Vardon, darauf können Sie sich verlassen, und die ausgezeichneten Partien sind zahlreich.

Doch wozu dieses Vorwort?

Wollen Sie jetzt die Throne (?) als nützlich hinstellen?

Inwiefern sind im Gebiete der Kunst die Herren Arbeiter interessanter als andere Menschen? Ich sehe jetzt bei allen Romanschriftstellern die

Digitized by Google

Tendenz, die Kaste als etwas an sich Wesentliches darzustellen — Beispiel: Manette Salomon.[1])

Das mag sehr geistvoll oder sehr demokratisch sein, aber mit diesem Entschluß beraubt man sich des ewigen Elements, das heißt der menschlichen Allgemeinheit.

Ich weiß sehr wohl, was Sie mir alles antworten könnten! Ich suche aber gerade nach Einwürfen, um Sie dazu zu bringen, Ihre Muse aus den armen Klassen herauszuholen. Man soll die Leidenschaften darstellen und nicht für die Parteien plädieren.

Der mürrische Ton meines letzten Briefes beweist Ihnen, wieviel ich im Grunde von Ihrem Geiste halte. Ich liebe die übrige Person nicht weniger, das wissen Sie. Auch habe ich mit Vergnügen gesehen, daß Darcel Sie auf ehrerbietigere Weise kritisiert. Ich war mit seinem Artikel zufrieden, oder doch beinahe.

Ich hoffe Sie Ende Januar zu sehen, wenn ich das letzte Kapitel meines zweiten Teils beendigt haben werde.

Denken Sie zuweilen an mich. — Ich küsse Sie auf beide Seiten Ihres hübschen Halses.

G. F.

Donnerstag. [Januar 1869]

Und auch Ihnen, liebe Freundin, wünsche ich ein „gutes, glückliches, neues Jahr, dem andere folgen mögen". Ich habe Ihnen sogar weiter nichts zu sagen, denn mein Leben bietet nicht das geringste Interessante. Ich schreibe wie ein Elender und ich bin erschöpft bis ins Mark der Knochen. Das ist alles.

Wissen Sie, daß Sie gegenwärtig einen fanatischen Bewunderer haben? Raten Sie, wen? — Censier, ja, er in Person, er spricht nur noch von dem Roman der Arbeiterinnen (sic).

Ich bin nicht, wie sein Autor, der Ansicht, daß „die Freiheit in der Liebe, die Scheidung, der Ehebruch" über jeder Frage stehen. Ich glaube sogar:

[1]) Anmerkung des Herausgebers: „Manette Salomon" ist ein Roman der Brüder de Goncourt, der 1867 erschien.

Digitized by Google

wenn wir moralisch und politisch so tief gesunken sind, so rührt das daher, daß man, anstatt der breiten Straße des Herrn von Voltaire zu folgen, das heißt der der Gerechtigkeit und des Rechts, die Pfade Rousseaus eingeschlagen hat, die uns vermittelst des Gefühls zum Katholizismus zurückgeführt haben. Hätte man sich um Billigkeit und nicht um Brüderlichkeit gekümmert, so würden wir weit gekommen sein. Aber ich breche diesen Gegenstand ab, den ich zu kennen anfange, denn ich habe ihn von Grund aus für mein Buch studiert. Ich begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß man meiner Ansicht nach dem, was die Herren Ärzte in ihrer eleganten Sprache „Genitalorgane" nennen, zuviel Wichtigkeit beimißt! Was den Kastengeist angeht, so habe ich nicht gesagt, man solle ihn nicht schildern; ihn verteidigen war es, was ich tadle.

Wenn Sie die Arbeiter (in Ihrem Roman der Arbeiterin) weniger verteidigt hätten, so hätten Sie weiter gehen können. Ich habe Sie zu sanft für die Spießer gefunden.

Frau Sand muß in Cannes bei Frau Juliette Lambert sein.[1])

Ich wüßte nicht eine Zeitung, wo ich etwas Einfluß hätte.

Vergangenes Jahr habe ich dem Moniteur einen sehr anständigen Roman angeboten. Man hat mir das Manuskript zurückgegeben, nachdem man mich fünf oder sechs Wege deshalb hatte machen lassen.

Unter ernste Lektüre treiben verstehe ich nicht Bücher lesen, die schwierige Gegenstände behandeln. Sondern gut gemachte und besonders gut geschriebene Bücher lesen und sich zugleich über die Darstellung Rechenschaft geben. Sind wir Romanschriftsteller oder Ackerbauer?

Ich hoffe in sechs Wochen Ihre entzückenden Augen betrachten und Sie rechts und links auf Ihren hübschen Hals küssen zu können.

Ganz der Ihrige

G. F.

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Juliette Lambert, heute Frau Adam, die bekannte Deutschenhasserin.

Digitized by Google

Dienstag, 3 Uhr, [Frühjahr 1869]
(während der Ochse vorbeikommt).

Meine liebe Freundin,

Ich war gestern um ein Viertel vor fünf bei Ihnen. Ihr Portier war nicht in seiner Loge, und ich habe vergeblich an Ihrer Tür geklingelt.

Sainte-Beuve ist mit Ihrem Roman sehr zufrieden und wird Ihnen einen Artikel im Moniteur schreiben.

Was Girardin betrifft, so war er nicht benachrichtigt, er hat meine Karte nicht erhalten usw., kurz, er hat sich entschuldigt.

Liegt Ihnen daran, daß Ihr Roman in der „Presse" erscheint?

Ich kann ihn dort durch Frau von Tourbey an Fräulein Cahen empfehlen lassen.

Wie Sie sehen, denke ich an Sie. Denn ich liebe Sie und küsse Sie auf Ihren hübschen Hals, während ich Ihre entzückenden Augen betrachte.

Der Ihrige

G. F.

[1869]

Sie können den Roman an Fräulein Cahen, Rue Saint-Jacques 350, schicken, er wird wahrscheinlich in drei oder vier Monaten, sicherlich vor Ablauf von sechs Monaten kommen.

Das ist die Nachricht, die ich eben erhalte, liebe Freundin.

Schicken Sie also besagtes Manuskript (indem Sie auf den Umschlag in Klammern von Herrn G. F. setzen).

Der Artikel von Lavoix ist im Moniteur vor wenigstens drei Wochen erschienen, Lavoix selbst hat es mir gestern abend gesagt.

Wie Sie sehen, denke ich an Sie, und das ist ganz natürlich. Denn Sie kennen genau die Gefühle oder das Gefühl, das ich für Sie empfinde.

G. F.

Donnerstag Morgen.

Der Briefwechsel schließt mit folgenden beiden Briefen der Bosquet an Flaubert:

Digitized by Google

Mein lieber Freund,

Ich habe soeben Ihre Education sentimentale zu Ende gelesen. Ich habe da alles wiedergefunden, was ich von Ihrem Talente und auch von Ihrem Charakter liebe. Ich gestehe Ihnen indessen, daß ich den zweiten Band dem ersten bei weitem vorziehe. Was Ihre literarischen Prinzipien betrifft, so glaube ich, daß sie gut für Sie sind, weil sie zu Ihrer intimen Natur passen; aber ich würde niemandem raten, sie nachzuahmen; ich bin überzeugt, daß bei jedem andern als bei Ihnen jeder Erfolg ausbleiben würde: um sie zur Geltung zu bringen, bedarf es Ihrer Überlegenheit als Schriftsteller und als Beobachter.

Sie haben der Frau, welche ihre Rechte verteidigt, eine sehr erniedrigende Rolle gegeben; doch werden wir sie erhöhen, oder das ist schon geschehen.

Tausend Dank, mein lieber Freund, für diese beiden schönen Bände und die Widmung, die ihren Wert verdoppelt.

Meine herzlichsten Glückwünsche

Amelie Bosquet.

Paris, den 23. November 1869.

Mein lieber Freund,

Ich sende Ihnen die Nummer des „Droit des femmes", wo mein erster Artikel über die Education sentimentale erscheint. Dieser Artikel ist nicht liebenswürdig, ich gestehe es; aber ich konnte ihn nicht anders schreiben: während sich mein Gedanke entwickelte, gewann er Herrschaft über mich. Aus freundschaftlicher Pflicht hätte ich darauf verzichten sollen; übrigens würde niemand dabei etwas verloren haben. Doch dachte ich, daß Sie mich der Undankbarkeit zeihen würden, wenn ich den Artikel schriebe, und der Feigheit, wenn ich ihn nicht schriebe. Die Alternative setzte mich in Verlegenheit. Sie werden entscheiden, ob ich gut oder schlecht gewählt habe.

Tausend freundliche Grüße

Amelie Bosquet.

Paris, den 11. Dezember 1869.

(Autorisierte Übertragung von E. W. Fischer)

Digitized by Google

Notizbuch

In jeder Literaturgeschichte kann man zwei bis zwanzig Seiten über „den Vater des Naturalismus" lesen. Aber dieser Vater hungert, hockt — wie vor dreißig Jahren — in einer Dachbude, und wärmt sich bei der Lektüre der über ihn geschriebenen Aufsätze, Broschüren und Bücher.

Daß es Arno Holz so schlecht geht, wußte ich bis zum heutigen Tage nicht. Am 26. April wird auch er fünfzig. Er wendet sich in einem Schreiben an die Presse und bittet um Abdruck eines Artikels, den er sich selbst zu seinem fünfzigsten Geburtstag geschrieben hat, um das Volk, von dem er sich verkannt glaubt, aufzurütteln. Er zitiert ein Buch, das mir zu posaunenbläserisch für ihn eintritt, als daß es wirken könnte: Robert Reß „Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung, ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk" (Karl Reißner, Dresden).

Um Arno Holz zu feiern, braucht man ihn noch nicht ein Genie zu nennen, braucht man ihn nicht mit Wagner und Kleist zu vergleichen, und es ist ein sträflicher Unfug, den Dichter des „Phantasus" durch Superlative zum Größenwahn zu verleiten. Oder glaubt Holzens Biograph auch nur einen Anhänger zu gewinnen durch diese töricht provokatorische Frage: „Wird Deutschland sich bewußt werden und danach handeln, was es seinem seit den Tagen Goethes Größten schuldet?"

Selbst der verbitterte Arno Holz sollte einen solchen Satz in seinem Schreiben an die Presse nicht zitieren; er dürfte ihm kein Trost sein. Denn jener kritiklose Hymnensänger ist ein ungeschickter Propagandist und ein Kritiker, der nur schwärmen und nicht abstufen kann, der Überschwänglichkeiten statt eines Körnchens von der Sache selbst gibt (jenes Körnchen, das der Mathematikprofessor Lichtenberg von jedem Urteilenden forderte), ein so wenig abwägender Kritiker steht auf dem gleichen Niveau wie die urteilslose Menge.

Aber von diesem allzu eifrigen Panegyriker abgesehen, bleibt festzustellen, daß ein Dichter von dem Können und der schon historischen Bedeutung Arno Holzens heute ein elendes Dasein führen muß, daß er sich während eines Zeitraums von dreißig Jahren nicht so viel erworben hat, nicht so viel erwerben konnte, um sich und seine Familie ernähren zu können. Persönliches Mißgeschick? Lebensuntauglichkeit? Keineswegs. Er hat, um zu leben, ein erfolgreiches Theaterstück geschrieben: Traumulus. Er hat ein zweites versucht, das weniger Glück hatte: Bürl. Er hat für Kinder Spielzeug erfunden. Also dies alles abseits seiner Kunst, um sich durchzusetzen.

Und der Fünfzigjährige überblickt sein Leben, seine Kämpfe, liest bei lebendigem Leibe seine Nekrologe in dicken Wälzern von Literaturgeschichten, hört Studenten über seine Lyrik streiten, sieht Vorlesungen angekündigt von Privatdozenten: über „den Begründer des Naturalismus", „den Vater Gerhart Hauptmanns", „den Erneuerer der deutschen Poesie", und sitzt, wie er sich nicht zu bekennen schämt, in einer Dachbude . . .

Muß man sentimental sein, um dem Dichter ein anderes Los zu wünschen?

Digitized by Google

Unter dem Pseudonym Bjarne P. Holmsen gab Arno Holz zusammen mit Johannes Schlaf 1889 den „Papa Hamlet" heraus. Und ein junger Dichter, der heute der gefeiertste Deutschlands ist, widmete diesen beiden sein erstes Werk: „Vor Sonnenaufgang". Auf der ersten Seite stand zu lesen: „Bjarne P. Holmsen, dem konsequentesten Realisten, Verfasser von „Papa Hamlet", zugeeignet in freudiger Anerkennung, der durch sein Buch empfangenen, entscheidenden Anregung. Erkner, den 8. Juli 1889."

Diese Zueignung findet sich nur in der ersten Auflage. Von der zweiten ab blieb sie fort. (Was Arno Holz zu dem boshaften Scherz veranlaßt haben soll, er sei vermutlich nur für die erste Auflage der entscheidende Anreger gewesen.)

Sollte es jedoch nicht möglich sein, daß, wenn schon die Schillerstiftung — trotz der wackeren Kyserschen Reinigung — für fruchtbare Hilfe ausschaltet, wenn die sämtlichen reichen Institutionen, die dazu da sein sollen, Künstler materiell zu unterstützen, versagen, — sollte es nicht möglich sein, daß der diesjährige Träger des Nobelpreises sich noch einmal der „empfangenen, entscheidenden Anregung" erinnerte, konsequent die Initiative ergriffe, und mit der Macht seines Namens dafür sorgte, daß ein Dichter, über dessen Entwickelung er denken, zu dem er heute menschlich stehen mag wie er will, aus dem elendesten Dreck materieller Qualen herauskäme.

Tut er es nicht, so soll hier eine Sammelstelle errichtet werden für den, den schon der alte Fontane mit enthusiastischem Zuruf als einen kühnen Neuerer grüßte. Der „März" wird über alle Beiträge, die ihm für Arno Holz zugehen, dankend quittieren.

Von den ernsteren Leitern deutscher Bühnen darf vielleicht in aller Bescheidenheit erhofft werden, daß sie sich entschließen, zum 26. April 1913 ein Werk des Dichters vorzubereiten. Dank ihrer Pietät haben wir einige neuere Klassiker (Fulda, Dreyer, Otto Ernst) an uns vorüberziehen sehen. Alles Herren übrigens, denen es — Gottlob — auf dieser Welt recht gut gehen soll. Diese Pietät hatte etwas Rührendes. Aber hier gilt es einmal einem Dichter zu helfen, dem die Ehrung mehr als die Befriedigung einer Eitelkeit wäre, der Not leidet, einem noch dazu, der — welch seltener Fall — ein Kassenstück geschrieben hat. Also, vorausgesetzt, daß man sich an seine neueren Dramen nicht heranwagt, — man riskiert nicht einmal etwas mit einer Neueinstudierung des „Traumulus".

Unsere arg verlästerten Theaterdirektoren sind ja so empfänglich und dankbar für jede brauchbare Idee. Daher zweifle ich nicht, daß es nur einer Anregung bedarf. Und die Leiter aller anständigen Bühnen werden sich dadurch zu ehren suchen, daß sie statt den Kitschiers, von denen sie ja selbst nicht viel halten, auch einmal einem Dichter zum 50. Geburtstag gratulieren.

„Aus schwerer Zeit"

Zeitungsnotiz: „Schönherrs neues Charakterstück: „Aus schwerer Zeit" spielt wie „Glaube uud Heimat" in Tirol. Der Herzenskonflikt ist intensiver als in „Glaube und Heimat". Ob das Stück, dessen Titel jetzt noch nicht feststeht, gerade zur Eröffnung des Münchener Künstlertheaters seine Ur-

Digitized by Google

aufführung erleben wird, steht noch nicht fest. Es kommt darauf an, ob die engagierten künstlerischen Kräfte sich bis dahin in die schwierigen Charakterrollen des Schönherrschen Stückes einleben werden."

Alles steht fest, nur der Titel und das Datum der Uraufführung noch nicht. Der Herzenskonflikt steht auch fest. Die engagierten künstlerischen Kräfte werden immer fester werden, je mehr Gage ihnen der sehr rührige Dreimaskenverlag bieten wird. Die prophezeiten intensiveren Herzenskonflikte sollen bereits begonnen haben.

* * *

Die pünktliche Begeisterung,

die viele unserer Poeten (von Lissauer bis Hauptmann) ergriffen hat, dergestalt, daß sie das große Jahr 1813 in Festspielen, Gedichtzyklen feiern müssen, dieser geschäftsfremde, idealistische Enthusiasmus hat unserm sonnigsten Romancier (Schloß am Rhein; Ritter des Roten Adlers) nicht ruhen lassen. Er hat kein Festspiel und auch keinen Zyklus von Sonetten gedichtet, sondern vielmehr schlicht und unaufdringlich ganz flink einmal: „Preußens Geschichte" für die reifere Jugend geschrieben.

Die von Herrn Dr. Paul Schlenther redigierte literarische Rundschau einer radikalen, demokratischen Zeitung eines politisch ungewöhnlich klug und geschickt geführten Blattes, bespricht den zum preußischen Historiographen gewordenen Wochedichter in dieser Form:

„Der vollblütige Romanschriftsteller Rudolf Herzog hat in diesem vaterländisch hochaufschäumenden Jahr für die Jugend in die Saiten gegriffen und ein Buch geschrieben, das die Tatsachenwelt der Geschichte mit der Wärme der Poesie erfüllen will. Er beschreibt mit Enthusiasmus die Entwicklung Preußens aus ihren ersten Anfängen durch Not und Sieg bis zur Zeit Wilhelms II. und findet für das oft Geschilderte einen eigenen Ton, dem die Pedanterie anderer Geschichtsbücher fehlt. Am besten steht ihm an, daß er sich das Auge nicht zubindet gegenüber den Schwächen, die auch an manchem Kronenträger hafteten, wenn er zum Verzeihen auch etwas leicht geneigt ist. Nur bei der Darstellung der neuwilhelminischen Epoche springt er mit des Poeten dithyrambischer Lust allzu rasch über alle Schatten hinweg."

Woher kommt des Poeten dithyrambische über alle Schatten hinwegspringende Lust? Keineswegs vom Roten Adlerorden, der ihm winkte. Nimmermehr. Rudolf Herzog singt, wie der Vogel singt ... Zwar ist er zum Verzeihen leicht geneigt, — aber das ist seine lebfrische, heitere Natur, Herr Rezensent. Sehen Sie in seine hellen blauen Augen, wie können Sie verlangen, daß er sie sich zubinde? Noch dazu „Schwächen gegenüber, die" — wie Sie einräumen wollen — „auch an manchem Kronenträger hafteten". Aber wie kann man so verroht sein und in diesem „vaterländisch hochaufschäumenden Jahre" an Schwächen von Kronenträgern erinnern? Wozu hätte ein vollblütiger Romanschriftler die Wärme seiner Poesie, wenn er es nicht vermöchte, jeden Leser mit dithyrambischer Lust über alle Schatten hinwegspringen zu lassen.

Dafür ist von dem Buch, das vor wenigen Tagen herauskam, auch bereits das 20. Tausend erschienen, und die Verleger dürfen inserieren: „das Königlich preußische Kultusministerium

Digitized by Google

hat das Werk den ihm unterstellten Behörden und Schulen empfohlen."

Es tut in diesen schweren Zeitläuften wohl, ein Königlich preußisches Kultusministerium sich einsetzen zu sehen für einen lange verkannten vollblütigen Romanschriftsteller.

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Graf Arco-Zinneberg läßt durch die Zentrumspresse erklären, er habe die in Heft 14 des März wiedergegebene Äußerung: „Es ist die höchste Zeit, daß die Jesuiten hereingelassen werden, damit der Schlamperei, die im Weltklerus herrscht, ein Ende bereitet wird" nicht getan, er habe in den letzten Monaten auch keinen Zentrumszirkel in Traunstein besucht.

Graf Arco hat dem März bis jetzt keine Berichtigung geschickt, es läge also kein Anlaß vor, auf die Sache zurückzukommen, wenn nicht die auffällige — allerdings nicht zum ersten Male beobachtete — Gedächtnisschwäche des Herrn Grafen dazu anreizte. Der Herr Graf hat nämlich den Ausspruch, dessen er sich nicht mehr erinnert, doch getan, und zwar in einem bekannten Bräu in Traunstein nach dem Vortrage eines westfälischen Jesuitenpaters. Er hat sich dabei noch ein bemerkenswertes Bonmot geleistet über den „Kuhschwanz der Jesuiten", den man nicht zu fürchten brauche. Vielleicht ist das Gedächtnis des Herrn Grafen jetzt wieder so gestärkt, daß es keiner weiteren Nachhilfe bedarf. —

Der vom Ministerium Hertling im oberfränkischen Orte Altenplos bestätigte sozialdemokratische Beigeordnete Hupfer ist, infolge Rücktritts des dortigen Bürgermeisters vom Bezirksamt Bayreuth jetzt gar noch mit der Führung des Bürgermeisteramts betraut worden. Die Zentrumspresse greift das Ministerium deswegen an und fordert eine Veröffentlichung der „weitgehenden Zusicherungen", von denen die Bayer. Staatszeitung seinerzeit gesprochen hatte, als die Bestätigung Hupfers zum Beigeordneten in den ultramontanen Blättern als ein Bruch des ministeriellen Versprechens, Sozialdemokraten prinzipiell nicht zu Gemeinderepräsentanten zu machen, qualifiziert worden war. Die Bayer. Staatszeitung hat diese Aufforderung bisher ignoriert, und zwar, nach der Behauptung sozialdemokratischer Organe, weil derartige weitgehende Zusicherungen Hupfers überhaupt gar nicht vorlägen. —

Unterdes hat das Verkehrsministerium, im Einverständnis mit der gesamten Staatsregierung, den Beifall seiner ultramontanen Parteipresse auf einem anderen Gebiete errungen. Unter den neuen Bestimmungen, die für die Aufnahme in den Dienst der bayerischen Staatseisenbahnen ausgearbeitet worden sind, befindet sich, nach einer offiziellen Mitteilung der B. Staatszeitung, auch eine für den gesamten Bereich der Verkehrsverwaltung einzuführende Bestimmung, die sich auf die Frage der gemeinsamen Arbeitseinstellung bezieht und folgenden Wortlaut erhalten wird:

> „Von dem Personal der Verkehrsverwaltung muß im staatlichen und dienstlichen Interesse der unbedingte Verzicht auf gemeinsame Einstellung der Arbeit oder des Dienstes (Streik) gefordert werden. Das Personal darf Vereinigungen nicht angehören, deren Verhalten nicht genügende Sicherheit dafür bietet, daß sie von dem Mittel einer solchen Einstellung der Arbeit oder des Dienstes im Bereiche der Verkehrsverwaltung keinen Gebrauch machen werden."

Digitized by Google

Nach den Vollzugsbestimmungen hierzu haben die Arbeiter bei der Aufnahme in den Dienst durch Unterschrift zu bestätigen, von dieser Vorschrift Kenntnis erhalten zu haben und verständigt worden zu sein, daß zu den Vereinigungen im Sinne dieser Vorschrift zurzeit insbesondere die freien Gewerkschaften der Metall- und Transportarbeiter sowie der Verband des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals zählen, ferner daß die Verwaltung bei Zuwiderhandlung gegen die Vorschrift die Lösung des Arbeits- oder Dienstverhältnisses in das Auge fassen müßte.

Diese Vorschrift bezieht sich zunächst auf die neuzugehenden Arbeiter.

Das ist die von der Zentrumspartei längst gewünschte Maßnahme, um die ihr sehr unangenehme Konkurrenz der nicht für ihre Wahlgeschäfte verfügbaren Organisationen zu beseitigen. Diese Maßregel ist indessen nicht nur eine ganz nach den Prinzipien der Scharfmacher gemodelte Einengung des Koalitionsrechts, sie wird sich auch, wenn nach dem Wunsche des Zentrums rücksichtslos durchgeführt, zu einer die Verkehrsbetriebe, also das gesamte Staatswesen im höchsten Maße schädigenden Schikane auswachsen. Jetzt bereits leiden die Staatswerkstätten Mangel an einem modern geschulten Arbeiterpersonal; der Zuwachs aus den sogenannten christlichen Organisationen bringt ein in altmodischen Kleinbetrieben mangelhaft herangebildetes Material. Die Boykottierung der freien Gewerkschaften durch den unsinnigen Revers kann leicht in eine Sperre für den Zugang wirklich tüchtiger Arbeiter sich umkehren. Diese Bekämpfung des „Umsturzes" wird also letzten Endes eine Last für den Steuerzahler — durch Verteuerung und Verschlechterung der Arbeit — und, was noch schlimmer ist, eine direkte Gefährdung der Sicherheit unserer Verkehrswege*).

Balthasar

Die deutsche Öffentlichkeit

> Wenn wir uns die Stimmung in Deutschland ansehen, dann kann jeden Patrioten das Gefühl aufrichtigen Stolzes überkommen.
>
> Bassermann in Hannover.

Die deutsche Öffentlichkeit ist nationalliberal. Die Nationalliberalen sind die typische deutsche Partei. Ihre geistige Struktur steckt in zwei Sätzen aus den Reden ihres letzten Parteitags in Hannover. Schiffer: „Wer könnte daran zweifeln, daß die preußische Wahlrechtsreform geradezu eine Lebensfrage auch für das Reich sei?" Vorsitzender Landtagsabgeordneter Krause: „Die nationalliberale Partei ist sich in der Wahlrechtsfrage nicht einig. Es ist unmöglich, auf diesem Parteitag über die Form des Wahlrechts einen einmütigen oder auch nur mit überwiegender Mehrheit gefaßten Beschluß zu erreichen." (Lebhafte Zustimmung.) Darauf traten die Herrn unter dem Zeichen des Kampfes gegen das Dreiklassenwahlrecht in den Wahlkampf.

So ist die deutsche Öffentlichkeit. Wenn ihr eine Entscheidung erspart wird, quittiert sie mit lebhafter Zustimmung. Ebenso, wenn eine Entscheidnng für sie getroffen wird, deren Ergebnis in ein leichtfaßliches Schlagwort umgewandelt werden kann. Alle Parteien haben diese nationalliberale Tugend, weil sie eben deutsche Parteien sind, wenn sie sich vielleicht auch zufällig in der Wahlrechtsfrage einig

*) Vgl. dazu die Ausführungen von Palatinus in Heft 7 des März. Red. d. M.

Digitized by Google

sind. Alle sind sie bemüht, der Denktätigkeiten verwirrende Komplikationen zu nehmen, indem sie immer mehr Gebiete für heilig erklären, gedanklicher Forschung, kritischer Nachprüfung entziehen. Ihre führenden Männer kennen zu genau den spärlichen Hirnkonsum ihrer Getreuen, als daß sie nicht bemüht wären, ihnen so viel wie möglich feststehende Dinge zu übermitteln, an denen nicht gerüttelt werden darf. Es ist ihnen gelungen, des Volkes Wehrkraft, die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zu solch einer Tatsache zu machen, gegen die einfach nichts mehr zu sagen ist. Sie haben zehn und mehr Gebote des Patriotismus in ihr Zeitungspapier gegraben, an deren Hand auch der Ungeübte leicht erkennen kann, ob er sich einem Patrioten gegenüber befindet oder einem Vaterlandslosen. Sie zirken immer mehr Gebiete ein, die Opferfreudigkeit des Volkes, den Idealismus des deutschen Studenten, die Seele der deutschen Frau, an denen allen nicht gezweifelt werden darf, während sie als weise Pädagogen andere Gebiete einem berechtigten Drang der Kritik frei lassen, so war allem die deutsche Diplomatie und die Sozialdemokratie. Sie haben es so weit gebracht daß jeder Kundige die Regierungs- und Parteireden über die geheiligten Gebiete schon vorher fast wörtlich niederschreiben und die lebhafte Zustimmung genau an den richtigen Stellen einsetzen kann. Die deutsche Öffentlichkeit war nie leichter auswendig zu lernen, als heute, und nie weniger des Kennenlernens wert. Wie gesagt, es überkommt jeden Patrioten das Gefühl aufrichtigen Stolzes, wenn er die Stimmung in Deutschland sich ansieht!

Von den Jahrhundertfeiern sind noch einige große Posten Patriotismus, leicht beschädigt, auf Lager. Sie werden jetzt auch einzeln abgegeben. Was zur Verabschiedung der Wehrvorlage nötig ist, wurde von strengen Führern bereits unter Verschluß genommen. (Für die Deckungsvorlage wird Patriotismus, aufs äußerste verdünnt mit „ausgleichender Gerechtigkeit", verwendet.) Der Rest wird von den glücklichen Besitzern in wahrhaft großzügiger Weise ausgegeben. Ein Schleudertag erster Klasse war neulich im preußischen Abgeordnetenhaus, nachdem der Sozialdemokrat Liebknecht folgendes Ritualverbrechen gesprochen hatte: „Unsere heutigen deutschen Studenten sind leider von Strebertum und Materialismus erfüllt. Sie haben keinen Funken von Idealismus. Bei der Königsberger Jahrhundertfeier haben sich die dortigen Studenten darum gestritten, wer Lakaiendienste verrichten dürfe. Ein jüdischer Verein war für das Kaiserhoch ausgelost worden. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Wenn Körner das erlebt hätte, er würde ob dieser unwürdigen Studentenfeier Pfui! rufen." Das war das Signal zu einer Unterbietung ohnegleichen in patriotischer Entrüstung. Jeder Liebknechtsche Satz erwies sich als Mistbeet, aus dem stürmisch rauschende Eichenwälder deutscher Sitte und deutscher Treue aufschossen. Ein Redner, zwei Redner, drei Redner, sechs Redner erklommen die Tribüne und flickten zwischen die bereits aufgesetzten Wünsche des Pflegepersonals an der Charité und den Baulichkeiten der Universität Greifswald ein kräftig Wörtlein gegen Liebknecht ein. „Körner würde vor Scham rot werden", „Angriffe eines Menschen, der selbst die Ehre genossen hat, deutscher Student gewesen zu sein", „Es ist eine Qual anhören zu müssen, wie dieser Redner in den Staub zieht, was jedem Patrioten heilig ist", „Das Wort unsres großen Kaisers: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung

Digitized by Google

ist von Dr. Liebknecht in spöttischer und blasphemischer Weise mißbraucht worden. Auch dadurch sind die vaterländischen Gefühle der Mitglieder des Hauses aufs schwerste verletzt worden. Ich stelle das fest." „Sie befinden sich unter gebildeten Männern und wenn Sie sich nicht bessern wollen, dann haben Sie sich die Konsequenzen selbst zuzuschreiben." Die Fortschrittler haben sich an diesem Massenangebot nicht beteiligt.

Das Wort vom Lakaiendienst war zuviel. Es ist nicht einzusehen, warum Monarchisten im Dienst ihrer Weltanschauung Lakaien werden sollen. Aber sonst, mein Gott, sonst bietet doch gerade diese Königsberger Geschichte für Patrioten keine besonders günstigen Gelegenheiten, in Jahrhundertbegeisterung zu machen. Ein Jud wurde durch einen geistesgegenwärtigen preußischen Christen verhindert, jenen Schrei zu mißbrauchen, mit dem deutsche Männer ihren Monarchen ehren. Und nachher stellte es sich heraus, daß hier mit Hilfe der Universitätsbehörden eine unwürdige Dokumentierung der Gleichberechtigung aller Konfessionen verhindert worden sei. Sollte Körner bei solchem Tatbestand nicht Pfui! gesagt haben? Das täte mir leid. Sollte es, bei solcher Betätigung königstreuer Gesinnung nicht wirkungsvoll und berechtigt sein, ein Königswort zu blasphemieren? Ich meine doch. Und sollte es wirklich der allerfeinste Ton sein, jemandem emphatisch zu erklären, er möge sich bessern, denn er befinde sich unter gebildeten Leuten? Zweifel regen sich zur Stund!

Liebknecht hat das Verbrechen begangen, einen der Kritik und der Forschung entzogenen Bezirk zu betreten. Darauf schlug man ihn tot, wie die römischen Frauen den Verbrecher, der sich in ihre nackten Gottesdienste eingeschlichen hatte und damit zur Kenntnis ihrer körperlichen Unzulänglichkeiten gelangt war. Liebknecht hatte trotz der Warnungstafel: Das Betreten des deutschen Studentenidealismus' ist verboten! auf einige Bierbäuche getreten, die prompt zu rülpsen anfingen. Er hat lange nicht so übertrieben, wie seine Gegner, wenn sie die brave, deutsche Sozialdemokratie umstürzlerisch oder revolutionär nennen. Nicht weil er Tatsachen gefälscht hätte, empörten sich die gebildeten Männer, sondern weil er mit frevler Hand, entgegen dem stillschweigenden Abkommen unter den Staatserhaltenden, eine Fiktion angegriffen hat.

In republikanisch regierten Ländern hat man, so erzählt man uns, die Korruption. Nur die Korruption? Glückliche Länder. Wir, im monarchischen Deutschen Reich, haben die Ehrbarkeit. Fast jeder Mann im deutschen öffentlichen Leben ist ehrbar und damit läßt ers gut sein. Ehrbarkeit ist der Ersatz für Klugheit, politischen Sinn, Selbstbewußtsein, ist die Entschuldigung für Liebedienerei, Strebertum und Schranzenart, der Nährboden für Gedankenlosigkeit und Herdeninstinkt. Ihr Diplom als Ehrenmann überhebt sie jeder Begründung ihres Tuns und Lassens, ist ihr Befähigungsnachweis und ihre Entlastung. Eine Wehrvorlage mit patriotischen Hinweisen auf große Zeiten zu begründen, kann nur bei einem Volk von Ehrenmännern ziehen. (Bei der Deckungsvorlage werden sie den Ehrenmann mehr ins Geschäftliche auslegen.) Die deutsche Öffentlichkeit ist von den Fiktionen beherrscht, die Ehrenmänner brauchen, um dem Leben und dem Denken jede verdunkelnde Komplikation zu nehmen. Dieses Sichbequemmachen, eine mittlere Linie zu finden, indem man die Gebirgsgegenden zur Rechten und zur Linken mit Verbotstafeln sperrt, lebhafte Zustimmung zu jeder Vertagung einer Entscheidung,

Digitized by Google

dies Nationalliberale, dieser Versuch, einen Sprung in Etappen abzumachen, all das ist die Moorgrundlage unsrer Öffentlichkeit. Sie quietscht bei jedem festen Schritt und gibt doch nach. Sie verschlingt, aber nach Morast-Comment. Sie kann keine Wellen, weder der Begeisterung, noch der Empörung schlagen, nur trübe Blasen treiben. Sie gurgelt: Bismarck! und trägt noch die Narben seiner Siebenmeilenstiefel und hält träge das Loch offen, in das auch dieser Säuberliche gesunken ist. Sie greift nicht an, sie zieht nur herunter, sie ist der Sumpf, der im tiefsten Wesen ergrimmt, wenn man ihn trocken legen will. Sie hält, was sie verspricht, indem sie nicht halten wird, was sie versprochen hat!

Ulrich Rauscher

Der Mißbrauch des Gedächtnisses an 1813

Man feiert heute die gewaltige Volkserhebung von 1813. Das ist in Preußen selbstverständlich, und gut und schön ist es, wenn auch das übrige Deutschland daran einen bescheidenen Anteil nimmt, in dem Bewußtsein, daß Preußen damals getan hat, was auch das übrige Deutschland hätte tun sollen, aber tatsächlich nicht tun konnte.

Wenn nun aber eine Übereinstimmung der Lage, der Bedingungen und der Pflichten von 1813 und 1913 behauptet und pathetisch verkündet wird, wenn daraus weitere Schlüsse gezogen werden, so ist das weder gut noch schön, sondern es ist eine blendende Täuschung. Um was handelte es sich denn 1813? Preußen war nicht nur besiegt, gedemütigt, verstümmelt worden, — es war in eine Lage gebracht worden, in der seine Existenz von der Gnade des Siegers abhing, in der es von seiner Willkür beständig den Untergang zu fürchten hatte. Einen solchen Zustand konnte der Staat auf die Dauer unmöglich ertragen; gegen ihn mußte sich das Gefühl der Selbsterhaltung ebenso wie das Ehrgefühl empören; ihn zu beseitigen mußten alle Kräfte angespannt, mußten die äußersten Opfer gebracht werden, — sogar solche Opfer, daß der Staat, nachdem er durch sie wieder seine förmliche Selbständigkeit errungen hatte, in Wirklichkeit für lange lange Zeit hinaus matt und kraftlos dastand.

Worin kann nun die heutige Sachlage mit jener verglichen werden? Sind wir unserer staatlichen Selbständigkeit beraubt worden? Ist unsere Ehre von einem übermütigen Feind beschimpft worden? Gewiß nicht! Aber man sagt uns, daß es zu befürchten sei, wenn nicht ganz außerordentliche Maßregeln ergriffen würden. Worauf gründet sich diese Befürchtung? Auf Berechnungen, — Berechnungen der Heeresstärke, nicht etwa nur unserer Heeresstärke, sondern der Heeresstärke von Mächtegruppen, die möglicherweise gegeneinander in Kampf treten können. Berechnungen aber, besonders so komplizierte Berechnungen, sind bekanntlich Operationen, die nur den Verstand angehen, für die vor allem erforderlich ist, klare Ruhe und kühle Sicherheit zu behalten. Begeisternde Erinnerungen sind für sie in keiner Weise förderlich, ebensowenig wie düstere Reminiszenzen an Unheil und Schmach. Aber freilich bloße Berechnungen sind auch nicht fähig, den Taumel der Überstürzung und Urteilslosigkeit hervorzurufen, der manchen Leuten erwünscht zu sein scheint. Und so wird denn das Gedächtnis an 1813 zu einem Trick, um leicht erregbare Gemüter einzufangen. Vielleicht ein ganz kluger Trick, — aber doch — gerade wegen der Heiligkeit der Erinnerungen an

Digitized by Google

1813 ein unschöner Trick. Und dabei wohl auch nicht von lang andauernder Wirkung. Denn je mehr man sich, wie ja augenblicklich geschieht, in die Zeit vor hundert Jahren zurückversetzt und vertieft, desto mehr muß die völlige Verschiedenheit des Damals und des Heute jedem einleuchten.

Diese Verschiedenheit ist so groß, daß selbst, wenn die Reichsregierung dem Reichstag einwandfrei nachwiese, daß nur so gewaltige Aufwendungen uns vor der drohenden Gefahr schützen können, trotzdem ganz unmöglicherweise eine so allgemeine und begeisterte Opferfreudigkeit sich entzünden könnte wie 1813. Und zwar deshalb nicht, weil die Sachlage damals von einer verblüffend einfachen Wahrheit, von einer brutalen Natürlichkeit war, während sie heute das Produkt eines überspannten, zur chronischen Krankheit gewordenen Zustandes der Kulturwelt ist. Damals gab es nur zwei rücksichtslos machtgierige Staatsgebilde: Frankreich und England, die miteinander rangen — und alle andern mußten sich mit aller Kraft wehren, um nicht von ihnen oder zwischen ihnen erdrückt zu werden. Jetzt ist dieser Machttrieb, der „Imperialismus", ein Gemeingut aller Großmächte von Amerika bis Japan geworden, und die dadurch hervorgerufene ungeheure Spannung erfordert die riesenhaften Rüstungsausgaben, die jetzt in der Tat in das Stadium treten, das eine allgemeine Katastrophe unserer Kulturwelt voraussehen läßt. Denn die Lebensbedingungen werden durch diese maßlosen Aufwendungen für den „Frieden" allmählich derart erschwert, die Sorge für die positiven Forderungen und Aufgaben der Kultur, für das, was das Leben eigentlich lebenswert macht, wird so sehr in den Hintergrund gedrängt durch den alles verschlingenden Unterhalt der Schutzwehr, — daß schließlich mit Notwendigkeit einmal der Umschlag eintreten muß. Es muß und wird, wenn es so weiter geht, schließlich das allgemeine Gefühl zum Durchbruch kommen, daß ein solcher Friede nicht mehr wert ist erhalten zu werden. Was aber heute ein Weltkrieg bedeuten würde, darüber kann die Phantasie sich so frei ergehen wie sie will, — die Wirklichkeit erreichen wird sie nicht.

Wenn also wirklich heute neue unerhörte Aufwendungen für die Kriegsrüstung erforderlich sein sollten, um das augenblicklich gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, — mit Begeisterung wird sie allenfalls nur der bringen, der über dem Drang der Gegenwart jede Sehkraft in die Ferne und jeden Blick in die Tiefe verloren hat. Und die Begeisterung dieses Zahlenschwärmers wird jedenfalls eine ganz andere sein, als es die Begeisterung von 1813 gewesen ist.

Otto Harnack

Kriegsbegeisterung und Kriegsbereitschaft in Österreich

Bekanntlich steht in Österreich-Ungarn seit fast einem halben Jahre ein guter Teil der Reservemannschaften unter Waffen, wenn auch eine Mobilisierung nicht erfolgt ist. Die angeblich kriegerische Stimmung unserer Bevölkerung aber, von der die Presse-Abteilung unseres Auswärtigen Amtes, besonders in den Tagen der aufgebauschten Prohaska-Affäre, so viel Worte zu machen wußte, war in Wirklichkeit nie vorhanden. Dem Durchschnitts-Österreicher ist es vollständig „schnuppe", ob die Serben einen Hafen an der Adria bekommen oder nicht, es ist ihm „Wurst", ob Skutari an Albanien oder an Montenegro fällt, die bis zum Überdruß zitierten, aber nie klargelegten vitalen Interessen Österreichs auf dem Balkan und

Digitized by Google

das Prestige der Monarchie lassen ihn völlig kalt, so lange er ruhig zusehen muß, wie mit wohlwollender Duldung der beiden Regierungen die paar Großagrarier, Hausbesitzer und sonstigen Machthaber aus seiner Haut Riemen schneiden. Der ganze Kriegsenthusiasmus beschränkte sich darauf, daß einige ältere Herren, die (teils durch ihr Alter, teils durch ihre Stellung) vollständig sicher waren, nicht mehr zum Kriegsdienst einberufen zu werden, bei jedem Bankett und in jedem Nachtlokal, wenn sie einige Flaschen Wein hinter die Binde gegossen hatten, mit unausbleiblicher Präzision die „Kaiserhymne" und „Prinz Eugen, der edle Ritter" anstimmten. In dieser Beziehung zeichneten sich besonders christlich-sozialklerikale Abgeordnete und Gemeinderäte aus, die sich „höherenorts" stets gerne durch auffallenden Patriotismus beliebt machen wollen und die in einem Orden ein Lebensziel erblicken. Wenn andere Kreise der Bevölkerung ein klein wenig dem gegebenen Beispiel nachtrotteten, so geschah es nur, sobald eine ungewöhnliche Provokation vorlag. So ereignete es sich einmal, daß einige Wiener Fiakerkutscher einen serbischen Studenten, der mit Hochrufen auf König Peter an ihrem Standplatz vorüberzog, in einen Wasserbottich tauchten und ihm freundschaftlich zuriefen: „Da hast dein' serbischen Hafen!" Heute, im fünften Monat, sind auch diese schwachen Anzeichen von kriegerischer Gesinnung längst verraucht. Dagegen wird die Anfrage immer lauter und immer allgemeiner, warum diese Teilmobilisierung denn erfolgt sei und ob eigentlich triftige Gründe dafür vorhanden gewesen wären. So schrieb ungefähr Mitte März eine Wiener Tageszeitung: „Wie lange sollen denn die Soldaten noch leiden? Überfüllte Krankenhäuser, Todesfälle, zu Hause hungernde Familien. Und niemand weiß, warum dies alles." Ich glaube, ich kann auf die Frage nach dem Warum eine mindestens teilweise zutreffende Antwort geben, die meines Wissens bisher noch von keiner Seite gegeben wurde. Es ist ganz zweifellos, daß sich in Österreich neben dem friedensliebenden greisen Monarchen eine Kriegspartei, oder sagen wir wenigstens, eine Militärpartei unter der Patronanz des Thronfolgers Franz Ferdinand und des Generalstabschefs Konrad von Hötzendorff gebildet hat. Diese Kriegspartei versucht nun seit einigen Jahren, das österreichische Heerwesen im Eilzugstempo auszugestalten. Alles soll so rasch als möglich von Grund auf erneuert werden. Diesem Bestreben der Herren wirkt aber als starke Bremsvorrichtung das Parlament des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes mit seinen 80 Sozialdemokraten entgegen. Wiederholt hat man das Schauspiel erlebt, wie sich die Kriegsverwaltung in den Delegationen Abstriche gefallen lassen, wie sie ihre weitausgreifenden Pläne reduzieren mußte. Der Balkankrieg und die Spannungen mit Serbien und Rußland waren nun augenscheinlich für die Kriegspartei eine hochwillkommene Gelegenheit, eine Unzahl längst geplanter neuer Anschaffungen und Verbesserungen im Heere und in der Marine ins Werk zu setzen. Um dies aber tun zu können, mußte die Lage kritischer erscheinen oder gemacht werden, als sie es normaler Weise tatsächlich gewesen oder geworden wäre. Ich stehe nicht an, als meine Überzeugung auszusprechen, daß zu einem guten Teile aus diesem Grunde so viele Österreicher unter die Waffen gerufen und eine so bittere Wirtschaftskrise und Not herbeigeführt wurden. Denn wenn ein Krieg droht oder zu drohen scheint, dann schert sich selbstverständlich unsere Kriegsverwaltung einen blauen

Digitized by Google

Teufel um das parlamentarische Bewilligungsrecht der Delegationen, dann wird aus unserem sonst mit einem Feigenblatt bedeckten der nackte Absolutismus, dann wird seelenruhig eingekauft, was gut und teuer ist und wonach den Herren schon lange der Mund wässert! Und da man nicht so schnell zugeben kann, daß eine simple Verständigung, der Brief eines Monarchen an den anderen oder einfache Diplomatenklugheit die ganzen Rüstungen hätten ersparen können, so werden unsere Reservisten wohl noch etliche Wochen ihre zwecklose Mühsal ertragen müssen.

Wilhelm von Wymetal

Der sterbende Conradi

(ein nachträgliches Gedicht zu „Würzburg im Taumel")

Kapuzinergasse sieben, zwei Treppen.
Der Dichter Hermann Conradi im Bett.
Repetiert sein piget, pudet, paenitet,
läßt seine Menschen- und Weltschleimerei steppen.
Auf dem Tisch die Broschüre: „Wilhelm II. und die junge Generation",
für „Adam Mensch" die staatsanwaltliche Konfiskation.
Es ist zum vor die Hunde gehn!
Soll man mal nach dem Wetter sehn?
Ein Schoppen Wechenheimer bei Treutlein? Vielleicht
macht der, daß man den Doktorhut endlich erreicht.
Oder ob man das doch überhaupt lieber läßt,
besser verreckt? Hol es die Pest!

Alfred Richard Meyer

Hohenzollern-Margarine

Pressenotiz des Verbandes der Margarinefabriken:

„Margarinefabrik in Cadinen. — Wie ein guter Freund aus Danzig uns schreibt, soll die Gutsverwaltung der Kaiserlichen Besitzung Cadinen, deren Pächter in der letzten Zeit wegen seines Rechtsstreites mit dem Kaiser oft genannt wurde, die Absicht haben, eine Margarinefabrik ins Leben zu rufen. Am 1. April soll in Cadinen eine Beratung von Sachverständigen stattfinden, welche die Gutsverwaltung eingeladen hat, um an Ort und Stelle die Rentabilitätsaussichten des Unternehmens zu prüfen. Tatsache ist, daß in den drei Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen größere Margarinewerke nicht existieren, indes der Absatz von Buttererſatzmitteln auch im Osten der Monarchie bedeutend gestiegen ist. Wenn der Plan verwirklicht wird, würde Kaiser Wilhelm als Besitzer von Cadinen Margarinefabrikant werden, ein Umstand, der dazu beitragen könnte, den berechtigten Forderungen unserer oft zu Unrecht angefeindeten Industrie für die Folge leichter Gehör zu verschaffen. Wenn wir uns erinnern, daß der Schwager des Kaisers, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein jahrelang Eigentümer der Pflanzenbutterfabrik in Primkenau war, scheint die Meldung nicht unwahrscheinlich zu sein."

* * *

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Herr von Heeringen / Von Ludwig Thoma

s ist nicht schön anzusehen, wie die größte Militärvorlage, die jemals dem Reichstage vorgelegt worden ist, von dem preußischen Kriegsminister vertreten wird.

Dabei hat Herr von Heeringen das Glück, mehr Wohlwollen und Bereitwilligkeit zu finden, als irgendeiner seiner Vorgänger und wer sich der Kämpfe erinnert, die sogar ein Roon zu bestehen hatte, der muß den jetzigen Kriegsminister für den größten militärischen Glücksvogel halten.

Aber wie steht er seiner Aufgabe und wie steht er dem seit 1871 opferwilligsten Parlamente gegenüber!

Seine erste, die Vorlage begründende Rede war von einer Nüchternheit, die ganz und gar nicht sachlich wirkte.

Seither hat er es an Pathos nicht fehlen lassen.

In kleinen Dingen, die sich neben dem gigantischen Projekte fast lächerlich ausnehmen, findet er den lyrischen Ton wieder, den wir an ihm auch früher bemerken konnten.

Wenn es sich darum handelt, ob jeder Prinz auch künftig auf Regimentsunkosten Adjutanten im Gefolge haben solle, dann spricht Herr von Heeringen Worte von hinreißendem Schmelze, um diese militärischen fundamenta regnorum vor dem Einsturze zu bewahren.

Es scheint ungeheuer viel auf dem Spiel zu stehen, wenn minderjährige Hoheiten künftig nicht mehr gratis ihre Adjutanten erhalten.

Der innige Zusammenhang der regierenden Häuser mit der Armee ist bedroht.

Das Volk, welches eine Milliarde als Wehrbeitrag und Hunderte von Millionen neuer Steuern auf sich nehmen soll, hat nicht das geringste Verständnis für diese Innigkeit, es hieß nur, daß die Regierung an jedem veralteten Luxus festhält und Opferwilligkeit mit Pedanterie erwidert, daß die Regierung, welche den Mut hat, vom Volke das Äußerste zu fordern, es nicht wagt, die kleinste Entsagung den Fürsten nahe zu legen.

Digitized by Google

Es handelt sich um die Lappalie von 150000 Mark, meint Herr von Heeringen, derentwillen man doch wirklich nicht das Unbehagen hoher Herren erregen soll.

Es handelt sich um etwas ganz anderes, und ein Roon hätte das sofort eingesehen.

Auch der Zivilist weiß, und das wird ihm von vielen Sachverständigen bestätigt, daß man in Deutschland für militärische Launen und Spielereien enorme Summen ausgibt, und der Loyalste muß überzeugt sein, daß heute die Zeit gekommen ist, wo man mit allen Ausgaben für persönliche Liebhabereien aufräumen muß.

Hier liegt ein ethisches Moment vor, das ganz und gar unabhängig von finanziellen Erwägungen beurteilt werden muß.

Ob klein oder groß, jede überflüssige Ausgabe muß abgeschafft werden, damit das Volk an den Ernst der Regierung und an ihre Einsicht glauben kann. Wenn wir alle Spartaner sein sollen, dann schickte sich der persische Glanz nicht mehr für das Land. Ist es soweit, daß der letzte Pfennig für die Wehrhaftigkeit hergegeben werden muß, dann weg mit allen Dekorationsstücken!

Gelten diese den Kreisen, welche die Vorlage einbringen, so unmenschlich viel, dann kann es nicht so weit gefehlt sein.

So urteilt das Volk und es will, höflich wie es einmal ist, den Fürsten den Vortritt lassen beim Opfergang.

Wenn Herr von Heeringen bei der ungeheuren Verantwortung, welche ihm diese in der Vorlage ausgedrückte brennende Gefahr auferlegt, noch Zeit hat, Schmerzen über die adjutantenlose schreckliche Zukunft der Prinzen zu empfinden, dann steigen uns gerechte Zweifel auf.

Es muß nicht gar so brenzlich sein. Lassen wir den Hoheiten ihre Begleitoffiziere — und dem Volke die Milliarde und die Millionen! Ist das die eigentliche Meinung? Wenn nicht, dann müßte es der Reichstag vorziehen, einen andern Herrn Kriegsminister vor sich zu sehen, der für die riesige Vorlage so viel Ernst aufbringen muß, daß ihm für die Adjutantenfrage nichts mehr übrig bleibt.

* * *

Digitized by Google

P. S. Heute wurde dem Reichstag die erquickende Eröffnung gemacht, daß man in Berlin dem Chef des Militärkabinetts eine Villa um zwei Millionen Mark Volksgeld bauen will.

Die Nachricht ist erfreulich.

Wenn das stimmt, kann es doch wirklich keine so fürchterliche Gefahr für das Reich geben.

Wird Herr von Heeringen auch für diese Ausgabe jene patriotischen Brustöne finden, die so tief heraufgeholt werden, daß sie den Hörer unbedingt erschüttern?

Austria in floribus

Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses

Wer vor fünfzehn Jahren Österreich betrachtet hätte, wäre leicht geneigt gewesen, für die Zukunft dieses Landes keinen Pfifferling zu geben. Es schien damals in völliger innerer Auflösung. Im Reichsparlament in Wien tobten wilde Obstruktionsstürme. Der Kampf zwischen den Nationalitäten hatte die ärgsten Formen angenommen. Zumal die Deutschen, dieses Rückgrat des Reiches, waren aufs höchste erbittert. Überall Unzufriedenheit und Reichsverdrossenheit. Nirgends war ein „Österreicher" zu sehen. Man fühlte sich als Deutscher, Tscheche, Pole, Ruthene, Italiener, Rumäne, Slovene, Kroate, alle Empfindung einer Gesamtheit schien entflohen. Man sah den Kampf aller gegen alle.

Was sich in Westösterreich abspielte, zeigt sich alsbald auch, wenn auch in veränderten Formen, in der anderen Reichshälfte, in Ungarn. Hier hatten die herrschenden Kreise von je kein Gefühl für die Gesamtmonarchie. Die Madjaren hatten in ihren Oberschichten alle Gewalt im Lande und ihr Bestreben ging, wenn irgend möglich, auf völlige Losreißung von Österreich, auf Ersetzung der Real- und Personalunion durch die reine Personalunion. Ein trostloser Zustand hüben und drüben, der jahrelang andauerte und aussah, wie der Anfang des Endes.

Digitized by Google

Da kamen die Balkankriege und die Regierung der Gesamtmonarchie entfaltete sofort eine großstaatliche Tätigkeit. Sie rüstete und rüstete. Ohne parlamentarisch bewilligte Gelder verwendete sie hunderte von Millionen auf militärische Neuanschaffungen, abgesehen von den beträchtlichen Kosten der Mobilisierung. Ein völliger Stillstand der wirtschaftlichen Bewegung machte sich geltend. Die Fabriken setzten ihre Produktion in namhafter Weise herab, teils weil das Geschäft schlecht ging, teils weil viele Arbeiter einrücken mußten. Es trat die merkwürdige Erscheinung ein, daß, obwohl soviele Arbeitskräfte durch die Mobilisierung gebunden waren, die übriggebliebenen Arbeiter doch keine oder keine ausreichende Beschäftigung fanden. Dabei stieg die Teuerung fortwährend. Kurz ein in jeder Beziehung trostloses Bild! Dabei die lähmende Furcht, daß jeden Augenblick ein europäischer, ja ein Weltkrieg ausbrechen könne.

In diesem Zustande tiefster Gedrücktheit entwickeln nun gewisse Schichten der regierenden Kreise eine fieberhafte Rüstungs- und Kriegsbereitschafts-Tätigkeit. Sie haben ihre publizistischen Sprachrohre, die diese Tätigkeit unterstützen. Fast die ganze Presse (mit Ausnahme der sozialdemokratischen) steht ihnen zur Verfügung. Ausnahmslos die gesamte hauptstädtische bürgerliche Presse. Einen förmlichen Großmachtstaumel sucht man systematisch der Bevölkerung einzuimpfen. Die Sprache des Auswärtigen Amtes wird herrisch und drohend. Man redet viel von der Würde des Landes. Es könne sich nicht alles gefallen lassen. Der Krieg bringt viele Grausamkeiten mit sich. Man entrüstet sich über sie und ist geneigt, die Serben und Bulgaren als Barbaren anzusehen. Alle objektive Betrachtung verflüchtigt sich. Man vergißt absichtlich oder will vergessen, daß, wenn diese Völker in ihrer humanen Entwicklung noch sehr zurückgeblieben sind, doch die mehrhundertjährige türkische Herrschaft schuld daran ist. Man schreibt sich eine große weltgeschichtliche Aufgabe zu, die mit dem Jahre 1683 begonnen hat, in dem man durch die Abwehr der Türken, die Wien belagerten, Europa von der mohammedanischen Überflutung gerettet habe. Man weist auf die vielen siegreichen Kämpfe gegen die Türken hin. Man hat kein Gefühl für die Komik, die darin liegt, zu gleicher Zeit die Erinnerung an diese Kämpfe als glorreich aufzufrischen und gegen die Balkannationen zu zetern, die die nur mangelhaft betriebene Austreibung der Türken durch Österreich endlich

Digitized by Google

selbst besorgen zu wollen schienen. Imperialistische Gedanken schwirren durch die Luft und die öffiziösen Publizisten suchen sie den österreichischen Völkern annehmbar zu machen. Ja es gab eine Zeit, da Österreich eine entschiedene Ausdehnungspolitik auf dem Balkan zu machen anfing. Aber all dies liegt mehr als hundert Jahre zurück. Österreich hat diese Politik freilich recht zurückhaltend im Jahre 1878 wieder aufgenommen, als es sich durch den Berliner Vertrag die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina übertragen ließ. Aber es hat sich als unfähig erwiesen, eine solche vom dynastischen und großstaatlichen Gesichtspunkte sehr wohl verständliche Ausdehnungspolitik systematisch durchzuführen. Österreich hätte es in der Hand gehabt, die serbokroatischen Länder, die es in seinem Besitze hat (Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Kroatien, Istrien, Küstenland, zu denen noch die den Kroaten stammverwandten Slovenen in Krain und Teilen von Steiermark und Kärnten gehören), zu einem Magnet für alle Serben des Balkans zu gestalten. Statt dessen hat es in Bosnien und Herzegowina sich mit den Herren verhalten und die Bauern vernachlässigt, zur Hebung Dalmatiens nichts getan und zuletzt sogar in Kroatien ein System der nationalen Bedrückung durchgeführt, das fast beispiellos ist. Überdies hat Österreich durch seine Zollpolitik, die gegen alle Interessen der Balkanvölker gerichtet war und seine eigene Industrieentwicklung hemmte, in kurzsichtigster Weise verhindert, durch moralische Eroberungen die politische vorzubereiten. Es ist klar: diese imperialistische Politik möchte gern und kann nicht. Um nun die Bevölkerung Österreichs, die politisch zu denken in ihren bürgerlichen Kreisen noch lange nicht gelernt hat, einer Kriegs- und Ausdehnungspolitik geneigt zu machen, setzte man ein hochmütiges überlegenes Gesicht auf. Als Anrainer des Balkans habe Österreich hier Lebensinteressen zu verteidigen. Nichts dürfe ohne Österreichs Zustimmung geschehen. Um mit dem nötigen Nachdrucke auftreten zu können, müsse man kriegerisch so gerüstet sein, daß man jeden Tag losschlagen könne. Das war der Militärpartei ein „gefundenes Fressen". Konnte man doch wieder wie schon 1908 bei der Annexion Bosniens und der Herzegowina ohne die faden Delegationen behelligen zu müssen, das Geld mit vollen Händen für militärische Zwecke hinauswerfen. Nun ist doch aber Österreich bettelarm und für militärische Abenteuer so ungeeignet wie kaum ein anderes Land.

Digitized by Google

Daher mußte man die Bevölkerung aufpeitschen. Hatte sie nichts zu essen, so sollte sie sich wenigstens entrüsten. Das Auswärtige Amt vergoß Tränen über die Grausamkeiten des Krieges und überlieferte Tausende gesunder Österreicher durch die Mobilisierung selber schwerem Siechtum und dem Tod. Immer mehr werden Einzelheiten darüber bekannt, wie es den Einberufenen in ihren Winterquartieren gegangen ist, wie sie durch Mangel an Kleidung, Nahrung und Unterkunft dem erbärmlichsten Zustande ausgesetzt wurden. Als gar der österreichische Konsul in Prizrend von den Serben eine Zeitlang interniert wurde, hat man in gewissenlosester Weise die wildesten Gerüchte verbreitet: er sei ermordet, er sei entmannt worden. Das war notwendig, denn der gewünschte Grad der Entrüstung war noch nicht erreicht worden. In den letzten Tagen erlebten wir den lächerlichen montenegrinischen Zwischenfall.

Liest man nur die österreichische Presse und bewegt man sich nur in gewissen bürgerlichen Kreisen, so könnte es wirklich scheinen, als flamme der österreichische Patriotismus lichterloh auf, als existiere wieder so etwas wie ein österreichisches Gesamtgefühl. Was vor fünfzehn Jahren unmöglich schien, das, könnte man glauben, sei jetzt Tatsache: die Völker dieses Landes kennen nur ein Gefühl, sie sind von einer unbezwinglichen Vaterlandsliebe erfüllt. Schwarzgelbe Politiker gehen herum und sagen es jedem, der es hören will: Österreich muß rüsten, Österreich muß mit der Faust auf den Tisch hauen. Und manchen ist das noch nicht genug, sie rufen: Österreich muß marschieren — gegen Serbien — gegen Montenegro. Die Unverantwortlichkeit dieser ehrlichen und unehrlichen Politiker, die davor nicht zurückscheuen, den europäischen Krieg zu entfesseln, nur um einen österreichischen Imperialismus zu predigen, dessen wahrer Inhalt Völkerbedrückung und Reaktion wäre, wird nur übertroffen durch ihre Gedankenlosigkeit. Politische Reife hat, glaube ich, das serbische und bulgarische Bürgertum mehr als das österreichische aller Nationen.

Und weil die Kriegslustigen so herumreden, und weil die bürgerliche Presse Österreichs (mit sehr wenigen Ausnahmen) freiwillig offiziös ist, und weil die parlamentarische Vertretung der Deutschen, dies ist ihre neueste, hoffentlich nicht letzte Wandlung, in der grenzenlosen Willfährigkeit gegen die Krone ihre Lebensaufgabe sieht, so ist es nicht verwunderlich, daß der

Digitized by Google

Spießer, dieser Grundpfeiler der „kompakten Majorität" auch anfängt, patriotische Phrasen zu lallen, mit der Faust auf den Tisch zu hauen und zu wollen, daß wir marschieren. Dem Spießer sind bekanntlich die anderen nie tapfer genug. Müßte er selbst marschieren, würde er zu flennen anfangen.

Setzen wir also fest: Österreich lebt in Herrlichkeit! Alles ist eines Sinnes. Es ist erhebend und rührend, wie alle Völker Österreichs einig sind in dem Rufe: O du mein Österreich!

Nachdem wir dies festgestellt haben, wollen wir aber doch die Wahrheit nicht verhehlen. Es ist wahr, die wohlhabende Bourgeoisie zumal, die Militärkreise, die Zeitungsschreiber sind große Patrioten mit dem Maul, und sie beherrschen zum großen Teil die öffentliche Meinung. Aber doch nicht so, daß nicht auch die Stimme der Vernunft zur Geltung käme. Die wirklich mühsam arbeitenden Menschen in Österreich haben keinen Sinn und kein Verständnis für das Phantom einer imperialistischen Politik. Es ist zwar zweifellos, daß die Truppen überall ihren Befehlshabern folgen werden, aber von Begeisterung wird nirgends eine Spur zu sehen sein. Das hervorstechendste Kennzeichen unserer Zeit ist doch vielleicht das wachsende Selbstbewußtsein der einzelnen, auch der Geringsten. Sind wir in dieser Beziehung auch in Österreich noch weiter zurück als die im Westen, dieses Selbstbewußtsein regt sich. Etwas fängt heute jeder politisch zu denken an. Wenn der „gemeine Mann" vor hundert Jahren noch ohne Murren sich in die „gottgewollte Ordnung" fügte, heute frägt doch jeder: warum, wozu? Etwas dämmert jeden von dem Gedanken auf, daß die einzelnen nicht da sind, um von den sogenannten Großen der Erde nach ihrem Gutdünken verbraucht zu werden. Was von Kant vor mehr als hundert Jahren ausgesprochen wurde, daß jeder einzelne Mensch Selbstzweck sei, ist noch lange nicht ins Volksbewußtsein übergegangen, aber es fängt an, in den Massen Verständnis zu finden. Ein echter Patriotismus hat seine Wurzeln entweder in der Nationalität oder in gemeinsamen Kulturaufgaben. Wir haben in Österreich keine einheitliche Nationalität, und wir sind ein Antikulturstaat. Daher ist der österreichische Patriotismus etwas so Unlebendiges und Unechtes, er kann nur künstlich erzeugt werden. Aber nur Organisches lebt und hat Dauer.

Digitized by Google

Also lasse man sich nicht täuschen durch den Anschein der Stärke, den Österreich heute darbietet. In der Regel sind die Aufgeregten nicht stark und die Starken nicht aufgeregt.

Wenn die mobilisierten Truppen wieder entlassen worden sind, wenn die Verhandlungen wegen eines deutsch-tschechischen Ausgleichs wieder den Österreicher morgens und abends ärgern werden, wenn die Polen und Ruthenen ihren vorbereiteten Ausgleich im Lemberger Landtage diskutieren werden, wenn die Landtage in Tirol und Steiermark und weiß Gott wo sonst noch in Obstruktion sein werden, wenn im Wiener Parlament die neuen Steuervorlagen debattiert werden und keine bürgerliche Partei den Mut haben wird, sie zu beschließen und die Verantwortung zu tragen, wenn im Budapester Parlament ein korrupter Ministerpräsident wieder die korrupte Arbeitspartei kommandieren wird und ein manischer Hauspräsident die korrupte Opposition wieder mit der Polizei hinauswerfen lassen wird, wenn das politische Konzert Österreichs die Welt mit einem Meer mißtöniger Musiktöne überfluten wird: Dann wird das wahre Österreich wieder im hellen Tageslicht erscheinen, dann wird zum tausendsten Mal offenbar werden, daß für diesen Staat das Heil nicht in einem leeren Imperialismus, sondern einzig und allein in einer vernünftigen Nationalitäten- und Kulturpolitik liegt.

Drei Aufsätze von Robert Walser

Diese kleinen Skizzen sind einem reizvollen Buch Robert Walsers entnommen. Es wird unter dem Titel „Aufsätze" bei Kurt Wolff (Leipzig) erscheinen.

Kotzebue

Eigentlich kann man nicht sagen, daß Kotzebue Unvergängliches geschaffen hat, obgleich man doch seinen kotzebutzlichen katzlichen Namen auch heute noch hin und wieder nennt. Es ist mit Berühmtheiten, vielmehr Unsterblichkeiten, wie Kotzebue eine ist, ein seltsames Ding. Ich persönlich, das heißt: still für mich, stelle mir vor, daß Kotzebue entsetzlich gewesen ist. Er bestand nicht aus Knochen

Digitized by Google

und anliegendem zähen oder weichlichem Fleisch, nein, er war Asche. So blies man zum Beispiel: und weg war Kotzebue. Kotzebue hat einer stets dankbaren und freundlich-anhänglichen Nachwelt seine massiven sämtlichen, gepreßten, gedruckten, in Kalbsleder gebundenen, gekotzten und gebutzten Werke hinterlassen, und dennoch, so darf man sich wohl erdreisten, zu sagen, wird er kaum noch je wieder gelesen. Die ihn lesen, müssen erblassen, und die ihn nicht lesen, scheinen nicht viel zu verlieren, indem sie ihn ignorieren. Immerhin ist er ein Biedermann. Sein Gesicht war ganz verkrochen und verborgen in einem ungeheuerlich großen und kühnen Rockkragen. Einen Hals hatte Kotzebue gar nicht. Seine Nase war lang, und was seine Augen betrifft, so glotzten sie. Er hat zahlreiche Lustspiele geschrieben, die mit glänzendem Kassensturzerfolg während der Zeit, da Kleist verzweifelte, aufgeführt worden sind. Im allgemeinen, das muß man ihm lassen, hat er saubere Arbeit geliefert. Wenn man in Kotzebues Nähe trat, so kutzelte und kotzelte es ganz bedenklich, und diejenigen Mitmenschen und Zeitgenossen, die mit ihm zu tun hatten, schämten sich unwillkürlich, daß sie lebten. So und nicht anders war es rund um Kotzebue, der denn auch, wie wir hoffen, zu den Heroen der deuschen Geisteswelt gerechnet werden darf, wie so mancher andere, der ein ebenso seltsamer Kotzebukauz war wie er. Wenn ich nicht ganz vom Irrtum befangen bin, war er in Weimar tätig. Wo er aber erzogen worden ist, und wer ihm sein bißchen Bildung eingeimpft hat, das wissen die Götter. Die Götter wissen alles. Die Großherzigen, die Gütigen! Sie wissen sogar über einen Kotzebue Bescheid. Kotzebue hat die Götter in jeder Beziehung beleidigt, und zwar durch nichts andres als einzig und allein schon dadurch, daß er sich einbildete, er habe die Pflicht, sich für was Bedeutendes zu halten. Ein dummer Mensch, der Sand hieß, glaubte in seiner Blindheit, die Welt von Kotzebue befreien zu sollen und schoß ihm eine Kugel durch den Schädel. So endete Kotzebue.

Büchners Flucht

In der und der geheimnisvollen Nacht, durchzuckt von der häßlichen und entsetzlichen Furcht, durch die Häscher der Polizei arretiert zu werden, entwischte Georg Büchner, der hellblitzende jugendliche Stern am Himmel der deutschen Dichtkunst, den Roheiten, Dummheiten und Gewalttätigkeiten

Digitized by Google

des politischen Gaukelspiels. In der nervösen Eile, die ihn beseelte, um schleunigst fortzukommen, steckte er das Manuskript von „Dantons Tod" in die Tasche seines weitschweifigen, kühn geschnittenen Studentenrockes, aus welcher es weißlich hervorblitzte. Sturm und Drang fluteten, einem breiten königlichen Strom ähnlich, durch seine Seele; und eine vorher nie gekannte und geahnte Freude bemächtigte sich seines Wesens, als er, indem er mit raschen und großen Schritten auf der mondbeglänzten Landstraße dahinschritt, das weite Land offen vor sich daliegen sah, das die Mitternacht mit ihren großherzigen, wollüstigen Armen umarmte. Deutschland lag sinnlich und natürlich vor ihm, und es fielen dem edlen Jüngling unwillkürlich einige alte schöne Volkslieder ein, deren Wortlaut und Melodie er laut vor sich hersang, als sei er ein unbefangener, munterer Schneider- oder Schustergeselle, befindlich auf nächtlicher Handwerkswanderung. Von Zeit zu Zeit griff er mit der schlanken feinen Hand nach dem dramatischen, nachmals berühmt gewordenen Kunstwerk in der Tasche, um sich zu überzeugen, daß es noch da sei. Und es war noch da, und ein fröhliches, lustsprudelndes Gewaltiges überkam und überrieselte ihn, daß er sich in der Freiheit befand, eben da er in das Kerkerloch des Tyrannen hatte wandern sollen. Schwarze, große, wildzerrissene Wolken verdeckten oft den Mond, als wollten sie ihn einkerkern, oder als wollten sie ihn erdrosseln, aber stets wieder trat er, gleich einem schönen Kind mit neugierigen Augen, aus der Umfinsterung an die Hoheit und an die Freiheit hervor, Strahlen auf die stille Welt niederwerfend. Büchner hätte sich vor lauter wilder, süßer Flüchtlingslust auf die Knie an die Erde werfen und zu Gott beten mögen, doch er tat das in seinen Gedanken ab, und so schnell er laufen konnte, lief er vorwärts, hinter sich das erlebte Gewaltige und vor sich das unbekannte, noch unerlebte Gewaltige, das ihm zu erleben noch bevorstand, So lief er, und Wind wehte ihm in das schöne Gesicht.

Birch-Pfeiffer

Wenn jemals jemand, so kalkuliere ich, Talent besessen hat, so war es die berühmte Birch-Pfeiffer. Sie hat in den idyllisch gelegenen Zürich gewohnt und nannte sich Gräfin. Dick und zugleich gewissermaßen schlank von Figur, war sie eine imponierende, ja, man darf sagen berückende und

Digitized by Google

bezaubernde Erscheinung. Alles huldigte ihr, alles und jedes kniete vor ihr nieder. Sie hat sowohl als Mensch wie als Dichterin die üppigsten Erfolge errungen. Sie erschwang sich, indem sie ihre breiten Röcke raffte, mit einem prachtvollen Schwung die Bühne, und von da an beherrschte sie sie. Sie war eine Begnadete, und sie selbst teilte in Hülle und Fülle Gnaden, Genüsse und Entzückungen aus. Noch heute, nach so vielen Jahren, werden ihre Bonbons, das heißt: Stücke gegeben. Sie hat so süß und so liebreizend gedichtet, daß alle diejenigen Leute, die ins Theater liefen, um sich ihr Stück anzusehen, vor Rührung und Seelenbeklemmung weinen mußten. Sie hat einer liebelechzenden Welt das Rührstück, das stets auch zugleich Zugstück war, vor die Nase geworfen, und die gerührte und erschütterte Welt dankte ihr, indem sie sie hochhob und im Triumph auf der Achsel herumführte. Eins ihrer am häufigsten gegebenen Stücke heißt: Das Lorle oder Dorf und Stadt, Schauspiel in fünf Ab- und Aufzügen. Während ein Büchner, der zu gleicher Zeit lebte wie die Birch-Pfeiffer, so gut wie verschollen und unbekannt blieb, schrie man nach ihr, und wenn sie vor dem Vorhang, breit und groß, wie sie war, erschien, so wollte der Jubel kein Ende nehmen. Noch einige Merkwürdigkeiten, die die große Frau an sich hatte, wollen wir uns erlauben zum besten zu geben: O, daß wir stürben am Andenken an die Unvergleichliche und Unvergeßliche. Die Süße, sie hatte einen so starken Busen, daß, wer sie zu Gesicht bekam, umfiel, als wäre er von einer Kanonenkugel getroffen worden. Gleich einem beweglichen Hektoliterfaß stürmte sie daher, und ihre Adlernase konnte niemand anschauen, ohne aufs tiefste von dem edlen Anblick betroffen worden zu sein. Sie trug, so heißt es in den Annalen, mit Vorliebe grellgelbe Strümpfe mit getrocknet-schwarzen Strumpfbändern. Ihre Taille war mächtig, und ihr Rücken stemmte sich hinten hoch zu Berg, als wenn er zersprengen wollte. Ihre gewitterdunklen Augen blickten stets strahlend, und ihr Mund war zugebissen. So, das sind einige der markantesten Züge. Es blieb noch manches zu sagen — aber wir wollen lieber schweigen und . . . ehren!

Digitized by Google

Hussein Hassan / Von Ernst W. Freißler

Draußen bei den Pyramiden steht das Wasser meterhoch auf den Feldern, setzt guten, schwarzen Schlamm ab und spart den Fellachen das Düngen.

Durch die Stadt geht das Herbstfieber, Denga nennen sie es, packt ein paar sommerbleiche Europäer und schüttelt sie, bis sie krebsrot sind, wie vom Sonnenbrand. Morgens und abends ziehen Nebel durch die Straßen, herrisch und drohend, wie die feiernden Soldaten eines Invasionsheeres. Das ist die Zeit, wo die Schiiten zu Ehren ihres Heiligen ihren alljährlichen Umzug halten.

Heute ist der Umzug ein Schauspiel geworden — blutig zwar, aber doch nur ein Schauspiel. Weil sich die Selbstaufopferung mit dem englischen Begriff von Religion und Ordnung nicht verträgt. Früher warfen sich die Gläubigen vor der Moschee aufs Angesicht, in langer Reihe, und der Scheik ritt auf heiligem Hengste über sie weg; und wem das Rückgrat zerbrochen wurde, der kam unvermittelt ins Paradies. Und die Schwertmänner — doch von denen später.

In Indien werfen sich zwar heute noch die Hindus in Scharen unter die breiten Räder des Buddhawagens — nur ist Indien nicht so peinlich nahe an Europa. Aber wir sprechen ja von der Schiitenprozession.

Nach Mohammeds Tode, 632, setzte der Streit um sein Erbe ein. Ali, der Schwiegersohn des Propheten, konnte sich mit Hilfe seiner Partei, der Schia, vorübergehend die Herrschaft sichern; von seinen Söhnen aber verzichtete der ältere, Hassan, gegen eine Abfindung von fünf Millionen Dirham auf alle Ansprüche, während der jüngere, Hussein, zwar den Versuch machte, sich mit Waffengewalt durchzusetzen, jedoch von dem Omaijaden Jezid I., dem sechsten Khalifen, bei Kerbela am Euphrat besiegt wurde. Hussein selbst, sein Sohn und Enkel fielen in der Schlacht und mit ihnen ein wesentliches Hindernis für die unumschränkte Herrschaft der Omaijaden.

Aus dieser endgültigen Niederlage ihrer Sache zogen die Schiiten die Konsequenz, daß sie ihr bisheriges Parteiprinzip, wonach nur die direkte Abstammung vom Propheten ein Nachfolgerecht geben könne, zur Grundlehre einer neuen Sekte machten. Mit anderen Worten: sie kamen vom politischen zum religiösen Fanatismus, was jedenfalls sympathischer ist als das Gegenteil. Abu Bekr, Omar, Othman — d. i. die ersten Khalifen — und die Omaijaden wurden ausgiebig — allerdings erfolglos — verflucht, Hussein zum Märtyrer, sein Grab-

Digitized by Google

Von einer Moschee hoch oben in der Mouski, dem Eingeborenen- und Handelsviertel, kommt der Zug und geht durch die Mouski zum Hause eines persischen Notabeln. Es sind fast durchwegs Perser, die mittun.

Die kleinen Krämer zu beiden Seiten der engen Hauptstraße stellen Sessel auf den schmalen Bürgersteig vor ihren Läden und vermieten sie — an Europäer meist — zu ein, zwei Piastern. In der Straße drängt sich „das Volk". Der Ordnungsdienst bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten ist sehr einfach: wenn die Schauîsche (Schutzleute) zu Fuß nicht mehr ausreichen, um die Bahn freizuhalten, dann werden oben irgendwo soviel Berittene nebeneinander gestellt, daß sie die Straße eben ausfüllen. Dann ein letztes warnendes „Ouaah hazib — oha, Achtung!" des Polizeioffiziers, und los, vom Fleck weg im Galopp, die Straße hinunter; überritten wird fast nie jemand; und wenn schon, die Pferde sind nicht beschlagen. Nur hinter den Reitern ist die Straße dicht bestreut mit großen gelben Lederpantoffeln, Tarbouschen*) und Nabbouts**).

So oft auch die Straße unter der Menschenmenge verschwindet — die Reiter fegen sie immer wieder rein, bis auch die Hartnäckigsten es müde werden und sich in die Seitengäßchen verziehen oder sich in die Lücken der Sesselreihe auf dem Bürgersteig quetschen.

Auf den Sesseln sitzen die Europäer und warten.

---

mal in Kerbela zum Heiligtum erhoben. Auch auf Hassan muß ein Widerschein von seines Bruders Heiligkeit gefallen sein, denn die beiden Namen werden unterschiedslos nebeneinander genannt.

Die Schia und die nachmalige Sekte der Schiiten war in den östlichen Provinzen des Khalifenreiches heimisch, woraus es sich erklärt, daß das heutige Persien noch immer den Hauptteil der Bekenner stellt.

Husseins Todestag — 10. Oktober — wird durch eine Gedenkprozession gefeiert. Zu bemerken ist, daß es in Ägypten die Polizei dahin gebracht hat, daß die Sache für den Unbefangenen weit gefährlicher aussieht, als sie es tatsächlich ist. Die scharfen Schwerter geben Schnittwunden, die zwar reichlich bluten, doch fast durchwegs in wenig Tagen verheilen. Wie Schlägerschmisse, beiläufig.

Dagegen wurde z. B. in Odessa der Umzug, nach langer Pause, im Jahre 1907 wieder erlaubt, führte aber zu solcher Metzelei, daß er meines Wissens neuerdings verboten wurde.

Und angesichts so barbarischer Auswüchse wäre es töricht, leugnen zu wollen, daß unsere Springprozessionen einen Kulturfortschritt bedeuten.

*) Tarbousch = Fez.

**) Nabbout = der Gehstock der Fellachen, mit leicht gebogener Krücke.

Digitized by Google

Der aufgewirbelte Staub, der schwere Geruch von Hammelfett, von gebackenen, gebratenen, gesottenen Unmöglichkeiten, der Dunst der Menge liegt wie eine wuchtende Plache über der engen Straße, läßt den Schall nicht verflattern, wirft ihn wieder und wieder zurück — Schreie, Flüche, klappernde Hufe, Stimmengesumm.

Endlich — der Zug. Ein letztes Mal fegen die Reiter vorbei; hinter ihnen her schweres Blutlicht, überholt sie, hüllt sie ein. Näher — jetzt — der Zug.

Ein kleiner Eselwagen mit Holzscheiten, Fackelträger zu beiden Seiten.

Die Fackeln: an langen Stangen Körbe, aus Eisenbändern geflochten, darin brennen Holzscheite; will eine verlöschen, so wird aus dem Wagen neu nachgelegt.

Die offen brennenden Scheite geben Glut und Rauch; es ist, als würde aus den Eisenkörben dicker, dunkler Wein hochgeschleudert und flösse an Dingen und Menschen herunter.

Dann ein Pferd, reiterlos, altertümlich reich gezäumt. Im Sattel stecken ein paar lange Pfeile; früher einmal staken sie im Pferdeleib — jetzt nur im Sattel.

Das Pferd als lebendige Erinnerung an das Schlachtroß des toten Heiligen.

Dann der persische Konsul mit den Notabeln, alle im dunklen Kaftan und dem dunklen persischen Tarbousch. Stumm, würdig und — ein wenig unbeteiligt schreiten sie vor sich hin.

Ob sie der Glaube treibt oder die Pflicht? Wir kennen diese Mienen — zu europäisch — weiter!

Die Gläubigen. Die erste Gruppe — zehn, zwölf Leute. Sie haben den Kaftan offen, die linke Brust entblößt, rufen die Heiligen „Hussein... Hassan".

Bei jedem Ruf ein Faustschlag an die Brust.

Die dumpfen Schläge und Rufe durchschüttern das glutige Dämmer, wie das Hämmern eines gigantischen Herzens, das Blut durch die Riesenader dieser Straße triebe.

Ein Abstand — die zweite Gruppe. Leute mit nacktem Oberkörper — wieder zehn, zwölf —, eine geschlossene, schwere Eisenkettte in doppelter

Digitized by Google

Windung um den Hals geschlungen. „Hussein ... Hassan", bei jedem Ruf ein Riß an der Kette, einmal mit der linken, einmal mit der rechten Hand.

Blut rieselt von den wundgerissenen Schultern.

Ein herrischer Geruch drängt sich vor, pocht hart an die Schläfen, macht die Augen glitzern —: Blut.

Kein Laut mehr aus den Reihen der Zuschauer; der Rhythmus hat sie bezwungen, ihre Herzen klopfen hart im Takt mit dem Anruf „Hussein — Hassan".

Noch ein Pferd. Ein weißes Bündel darauf; eine Puppe — nein — ein Kind! Ein dreijähriger Bub in weißem Hemdchen, gestützt und gehalten von dem Mann, der das Pferd führt. Ein blankes Dolchmesser in der Kinderfaust, auf dem kleinen, glattrasierten Kopf eine Schnittwunde. Das dünne Stimmchen kräht mit, fest im Rhythmus, „Hussein — Hassan" — und dazwischen immer ein kurzes Schlürfen, weil ihm das Blut in dünnem Faden übers Gesicht in den rechten Mundwinkel läuft.

Dringlicher wird der Blutdunst, drückender und aufreizender.

Nun die letzten — die Schwertmänner.

Zu beiden Seiten der Straße je ein Dutzend Leute, mit kahlen Köpfen und langen, weißen Gewändern, die von geronnenem Blut mit schweren, inkrustierten Mustern überdeckt sind und starren wie Brokat. In den Händen alte Schwerter, haarscharf geschliffen. Alle hundert Schritte bleiben sie stehen, der Straßenmitte zugewandt, fassen die Schwerter mit beiden Händen und — „Hussein — Hassan" bei jedem Ruf ein Schnitt über den Schädel. Im freien Raum zwischen ihnen springt ein Kerl herum mit einem blutgetränkten Lappen; der wischt über die Gesichter, daß sie nicht geblendet werden vom rieselnden Blut. Und will einer nachlassen, dann springt er vor ihn hin und brüllt ihm ins Gesicht „Hussein — Hassan", bis der wieder das Schwert fester packt und losschlägt.

Der Heilige will keine Schwächlinge unter seinen Dienern.

Die Schwertmänner schreiten weiter; hundert Schritt. Hinter ihnen läßt ein kurzes Grauen noch einen freien Raum, dann schlägt die Menschenflut über der Straße zusammen und verebbt langsam in die Seitengassen.

Der Blutdunst bleibt liegen, wie ein sattes Tier ...

Digitized by Google

Der König in Frankreich / Von René Schickele

Und doch ist Philippe, von Gottes Gnaden, König von Frankreich. Nur wollen die Franzosen ihn nicht anerkennen, und deshalb residiert er überm Ärmelkanal, in Woodnorton. Er schreibt sich im Majestätsplural und unterzeichnet seine Kabinettsbefehle mit „Philippe", schlechthin.

Philippe VIII. soll gesund, im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten und ein liebenswürdiger Herr sein. Vor allem rühmt man ihm eine hervorragende Verrichtung des Waidwerks nach. Darin erinnert er an den Comte de Chambord, der einmal wirklich König von Frankreich hätte werden können. Als der sein Ende nahen fühlte, versammelte er seine Getreuen, um ihnen zu sagen, wie er sich vor seinem ewigen Richter zu verantworten gedenke. „Leute," sprach er, „kniet nieder, haltet das Maul und hört, was ich Gott erwidern werde, wenn er mich fragt: Chambord, was hast du mit dem Erbe getan, das ich dir gab?

Lieber Gott, werde ich antworten, ich habe den Hasen gejagt und die Hühner des Feldes und den Fasan . . .

Gott wird nicht zufrieden sein. Ich werde fortfahren: Ich habe auch das Reh gejagt und die Wildsau, die das Feld verwüstete, den Hirsch auch . . .

Gott wird nicken. Aber ich weiß, daß er mehr erwartet. Lieber Gott, werde ich also rufen, ich habe den Auerhahn geschossen! Und Gott wird heftiger nicken: Weiter, Chambord, weiter, was noch?

Da werde ich jubeln: Ja, Herr, ich habe auch die Gemse gejagt! Und Gott wird in die Hände klatschen, daß ihr's hier unten donnern hört . . ."

Diese Lilie hatte eine Mehrheit Bewunderer in beiden französischen Kammern. Alles war für ihre Überführung nach Paris bereit. Der Boden war noch ganz gut, wenn nicht gerade in Paris selbst, so doch in der Provinz, wo der größere Teil der Bevölkerung weder lesen, noch schreiben konnte. Sie wäre gediehen und hätte geblüht, zehn Jahre, zwanzig Jahre vielleicht. Dieser Zeitverlust blieb der Republik erspart.

* * *

Die Republik Frankreich bestand seit dem 4. September 1871, dem Tag, wo die provisorische Regierung unter dem Vorsitz des Militärgouverneurs von Paris Trochu und der tatsächlichen Führung Gambettas und Jules Favres zusammentrat. Aber als zur Wahl der Nationalversammlung geschritten wurde, zeigte sich die Unentschiedenheit der Menge. Jules Favre hatte erklärt, daß die Franzosen „nicht eine einzige Fingerbreite ihres Landes und keinen Festungsstein" abgeben würden, Gambetta hatte Paris im Freiballon verlassen, um den „Widerstand bis aufs Messer" fortzusetzen, sie waren Republikaner, und da die

Digitized by Google

Masse im Augenblick kein anderes Ziel kannte, als den Frieden und die Befreiung vom Sieger, so erlitten die Republikaner eine Wahlniederlage. In das erst republikanische Parlament zog eine royalistische Mehrheit ein. Aber die Mehrheit war geteilt. Die Legitimisten wollten nur den Comte de Chambord, den Enkel Karls X., als König haben, während die Orleanisten mit derselben Inbrunst den Enkel Louis-Philippes, den Comte de Paris, zum Herrn begehrten. Um sich nicht alles zu verderben, schoben sie die endgültige Wahl dessen, der Frankreich meistern sollte, hinaus, und wählten vorläufig einen unparteiischen Vertrauensmann Thiers. Der hatte eine royalistische Vergangenheit, war jedenfalls ein „Mann der Ordnung". Er bewies es unverzüglich, indem er den über die Wendung der Dinge aufgebrachten Parisern in der Nacht zum 18. März ihre Kanonen wegnehmen ließ. Die Kanonen standen auf Montmartre und waren von einigen Nationalgardisten bewacht. Die braven Leute wollten die einzigen sichern Kanonen der Republik nicht gutwillig hergeben. Die von Thiers entsandten Truppen schlugen den Widerspenstigen aufs Haupt und nahmen die Schanzen in Besitz. Am selben Morgen empörte sich Paris. Die Regierungstruppen wurden entwaffnet oder gingen freiwillig zu den Aufständigen über. Die Pariser wählten ihre eigene Regierung. Sie nahm ihren Sitz im Rathaus. Das war die Kommune.

Die Nationalversammlung, die in der Zwischenzeit von Bordeaux nach Versailles gegangen war, beauftragte Mac Mahon, den Aufstand mit Waffengewalt zu unterdrücken. Am 20. Mai zogen die Regierungstruppen in Paris ein. Es folgte die „blutige Woche" der Barrikaden und Feuersbrünste. Die Aufständigen waren erbarmungslos, die „Versaillais", die Straße um Straße, Haus um Haus erobern mußten, fällten Hekatomben heldenhafter Republikaner, unter die sich, wie immer bei Revolutionen, nichtsnutziges Gesindel gemischt hatte.

Als die Ordnung wieder hergestellt war und die letzten deutschen Truppenteile das Land geräumt hatten, entschloß sich die royalistische Mehrheit der Nationalversammlung zu handeln. Sie stürzte Thiers und wählte Mac Mahon, der für den geplanten Staatsstreich aus Beruf und Neigung geeigneter war. Der Comte de Paris unterwarf sich dem Comte de Chambord, und diesem trug die geeinigte royalistische Partei die Königskrone an. Was die Kommune vergeblich versucht hatte, das brachte der Comte de Chambord fertig: er schenkte Frankreich die Republik.

Das Schicksal hatte gewollt, daß der Enkel Karls X. an der fixen Idee litt, nur mit dem entfalteten Lilienbanner auf den Thron steigen zu wollen. Aber das Lilienbanner war unmöglich! Louis-Philippe hatte die bravsten Konservativen entwöhnt, indem er seinen konstitutionellen Ohrklappenstuhl mit den trikoloren Farben ausschlug und sein Regiment auf den Regenschirm stützte. Beim Anblick des Lilienbanners wäre selbst die Großbourgeoisie unruhig geworden, und gar das Volk hätte mit den Lilien auch gleich den Klappenstuhl und den Schirm zerbrochen, die das großbürgerliche Frankreich noch immer für seine Könige reserviert hielt.

Digitized by Google

Der Comte de Chambord war kinderlos. Er war alt — wahrscheinlich, dachte man, lebte er nicht mehr lang. Dann, meinte man weiter, wäre die Zeit für den Comte de Paris gekommen, der als Enkel Louis-Philippes die großväterlichen Insignien nicht verschmähen werde.

Die Nationalversammlung lehnte das Lilienbanner ab und beauftragte Mac Mahon, den Platz für den Comte de Paris, vorläufig einmal sieben Jahre, warm zu halten.

Aber schließlich war man in einer Republick und hatte doch noch immer keine rechte Konstitution. Gambetta machte sich an die Arbeit. Die republikanische Partei entwickelte eine gewaltige Tätigkeit. Im Jahre 1875 erhielt die Republik die Verfassung, die sie noch heute regiert. Die erste Abgeordnetenkammer wurde gewählt: sie wies eine große republikanische Mehrheit auf. Dagegen saß im ersten Senat eine schwache konservative Mehrheit. Die Reaktion, die sich jetzt schwer bedroht fühlte, versuchte ein letztes. Am 16. Mai löste Mac Mahon im Einverständnis mit dem Senat die Kammer auf. Die Neuwahlen fanden erst vier Monate später statt. Die reaktionäre Regierung glaubte in diesen vier Monaten die Wähler derart einschüchtern zu können, daß sie eine regierungsfreundliche Mehrheit in die neue Kammer schickten. In diesen vier Monaten wurden über 10000 Republikaner wegen Preßvergehen und öffentlicher Äußerungen verurteilt.

Die Republik siegte. Sie siegte auch in den Senatswahlen von 79. Mac Mahon mußte gehen.

* * *

Die „Boulange" zeigte, daß der Royalismus in Frankreich tot war. Seine letzten lebensfähigen Überreste gingen im Nationalismus unter. Die Dreyfußaffäre brachte dann den Nationalismus um; seine Überläufer kamen in hellen Scharen zu den allmächtig gewordenen Radikalen, die nun mit allen Mitteln die restlose Republikanisierung des Landes anstrebten. Sie reformierten die Verwaltung, in der noch die Schutzbefohlenen der Konservativen saßen, sie reformierten die Armee. Was von der royalistischen Partei übrig geblieben war, machte keine imposante Figur: in der Kammer vertrat den „Roy" Herr de Ramel, in der „großen Öffentlichkeit", mit der „teuersten und reaktionärsten Zeitung Frankreichs", wie der „Gaulois" stolz in seinen Abonnementseinladungen schreibt, Herr Arthur Meyer.

Es lohnte sich, die krumme Abenteurergestalt Arthur Meyers in Lebensgröße zu zeichnen. Der Mann ist ein Meisterwerk. Er hat es verstanden, mit seinem unentwegten Royalismus ein Bombengeschäft zu machen in einer Zeit, wo die Ware absolut keinen Absatz mehr fand. Wie? Indem er sich zwischen der Börse und dem Ministerium des Innern als Agent der vornehmen Gesellschaft niederließ. Während der „Boulange" vermittelte er zwischen Boulanger und dem Minister Constans, bei den späteren nationalistischen Tumulten war er der Freund Waldeck-Rousseaus und der Beschützer Déroulèdes. Damals hatte es noch immer den Anschein, als ob er eine politische Rolle spielte, wenn auch

Digitized by Google

niemand genau wußte, wie er sie auffaßte, und wieso Herr Meyer mit den republikanischen Ministern genau so befreundet war, wie er „seinem" verbannten König diente. Aber er wurde reich dabei, er heiratete, im biblischen Alter, die achtzehnjährige Prinzessin von Turenne.

Da gefiel es Philippe VIII., die Regierung Frankreichs persönlich in die Hand zu nehmen. Zu diesem Behufe gründete er in Paris ein politisches Bureau, le Bureau politique de Monseigneur le Duc d'Orléans. Das ist eine Art Ministerium, zu dessen Chef seine Majestät den Baron de Larègle berief. Neben dem „Journal Officiel" der Republik Frankreich erschien die „Correspondance nationale", das Amtsblatt des Königreichs Frankreich. Aber der Royalismus war nun einmal die Privatangelegenheit Arthurenne Meyers geworden. Er konfiszierte sowohl das Bureau wie das Amtsblatt. Der Baron de Larègle ließ sich mit Vergnügen von Arthur einsacken. Denn der Sack war aus feinster Seide, und Philippes Vertrauensmann, der in Wirklichkeit weder Baron, noch reich war, hatte allen Grund, sich darin behaglich zu fühlen.

Plötzlich änderte sich das Bild. Zehn oder zwölf junge Leute taten sich unter Charles Maurras zusammen und erfanden den Royalismus. „L'enquète sur la Monarchie" von Maurras erschien, eines der talentvollsten Bücher der französischen Literatur. Die „Action française" wurde gegründet. An allen Universitäten entstanden Verbände der „Camelots du Roy". Diesmal war der Royalismus nicht mehr ein Euphemismus für die kleinen Geschäfte Arthur Meyers, sondern der Versuch einer sozialen Doktrin, eine Organisation der Intellektuellen, ein Kampfunternehmen, zu dem sich bald ein großer Teil der besten monarchischen Gesellschaft bekannte. Die „Action française" rechnete nicht, wie Meyer, Ramel und Co., ausschließlich auf die „großen" Salons, sondern vor allem auf die studierende Jugend und die Handwerker. Die „Action française" war antikapitalistisch, sie wollte das Königtum auf einer Organisation der Gewerkschaften errichten, die an das mittelalterliche Gildenwesen anschloß. Philippe VIII., der selbst im Traum nie an etwas Derartiges gedacht hatte, bekam ein nationalökonomisches System großen Stils, einen fertigen Staat, etwas wie eine Existenzberechtigung geschenkt. Plötzlich rief man an allen Enden seinen Namen, ließ sich für ihn einsperren und bestrafen, er fand Helden und Märtyrer, die ihm den Weg zum Thron bereiteten, er konnte nicht anders, er mußte schon danken, Philippe, und er dankte herzlich.

Nun erst zeigte sich die Genialität Meyers in vollem Licht. Nebst Clemenceau, dem einzigen Minister, dessen Freundschaft er nicht hatte erwerben können, und den er wie den leibhaftigen Teufel fürchtet, haßte er niemand so wie die „jungen Leute" der „Action française", die sich mit dem Proletariat abgaben und ihm zugleich seine beste Kundschaft verdarben. Und nachdem der König aus ihren Büchern gelernt hatte, wie er eines Tages Frankreich neu erschaffen sollte, kaufte sich Arthur — o, nicht im wörtlichen Sinne! — den König, und der König desavouierte „endlich", was Arthur Meyer schon immer mißfallen

Digitized by Google

hatte. So wurden die einzigen in ganz Frankreich, die Philippe ernst nahmen, dafür bestraft, daß sie Allah dem schlechten Propheten vorzogen. Sie hatten ihrer Zeitung ein Wort Philippes als Motto gegeben: „Tout ce qui est national est nôtre". Arthur Meyer hatte damals nichts eingewandt. Aber Maurras, Daudet, Vaugeois hätten wissen sollen, daß dieser Satz nicht wörtlich verstanden sein sollte, und daß sein Sinn war: Tout ce qui est national est d'Arthur Meyer. Ein Geschäftsmann wie Meyer läßt sich keine Konkurrenz über den Kopf wachsen, ohne ihre Vernichtung wenigstens zu versuchen. Das gibt es nicht. Dafür findet sich kein Beispiel in der Geschichte. Maurras hat im Fingernagel mehr Talent, als der Leiter des „Gaulois" sich in seinem langen, an Expropriationen reichen Leben aneignen konnte. Aber der „grand conservateur", der selbst einen Briand in seinen goldenen Schlingen fing, verfügt über die größere Übung. Zudem über eine Bande Hochstapler, die nach dem Beispiel des Meisters den Royalismus in ihrer Tasche bargen, damit er darin Junge machte: Titel, Scheckchen, Liaisons und allerhand andere Profite, wovon sich bis zur großen „Restauration" des Königtums leben ließ. Das Zeug hielt zusammen wie Kletten.

Nur: die Leute von der „Action française" ließen sich Meyers erhabensten Kunstgriff nicht gefallen. Sie wehrten sich. In der darauffolgenden Zeit köpften sie täglich ein Haupt des Arthurenneschen Royalismus, manchmal drei, vier in einer Sitzung. Traurige Köpfe! Sie sammelten Geld, um ihre Propaganda zu erweitern. In 14 Tagen hatten sie mehr als 100000 Franken aufgebracht. Aber der König hatte es anders befohlen, und „wenn ich befehle", wiederholte er, „will ich, daß man mir gehorcht."

Maurras antwortete, daß er und seine Freunde gewiß gehorchen würden, wenn die Monarchie erst hergestellt wäre. Bis dahin bliebe es aber den Anhängern des Königs im Land überlassen, sich über die wirksamste Weise zu einigen, wie sie ihm den Weg zum Thron bahnten; und da glaubten Maurras und seine Freunde in aller Untertänigkeit doch ein Stück weiter gekommen zu sein, als die Maulstützen eines Thrones, der von Arbeiterfäusten, aber nicht mit den nur scheinbar saubern Glacéhandschuhen des Herrn Arthur Meyer hingestellt werden könnte. Im übrigen seien Seine Majestät durch Ihre Verbannung leider daran gehindert, sich persönlich Gewißheit zu verschaffen und also ganz auf Ihre Berater angewiesen. Die Geschichte zeige, in welche gefährliche Lage schlechte Berater selbst geniale Könige gebracht hätten. Und die „Action française" setzte ihre Hinrichtungen fort. Dieser weiße Schrecken dauerte Wochen. Dann kam der Tag, wo Philippe den begangenen Fehler einsah. Er sprach Worte der Gerechtigkeit, die Maurras und seine Freunde die geforderte Genugtuung gaben und Worte der Versöhnung, die Arthur Meyer und seinen Kreis kuschen hießen. Seitdem schwebt seine schützende Hand wieder leise zitternd über der „Action française".

Der Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich steht nichts mehr im Wege.

Digitized by Google

Azurküste / Von Max Brod

Der Liliputstaat Monako ist in erkleckliche Aufregung versetzt. Es soll in der französischen Kammer der Gesetzentwurf Gilette-Arimondy verhandelt werden, der das Roulettespiel in allen jenen Etablissements gestattet, die der Franzose mit einem seiner seltenen, aus dem Deutschen entlehnten und in der Bedeutung etwas verbogenen Fremdworte „Kursaal" benennt. — Dieses Amendement wird in den Kreisen der „Casinotards", der Kasinofreunde Frankreichs, lebhaft begrüßt. Denn die Roulette gibt dem Spieler größere Chancen, als das bisher allein gestattete Spiel der „petits chevaux". Daher auch dem Bankhalter größere Chancen, Spieler anzulocken ... Immerhin darf man zweifeln, ob der Entwurf durchgeht. Monte Carlo und seine „Société des Bains de Mer", wie sie sich harmlos und menschenfreundlich benennt, behält wohl noch für einige Zeit sein Ausbeutungsmonopol, wie es von der Natur das Monopol erhalten hat, der wärmste und geschützteste Ort der Riviera zu sein. Zwei Monopole, die mit einer förmlich natürlichen, biologischen Tücke zueinander passen, Wollust und Verderben, Anziehungs- und Vernichtungsapparat, die Schlange unter Früchten, — nicht anders wie venerische Krankheit neben die Liebe gestellt. Und es sind nicht allein die sentimentalen Deutschen, die einander erzählen, der seltsame Felsen über dem Fürstentum bedeute eine versteinerte Frau, die sich über diese Bucht hin niedergelagert habe, aus Schmerz über all die Pein, die den Menschen hier angetan wird.

Wenn man abends mit der Bahn von Mentone herkommt, liegt das Kasino auf seinem Berg in gelben und blaßgrünen Lichtern wie in giftigen Dämpfen erstickend, ein lauerndes Untier am Meer. Alles im Kupee wird erregt, stürzt zum Fenster, mit Ausnahme der Spieler aus einem Rivieraorte, die diese Fahrt jeden Abend machen und schon wie Beamte ins Bureau, um die Landschaft unbekümmert, ihren Weg direkt in die Spielsäle nehmen ... Die Säle selbst und was in ihnen vorgeht: das ist bekannt und oft beschrieben. Aber die eigentümliche, kitschig-satte Luft scheint mir doch noch in keinem der Spielerromane gefaßt. Diese wie zum Übermut, aus Geldüberfluß hingeworfenen Terrassen, Stiegen und Rampen, die wie Milchgebäck verzuckerte Berliozstatuette, der Schwung und Wind der Architektur. Unten auf grünem Halbkreisrasen das Knallen der sportlichen Taubenjagd, deren Resultat dann als ein „brillantes und unvergleichliches" im Ortsblatte „Le petit Monégasque" verzeichnet zu werden pflegt. Dann der Eintritt in die Säle, die Anmeldung zunächst: an drei Seiten eines kleinen Zimmers sitzen hinter eleganten Pulten Kopf an Kopf die Beamten, vor denen die beste Legitimation ein Kreditbrief ist. Ganz enge Plätze für jeden, alphabetische Register, die Parodie eines Amtes, an den Gerichtshof in der Operette „Die geschiedene Frau" leibhaftig erinnernd. Um die Ähnlichkeit vollzumachen, thront einer auf erhöhtem Sitz in der Mitte der Stirnwand, der Lord Oberrichter in dieser Posse.

Digitized by Google

Noch eigentümlicher ist drüben die Residenzstadt Monako. Dort wohnt der Fürst und seine guten Bürger, von denen die böse Zunge sagt, daß für jeden, schon wenn er geboren wird, seine gute Stelle im Kasino vorbereitet ist. Es soll auch eine eigene Croupierschule hier geben und, wenn man den geschickten ruhigen Händen dieser Leute zusieht, kann man wirklich glauben, daß ihre Virtuosität nicht erst im Geschäft, sondern schon vorher theoretisch und praktisch gebildet sein will. Da nun den Familien der Croupiers das Spielen im Kasino verboten ist, wie man hört, sind diese gegen die einzige Krankheit des schönen Landes geschützt. Freilich geht die Spielwut in private Cercles weiter und die Frau manches Saalinspektors soll, während ihr Gatte das Jeu am legalen Orte beaufsichtigt, ihr Wirtschaftsgeld auf unlegalen Spielbanken verlieren. An derartigen Komödien muß überhaupt der Ort hier reich sein ... Doch wenn man von der Quelle absieht, aus welcher der Wohlstand fließt, dann ist dieses Monako mit seinem Palast, dessen Fassade eine Kombination von Wohnpalais, Palace-Hotel und Raubritterburg aufweist, mit keiner andern Devise als gerade „Deo juvante", mit seinen ordentlichen Behördegebäuden, seiner Kathedrale und seinem ozeanographischen Museum, vornehmlich aber mit seinen schmalen, reinen, windgefegten, sonnigen Gäßchen, das entzückendste Arkadien, das man sich denken kann. Auf kleinem felsigem Raum wohnen hier, hübsch familiär, die klugen Einheimischen beisammen, in offener Natur und häuslicher Behaglichkeit zugleich, zwischen Meer und Park und Park und Meer, und lachen die Fremden aus, die drüben die schwere anstrengende Arbeit, ihr Geld zu verlieren, seufzend und freiwillig leisten ... Hier müßte eine Novelle von stolzester Amoralität spielen, südlich, lustig, pfiffig und bieder unter den einfachen Landleuten, Verkleidungen, Entführung, Musik von Mozart, Wein und vor allem viel, recht viel zum Lachen, zum Lachen!

Dieses reine rücksichtslose Lachen Monakos hören über die ganze Riviera hin die Städte wie Nizza, Mentone usf., die leider das Roulettemonopol mit dem Felsennest nicht teilen können. Und da können die Konkurrenten auch recht bös werden. In die offizielle Presse zwar dringt selten ein Rivalitätston. Aber die kleine phantastische Wochenschrift „Le Littoral Mondain" trägt sorgfältig alle monacensischen Skandale zusammen und fordert schon allen Ernstes, die französischen Staatsangehörigen, denen ohnedies neun Zehntel des Bodens in Monako gehören, mögen noch das letzte Zehntel patriotisch aufkaufen und dann müßte es ein Leichtes sein, das Privateigentum in eine Souveränität des französischen Staates übergleiten zu lassen ... Komödien hier im kleinen und großen.

Digitized by Google

Prostitution und Strafrecht / Von Julian Marcuse

twas über achthundert Geschöpfe mögen es gewesen sein, die im Laufe der letzten Monate an mir vorbeipassierten, ehe Gefängnis oder Spital sie aufnahmen. Polizeitechnisch werden sie als Weibspersonen rubriziert, die gewerbsmäßig Unzucht treiben, ihre Häscher sind die Organe der Sittenpolizei, denen sie ins Garn gehen. Wenn mit dem Sinken des Tages die bürgerliche Welt in ihre durch den Besitz privilegierten Vergnügungen untertaucht, erscheinen auf Straßen und Gassen lockende, girrende Gestalten, freches Lachen oder novizenhaft larvierte Scheu wird zum Aushängeschild. Beides verfängt: Wenn man bei diesem Handel um Sinneslust den Markt etwas schärfer beobachtet, lernt man die Scheidung kennen zwischen staatlich sanktionierter Prostitution und den „wilden" fluktuierenden Gelegenheitsfliegen. Dort in Art und Gebärde der Rechtsanspruch auf den Handel mit dem Leib, hier das linkisch-zaghafte Buhlen um den Besitzer der nächsten Stunde, die ängstliche Scheu vor dem patrouillierenden Büttel. Diese Schattenbilder sind Realitäten des Lebens, Strafgesetzbuch, Polizeipraxis und ihnen entsprechend der Haufe der Nachfragenden scheiden streng zwischen registrierten und heimlichen Dirnen. Die einen dürfen mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis „gewerbsmäßig Unzucht" treiben, das Strafrecht erkennt ihr Vorhandensein an, die Polizei legitimiert sie, und nur Verletzungen des Anstandes oder Zuwiderhandlungen gegen die ihnen auferlegten gesundheitlichen Vorschriften führen zur Ahndung. Dagegen führt jeder, selbst der vorübergehende Liebeshandel, wenn er den Charakter des erwerbsmäßigen annimmt, zum polizeilichen Einschreiten, das Recht auf die Straße kann nur erkauft werden durch die Einschreibung in das Register. Diese erfolgt in Preußen und in einer Reihe von Bundesstaaten auf dem Zwangswege, in Bayern, wenigstens in München, nur freiwillig. Die Motive der in den betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuchs zum Ausdruck gelangenden Bestimmungen sind im wesentlichen solche des Schutzes des sittlichen Gefühles. Ist es an sich schon nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, das Wesen des „sittlichen Gefühles" klar und für wechselnde Zeitläufe bindend zu umgreifen, so ergibt die tatsächliche Strafrechtsordnung einen geradezu ungeheuerlichen Zustand: Sie erkennt einen Schutz dieser von ihr usurpierten Gefühlswelt nur dort an, wo der Ausdruck unsittlichen Verhaltens am zaghaftesten und unaufdringlichsten erfolgt, sie lehnt ihn ab, wo das Gegenteilige in Form wie Wesen an den Tag tritt. Das legalisierte Dirnentum, auch wenn es noch so breit und herausfordernd die Straße kreuzt, hat einen Freibrief, das sittliche Gefühl der Gesellschaft erleidet durch ihre Existenz keine Einbuße, das halbverhungerte Geschöpf aber, das in die Welt hinausgestoßen und zu schwach, in ihr zu stehen, seinen Körper angstvoll verhandelt, beleidigt die öffentliche Moral und verfällt dem Strafrichter!

Halbwüchsige, unterernährte Mädchen, durch die Marktkonjunktur ihres Er-

Digitized by Google

werbes beraubt, einfältige Geschöpfe vom Land, die in der Stadt Verdienst und Lebensfreuden gesucht und beim ersten Ausgang gestrauchelt waren, dazwischen leichtsinnige, arbeitsscheue Dinger und alte, im Laster ergraute Racker, so zogen die vielen Hunderte an mir vorüber. Beschränkt, lebensunkundig oder aber haltlos und frühzeitig verdorben: die Theorie von der psychopatischen Minderwertigkeit der Prostituierten eine Phantasie, im Lampenlicht des Studierzimmers entstanden. Die These vom sozialen Untergrund der Dinge, von der Machtsphäre des wirtschaftlichen und häuslichen Milieu eine nahezu gesetzmäßige Erscheinung: Wie im Reagenzglas die hinzugefügte Säure die vorhandenen Salze zum Niederschlag bringt, so wirft das Leben mit seinen Drangsalen und Wirbelstürmen den armseligen Besitz an Hemmungen zu Boden, den Pauperismus und mangelnde Brutpflege bereits seit Generationen haben verkümmern lassen. Der erste Anprall bläst sie hinweg; einem Urtrieb gegenüber, der das Blut peitscht, der alle Regungen körperlicher wie seelischer Art in seine Ausstrahlungen zwängt, versagt das bißchen aufgepfropfte Moral, zumal wenn alle anderen Lustempfindungen erstickt werden. Was Diderot vom verheirateten Proletariat sagt, gilt auch für die Zeit der Vorehe: „On ne fait jamais tant d'enfants que dans les temps de misère; c'est le seul plaisir, qui ne coûte rien; on se console pendant la nuit, sans frais des calamités du jour."

Schält man aus dem Gestrüpp der das Individuum umklammernden Faktoren soziologischen wie psychologischen Ursprunges die elementarsten aus, so stoßen wir nahezu allgemein auf zerstörte Kindheit und Jugend, sei es, daß illegitime Geburt jede mütterliche Hingabe ausgeschlossen, sei es, daß Siechtum und Tod der Eltern oder die zunehmende Geschwisterschar schon im halbwüchsigen Zustande zum Erwerb gedrängt haben, sei es endlich, daß fremde Hände in das kindliche Leben eingreifen mußten, um es vor Untergang und Verwahrlosung zu retten. Heimatlos und führerlos betreten diese Geschöpfe den Lebensweg, mit zwölf, spätestens mit vierzehn Jahren stehen sie in der Arbeit, verdingen sich für Felddienste, als Kindermädchen — welche Ironie liegt in dieser Berufsstellung eines Wesens, das selbst noch Kind ist —, tragen Gebäck aus und ähnliches mehr. Das Elternhaus, das, wenn es auch noch so unfähig zur Erziehung ist, doch wenigstens ein Heim bildet mit Jugenderinnerungen und gleichbleibenden Eindrücken, ist vertauscht gegen die Straße und gegen die Fremde, aus jedem Winkel lugt die Lockung in dem freudlosen Dasein. Freundinnen und Schicksalsgefährten meist höherer Altersstufen nehmen die zahme, linkische Kleine in ihre Obhut, von da zum Fall ist nur ein kurzer Weg. Die erste Bekanntschaft, das Dunstmilieu der Kneipe lösen ihn aus, noch aber ist es kein strafbarer Verkehr, wenn auch ein nach sittlicher Anschauung unerlaubter. Der beginnt erst mit der Begriffsverknüpfung des „gewerbsmäßigen", die professionelle Unzucht ist das strafrechtliche Delikt. Und hier stößt man auf ein erneute gesetzmäßige Erscheinung, auf den Determinismus zwischen vorübergehender Arbeitslosigkeit bzw. Wechsel des ländlichen Arbeitsplatzes gegen den städtischen und dem Einsatz des Geschlechtscharakters als Handelsartikel. Nur in einem gewissen Prozentsatz der Fälle ist der merkan-

Digitized by Google

tile Gesichtspunkt das treibende Moment, vor allem dort, wo Arbeitsscheu, Hang zum Trunk und zum Vagabundieren Charaktereigenschaften geworden sind. Sie finden sich bei jugendlichen Geschöpfen vor allem im Kellnerinnenberuf und in den Saisonindustrien, bei den Matronen bedingt durch körperliche Unfähigkeit zum Erwerb, chronischen Alkoholismus und andere Degenerationserscheinungen. In der überaus großen Mehrzahl dagegen sind es Gelegenheitsmomente, die auf die Straße führen und nach Forträumung der Ursachen die betreffenden Individuen wieder in ein geordnetes Arbeitsleben einreihen. Allerdings häufig genug mit einem Rückfall in dem Augenblicke, wo eine erneute Störung der Erwerbsverhältnisse eintritt. Wie die Witterung von wesentlichem Einfluß ist auf das Begehen des „Striches", so auch Arbeitsmarkt und Arbeitsgelegenheit. Übersteigt das Angebot die Nachfrage, strömt unqualifiziertes und unorganisiertes Frauenvolk in die Großstadt, dann wächst die Schar der polizeilich Sistierten. Die Einfalt vom Lande stelltein außerordentlich zahlreiches Kontingent: Einmal ist die Jungfräulichkeit ein längst verloren gegangenes Besitztum und die Hingabe erfolgt ohne stärkere Gegenhemmungen, weiterhin sind mangelndes Vertrautsein mit dem Treiben der Großstadt, geringe Orientierungsfähigkeit gegenüber dem männlichen Geschlecht, Unbeholfenheit in der Unterkunft und dem Erlangen einer Stellung mitwirkende Ursachen. Und wo zuerst der Zwang, sich über Wasser zu halten, zur Veranlassung des Fehltrittes wird, da spielen später bei Wiederholungen Neigung und Trieb, mühelos Summen zu verdienen, die kaum die Arbeit eines Tages bringt, das ausschlaggebende Moment. Und dies zeitigt die ungeheuere Zahl der Rückfälle, die immer wiederkehrende Flucht auf die Straße, sobald die Arbeitsgelegenheit schwindet oder andere Ursachen den regulären Verdienst aufheben. Heute Entlassung oder Entlohnung und morgen bereits die Jagd auf den Käufer des Geschlechtsgenusses. Wirkungslos bleibt die Bestrafung, die je nach Lage des Falles bei der ersten oder erst bei der folgenden Sistierung Platz greift, die Regulative des Verhaltens bilden einzig und allein sozialökonomische und psychologische Faktoren. Hunger und Obdachlosigkeit auf der einen, Putzsucht und seelische Erschlaffung auf der anderen Seite, natürlich durchsetzt mit einer Reihe hiervon ausgehender affektiver Einflüsse, zeitigen die Fortdauer des Hanges.

Diese Abhängigkeit des Prostitutionsmarktes von wirtschaftlichen Ursachenreihen und inneren Triebempfindungen ist das vernichtendste Kriterium von Wesen und Zweck der Bestrafung gewerbsmäßiger Unzucht. Die Novelle von 1876 hat dem § 361[6] des Strafgesetzbuches folgende Fassung gegeben: „Bestraft wird eine Weibsperson, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt ist, wenn sie den in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt, *oder welche, ohne einer solchen Aufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treibt.*" Straffrei ist also die Berufsdirne, wenn sie nur die polizeilichen Anforderungen erfüllt, straffällig die Gelegenheitsdirne, auch wenn sie öffentliche Ordnung und Anstand *nicht* verletzt. Die Gesetzgebung schafft ein Privilegium, und sie knüpft dasselbe an gewisse, im öffentlichen Interesse liegende

Digitized by Google

Erfordernisse. Hierzu gehört in erster Reihe die Verhütung der Weiterverbreitung von Geschlechtskrankheiten, ihr dient die polizeiärztliche Untersuchung. Als Zwang liegt sie den eingeschriebenen Prostituierten ob, deren Gewerbefreiheit wird dadurch bedingt. Und darin liegt der gefahrvolle Reiz für alle nicht Reglementierten: Um die Verfolgungen und Drangsalierungen los zu werden, rekrutieren sie schließlich die Reihen der Berufsdirnen. Zur Sanierung bedarf es nur der regelmäßigen gesundheitlichen Kontrolle, die kann bei jeder Sistierung von gewerbsmäßiger Unzucht verdächtigen Personen durchgeführt werden, ohne daß dieser polizeilichen Exekution eine richterliche Strafe zu folgen brauchte. Das Widersinnige des heutigen Systemes und der gegenwärtigen Rechtsprechung liegt in der Bestrafung der gewerbsmäßigen Unzucht auf Grund angeblich die allgemeine Gesundheit gefährdender Momente. Allein die wahren Motive für diese Maßnahmen liegen auf ganz anderen Gebieten, man will abschrecken, auf dem Strafwege Moral züchten. Ein zweckloses und zweckwidriges Unterfangen, bemüht man sich die Tiefenkomplexe des Zustandekommens und der ursächlichen Momente der Prostituierung zu entwirren. Sie weisen auf die Wege hin, die zu beschreiten sind, will man den Hang und die Verbreitung der gewerbsmäßigen Unzucht bekämpfen und eindämmen, es sind alle Maßnahmen, die erzieherische und fürsorgliche Zwecke verfolgen, die die soziale Hebung gewährleisten. Die Strafe dient nur dazu, offensichtliche gesellschaftliche Gebreste zu larvieren und die öffentliche Moral, jenes Zwittergewächs von Heuchelei und Ignoranz, zu beruhigen, sie hilft und bessert nicht, räumt keine Ursachen fort, Symptome allein benagt sie und läßt nichts als die Spuren ihrer Zähne zurück. Als man im Jahre 1794, also weit über ein Jahrhundert zurückreichend, das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten" schuf, stellte man sich auf den Boden der Auffassung, daß nicht jeder Unzuchtsbetrieb gleichzeitig in die Rechte der Allgemeinheit eingreift, nicht jeder Unzuchtsbetrieb auch rechtswidrig und strafwürdig ist. An diesem Satz muß auch in der zeitgenössischen Beurteilung der Dinge festgehalten, er muß zur Grundlage der diesbezüglichen Bestimmungen des neuen deutschen Strafgesetzbuches erhoben werden. Die Unterstellung unter die Reglementierung, der zwangsweise wie freiwillig erworbene Freibrief widerspricht in jeder Form unseren ethischen wie kulturellen Anschauungen, unserer Erkenntnis von dem Zusammenhang generativer und Milieu-Einflüsse einerseits und der Gestaltung körperlicher wie seelischer Eigenschaften andererseits, sie muß fallen, die gewerbsmäßige Unzucht als solche ist nicht mehr zu bestrafen. Nur dann hat das Strafrecht zum Schutz der sittlichen Imponderabilien des Staatswesens einzutreten, wenn besondere Umstände, wie die Verletzung des öffentlichen Anstandes, der öffentlichen Ordnung oder die Gefährdung der allgemeinen Gesundheit dies erheischen. Die bedingte Bestrafung, die ohne Unterschied alle trifft, die gegen die obigen Reate verstoßen, hat an die Stelle der Konzessionierung oder Privilegierung der einen und der bedingungslosen Bestrafung der anderen zu treten. Auch sie wird die Prostitution nicht aus der Welt schaffen, allein sie wird menschenwürdigere und ungleich weniger bedenkliche Zustände schaffen, wie sie heute noch vorherrschen.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Die Liberale Landtagskorrespondenz glaubt die Ursachen des Vorgehens der Regierung gegen alle nicht ultramontane Arbeiterorganisationen in den Verkehrsbetrieben, wie folgt, erläutern zu können: „Es hat fast den Anschein, als das Ministerium mit voller Absicht gerade jetzt diesen bedeutungsvollen Schritt unternehmen will, da ihm infolge seines bisherigen Mißerfolges in der Jesuitenfrage und infolge seiner Stellungnahme zur Deckung der Heeresverstärkungen von seiten der eigenen Partei Schwierigkeiten zu erwachsen drohen." Dagegen wendet die sozialdemokratische Münchener Post, meines Erachtens mit Recht, ein: „Die Argumente der Liberalen Landtagskorrespondenz erscheinen uns nicht als stichhaltig. Das Ministerium Hertling-Soden-Seidlein ist Fleisch vom Fleische des Zentrums und die in der Zentrumspresse manchmal gemimte Unzufriedenheit ist eben nur gemimt. Wenn sie unter sich sind die Vertreter des bayerischen Herrscherwillens und ihre Parteileute, dann lachen sie höchstens über die guten Leute, die das Spiel schwarzer Durchtriebenheit für biederen Ernst nehmen."

Das ultramontane Bayerische Vaterland empfiehlt der ihm befreundeten Zentrumspresse, sich einige Zurückhaltung in ihrem Lobe über den neuen Erlaß aufzuerlegen, wenn sie nicht, die Verdächtigung der Gegner unterstützen wolle, Herr von Seidlein habe sich weniger vom Staatsinteresse und von sachlichen Beweggründen leiten lassen, als von politischen Motiven, von der Rücksichtnahme aufs Zentrum. Bekannt sei, daß eine Maßregelung des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes auch auf dem Wunschzettel stehe, den der Reichsrat der „neuen" Regierung übergeben habe. Diese Bemerkung des sonst über bayerische Regierungsinterna gut informierten Blattes klingt doch etwas rätselhaft. Denn der Reichsrat (Herr von Auer), der hauptsächlich die Verhandlungen für die Neubildung des Kabinetts geleitet hat, war sich nicht im Unklaren darüber, daß die von ihm ausgewählten Reichsratskollegen Hertling und Soden nicht erst auf einen solchen Versuch warteten, da ja gerade Herr von Soden im Verein mit dem Reichsrat Bischof von Henle (Regensburg) stets zu den eifrigsten Befürwortern eines Vorgehens gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband gehörte. Die Andeutung des Bayerischen Vaterlandes könnte also nur auf den in dieser Frage vorher nicht öffentlich aufgetretenen Minister und Reichsrat von Thelemann hinzielen. Herr von Auer war indessen kaum der Meinung, daß es nötig sei, von diesem langjährigen Anwärter auf die Stelle eines Staatsministers der Justiz einen Revers auf unbedingte Billigung aller der klerikalen Mehrheit des Ministeriums erwünscht scheinenden Maßnahmen unterschrieben zu erhalten. —

Eine echt-bayerische Geschichte: Mitte April ist der Hofmarschall des irrsinnigen Königs Otto plötzlich gestorben. Die sozialdemokratische Münchener Post zeigt seinen Tod an und fügt die Bemerkung hinzu: „Der Verlebte war ein langjähriger, stiller aber treuer Freund der Münchener Post." Der ultramontane Bayerische Kurier glossiert diese Notiz und findet es mit einer strengen Wahrung des Redaktionsgeheimnisses nicht vereinbar, daß die Diskretion gegen einen Toten nicht gewahrt werde. Darauf das sozialdemokratische Organ: „Wir wissen nicht, was dieses törichte Gerede be-

Digitized by Google

zweckt. Mit dem Redaktionsgeheimnis hat unsere Notiz aber auch gar nichts zu tun. Und im übrigen haben wir lediglich einen ausdrücklichen Wunsch des nun Verstorbenen erfüllt, da wir ihn einen langjährigen, stillen, aber treuen Freund der Münchener Post nannten."!! —

Einige zwar geringe, aber darum nicht weniger erfreuliche Anzeichen fortschreitender industrieller Entwicklung sind zu melden. Der Schiffsgüterverkehr auf der bayerischen Donau hat sich im Jahre 1912 wesentlich gehoben. Es wurden Tonnen befördert: 1909: 320621; 1910: 329376; 1911: 352020; 1912: 453636. Die Mehrung der tonnenkilometrischen Leistung, die (mit 47239576 gegen 33014675) gegenüber dem Vorjahr 43 Prozent beträgt und hauptsächlich dem Talverkehr zugute kam, wird auf den Aufschwung des Regensburger Hafenverkehrs zurückgeführt. —

In der Nähe von Amberg (Oberpfalz) hat die Deutsch-Luxemburger Bergwerksgesellschaft auf Eisenerz gemutet und reiche Funde gemacht. Die Gesellschaft ist schon daran, die Anlagen zur Ausbeutung der angeblich sehr reichen und hochprozentigen Erzläger auszuführen. Die Produktion soll im Mittel 40 Waggons betragen und fast zur Deckung des gesamten Bedarfs der Gesellschaft genügen, die vordem ihre Rohprodukte aus Spanien und Nordafrika bezogen hat.

Balthasar

Die Entscheidung Europas

Vor Skutari geschah es zum zweitenmal, daß die „Entscheidung Europas" auf dem Balkan einfach abgelehnt wurde. Und diesmal nicht von der Gesamtheit der Balkanverbündeten, sondern von Montenegro allein. König Nikita, der Kleinste der Kleinen, darf diese Trotzgeste wagen, vor der jeder Großstaat zurückschrecken würde. Im Funkenspiel der europäischen Diplomaten kann er nichts verlieren, nur gewinnen. Denn die Flottendemonstration ist eine groteske Ungeheuerlichkeit, die einem Groß-Abdera, aber nicht dem großen Europa Ehre macht.

Wer ist aber eigentlich dieses Europa, das beschließt und einig wird? Und jedesmal mit hinterhältig versteckten Fäusten sich selbst zu zerschlagen droht? Man findet es gar nicht auffällig, daß die Regierungen der christlichen Staaten nur auf der Basis unchristlichster Heuchelei und hinterlistigster Gemeinheit imstande sind, Politik zu treiben. Ja, man nimmt es schon als selbstverständlich, daß die Politik alle jene niedrigen Mittel und ethisch gar nicht zu messenden Beweggründe involviert, die jeder einzelne Staat unter seinen Bürgern als verachtungswürdig, wenn nicht als Verbrechen qualifiziert. Die Ethik der christlich europäischen Politik ist nicht nur der christlichen, sondern jeder Ethik diametral entgegengesetzt, sie ist geradezu die Amoral in figura.

Wer sind nun aber jene Regierungen der Staaten, die in dieser jeden Krämer unmöglich machenden Art miteinander verkehren und verhandeln? Sagen wir doch einmal statt der abstrakten, verschleiernden Wörter wie Regierung, Diplomatie einfach: Es sind einzelne Menschen, die zur Erreichung bestimmter Geschäftszwecke ihrer Staatsfirma unkulant und unreell bis ins Extrem sind. Daß sie kein Gericht über sich spüren, das sie belauert und „dem Recht zur Ehre" verhilft, daß sie im Bewußtsein ihrer geballten Faust in der Tasche auf diese Weise Geschäfte machen, gibt ihnen praktisch recht, setzt sie aber als Täter resp. Missetäter vor den nicht

Digitized by Google

zur „Branche“ Gehörigen um ein Doppeltes herab.

Und wir können den Menschen sozial nicht von seinem Geschäfte trennen. Wer als Geschäftsmann niedrig ist, wird auch als Mensch sozial gerichtet. Unsere Diplomaten haben zwei Seelen in ihrer kugelsicheren Brust: Die eine ist der reale Mensch mit der Moral insanity: Geschäft ist Geschäft, die andere ist der fiktive Mensch in christlicher Kirchgangstoilette.

Wo ist der Stellvertreter Christi auf Erden? Weint er über die unchristlichen Christenführer? Er „unterhält die besten Beziehungen zu allen Höfen und Regierungen“ und erläßt, um seinen Drang nach Öffentlichkeit abzureagieren, Piff-paff-verpuff-Enzykliken gegen den Modernismus, der ethisch mit der Welt ins reine kommen will. Der Papst hat's herrlich in der Welt! Er wendet sich gegen jene, die ihm in diesem Sehr-Diesseits nicht sonderlich schaden können.

Wie kommt es aber, daß die Diplomaten fähig sind, mit ihren glacébehandschuhten Seelen Sachen zu machen, die sie in christlich-menschlichen Augenblicken — wir wollen es annehmen! — verabscheuen würden? Business is business? Ein Volkswort sagt: Wenn zwei zusammenkommen und jeder vom anderen vermutet, einen Gauner vor sich zu haben, dann sind sie beide selbst Gauner und jeder Gaunerei fähig. Von Diplomaten gilt das freilich nicht, weil es derbe Worte sind. Aber so wie ein Kaufmann meist nur ein Schwindler wird, weil er so gelernt hat (oder zu nichts Besserem fähig ist?), so ist die europäische Politik nur deshalb auf einem so schmachvoll ethischen Tiefpunkt, weil unsere Diplomaten — offenbar! — zu dieser Politik erzogen werden. Gewiß, die diplomatischen Korps müßten zu Kompagnien zusammenschmelzen, wenn es irgendeinem Gott gelänge, das manische Mißtrauen aus der Politik auszuschalten, mit einem Wort: Europas Völker (leider heißt das noch immer die Herren Diplomaten!) zu einigen. Das ist auf lange hinaus noch undenkbar. Aber nicht die Völker machen die Einigung unmöglich. Sie stehen im innigsten Geistes- und Handelsverkehr, die führenden Kreise in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel — die Chauvinisten unter den Nationalen mögen Zeter schreien! — sind längst Europäer geworden, die freilich ihr Volk lieben und schätzen wie jeder seine Familie. Es ist hundertmal gesagt worden: Der Deutsche braucht den Franzosen und Engländer wie diese beiden ihn nicht entbehren können. Und die Einigung Europas muß erfolgen. In kleinerem Maßstabe haben wir eine solche Einigung in der Geschichte schon erlebt. Die Einigung Deutschlands ist jahrhundertelang durch die Diplomaten und die Duodezfürstchen verhindert worden und sie ist doch zustande gekommen. Saget nicht, es waren eben alle Deutsche! Der Sachse und der Preuße haben sich nicht herzlicher gehaßt als sich heute Engländer und Deutsche voreinander fürchten und der Friese hat mit dem Bayer so viel und so wenig in Art und Leben gemeinsam als der heutige Germane und Romane. Aber die Herren Diplomaten bringen es nicht fertig, vielleicht aus Furcht, das fünfte Rädchen am europäischen Wagen zu werden.

Vielleicht haben wir tüchtige Diplomaten irgendwo in ministeriellen Kanzleien und man läßt sie nicht los. Die führenden spielen Mißtrauensvirtuosen. — Doch dies wäre die einzig würdige Aufgabe der Diplomatie, die „Vereinigten Staaten von Europa“ zu schaffen, statt an immergrünen Tischen mit dem Leben der Völker zu jonglieren und Milliarden ihrem gegenseitig infizierten Verfolgungswahn zu opfern.

Digitized by Google

Aber Europa — es ist traurige Wahrheit! — war von jeher nur ein auf der Erdkarte breitgetretenes Schilda in politicis. Seit dem frühesten Mittelalter! Der Dreißigjährige Krieg etwa, dieser Christenwahnsinn voller Überflüssigkeit, von dem wir uns heute noch immer nicht ganz erholt haben, war aus der Wut der gegenseitigen Seligmacherei entsprungen. Und der Effekt? Totale Vernichtung etlicher Kulturen und jeder machte sich doch nach seiner Fasson selig und alle gewöhnten sich aneinander.

Krieg in Europa (soweit es nicht verkapptes Asien ist) kann nur Ausfluß diplomatischer Unfähigkeit sein. Aber Europa verdient gar nichts Besseres als Krieg. Doch nicht als Schauspiel für kugelsichere Diplomaten in den Zuschauertribünen der Hinterländer. Wenn ein Weltgeist gerecht ist oder nur Europa liebte, dann schickte er die gelbe Invasion wirklich und nicht nur in den Märchen überhitzter Paranoiker.

Dann erwüchse vielleicht aus den Duodezstaatchen Europas, die sich so prunkvoll Großstaaten nennen, ein europäischer Bismarck, schmelzte sie zusammen, die zitternden Völkerchen, und die europäschen Schiffe spielten vor keinem Montenegro mehr Flottenparade.

Dr. Riwa

Reichstagsporträts

I

Der Doktor Oertel

Prompt und prall erfüllt er, was Julius Cäsar von einer konservativen Stütze der Gesellschaft verlangt:

„Laßt wohlbeleibte Männer um
euch sein,
Mit glatten Köpfen, und die nachts
gut schlafen."

(Den hageren Herrn von Heydebrand aber hätte des essigsauren Menschenkenners Mißtrauen getroffen: „Wär' er nur fetter!") Für Herrn Dr. Oertels Nachtruhe übernehme ich alle Garantien, seine Glatze ist vollkommen, und an Embonpointiertheit braucht dieser ausgedehnte Insasse der weißesten Weste dem Sir John Falstaff nicht zu weichen. Vielleicht ist es Georg Oertels Verhängnis, daß seine Körperlichkeit so viel Interesse erweckt: an sein Geistiges stellt dann niemand mehr exorbitante Ansprüche. Nicht einmal er selbst. Er weiß: „Auf jeden Fall bin ich geistreicher, als irgend jemand es von einem so runden und so sehr sächelndeu Exoberlehrer erwarten darf, der durch ein komisches Wunder zum Herausgeber der berlinischen Erdscholleuzeitung geworden ist." Und schließlich: innerhalb der deutsch-konservativen Fraktionsgemeinschaft müssen ja Äußerungen selbst drall-suffisanter Geistigkeit wirken, wie paradoxe Überraschungen. Derlei vermutet man nicht in jener Gegend. Aber es kommt hinzu, daß der Abgeordnete Oertel gelegentlichen Anfällen von Menschlichkeit, von Ritterlichkeit ausgesetzt ist. Muß das nicht seinen Freunden noch viel verdächtiger erscheinen? Herr Oertel hat einmal dem alten Bebel, der leidend war, von der Reichstagstribüne herab eine schnelle Genesung gewünscht; einmal hat er ungerechte Beschuldigungen gegen den Sozialisten Scheidemann loyal zurückgenommen; und mit Herrn Wendel, dem radikalen Benjamin des Reichssprechzimmers, unterhält er permanent ein Verhältnis sympathisch ulkender Polemik. Anständigkeiten, in Deutschland unerhört! ... Oertel, breit, behäbig, fleischig lächelnd hinter dem Rednerpult, umlagert von einem vollen Hause (das hat er immer), provoziert eifrig sozialistische Zwischenrufe; und pariert die roten Bälle mit sehr ge-

Digitized by Google

schicktem Rakett. Wie Gröber, der Rauschebart des Zentrums, liebt er die Unterbrechungen, die Zwischenfälle, die kleinen Plänkeleien von Mann zu Mann. Dann funkeln, über eine archaische Hornbrille hinweg, seine Äuglein, tiefliegend und glücklich. Dieser extreme Agrarier behandelt die Sozialdemokraten (über die etwa ein Graf Westarp näselnd hinwegredet) mit bösartiger Gutmütigkeit — und immerhin gesellschaftlich korrekt. Ist's nicht ein Symptom des deutschen politischen Jammers, das man das extra notieren muß?... Als praktischer Zeitungsmann benimmt sich übrigens Herr Oertel sehr modern, fast amerikanisch. Zur reichlichen Verwendung von Fettdruck mag ihn ja eine natürliche Neigung führen; aber wirklich, er versteht, was die Franzosen nennen: „habiller le papier." Seine politischen Leitartikel unterzeichnet er, wie man weiß, mit drei Sternen, der bekannten Kognakmarke; und an den Vorabenden der hohen Feiertage schwingt sich diese gewichtige Lerche jubilierend in die Lüfte, und dann sind Festgedichte unvermeidlich, in denen hehre Sonntagsglocken dahinklingen über die Furchen des zollschutzgesegneten Ährenfeldes.

Carsten F. Jesper

Morgan der Prächtige

Morgan, „the Magnificent", der Freund der Könige und der wirtschaftliche Diktator kehrt als ein Toter in sein Reich zurück. Die Macht seiner Bank reicht bis in den Anzeigenteil der Presse, kein Wunder daher, daß sich aus den Leitartikeln der Neuyorker Blätter Kränze flechten ließen, die groß genug wären, seinen Sarg zu bedecken. Von seinem Vater noch hatten die nämlichen Zeitungen gesagt, daß er im Unglück seines Vaterlandes spekuliere, unter dem Fußtritt des Sohnes dagegen wagt sich selbst der Wurm nicht mehr zu krümmen.

Von Preußen hatte er den Roten Adlerorden erhalten. Den schwarzen erhielt nur der Bankier von Monaco, nicht der von Neuyork. In jedem Falle hatte John Pierpont Morgan einen preußischen Orden verdient; denn seine ersten Anfänge waren sozusagen militärische, seine ersten Erfolge vermochte er im Sezessionskrieg zu verzeichnen. Im Jahre 1861 kaufte er nämlich zusammen mit einem gewissen Simon Stevens fünftausend ausrangierte Karabiner des Neuyorker Arsenals für dreiundeinenhalben Dollar, das Stück. Bereits am Tage zuvor hatte er die gleichen Karabiner dem General Fremont in St. Louis zur Ausrüstung seiner Truppen für zweiundzwanzig Dollars das Stück verkauft. Indessen wurde die Sache ruchbar und ein Untersuchungsausschuß des Kongresses erklärte, daß hier der Staat veranlaßt worden war, die nämlichen Karabiner, welche er für 17000 Dollars verkaufte wieder für 110000 Dollars zurückzukaufen. Außerdem seien die Karabiner so schlecht, daß sie den Schützen beim Abfeuern den Daumen wegrissen. Die Regierung weigerte sich daher, die Karabiner zu bezahlen. Allein Morgan war kein bleicher Verbrecher. Er verklagte die Vereinigten Staaten. In Amerika ist das Eigentum heilig, nicht der Mensch, und der Richter erklärte ein Kontrakt sei ein Kontrakt, ob die Karabiner die Daumen wegrissen oder nicht. Der siebenunddreißigste Kongreß kratzte sich wiederholt den Kopf über diese Entscheidung; denn auf Grund dieser mußten die

Digitized by Google

Forderungen aller Militärlieferanten bezahlt werden, selbst wenn sie Stiefelsohlen aus Papier geliefert hatten, statt aus Leder. So erhielt Morgan seine 90000 Dollars Gewinn ausbezahlt und Marcellus Hartley, welcher der größte Schwindler unter allen Militärlieferanten des Sezessionskrieges war, sprach seine Bewunderung über dieses Meisterstück des Betrugs aus.

Indessen war es durchaus nicht schmutzige Gewinnsucht gewesen, die Morgan bei diesem Handel geleitet hatte. Er hatte die hunderttausend Dollars nicht nötig; denn sein Vater war ein Millionär. Er hatte einfach eine Gelegenheit gesehen, ein gutes Geschäft zu machen und er machte das Geschäft. An seinen Händen mochte Blut kleben, das alle Händedrücke europäischer Monarchen nicht von ihm zu nehmen vermochten, allein schmutzig war er nicht. Als der von ihm kontrollierte Eistrust die Preise erhöhte, starben die Kinder in den brutwarmen Neuyorker Mietskasernen wie die Fliegen. Als seine weitere Kreierung, der Stahltrust, um aus dem zu einer Dollarmilliarde verwässerten Kapital eine Dividende herauszuwirtschaften, eine vierundachtzigstündige Arbeitswoche mit ununterbrochenem Antreiben einführte, erklärte eine staatliche Untersuchungskommission, daß dreißigjährige Arbeiter in den Stahlwerken den Eindruck von fünfzigjährigen machten. Doch Morgans Sinn ging ins Große und seine Wege waren wunderbar, wenn sie freilich auch in Europa durchs Zuchthaus gegangen wären. Er kaufte die Aktien der Pennsylvania Coal Company heimlich auf und verkaufte sie der Erie Eisenbahn, die er kontrollierte, für zweiunddreißig Millionen Dollars. Er machte sich die Korruption der Neuyorker Munizipalverwaltung ebenso zunutze wie die der Züchtung von Multimillionären dienende Zoll- und Währungspolitik der Vereinigten Staaten. Man hat seine mathematische Begabung gerühmt. Selbst der Neid wird ihm lassen müssen, daß er den goldenen Schnitt verstanden hat wie kein anderer.

Mit seiner Beute war er freigebig. Er liebte es, wenn andere sich in seinem Glanze sonnten. Eduard VII. wurde auf den von Morgan geliehenen Teppichen gekrönt. Wilhelm II. schenkte er einen Brief Luthers und Wilhelm II. schenkte ihm sein Marmorstandbild und ernannte ihn zum Mitglied des Jachtklub ohne dessen Mitglieder zuvor zu fragen. Seit den Tagen des ersten Napoleon war kein Roturiere mehr in solcher Weise umworben worden.

Die Neuyorker Börsenkrisis von 1907 erhöhte die Selbstmordziffer, Morgan dagegen erhob sie zum Zenith seiner Macht. Die Regierung stellte ihm das Gold des Staates zur Verfügung, damit er die Panik stauen möge, und er lieh die zweihundert Millionen Dollars, die ihn nichts kosteten, zu zwanzig Prozent aus. Kein Wunder, daß man ihn als den „Money Emperor" den „Savior of the Nation" pries, und daß ihn ein für den Mob aus allen Klassen geschriebenes Magazin als „Morgan the Magnificent" bezeichnete. Gewiß mit dem großen Lorenzo verband ihn die Neigung, die Gelder des Staates als seine eigenen zu betrachten, allein der Ankauf aller Kunstsammlungen der Welt vermöchte den Hudson nicht zum Arno wandeln und zwischen dem Florentiner und dem Yankee liegt eine Welt, nicht nur ein

Digitized by Google

halbes Jahrtausend. Wie seine Banken und Versicherungsgesellschaften, wie seine Trusts und Eisenbahnen, so suchte Morgan zuweilen auch die Kunst zu kontrollieren. Dann siegte der Mucker über den Mäzen. Er verhinderte die Aufführung der Salome in der Neuyorker Oper. Nun starb er zu Rom den Tod des Ugolino. Über die Heroen von heute vergießt man Ströme von Druckerschwärze, aber keine Tränen und möchte man auch Gutes über die Toten sagen, so bleibt doch die Wahrheit das Beste, was sich über sie sagen läßt.

Friedrich Glaser

Eroberer

Auch Ferdinand, der Bulgare aus Koburg, liebt das Telegraphieren. Mitunter ist es ganz nett. Etwa wenn der Gesandte in Wien nächtlings einen Operateur aus dem Schlaf trommelt und ihn bewegt, zur Front zu reisen, wo man flehentlich nach tüchtigen Ärzten schreit; am Morgen hat der Operateur des Königs Dank für sein Ja auf einem Telegrammformular. Dann aber wieder: der Geheime Hofrat Cornelius Gurlitt zu Dresden empfängt aus dem noch rauchenden Adrianopel eine Depesche: „Gestern mit der Königin die Selimije betreten und Stunden hohen Genusses darin verbracht. Beim Anblick des vollständig intakten Farbenwunders und all der architektonischen Schönheiten gedachten wir . . .“ usw. „Kleinod Sinans“ . . . „Herzlichen Gruß aus Hadrians alter Kaiserstadt“ . . . Wirkt so eine Depesche nicht beruhigend wie Himbeerlimonade? Man denkt sich den siegreichen Feldherrn, wie er mit durchfurchter Stirn — nicht geradezu gleich Marius auf den Trümmern von Karthago, doch immerhin — in Sorgen über seines Reiches Gegenwart und Zukunft brütet, wie er die weltgeschichtlichen Probleme in seinem robusten Gewissen umwälzt, oder wie er düster und entschlossen über die zerschossenen Wälle „schreitet“, wo Tausende seiner Landeskinder verbluteten, — aber siehe da, der unerbittliche Eroberer bestätigt nur den Ruf, der ihm anhaftet: ein Geschmäckler und launischer Ästhet zu sein. Er verbringt ganze Stunden „hohen Genusses“ — es müßte „allerhöchsten“ heißen — vor den „Farbenwundern“ einer Moschee. Er gibt sich lyrischen Stimmungen hin wie ein blauäugiger Tourist. Ringsum ist Grausen und Elend, ungeheure Massengräber werden geschaufelt, unzählige Verwundete stöhnen meilenweit, aber Er, auf dessen Fingerwink all dies Entsetzen geschah, steht da, versunken in die „architektonischen Schönheiten“. Und er vergißt nicht, mitten unter den weltbewegenden Geschäften, die auf ihn einstürzen, seine zarten Seelenschwingungen einem deutschen Professor telegraphisch anzuvertrauen, auf daß dieser sie weitergebe und die Menschheit staune: welch ein Genius, er liebt die Künste und ehrt die Meister auch zwischen dem Schlachten . . .! „Mit der Königin“. Denn die hohen Frauen haben sich diesmal den Schrecken der Schlachtfelder nicht ferngehalten. Man sah die jetzige Königin Griechenlands auf Photographien, wie sie vor Saloniki das Frühstück einnimmt; in Pelze gehüllt, ein Geschütz neben sich. Die königlichen Damen haben gute Nerven und Automobile . . . Sie konnten sich das sensationelle Vergnügen leisten, die königlichen Herren auf den Stätten der Triumphe zu besuchen und an ihren „hohen Genüssen“, die nicht immer nur aus der bewundernden Betrachtung pittoresker Bauten bestanden, teilzunehmen. Man stellt sich den Krieg ohne Zweifel viel furcht-

Digitized by Google

barer vor. Er ist es gar nicht. Nämlich für diejenigen, die seine Früchte einheimsen.

Escamillo

Mitlebende

Die belgischen Generalstreiker haben, ehe sie auszogen, bei den Großen des Landes und der Nation angefragt, was die zu ihrem Kriege sagen. Versteht sich, nicht bei den Hoheiten und Exzellenzen, sondern bei Maeterlinck, Verhaeren, Lemonnier, Anatole France. Deren Antworten sind nun nicht nur für die Belgier wichtig, sondern sie müssen auch uns Deutsche interessieren, weil sie etwas uns ganz Unbekanntes zeigen: Dichter, die Mitlebende ihres Volkes und ihrer Zeit sind! Maeterlinck, der sonst mit leiser Stimme redet, antwortete laut und klar: „Ich stehe mit ganzem Herzen an der Seite jener, die heroisch daran gehen, die große Schlacht gegen ein Ministerium zu schlagen, das dadurch Bedeutung — wenn man so sagen kann — hat, daß es die ganze Öde, die ganze Niedrigkeit, die ganze Perfidie des alten belgischen Klerikalismus repräsentiert." Des gütigen Weisen Anatole France Worte seien hier nicht angeführt, bloß der letzte Satz seiner Erklärung: „Möge das französische Proletariat aus eurem Beispiel die Notwendigkeit der Einheit der politischen und gewerkschaftlichen Aktion erkennen"... Deutsche Dichter werden sich dabei nicht viel denken, weil ihnen die Worte und Begriffe „Einheit der gewerkschaftlichen und politischen Aktion" fremde Vokabel sind. Zwar handelt es sich hier um ein entscheidendes, um ein Lebensproblem der Nation und der Gesellschaft, aber man frage Stefan George oder selbst Gerhart Hauptmann, ob sie von solchen schicksalvollen Fragen auch nur eine blasse Ahnung haben. Und wo wäre, ein paar naheliegende Ausnahmen abgerechnet, in Deutschland ein Dichter und Mann zu finden, der wie Maeterlinck in einer entscheidenden Stunde freimütig aufstehen und mit dem Mute ungenierter Parteinahme bekennen wollte: Hier stehe ich!... In dem letzten Roman Hauptmanns, dessen seelische Tiefe ich nicht leugne, sagt die Hauptfigur, die unzweifelhaft Verwandtschaften mit Hauptmann hat, ungefähr: „In mir lebt Bebel und Bismarck gleichberechtigt." Das ist's, was die deutschen Dichter hindert, in einer schweren Stunde freimütig, stark und ritterlich zu reden, sie leiden am objektiven Ewigkeitskoller, sie fürchten sich vor der mitreißenden Gewalt des Augenblicks, sie tasten sich mühsam auf eine schwer zugängliche Zuschauerwarte, sie leben nicht mit uns, höchstens daß sie gelegentlich mal auf uns herabschauen, wenn aus den alten Chroniken, aus den antiken Sagen und den altitalienischen Novellen gar nichts mehr zu holen ist. Man übersetze sich die belgische Situation einmal ins Deutsche und frage sich, wo die deutschen Dichter zu finden wären, die Blick und Mut hätten, sich zu den Hunderttausenden zu schlagen, die — um einer politischen Idee willen! — Arbeit und Nahrung, geordnetes Leben und Sattheit der Kinder riskieren. Wo, wo, wo? Hier erständen nur Gerechtigkeitsmeier, die Jagows Schärfe und Adolf Hoffmanns Witz würdigten, Beschreiber, Zuschauer, Männer der blutlosen Objektivität. Die deutschen Dichter buhlen um die Gunst der Menschen (oder Professoren)

Digitized by Google

des ein- oder zweiundzwanzigsten Jahrhunderts. Maeterlinck entschloß sich, mit seinen Zeitgenossen zu leben.

Stefan Großmann

Anton von Werner

Anton von Werner feiert am 9. Mai seinen siebzigsten Geburtstag, verschärft durch das Erscheinen der Memoiren des geschätzten Künstlers. Manche dürften überrascht sein durch diese Tatsache und müssen wohl ihre unklaren Erinnerungen dahin revidieren, daß Anton kein Zeitgenosse von Armin war und dessen Sieg über die Römer nicht in klassisch anmutenden Gemälden verherrlicht hat. Der Mann wird siebzig und hatte noch vor einem Jahre die Gabe des Sprechens, was er damals zu lichtvollen Äußerungen über das reine Ideal der Malerei mißbrauchte. Nun stellt es sich heraus, daß der Nestor wilhelminischer Kunst auch der Feder mächtig ist, denn das Erscheinen seiner Memoiren ist keine mutwillige Drohung von mir. Sie sind schon ausgedruckt und der bestens unterrichtete „Lokalanzeiger" ist bereits in der Lage, besonders interessante Abschnitte daraus wiederzugeben.

Hier beginnt die Schwierigkeit der Aufgabe. Man möchte die Proben ohne Kommentar hier einfach abschreiben. Oder in wüste Beschimpfungen ausbrechen. Denn diese Proben sind so: Terminologie eines ungestrichenen Hofberichtes, Majestät und hoher Gemahl und allerhöchst; sind anekdotisch wie Antons Bilder und genau so fad. Aber dann kommt ein Element, das ich byzantinische Zote nennen will. Ein plötzliches Nachlassen jedes Gefühls für Möglichkeiten, eine solch inbrünstige Lust, die Person des allerhöchsten Herrn in den schlichten Blättern seiner anspruchslosen Erinnerung auszuschlachten, daß er gar nicht mehr hört, was er eigentlich von dem greisen Helden erzählt. Es ist der vollendete Paroxismus, wie er heute vielleicht nur noch in nationalliberalen Kreisen vorkommt.

Anton von Werner erzählt, wie ihn Wilhelm I. mit der Kaiserin besucht. Unvermutet. Man höre:

„Dem Modellsteher Pahst, der mir für ein paar Trikots Modell stand, hatte ich, da der hohe Besuch überraschend kam, gerade nur noch sagen können, daß er hinter das große Bild treten und sich ruhig verhalten solle. Ihre Majestät die Kaiserin war sehr lebhaft und machte ihren hohen Gemahl, der, in seinen grauen Mantel gehüllt, unbeweglich vor dem Bilde stand, auf allerlei aufmerksam, so auch auf das ‚Möhrchen', einen jungen Neger, den ich auf dem Bilde angebracht hatte, und sagte endlich, als sie sich verabschieden wollte, zu ihrem Gemahl: ‚Gehst du mit?' Der Kaiser antwortete nach einigem Zögern: ‚Ich komme gleich nach!' Ich begleitete Ihre Majestät die steile Hühnertreppe hinunter, die zu unserem Atelier führte, und fand den Kaiser nach meiner Rückkehr noch in seiner früheren Haltung mitten im Atelier stehend. Auf meinen vielleicht etwas fragenden Blick fragte Seine Majestät: ‚Wer ist da hinter dem Bilde?' ‚Ein Modell, Euer Majestät.' Der Kaiser: ‚Lassen Sie's mal vorkommen.' Ich: ‚Pahst, kommen Sie 'mal raus.' Der erscheint in seinen roten schlottrigen Trikots, oben nur mit dem Hemde bekleidet, schlürfenden Schrittes, Seine Majestät lächelnd anblickend. ‚Ach so!' ruft der Kaiser lachend und verläßt, ehrfurchtsvoll von mir begleitet, mein Atelier."

* * *

Als sich Anton von Werner zum letzten Male als im Besitz der Redegabe zeigte, erzählte er, wie gesagt,

Digitized by Google

von der reinen Kunst und dabei sinngemäß von einer Malerin, die aufs trefflichste ein, mindestens für 50 Mark verkäufliches Bild von einem malerischen Häuschen gezeichnet und dies Bild zerrissen habe, als sie erfuhr, jenes Haus sei ein schlechtes Haus.

Die Geschichte geht weiter. Als sie sich, glühend vor Entrüstung, an den Meister wandte und ihn fragte, ob er mitgehe, antwortete dieser nach einigem Zögern: „Ich komme gleich nach!"

Ulrich Rauscher

Wichtige Reformen

Gegen Ende der vorigen Woche sprach man in Paris, nicht ohne eine gewisse Aufregung, über die Frage: „Wird Poincaré Samstag bei seinem Freund Cochery dinieren?" Heute ist die Frage entschieden. Poincaré hat bei Cochery diniert! . . .

Man wird sagen, daß daran nichts Besonderes ist. Im Gegenteil, es ist eine sehr ernste Frage, die energisch durch entscheidenden, unumstößlichen Beschluß gelöst wurde!

Bis gestern hat die Etikette, diese entthronte Gottheit, deren Altar man nach und nach geplündert hat, nicht zugegeben, daß der Präsident der Republik, wenn es ihm gerade einfiel, seinen Stock und Hut nehmen und seiner Frau sagen konnte: Warte mit dem Diner nicht auf mich, ich gehe eine Kotelette bei meinem Freunde Ferdinand essen." . . Wenn Felix Faure, der ein eitler, komischer Mensch war, ausging, sperrte man die Straßen ab, während zweier Stunden stockte der Verkehr, man bot Militär und Polizei auf. Loubet und Fallières waren bescheidener, aber sie wagten nicht, „auswärts zu essen". Poincaré ging zu Cochery dinieren und das ist ein großes Ereignis, ein Wendepunkt in der Geschichte der Republik.

Der Zeremonienmeister, ein schöner Herr in einer herrlichen gestickten Uniform, würde sich die Haare ausreißen, wenn er noch welche hätte . . . Umsomehr als es scheint, daß Poincaré fortfahren will, die ältesten Traditionen mit Füßen zu treten. Vor kurzem ist er ohne eingeladen oder erwartet zu sein zur landwirtschaftlichen Ausstellung gekommen, um sich, nicht offiziell, sondern einfach bürgerlich die gemästeten Ochsen und prämiierten Schweine anzusehen. Und das ist noch nicht alles: Poincaré hat sich entschlossen, die müden alten Pferde, die in den Ställen des Elysée schlummerten, abzuschaffen und nur das Automobil, das Modernere beizubehalten. Und Mme. Poincaré hat selbst die kleine Königin des Micarême empfangen, statt sie durch Kammerherrn empfangen zu lassen.

Böse Zungen behaupten schon, daß diese Vorliebe für demokratisches Wesen zu sehr betont wird, um aufrichtig zu sein und daß die Einfachheit Poincarés zu ostentativ wäre. Kann sein! Auf jeden Fall ist es sicher, daß die Etikette ernstliche Angriffe erlitten hat und daß der Zeremonienmeister wahrscheinlich in kürzester Zeit für immer in die Offenbachschen Operetten zurückkehren wird, aus denen er gekommen ist und in denen er hätte bleiben sollen.

Victor Snell (Paris)

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Kriegsindustrie / Von Albert Südekum, M. d. R.

Seit dem Tage, da im deutschen Parlament der bündige Nachweis geliefert wurde, daß die patriotischen Firmen Krupp und Stumm ihre Kriegserzeugnisse zu höherem Preise dem eigenen Lande lieferten als fremde Staaten zu bezahlen hatten, ist man bei uns auf jede Enthüllung aus den Kreisen der Kriegsindustrie gefaßt. Was aber in den letzten Wochen über sie herniedergegangen ist, übertrifft die schlimmsten Befürchtungen weitaus.

Mit dem Nachweis, daß das Dillinger Hüttenwerk, bei dem die deutsche Marine seit vielen Jahren die meisten Panzerplatten bestellt, zum Teil mit französischem Kapital arbeitet, begann es. In der Tat ein Spektakel, daß der Vorsitzende des Aufsichtsrats, Königlich preußischer Generalleutnant z. D. von Schubert, Exzellenz, Schwiegersohn des alten Schleifsteindrehers Stumm, mit französischen Kollegen zusammensitzt und die Preise des Nickelstahlgürtels um unsere Kriegsschiffe kalkuliert! Wenn die so unterrichteten Franzosen nicht jeweilig binnen 24 Stunden dem französischen Ministerium ihre Kenntnisse übermittelt haben, dann sind sie ebenso schlechte Patrioten, wie Herr von Schubert sicherlich ein guter ist. Die Wortführer der Dillinger Franzosen sind in ihrer Heimat Reserveoffiziere. Das genügt wohl.

Eine kleine Zwischenfrage: Hat das Reichsmarineamt von diesen Tatsachen in den langen Jahren seiner Beziehungen zur Dillinger Hütte nichts erfahren? Niemals den offenbar wenig zartfühlenden deutschen Beteiligten einen Wink gegeben, jene ausländische Kumpanei auszuschiffen? Merkwürdige Zustände und merkwürdige Menschen im Reichsmarineamt!

Alsbald kam der zweite Streich. Der „Vorwärts" veröffentlichte die Belege dafür, daß ein Teil der Rüstungsindustrie, namentlich Marinelieferanten, in Dortmund ein großes Kontor eigens zu dem Zwecke unterhält, die „unangenehm" preissenkende Wirkung der freien Konkurrenz auszuschalten und auch die noch nicht formell vertrusteten Firmen dieser Art durch

Digitized by Google

Monopolpreise zu erfreuen. Das wird mit allen Feinheiten gemacht: Anmeldung der Regierungsanfrage, Meldung des geforderten Preises, Meldung des Zuschlags, Ablieferung eines Teils des Raubs an das Kontor und an die Mitverschworenen.

Wieder eine kleine Zwischenfrage: Hat man in den verantwortlichen Reichsämtern niemals etwas davon erfahren, daß ein solches Kontor bestand und die Ausplünderung der deutschen Reichskasse durch ein wohlgeordnetes System der Koalition besorgte? Merkwürdig vertrauensvolle Männer, die trotz eifriger Rechnungskontrolle und pflichtmäßiger Preisvergleichung dieses verdeckte Spiel nicht schon an seinen Indizien erkennen konnten!

Alsdann kam ein derbes Stück. Abgeordneter Liebknecht stellte im Reichstag fest, daß ein bei der Firma Krupp angestellter Beamter militärische Personen zur Preisgabe militärischer Geheimnisse zu veranlassen gesucht hat, daß er die Preisangebote der Konkurrenz zu ergattern und sich vor anderen von bevorstehenden neuen Aufträgen zu unterrichten wußte. Er enthüllte ferner, daß geheime Papiere tatsächlich der Firma Krupp ausgeliefert worden sind, und daß ein Herr von Dewitz, einer der ersten Beamten der Firma, einen ganzen Schrank voll solcher Papiere in Essen unter sich gehabt hat, wo sie von dem Untersuchungsrichter beschlagnahmt worden sind. In dieser Sache sind die Gerichtsbehörden tätig. Eine Reihe von Männern in sehr prominenter gesellschaftlicher Stellung saß in Untersuchungshaft. Andere werden vielleicht noch folgen. Man kann dem Ausgang der Angelegenheit in Ruhe entgegensehen, nachdem die öffentliche Erörterung die Gefahr abgewendet hat, daß durch eine prozessuale Feinheit aus einem Zeugen ein Angeklagter werden konnte. Damit fällt wohl auch das törichte Gerede, Liebknecht hätte nicht sollen „in eine schwebende Sache eingreifen!" Das war sehr nötig!

Zwischenfrage: Will man uns damit abspeisen, es handele sich hier um einzelne Streiche eines untergeordneten Beamten, für den die Firma keine Verantwortung tragen könne? Um den Racheakt eines Abgehalfterten? Hat keiner der in Scharen auf dem Essener Werke und in den Agentenstuben Krupps angestellten ehemaligen Offiziere, die zu ihrer Pension Riesengehälter und hohe Provisionen einstecken, nachdem er von solchen Dingen gehört

Digitized by Google

hatte, das Gefühl gehabt, er sei seiner Ehre schuldig, die mindestens bedenklichen Sachen den Behörden mitzuteilen?

Die Krone des Ganzen bildete einstweilen der Nachweis, daß die Direktion der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken versucht hat, in eine französische Zeitung die Nachricht einzuschmuggeln, Frankreich habe beschlossen, die Zahl der zu bestellenden Maschinengewehre um die Hälfte zu vermehren. Der Brief, der dieses saubere Manöver einleitete, liegt im Original vor und wurde im „Vorwärts" veröffentlicht. Der Figaro — das ist die französische Zeitung, um die es sich handelt — hat mit großer Lebhaftigkeit beteuert, die gewünschte Notiz sei in seinen Spalten nicht erschienen. Möglich, oder vielleicht auch wahr. Aber das ist auch nie behauptet worden. Der Versuch der Deutschen Waffenfabriken besagt genug. Es wird nicht der einzige gewesen, und nicht alle werden erfolglos geblieben sein.

Zwischenfrage: Will der Kriegsminister, nachdem er sich von seiner ersten Verblüffung erholt hat, noch immer ernsthaft behaupten, er glaube das Märchen der Firma, sie habe durch einen solchen Schachzug nur die Pläne der französischen Regierung auskundschaften wollen? Oder will er behaupten, der deutsche Generalstab beachte keine Meldungen ausländischer Blätter, lasse sich durch sie nicht in seinen Maßnahmen bestimmen?

Doch auch mit diesem Fang bedenkenfreier Unheilstifter noch nicht genug. Wenige Tage nach diesen niederschmetternden Enthüllungen gab das „Berliner Tageblatt" den Plan einer Kalenderunternehmung für Sammelpolitik bekannt, einen politisch ungeheuerlichen Korruptionsplan, an dem, „begleitet von dem Interesse maßgebender Regierungskreise, insbesondere des Herrn Reichskanzlers", der Freikonservative von Dewitz (nomen est omen!), der Konservative Graf Westarp, der „Nationalliberale" Fuhrmann und der unvermeidliche Erzberger neben dem bekannten Herrn Nordhausen, einem Vertreter der rüdesten Scharfmacherpolitik, beteiligt sind. Zweck der Übung: „mit Hilfe privater Mittel (aha!) ein wirklich großes, nationales (selbstverständlich!), an die breite Volksmasse gehendes Aufklärungsmittel zu schaffen, das den vaterländischen Interessen (siehe Krupp, Stumm, Schubert, Waffenfabrik, Marinekontor usw.!) dient, und den in dieser Beziehung gemeinsamen Programmpunkten der staatserhaltenden (= gelderhaltenden!), königstreuen Parteien mächtig und großzügig Ausdruck verleihen soll." Also

Digitized by Google

eine Schmieralie, die die Interessenten bezahlen, damit aus neuer Hetze neuer Haß blühe, neue Rüstungen Riesenprofite abwerfen. Ein Versuch, der sich wohl in der Wahl des Mittels, kaum aber in der Gesinnung von der geschilderten Operation der Deutschen Waffenfabriken unterscheidet. Und hinter diesem Betriebe der Rüstungsprofitler, der Brotwucherer, der Scharfmacher, der Arbeiterfeinde, hinter den nationalen Großmäulern, steht segnend — der Reichskanzler!

Zwischenfrage: Wie wird Ihnen, Herr von Bethmann?

Während man sich noch bemüht, den Ekel über diese lichtscheue, gemeingefährliche Treiberei aus dem Munde zu speien, fällt der Blick schon wieder auf die allerneueste Enthüllung des „Vorwärts": eine kaum noch durch die letzte Scham in Zügel gehaltene Geschäftsverbindung des preußischen Kriegsministeriums mit der „Leipziger Illustrierten Zeitung" zur Herausgabe eines wilden Kriegspamphlets — natürlich mit entsprechendem Inseratengeschäft.

Zwischenfrage: Hat sich die Leipziger Firma vielleicht bereit erklärt, einen Teil des sicheren Gewinns im patriotischen Überschwang auf den Tisch des Hauses für den Wehrbeitrag zu legen?

Ein schändliches Treiben ist aufgedeckt. Eine raffgierige Sippe von Großkapitalisten treibt ein frivoles Spiel. Parlamentarier und Preßleute besorgen ihnen „großzügig" die Vorbereitung zum Geschäft; die Regierung, die über den Parteien zu stehen behauptet, entpuppt sich von neuem als das, was sie ist. Man macht aus dem ein Geschäft, was die dafür Bezahlten in Schule und Kirche und auf dem Kasernenhofe als das Heiligste auszuplärren belieben. Eng sind die Fäden, die die Kreise der Profitler mit den höchsten Stellen der Regierung verbinden. Jedem Mißtrauen ist der Weg geöffnet.

Nur wenige Blätter wagen, die ganze Größe des Unheils zu schildern und die ganze stinkende Tiefe des moralischen Morastes zu ermessen. Alles andere schweigt oder hehlt. Die Entrüstungsrufe beginnen gegen den „Vertrauensbruch" und gegen den „untergeordneten Beamten". Auch gegen den Kriegsminister, der, offenbar in einer Aufwallung ehrlicher Entrüstung, sofort eine Untersuchung der Krupp-Korruption angeordnet hat, macht der Berliner Lokalanzeiger, das Musterblatt „patriotischer" Geschäftemacherei, mobil, um die öffentliche Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken.

Digitized by Google

Die am meisten Getroffenen, das eigentliche Profitgesindel, ist feige und schweigt ganz, oder sucht im Gebüsch der Nebensächlichkeiten Deckung. Wenn die Heeresvorlage nur erst im Reichstag angenommen sein wird — wird sich schon alles finden!

Der belgische Generalstreik

Von Camille Huysmanns, Mitglied der belgischen Deputiertenkammer

Einer der Führer des großen Arbeiterkampfes in Belgien, der Abgeordnete von Brüssel, hatte die Liebenswürdigkeit, dem „März" diese sachlichen Erläuterungen zu schicken.

Ich war unter denen, die sich gelegentlich des Kongresses der belgischen Arbeiterpartei gegen den Generalstreik ausgesprochen haben, — wenn auch nicht im Prinzip, so doch im Hinblick auf die unverzügliche Proklamation. Ich war damals der Ansicht, daß das erstrebte Ziel auch mit anderen Mitteln zu erreichen sein müßte.

Ich weiß nicht, ob ich recht, nicht, ob ich unrecht hatte. Eines aber ist gewiß: und wird von allen objektiven Beobachtern bestätigt: daß diese erste Woche des Streiks eines der interessantesten sozialen Phänomene darstellt, die man je erlebt hat.

In einem Land von $7^1/_2$ Millionen Einwohnern mehr als 400000 Streikteilnehmer aufbringen (Zahl vom 18. April); es durchsetzen, daß diese ungeheure Streitmacht, die um 60000 Mann stärker ist, als die Armee, die man im Kriegsfall für die Landesverteidigung aufstellen will, daß diese Streitmacht sich jeglicher Handlung enthält, die es der Polizei und Gendarmerie erlauben würde, mit Repressivmaßregeln vorzugehen; dieser Disziplin Geltung verschaffen in einem kleinen Lande, dessen eine Hälfte unter dem ein wenig verwirrenden Einfluß unserer südlichen Nachbarn steht und das die im Verhältnis stärkstbevölkerten Wohnzentren der Welt auf-

Digitized by Google

weist; und endlich, die Ruhe aufrechterhalten, während doch die klerikale Majorität der Kammer Gewalttätigkeiten wünscht, nur um der bewaffneten Macht die Möglichkeit zu geben einzuschreiten und, unter dem Vorwand die Ordnung zu schützeu, die Privilegien zu verteidigen —: ist dies alles nicht ein Schauspiel, das volle Aufmerksamkeit verdient —, Achtung und sogar Sympathie einflößt?

Zum ersten Male führen wir in unserm Lande einen politischen Streik nach syndikalistischen Grundsätzen.

Unsere Bewegungen von 1893 und 1902 waren etwas lärmend. 1893 haben wir gesiegt, nicht so sehr durch unsere Stärke, als infolge der Schwäche der Bourgeoisie. 1902 sind wir unterlegen, weil wir glaubten, es mit dem gleichen Feinde zu tun zu haben und die Macht unseres Gegners unterschätzt hatten.

1913 scheint die klerikale Partei denselben Fehler gemacht zu haben, wie wir im Jahre 1902; auf eine derartige Bewegung war sie nicht gefaßt. Sie hatte geglaubt den Streik diskreditieren zu können, indem sie die Teilnehmer mit Schmutz bewarf: die Arbeiter haben nur die Achseln gezuckt. Die Klerikalen glaubten ferner, es würde genügen, zu drohen und die Ausübung eines konstitutionellen Rechtes für ungesetzlich zu erklären: die Arbeiter hatten darauf nur ein Lächeln. Am Tage nach Beginn der Aktion wollten die Klerikalen den Kraftaufwand geringer machen, die Ziffern verdrehen, nachrechnen, nörgeln: die Flut hat über alle diese ohnmächtigen Versuche hingeschlagen. Die Tatsache bleibt trotz allem bestehen, daß 400000 Mann im Streik sind, bei aller Friedensliebe fest entschlossen zu verlangen, daß man sie für vollwertige Bürger nimmt und rückhaltlos entschlossen, alle gesetzlichen Waffen zu gebrauchen, um sich ein lebensnotwendiges Recht zu erkämpfen.

Man gestatte mir nun noch etwas vorauszusagen:

Wenn der Generalstreik einen sofortigen — und sei es auch nur relativen — Erfolg erzielt, so wird das Beispiel Nachahmung finden, auch wenn die Führer sich dagegen anstemmen. Das Beispiel wird Nachahmung finden, vielleicht in Preußen, vielleicht sonstwo — ich will nicht allzuviele Länder nennen, weil man mich sonst mißverstehen könnte. Die Waffe des Streiks wird nicht in der Scheide rosten, nur müssen ihr ihre

Digitized by Google

beiden Eigenschaften erhalten bleiben: die Ruhe und die Größe. — Es wird ein Streik ohne Gewaltanwendung sein, ein Streik von Tausenden und Tausenden von Arbeitern, unwiderstehlich, weil er durch die ungeheure Masse wirkt.

Zwei Skizzen / Von Peter Altenberg

Peter Altenberg, die rührendste Menschlichkeit unter den wenigen heute lebenden Dichtern, hat innerhalb siebzehn Jahren sieben Werke geschaffen, von denen eine Seite, eine Skizze von einer Viertelseite wertvoller ist als die gesammelten Werke unserer begehrtesten Romanschriftsteller. Die folgenden Skizzen sind seinem neuesten Buch: „Semmering 1912" entnommen. Es ist wie alle früheren (man lese vor allem seinen Erstling: „Wie ich es sehe" und die „Märchen des Lebens") bei S. Fischer, Berlin erschienen.

Das kleine Leben

Ich sah Arbeiter an einer Telegraphenstange arbeiten, die im Hochwald der Nachtsturm zerbrochen hatte, von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Es frappierte mich, wie sorgenlos sie waren, keine Spur eines Gedankens darüber, ob es denn dafürstehe, auf die Welt gekommen zu sein, um abgebrochene Telegraphenstangen im Hochwald, der dem Fürsten gehört, wieder praktikabel zu machen. Im Gegenteil, sie schienen es für das Wichtigste von der Welt zu halten, daß die Telegraphenstange sobald als nur irgend möglich wieder hergestellt werde. Es waren Telegraphenstangenärzte. Um sie herum waren Gimpel und Eichkätzchen auf Altfichten, Regen kam, Nebel und wieder Sonne; aber immer war alles konzentriert auf die Errichtung der Telegraphenstange. Ihr gehörte ihre ganze Sorge, sie war Teil des Weltgetriebes. Es gab Genies unter diesen Arbeitern, die alles mit einem Schlag erfaßten, was zu tun war; dann waren Bedächtige, Vorsichtige; und dann waren Tagarbeiter nach vorgeschriebener Pflicht. Die ganze Menschheit also war eigentlich um

Digitized by Google

diese Telegraphenstange im fürstlichen Hochwald versammelt. Ich ging vorüber und verteilte Trabukos, a la Kaiser Josef, nur billiger. Weshalb nicht?! Das Prager Tagblatt hatte mir doch gerade für Nachdruckhonorare 9 Kr. geschickt. Nachdrucken ist doch schon Ehre genug. Das Geld setzte ich teilweise in Mäzenatentum und in Menschheitsbeglückung um. Die Arbeiter waren ganz verblüfft. Einer sagte! „Auf der Liechtensteinstraße hat der Sturm einen halben Meter dicke Bäume abgeschlagen!" Diese Mitteilung war eine Art von Revanche für meine Liebenswürdigkeit. „Ist es möglich?!" sagte ich freundlich erstaunt, und ging befriedigt von dannen.

Liebesgedicht

Niemand beachtete dich, edle, verschwiegene Goldrote, in dienender Stellung ...

Ich zog dich hervor aus deinem Versteck und segnete dich.

Da wurden die anderen aufmerksam, schickten Blumen und Briefe ...

Da zog ich mich zurück.

„Sind Sie eifersüchtig?!" sagte sie.

„Nein, aber ich hasse die elende Dummheit der Männer, die erst einen alten, kranken, glatzköpfigen Bettler brauchen ... Wer, wer, sagte mir, daß man um Sie sich grämen dürfte ...?!?

„Aber um Gotteswillen, irgend jemand muß einen doch entdecken, wozu sind denn die Dichter da?!?"

Digitized by Google

Ein Führer durch die deutsche Literatur

Von Wilhelm Herzog

In einem alten, angesehenen Verlag ist vor kurzem ein 750 Seiten starkes Werk erschienen, das sich „Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts" betitelt, das, dachte ich mir, wohl seiner Vortrefflichkeit wegen viele Buchhändler reihenweise in ihre Schaufenster legen und das — wie zu hoffen steht — gleich der „Preußischen Geschichte" von Rudolf Herzog durch das Preußische Kultusministerium den Behörden und Schulen zur Anschaffung empfohlen werden wird.

Darum sei es hier einer Autopsie unterworfen.

Was dieser Führer will, sagt sein Verfasser im Vorwort: es komme ihm nicht darauf an, das einzelne Werk zu charakterisieren, „sondern aus diesem mit kurzen Strichen ein Bild der dichterischen Persönlichkeit zu entwerfen, das in den folgenden Ausgaben ergänzt wird mit dem Ziel einer Vollkommenheit, wie sie die Literaturgeschichte nicht zu bieten vermag. Der Führer will ein Hilfsbuch sein für den Literaturfreund, dem es im Augenblicke der Benutzung nicht auf historische Zusammenhänge ankommt; ein Handbuch für den Redakteur, den Kritiker, den Bibliothekar, den Belletristik-Verleger — eine Ergänzung zur Literaturgeschichte bis in die frischeste Gegenwart. Er ist kritisch vom grundsätzlichen Standpunkte gesunder Kunstwertung und lehnt ab den zersetzenden Geist verweichlichten Artistentums und der Dekadenz."

Wir werden später sehen, auf welche Zusammenhänge es dem Verfasser ankommt. Zunächst einige Urteile, die ich — ohne ein Wort des Kommentars — nebeneinander stelle. Links stehen die von einem artistischen Publikum geschätzten Nichtskönner; rechts die eigentlichen, echten Künstler unter denen, wie der Leser sehen wird, sich einige neue Namen finden.

Der Verfasser dieses „Führers" heißt Max Geißler, im Hauptberuf: fruchtbarer Romanschriftsteller. Er hat sich selbst zwar nicht kritisiert, aber

Digitized by Google

immerhin seine sämtlichen Werke aufgezeichnet, darunter als erstes „Autobiographisches": „Wie ich Dichter wurde: 120. Tausend."

Halt! Eine unaufschiebbare Frage. Gut, wir wissen, daß das Interesse des großen Publikums für minderwertige Literatur nicht gering ist; trotzdem: ist es glaubhaft, daß es im Deutschen Reich hundertundzwanzigtausend Menschen geben soll, die es zu erfahren drängt, wie Herr Geißler Dichter wurde? Bis zum Beweis des Gegenteils wollen wir lieber des Glaubens bleiben, daß Herr Geißler kein Dichter geworden ist und daß er hier wie dort den Versuch einer Irreführung macht. Mit der Angabe der Auflagenhöhe weist er, vermute ich, auf einen Prospekt hin, den ein Verleger splendid oder leichtsinnig genug war, in 120 Tausend Exemplaren drucken zu lassen. Uns fesselt aber an Herrn Geißler nicht viel mehr, wie er Dichter, sondern wie er Kritiker Kritiker wurde.

Er urteilt über:

Peter Altenberg:

„Eine sehr üble Erscheinung auf dem deutschen Parnaß, die ein groteskes Spiel mit sich selbst und etwa dem Caféhauspublikum spielt, oder was auf seiner Höhe steht. Der Dichter als Karikatur. Aber allem Anschein nach aus raffinierter Berechnung. Bohêmien in seinem Leben und Schaffen — ein Gaukler, der in Peter Hille einen Bruder besaß, zu dessen Karikatur er sich hinabarbeitete. Dabei vergißt er, das Hängekleidchen einer mitunter recht schlecht gespielten Kindhaftigkeit abzutun. Aber — warum denn nicht? ... So lang es Publikum gibt, das zu so etwas sich bekehrt, und Literaturgeschichtenschreiber, die über seine Dirnenfreundschaften und Dirnenseele sich entzücken ... warum denn nicht? Er steht sich besser bei dieser Sorte Bohême als in anderem Kostüm. Seine Dichtung ist unreif wie die Komödie seines Daseins, ein Mosaik von banalen Gemeinplätzen und Frivolitäten, und möchte Dirnenmoral auf den Thron setzen."

Anna Schieber:

„Schrieb einen Roman ‚Alle guten Geister' ..., der sie ohne weiteres in die Reihe der Dichter stellt. Ein Lebensbild dreier Generationen, aus dem die mittlere fast ausscheidet. Sie zeigt sich darin als ein Talent, das dem Wilhelm Raabes in mancher Hinsicht kongenial ist — vielleicht las sie aber nur sehr wenig von ihm; und diese Stücke sind dann von einer Sommerreife, die den Leser ganz durchgoldet. Sehr viel aber las sie von Frenssen, von dem sie so viel lernte, wie einer von dem andern lernen kann, ohne ihm seine Selbständigkeit zu opfern. Es klingt ein starker religiöser Unterton in dem Werke, das erwärmt ist von schwäbischem Humor. Eins der deutschesten Bücher, die wir haben. Auch in ihren Geschichten im kleineren Rahmen rauschen die tiefen Ströme des geläuterten Herzens und Geistes."

Gustav Frenssen:

„... Es ist der beste deutsche Erzähler; er hat die Literatur mit einer

Digitized by Google

Heinrich Mann:

„... Er ist der Dichter der Exzentrizitäten. Er hat keine dichterische Seele, die verinnerlicht. Darum nimmt er seine Zuflucht zu äußern Kraftmitteln und hat für jeden „Fall" seine besondere Waffe. Seine Kunst vergröbert sich von Werk zu Werk. Und wird immer unnatürlicher. Er ist ein Dichter, aber er überdauert seine Zeit nicht; denn seine Kunst ist ihrem Wesen nach auf Verblüffung arbeitende Geschicklichkeit: Virtuosentum. Ungesund. Und voll trostloser Öde der Lebensauffassung. Hochdekadenz. Was natürlich an der Tatsache nichts ändert, daß er ein Sprachmeister ersten Ranges ist. Aber dieser Vorzug allein verbürgt längst nicht die Anwartschaft auf dauernden literarischen Ruhm."

Graf Eduard Keyserling:

„Zum Dichter, zu dem er von der Kritik des L'art-pour-l'art-tums erhoben wird, fehlt diesem Autor vor allem die Weite des Blicks nnd die umfassende Kraft der Gestaltung. Er ist eine Dekadenzerscheinung von Geschmack und etlicher künstlerischer Kultur. ... Künstlerische Tiefen verbieten sich diesem Talente. Ethisch und ästhetisch dagegen bedeuten sie [seine Bücher] nichts."

Max Dauthendey:

„Man kann den Verdacht nicht loswerden, daß alles mühselig erkünstelt sei — wie denn auch seine Verse Reime aufweisen, bei denen das Endwort der einen Zeile mit dem ersten oder dritten der nächsten zusammenklingt. ... Kunst der Exaltationen. Und das darf stets bedenklich machen."

Rainer Maria Rilke:

„Er ist gar nicht imstande, episches und lyrisches Element zu scheiden — Reihe für ihn und deutsches Wesen typischen Figuren beschenkt, die an Umfang und inneren Reichtum kein anderer Romancier aufweisen kann. Er hat den deutschen Roman zu einer Höhe geführt, über die er in Einzelheiten wohl, alles in allem aber vor ihm nicht hinausgekommen ist."

Richard Nordhausen:

„Die Erstarkung deutschen Wesens und ernsteren Geistes erweist sich in der Regel zuletzt an den Dichtern der großen Städte. Daß die Zeit um 1910 Großstadtdichter aufweist, die sich freihielten von der zersetzenden Kunst des Artistentums, mag als erfreuliches Zeichen gelten ... Die Schilderungen der Partie an der Spree zwischen Schloß- und Gertraudtenbrücke und die Gestaltung des Lebens der andern Zeit [sic!] darf als Meisterstück angesehen werden, ebenso die Herausarbeitung der mannigfachen Gegensätze, die dem Werke etwas stark Fesselndes verleihen."

Richard Schaukal:

„Schaukal als Lyriker ist eine vornehme Dichternatur ..."

Rudolf Herzog:

„Gesunde Lebensfreudigkeit, vornehme Einfachheit, warme Vaterlandsliebe, stillverhaltener Nationalstolz — das sind Eigenschaften, die man nicht ohne weiteres unter den Tisch fallen lassen soll."

Julius Havemann,
Charlottenburg, Schillerstraße 118:

„Wird mit Wilhelm Raabe verglichen, obwohl „Vergleiche in der Regel müßig sind", aber Julius Havemann ‚ähnelt ihm in seiner Kunst und in seinem Schicksal".

Otto Ernst:

„Man mag ihm seine Bedeutung hundertmal absprechen — wie es ja

Digitized by Google

er ist immer feminin und so undeutsch als möglich. Überschaut man sein dichterisches Gesamtwerk, so ist es die Symphonie der einen Saite. Es ist nicht richtig, zu sagen: Rilkes Dichtung sei Traum. Sie war es. Seit 1909 ist sie fast ganz nüchterne Berechnung und manieriertes Kunstgewerbe."

René Schickele:

„. . . Deutsch sind an seiner Dichtung nur die Worte. Und in einer Erzählung ‚Meine Freundin Lo' wird er wedekindisch. Aber in sehnsüchtiger Schönheit — natürlich von Gnaden der Dekadenz. Und solche Dichtung sprengt keinen Riegel an uns — sie ist keine Zauberkunst."

Frank Wedekind:

„W. kam nicht verdrückt [so!] genug, um nicht doch ein verhängnisvolles literarisches Muster aufzustellen: ‚Frühlings Erwachen' das die Jugendzeit zum erstenmal im Lichte des Sexuallebens ‚künstlerisch' darstellte, war zwar blöd, aber es machte Schule auch unter den Erzählern; die Kinder sind unnatürlich in allem, was sie schwärmen, lieben und leiden; und die Erwachsenen sind ihre Feinde; natürlich sind sie Idioten — sonst wäre dies blöde Spiel nicht möglich. W. gilt um 1912 etlichen noch als Dichter; er ist aber der Schöpfer einer neuen Kolportageliteratur, die vor der alten den einzigen Vorzug hat, daß sie stumpf und langweilig ist. Und vertrackt. Höchst vertrackt ist er auch als Lyriker und Erzähler — Bordellatmosphäre. Lächerlich, Ws. Künstlerschaft nach einer oder der anderen Erzählung rühmen zu wollen."

Ludwig Thoma:

„Was er so als Peter Schlemihl im ‚Simplicissimus' treibt, das ist mit in Deutschland ein bekannter Brauch ist, die Freude an einem Dichter möglichst zu vergällen — er gehört zu unsern besten Erzählern. In der humoristischen Genremalerei nimmt er wahrscheinlich an der Schwelle des 2. Jahrzehnts die erste Stelle ein. Seine Romane Sempers Jugendland und der Jüngling sind subjektiv gefärbte Lebensbilder von unmittelbarer Frische und die Appelschnutgeschichten das in ihrer Art vollkommenste, was die deutsche Literatur zurzeit aufzuweisen hat . . ."

Richard Ritter von Kralik:

„. . . Er ist ein Häufer von Saatgut in solcher Fülle, daß Jahrhunderte deutscher Dichtung davonzehren können."

Else Kraft
(eigentlich Frau Stramm):

„Ausgeprägtes Formtalent mit tiefer Empfindung und scharfer Erfassung der Wirklichkeit, Pessimismus, Klassenhaß . . . Trotzdem: Hand und Auge des Künstlers."

Robert Faesi:

„Erwies sich als einer der begabtesten, wenn nicht als der genialste unter den Schweizer Dichtern seiner Zeit."

Frieda von Bülow:

„Ist die Schöpferin des deutschen Kolonialromans, zu dem sie gelangte durch ein eigenes ererbtes Besitztum in Deutsch-Ostafrika. Werke von bleibendem, kulturhistorischem Werte. Bekannt ist, daß sie zu Dr. Peters, dem einstigen Gouverneur, in Beziehungen trat.

Freiin Marie von Buol:

„Vortreffliche, volkstümliche und gesunde Erzählerin, deren Werke einen Schatz wesensechten Tirolertums bedeuten. Frömmigkeit und Tapferkeit — alle Tugenden sind in ihr und ihrem Werke; darum ist sie die geborene

Digitized by Google

unter lästerlich dumm, brutal, lasziv. Als Dichter ist er aber meist sui generis, versteht herzhaft humorvoll zu schildern und verfällt zeitweilig sogar auch auf etwas Neues. Daß seine Satire ebenso tief sei wie grob, kann kein Gerechter behaupten. Er würde höher im Urteil der Zeitgenossen stehen, wenn er durch seine Simplicissimuskaprizen sich nicht selbst herabwürdigte. Seine Tendenzen hauen ausnahmslos künstlerisch über die Strenge. Und er verzettelt sich im Kleinkram. ‚Magdalena' ist die Tragödie einer in der Großstadt gesunkenen Bäuerin, die schließlich der eigene Vater nach der Heimkehr ins bayerische Dorf niedersticht. Das Stück ist zeitweilig von allzu äußerlicher Dramatik. Erscheinungen wie Thoma zählt man in Deutschland willfährig zu den Dichtern. Das ist ein Irrtum. Thoma ist als Schriftsteller Vertreter der politischen Satire und hat lediglich in einem Zeitalter Platz, in dem so etwas wie der Simplicissimus eine Rolle spielen konnte."

Volkserzählerin, die übrigens ohne jede Lehrhaftigkeit und Breite eine so weise und echt künstlerische Verwendung des Dialekts hat, daß ihre Bücher in jeder Volksbibliothek Reichsdeutschlands stehen sollten."

Frau Elisabeth von Oertzen:

„Hinterpommern, sein Land und — seine Originale sind das Schaffensfeld dieser Schriftstellerin; sie greift mit Sicherheit ins Leben ... Ganz prächtig stellt sie dar. Und ihre Novellen sind auch technisch oft Meisterwerke."

Margarete von Oertzen
(eigentlich Frau Fünfgeld):

„Flottes Unterhaltertum, das... durch straffe Komposition und Humor fesselt... sie ist anmutig und kurzweilig." [Wie etwa Maupassant, vergaß — vermute ich — der Führer hinzuzufügen.]

Alfred Moeglich:

Wurzelechte dichterische Begabung. Dazu helläugige Lebensbejahung.

Wir werden also umlernen müssen. An die Stelle der Dichter, die wir lieben, treten mit den Herren Nordhausen, Otto Ernst und einigen adligen Damens die Dichterinnen Stramm, Fünfgeld und Anna Schieber.

Die Urteile eines so subalternen Geistes erscheinen mir nicht bekämpfenswert. Es ist, als wenn ein Sergeant über Napoleons Schlachtpläne Kraftausdrücke spuckte. Weil ich aber weiß, daß man im heutigen Deutschland mit Arroganz und Zudringlichkeit vorwärts kommt und unehrlicher Betriebsamkeit Geschäfte macht, deshalb habe ich meinen Widerwillen überwunden und es mich nicht verdrießen lassen, diesen Führer, der seine deutsche Männerbrust voll nationaler Gesinnung so stolz spazieren führt, ein bißchen auf seine Sauberkeit zu untersuchen. Und es haben sich überraschende Resultate ergeben. Daß dieser Komparativ eines agrarischen Kritikers unfähig ist, Dichtungen zu erfassen oder gar zu werten, — davon sehe ich ab.

Aber: der Verleger behauptet, dieser „Führer" sei ein Werk unsäglicher

Digitized by Google

Mühen und ein Zeugnis echt deutschen Fleißes; man fände hier lebensvolle, alphabetisch geordnete Einzelporträts, wie sie aus den Werken der Dichter sich ergeben; das Urteil des Verfassers sei unabhängig, freimütig und gerecht; und, letztens, „kein Volk darf sich rühmen, ein Werk dieser Art zu besitzen, das an Zuverlässigkeit und Größe der Anlage, oder auch nur der Idee nach, ähnlich wäre Max Geißlers Führer durch die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts."

Antwort:

1. Es mag „unsägliche Mühen und echt deutschen Fleiß" verursacht haben, an alle 2500 Dichter die Postkarten zu versenden, welche mit der Mitteilung, daß dem Betreffenden zehn oder zwanzig Zeilen gewidmet seien, die Aufforderung zum Kauf des Buches verbanden! Die Mühen des Verfassers und sein echt deutscher Fleiß bestanden jedoch darin, daß er den vortrefflichen Kürschnerschen Literaturkalender mit aggressiven Schmähungen oder mit banalen Lobsprüchen durchsetzte.

2. Ich behaupte ohne weiteres, daß ein Mensch unmöglich alle Erzeugnisse von 2500 Schriftstellern, über die er spricht, gelesen, kennen — und dies einmal zugegeben, wenn er sie kennt — zu ihnen ein Verhältnis haben kann, das es ihm erst ermöglichen sollte, seine Eindrücke zu fixieren. Dieser nationale Literarhistoriker nun gar, dessen Zuverlässigkeit gerühmt wird, spricht von Sternheims fünfaktiger Komödie „Die Kassette" mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt als von einem Roman; tadelt, deutet an, tut wohl vertraut, und setzt sich unerschrocken mit einem Buche auseinander, das er doch nie in der Hand gehabt haben kann. (S. 612: „1911 brachte der Inselverlag auch seinen Roman „Die Kassette". Ebenfalls Marionettentheater. Leben wie in einem Ameisenhaufen; aber nach der Regel, die Sternheim aufgestellt hat. Und sehr nett ist auch die geradezu erotische Anbetung des goldenen Kalbes. Von diesem Romane zu einem Dichter ist ein sehr weiter Weg.") Die Zuverlässigkeit wird gelöscht werden müssen.

3. Die gerühmte Größe der Anlage: es ist richtig, Herr Moeglich und Frau Schieber sind vertreten; aber Schriftstellern wie Karl Kraus, Catherina Godwin, Paul Wiegler, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller ist

Digitized by Google

dieser Führer — die Betroffenen werden es zu schätzen wissen — nie begegnet.

4. Der Kritiker sei — was auch immer von mimosenhaften Naturen dagegen eingewendet werden mag — respektlos; aber er wahre die Distance; er wisse, vor wem er stehe, er ziehe, bevor er von Künstlern wie Wedekind, Heinrich Mann, Thoma oder Altenberg zu sprechen anfängt, den Hut und dann sage er sein Sprüchlein auf. Ich frage mich, woher es kommt, daß in neuerer Zeit sich ausschließlich mittelmäßige Gehirne mit dem Vertreiben von Literaturgeschichten beschäftigen. Die Aufgabe ist so schwierig, daß jeder Versuch einer Lösung voll von peinlichen Unzulänglichkeiten sein muß, über die ein Gelehrter, der künstlerisch empfände, kaum hinwegkäme. (Das sagte ich schon einmal dem Eisenbahnreformer und Literaturgeschichtsschreiber Eduard Engel.) Sie aber, die Engel, Richard M. Meyer, Friedrich Kummer, kommen alle darüber hinweg. Ihnen fehlen die Hemmungen. Ihr Rüstzeug ist ihre Indifferenz.

5. Aber der oberflächlichste, ahnungsloseste und beschränkteste Kopf, der es bisher gewagt hat, einen Führer durch die deutsche Literatur zu schreiben, wird für die nächste Zeit dieser Herr Max Geißler bleiben, denn er übertrifft seine Vorgänger alle (was gar nicht leicht war): kraft seiner erstaunlichen Unbildung, seines stumpfen Sinns und seiner „nationalen" Gesinnung.

6. „Kein Volk darf sich rühmen, ein Werk dieser Art zu besitzen," sagt der Verleger. Kein Volk wird sich rühmen, Herr Alexander Dunker in Weimar, auch nicht das deutsche, ein Werk zu besitzen, das seine Besten schmäht.

Digitized by Google

Die verborgene kleine Insel / Von Catherina Godwin

as war wirklich ein ausgedehnter fife o'clock!

Soeben schlug es neun — Gerda schritt langsam die Straße hinunter.

— Wie wohl ein bißchen frische Luft tat, nach der Hitze dort oben.

... Harold war also doch nicht gekommen ... man hatte ihn allgemein erwartet, allgemein von ihm erzählt, seine jahrelangen Reisen — seine mannigfachen Talente — seine gesellschaftlichen Vorzüge — seine Erfolge bei den Damen, besprochen.

... Gestern waren es schon vierzehn Tage, seit sie ihn zum letztenmal gesehen — vierzehn endlose Tage — — — Samstag flüchtig in der Oper von weitem — — doch das zählte ja nicht — —

... gewiß, er hatte so viele Verpflichtungen, wurde überall herangezogen, war fast allgegenwärtig — aber er konnte wenigstens mal telephonieren — seinen Diener mit einem Kärtchen senden — irgendeinen freien Moment suchen — ... er hatte ja anfangs auch stets Zeit für sie gefunden ...

... ganz unerklärlich! — einfach unfaßlich!! — nachdem er so von seiner Liebe zu ihr gesprochen — — —

— —

— Mein Gott — — sie fühlte sich krank — — gequält — enerviert — — — wo er nur heute Abend wieder .....

Ein Auto jagte vorbei. Jemand beugte sich heraus, rief dem Chauffeur etwas zu — — der Wagen stand in kurzer Entfernung still.

Eine schlanke hohe Gestalt sprang elastisch aus dem Auto.

Gerda zuckte zusammen.

— Das war ja Harolds Silhouette! —

— Meine liebe, liebe Gnädige, rief der Herr, näherkommend — ist es möglich! — endlich treffe ich Sie wieder bei Nacht und Nebel! — — — ich bin ja so verhetzt, Sie haben keinen Begriff! — den ganzen Tag Geschäfte — — — seit vorgestern Besuch von meinem Freund Richy aus London ... — ha! ist das eine Hundekälte — bitte steigen Sie doch einen Moment ein — — ja? —

Er half der jungen Dame in das Auto.

— Wie geht es Ihnen denn, mein liebes verehrtes Frauchen? — ich habe Sie ja so schrecklich lange nicht gesehen — sicher schon acht Tage ... ich hatte solche Sehnsucht nach Ihnen! ...

— wo kommen Sie denn eigentlich so spät noch her? —

— Ich war bei Reinerts zum Tee — übrigens, Sie wurden auch erwartet. —

— Jaja — — richtig! — war mir ganz unmöglich — — zu schade — ja — — war's nett? Haags auch da? — — sagen Sie, Liebe, wohin wollen Sie jetzt? — der Kerl fährt nämlich zum Regina — — —

Digitized by Google

— Ich — ich wollte gerade nach Hause —
— Oh! Sie haben nichts vor? — famos, — das trifft sich großartig! — ich hatte für heute abend mit Richy Verabredung —, aber der mußte zu Verwandten — Familienklimbim — — — der gute Junge hat auch Pech drüben gehabt — — —
— — darf ich Ihnen ein bißchen Gesellschaft leisten? dann bleiben wir doch zusammen . . . nicht? — . . .
— Ja — entgegnete Gerda.
— Ich wollte schon jeden Tag telephonieren, da kam das Telegramm von Richy, — gestern das fade Diner bei Hofe — na, Sie wissen ja! — Wie geht es Ihnen denn, Kindchen? . . . sagen Sie doch? — — ich habe immer so viel an Sie gedacht — — . . . aber Sie sind nicht lieb zu mir! — — unser kleines Nest ist schon ganz verlassen und traurig und wartet sehnsuchtsvoll auf seine schöne Gebieterin — — —
. . . kann ich dem Chauffeur sagen, daß er . . . ? . . . nicht wahr, ich darf doch? —
Gerda nickte stumm.
— Endlich habe ich Sie wieder einmal gefangen — flüsterte Harold — und zog sie zärtlich an sich — — wo Sie nur so spät allein noch herkommen? —
— Ich sagte Ihnen ja schon — von Reinerts —
— Richtig — ja gewiß! — — — denen muß ich auch gleich morgen telephonieren — zu dumm! — hatte den Tee wieder total verbummelt . . .
. . . Gott, wie Sie entzückend aussehen mit dem kleinen schwarzen Pelzhut — in der Beleuchtung . . . und Sie haben wieder das Parfüm . . . — ! — — —
— — —
— Herrgott! nimmt der Kerl schon wieder den verkehrten Weg! — ich habe ihm doch extra erklärt — ! — daß die Kerls auch immer verkehrt fahren müssen! —
— ! Fahren Sie doch links rum, Mensch!!! das ist doch in der Seitenstraße!! — können Sie denn nicht lesen?! —
— Sie müssen verzeihen, Liebe —
— — —
so — na ja — so —
— bleiben Sie nur ruhig sitzen, gnädige Frau — einen Moment — nicht wahr. —
— —
so, darf ich jetzt bitten — il n'y a personne —

* * *

Die hölzerne Stiege krachte geheimnisvoll — der typische Geruch altmodischer Häuser erfüllte das mattbeleuchtete Treppenhaus — eine Tür quietschte leise in den Angeln, die irgend ein heimliches Paradies erschloß.

* * *

— Endlich — sagte der junge Mann und küßte die Hände seiner Begleiterin — endlich Geliebte! — — pardon Geliebte in dem Sinne, daß ich Sie liebe! — sonst . . . hélas — — ja noch nicht — — —

Digitized by Google

— nun ist nicht geheizt! — wie furchtbar! und Sie in Ihrem dünnen Seidenbluschen! die weißen, zarten Ärmchen werden frieren — — — ich ahnte ja nicht, daß ich das Glück — — — — ich werde die Wirtin —

— Ach nein —! — erwiderte Gerda — lassen Sie die Frau — — ich finde es gar nicht so kalt — — — — aber sehen Sie — es ist ja schon Holz eingelegt und dort steht noch der ganze Korb voll! —

Ein Streichholz flammte auf.

Gerda lehnte sich glücklich in die Polster des breiten altmodischen Sofas zurück.

Ihre müde deprimierte Stimmung war plötzlich in glücklich erwartende Freude umgewandelt.

Wie schön, daß sie ihn noch improvisiert getroffen — — gerade heute — wo sie ihn so verzweifelt herbeigewünscht! — — — — —

Nie hatte sie so klar gefühlt, wie eben jetzt — daß sie ihn liebe — — —

Unruhige Flämmchen zuckten — langsam fingen die Scheite an zu knistern.

Der Abend schien ihr garnicht mehr so fern, an dem sie das letztemal hier mit ihm — — — — — wie glücklich sie damals waren . . . und wie übermütig bei dem kleinen kalten Souper, das sie scherzend aus den vielen Paketchen hervorkramten —

— — so still war es hier — — so idyllisch gemütlich — das dämmrige Licht — — — und Harry im Smoking vor dem Ofen — — so reizend komisch — —

Das Feuer prasselte hell und geschäftig.

— Sie sehen — mein Talent auf allen Gebieten — sagte Harold vergnügt — — aber ich bin ganz untröstlich — — — jetzt haben wir natürlich vergessen, was zum trinken und ein bißchen was zu knabbern zu besorgen — die Läden waren allerdings schon zu, doch ich hätte ja sehr gut an einer Bar vorüberfahren können — zu dumm! — ich werde doch der Frau — — —

Aber nein — entgegnete Gerda, bitte denken Sie doch jetzt nicht an diese Sachen! — wenn es nicht Ihretwegen ist — ich habe wirklich gar keine diesbezüglichen Wünsche — — — kommen Sie doch — — — hier — —

Harold neigte sich über sie und küßte sie leise.

Jetzt — da sie ihn wieder hatte — erschien ihr der Kummer all dieser Tage ganz sinnlos. —

— Was war man töricht, aus seiner verliebten Unruhe gleich solch verzweifelte Tragik zu schaffen! — es erklärte sich ja alles so einfach — so natürlich — — er nahm wirklich zu viel vor, war lediglich der Sklave seiner Freunde und Bewunderer — —

. . . und überhaupt — sie fühlte sich nervös — — vielleicht sollte sie doch mal Biocitin nehmen — sie glaubte sich gleich ausgeschlossen vom Leben — gemieden von Glück und Liebe — während doch gütig das Geschick ihr nun das schönste Erlebnis zu Füßen legte und den Mann ihrer Liebe schenkte —

Digitized by Google

Sie blinzelte behaglich in das knisternde Feuer — in die poetische kleine Stube, mit der bunt geblumten Tapete.

Fern — verzaubert vor dem Alltag wähnte sie sich.

Ich bin so glücklich — daß du bei mir bist — vernahm sie seine zärtliche Stimme — ich liebe dich! Einzig Schöne —

Gerda schaute auf.

Sie sah in Harolds feines schmales Gesicht.

Sie lächelten sich froh und verheißungsvoll an.

— Ganz traumhaft — dachte sie — daß ich heute noch hier mit ihm —

— „Es kommen immer so viele Leute zu Ihnen" — hatte er einmal gesagt — — „wir müssen so eine kleine verborgene Insel haben, wo uns niemand stört — — — ich will Sie ein bißchen für mich allein haben dürfen — — ich werde stets so platonisch sein, wie Sie befehlen . . . gestatten Sie bitte, daß ich dies arrangiere" — —

— — Zweimal war sie schon hier gewesen — —

— — Ich werde stets so platonisch sein, wie Sie befehlen — tönte das Echo in Gerda nach — — ach — — sie empfand so gar keine Lust, zu befehlen — — — — nur Lust, sich befehlen zu lassen — — — — —

— nun hatten sie so eine kleine verborgene Insel — fern von all den vielen andern —

— — eine kleine verborgene Insel — —

— nur für sich und ihn. —

* * *

Durch die dünne Seidenbluse drang die Wärme seiner Lippen, und strömte, leise quälend, über ihren Körper hin.

Es war schon heiß im Zimmer.

— Dies ist der schönste Tag meines Daseins — — fühlte Gerda.

— — — — —

Ihre Blicke glitten vage über seine Schultern hinweg, nach der Kommode, wo eine Schale stand, auf der drei große Orangen lagen.

Sie starrte auf die drei Orangen.

Und plötzlich wußte sie klar: es sind damals nur zwei übrig geblieben — Nur zwei.

Sie wußte es ganz genau! — Mit den beiden übrigen Orangen, hatte sie noch lachend Ball gespielt —

Und dort lagen drei.

Sie ruhten friedlich auf der etwas geschmacklosen, blaugeränderten Milchglasschale, mit dem imitierten Broncefuß.

Über der Kommode war ein großes Bild in dunklem Rahmen angebracht.

Es hing etwas schief.

Gerda hatte überhaupt noch nie zuvor bemerkt, daß dort ein Bild hing.

Waren denn noch andere Bilder im Zimmer? — richtig: neben dem Sofa ein Buntdruck der Raffaelschen Engel und links vom Ofen die Photographie einer Studentengruppe — — es konnten auch Schüler sein.

Darunter eine Ansichtskarte mit einem Reißnagel befestigt.

— — — — — Zweifellos . . . es war jemand hier — eine andere Frau

Digitized by Google

— — — und diese hatte drei Orangen übrig gelassen .... wenn die Wirtin eine genommen hätte, so wäre heute nur noch eine da. —

— — Bitte — nein — — — ... bitte — ... — sagte Gerda und machte sich mühsam frei.

Ach — — — — du bist kalt — — — — — — kalt — und grausam — erwiderte Harold — ich begreife dich nicht —! — —

Gelb und glatt und hellbeleuchtet erglänzten appetitlich die drei runden Kugeln auf der Glasschale.

— Natürlich — es war ganz sicher — ... — es bestand kein Zweifel. —

Sie blickte wieder auf das große Bild mit dem dunklen Rahmen. Was stellte es gleich vor?

Ein Mädchen in Bauerntracht, das Hühner fütterte. Das Mädchen hatte einen runden Kamm, der die Haare straff zurückhielt. Es existierte ein kleines Aquarellporträt von Gerdas Mutter aus der Kinderzeit, darauf trug diese auch solch einen runden Kamm.

Gerda schaute weiter die Wand hinauf. Oben war die Tapete etwas abgesprungen ... wahrscheinlich vom starken Heizen — ... das letztemal hatte auch eine Tropenhitze im Zimmer geherrscht — das letztemal — — — —

... vielleicht wurde öfters hier so stark geheizt — —

... am Plafond war es rußig — so, als hätte eine Lampe geraucht und am Ofen fehlte eine halbe Kachel ...

.... Es schien ihr, als sehe sie dies Zimmer mit Bewußtsein zum ersten Male — als wäre der Raum noch vor wenigen Minuten festlich geschmückt gewesen, und plötzlich wurde er nüchtern, alltäglich und kahl.

Sie hörte den Klang seiner Stimme — er hatte so ein melodisch einschmeichelndes Organ —

— hm ja — sagte sie, aber sie achtete nicht auf seine Worte.

Gelb und glatt und hell beleuchtet, erglänzten appetitlich die drei runden Kugeln auf der Glasschale.

— hm — nickte Gerda wieder — aber sie verstand nicht, was er sagte.

Die Türe zum Schlafzimmer war nur angelehnt — die junge Frau zuckte erschrocken zusammen — jemand schlürfte mit Filzpantoffeln über den Korridor und hüstelte.

Einen Augenblick stockte Harolds Stimme, dann hörte sie ihn sagen:

— — Wir haben alle eine soziale Pflicht in diesem Sinne zu erfüllen. —

— Gewiß — entgegnete sie —

— — — —

Ihre Blicke fielen wieder auf das große Bild.

— — — —

— Rapunzelchen — dachte sie plötzlich — —

— Hatte es nicht ganz früher ein Bilderbuch mit einem bunten Bilde gegeben, worauf ein kleines Mädchen Hühner fütterte, und dieses kleine Mädchen hieß Rapunzelchen? —

— Gerda besann sich — —

— sie fühlte Stiche in den Schläfen — — aber sie wußte nicht mehr, in welchem Märchenbuche das sein konnte und ob in der Geschichte von Rapunzelchen überhaupt ein Huhn vorgekommen war. —

Digitized by Google

Wie weh ihr Rücken tat — — das kam wohl von der regungslosen Stellung . . . oder sollte es Rheumatismus sein? — — kein Wunder bei dem Witterungsumschwung . . .

Sie lehnte sich anders zurecht und schaute müde auf ihre Lackschuhe, die gekreuzt über der Lehne des Sofas ruhten.

— Liegst du schlecht, Teure? — vernahm sie seine besorgte Stimme.

Vorgestern vielleicht — hatte jene genau so gelegen — auch die Füßchen über die Lehne des Sofas gekreuzt — ihre Hand auch in der seinen — und er hatte vielleicht auch über soziale Pflichten gesprochen — —

— vielleicht auch hatte er gar nicht gesprochen — —

Ihre Blicke irrten hilflos über die dunkelrote Decke des Tisches. Ein paar Flecke schimmerten aufdringlich unter dem Scheine der Gasflamme. Sie konnten von Mayonnaise oder von Eierkognak sein . . . Die Flecken waren doch neulich nicht gewesen? — — — vielleicht ein paar — — — vielleicht stammten ein paar von neulich und ein paar von vorgestern oder wann es sonst war. — —

— Schließlich konnten sie auch schon früher drin gewesen sein . . . das Zimmer machte überhaupt keinen sehr reinlichen Eindruck — — —

* * *

Gerda sah Harrys Hände an sich herabgleiten; sie betrachtete ihren Körper, als gehöre er gar nicht ihr. —

— Das Kleid war schon ganz zerdrückt — — — den Rock mußte sie aufplätten lassen — —

. . . Starr, wie abgestorben lag das Empfinden . . .

— —

Es war ja lächerlich! Unsäglich lächerlich! Drei törichte Orangen —

— — — und seine Art um sie zu werben, schien so zart und geduldig — — — vielleicht ließ er sich Zeit, da er wußte, sie sei schwieriger und inzwischen kamen die weniger schwierigen . . .

und seine rücksichtsvolle Zurückhaltung, war wohlmöglich im letzten nur Müdigkeit — Übersättigung — Indifferenz — — —

— —

Ihre Blicke fielen wieder auf die rote Decke mit den Flecken. Sie hatte das vage Gefühl, als müsse sie jetzt aufstehen, Wasser und Seife holen und die Flecke herausputzen.

Die Flecke agazierten sie bis in die tiefste Seele.

Gerda schloß die Augen. Sie konnte die Flecke nicht länger mit ansehen. —

— —

Es war nur so — daß sie geglaubt — — — daß er zu ihr gesagt — — es wäre eine kleine verborgene Insel nur für sie und ihn — — eine kleine verborgene Insel — — „erlauben Sie bitte, daß ich dies arrangiere" . . . vielleicht hatte er die Zimmer schon zuvor gemietet — — es war überhaupt schon arrangiert gewesen — für eine andere — — — ach was! — — — für alle Fälle — — —

Digitized by Google

— Schließlich konnte man auch nicht verlangen, daß er für jede ein extra pied-a-terre hatte — —

Harold neigte sich und küßte ihre geschlossenen Augen.

Dich liebe ich — sagte er. — — Er legte die Betonnng auf das Wort „Dich". —

— Vielleicht sprach er die Wahrheit . . . vielleicht betrog er sie gar nicht mit einer andern — vielleicht betrog er eine andere, die ältere Rechte hatte, mit ihr — — — — vielleicht überzeugte er sich vergleichend in seinen Gedanken, daß sie ihm die Wertvollere sei — — —

. . . oder war er nur jetzt im gegenwärtigen Momente von dieser Überzeugung durchdrungen . . . vielleicht war er vorgestern von einer andern Überzeugung ebenso durchdrungen — — . . .

. . . oder wahrscheinlich liebte er keine — — weder sie noch eine andere — — und galt es ihm nur als Form der Chevalereske, daß er, der Frau — die er besitzen wollte — auch von Liebe sprach —

. . . er hatte soviel Schönheitssinn und breitete wohl über jedes Erleben die Atmosphäre wahrer Gefühle — — —

Bei seiner mannigfachen Erfahrung wählte er sicher auch ihr gegenüber den richtigen Ton, und die Art, in der er über seine Pläne sprechend sich freundschaftlich ihr näherte — konnte sie nicht Resultat eines probaten Rezeptes sein: diese Frau kriege ich über den Weg des Vertrauens? — . . .

Der melodische Tonfall seiner Stimme berührte sie wie eine monotone Begleitung zu der schrillen Dissonanz ihrer verwirrenden Gedanken.

— —

Schwer und rhythmisch fühlte sie ihre Pulse wie im Fieber hämmern.

Irgend etwas war entzwei, war zerglitten, ohne Regung, ohne Ton, ohne Geschehen.

Was war ihr eigentlich passiert?

Bedeutete es denn eine Tragik, eine Orange zuviel auf einer geschmacklosen Glasschale?

na also —

Hatte er ihr je von Treue gesprochen?

na also —

Man durfte wirklich von einem vielbeschäftigten Manne, mit den gesellschaftlichen Verpflichtungen Harolds, nicht erwarten, daß er nach jedem Rendezvous die übriggebliebenen Apfelsinen zählte. —

— Schließlich — sie konnte begreifen — verzeihen — — — es war ja auch weniger die Tatsache, die alles je ersterben ließ — es war im letzten nur die Form, die ihr Gefühl ruinierte.

Diese unvermutete geschmacklose Indizie einer dritten Orange —

Das lähmte sie — brach sie — fiel spontan über sie herein, als unsichtbare Katastrophe.

Gerda begriff: wir erwarten selbst noch etwas vom Unglück.

Wir haben auch hier noch die Illusion.

Das Unglück wirkt noch unglückseliger, da es arm und nüchtern naht, ohne Pomp und Klang.

Digitized by Google

Wenn wir uns deprimiert in die Kissen senken, so träumen wir von einer sieghaft dekorativen Not.
Man will das Drama mit Szenerie.

— —

Und hier?
Es war die Misere, sachlich — billig — und bescheiden.
Es tat weh — und man durfte sich nicht regen. Es würgte und man durfte nicht schreien —
Man lehnte harmlos lächelnd in den Armen eines Mannes, der einem alles galt, man fühlte erfrierend die Wärme seiner Hände liebkosend und verräterisch an sich herniedergleiten, während siegreich die Banalität in ihrer schlichtesten Form, die Wahrheit des Daseins höhnisch enthüllte.
— — Nein — nein, man durfte nicht improvisieren — man mußte die Szene der Liebe sorgsamst richten — auch die Gefühle brauchten einen Regisseur —
Das Ganze — wohl mein schönstes Erleben scheitert an diesem minimalen Fehler der Technik, dachte Gerda gequält.
— — — — hätte die dumme Person denn nicht auch eine mehr essen können — — —

* * *

Wie wäre es denn, wenn sie nun plötzlich aufstehen und sagen würde:
Mein Herr —
Dies ist nicht die verborgene kleine Insel, die Sie mir einst versprachen — nur für uns beide allein,
— dies ist ein chambre meublée für alle Gelegenheit —
und Sie betrogen mich.
— neulich, als ich fortging, waren nur zwei Orangen übrig — heute liegen hier drei. —

— —

Klänge das nicht traurig geschmacklos?
Er war so wohlerzogen, ein Kavalier von absoluter Kinderstube — — sie würde ihn in maßlose Verlegenheit setzen. Es wäre ganz unzart — und unendlich peinlich für alle Teile, ihn einzuweihen.
Man konnte schließlich in flagranti — mit dem Revolver — — aber einen Mann vom Genre Harolds, durch eine imitierte Bronzeschale und drei Orangen à 20 Pfennige überführen, das war nicht fair.
Schließlich wußte er ja so gut wie sie, daß eine andere oder mehrere zu ihm kamen — warum sollten sie beide diese Tatsache noch laut und gemeinsam konstatieren?
Harold hatte sich über sie gelehnt. Ein paar Scheite knisterten verglimmend im Ofen auf.

* * *

Ich bitte — — Harry — — — — nicht mehr küssen — — ich weiß nicht ... ich bin so müde ... die Hitze bei Reinerts — die vielen Menschen — — ich habe so sehr Kopfweh — — —

Digitized by Google

— Oh — — das tut mir aber furchtbar leid — entgegnete Harold — — — übrigens — ich bin heute auch recht ab — . . . die letzte Woche war wieder eine tolle Hetzjagd — keine Nacht vor drei ins Bett — die Abspannung kommt doch nach —

— — aber wir müssen uns diese Woche unbedingt noch sehen — — nicht wahr, Geliebte? — unbedingt — . . . einen schönen — langen Abend — wo alles warm geheizt und festlich gerichtet ist und ich mich vorher freuen kann — . . . Wann paßt es denn meinem weißen Püppchen? . . . — heute ist Montag — — — — nö schon Dienstag . . . — Mittwoch — da — da — hab ich Oper . . . Donnerstag — wart mal — — — ach ja — nö — geht auch nicht . . . Freitag . . . Freitag . . . Freitag . . . was war denn da gleich? . . . . ach ja! — weiß schon — die dumme Soiree beim Konsulat . . . Samstag — . . . ja — Samstag, — ja da bin ich frei — — — paßt es dir Samstag, Süße? —

— —

Ein wenig schien dort das große Bild in dem dunklen Rahmen zu schwanken — der Plafond mit dem rußigen Flecken stieg und senkte sich, wie Würmer krochen die Schnörkel der bunten Tapete ineinander.

— —

— Kann ich vielleicht — ein Glas Wasser — sagte Gerda — — ich habe plötzlich so — — —

— Gott es ist auch entsetzlich! — — ich hätte doch an der Bar vorbeifahren sollen — — daß Sie mir jetzt verhungern und verdursten müssen, mein armes Kindchen — — — — vielleicht nehmen Sie doch eine Orange — meinte Harold — und ergriff besorgt die Schale mit dem imitierten Bronzefuß. —

Gerda lächelte. Schließlich — jetzt war ja doch alles so gleich — — — — — und warum sollte sie nicht? —

Sie nahm sachlich einen Teller von der Kommode, schälte ruhig zwei Orangen, reichte den Teller Harold hinüber und sagte: bitte —

Harold kaute hastig und zerstreut und bemerkte so nebenher:

— sie sind recht saftig —

Gerda aß langsam — ein sonderbares Gefühl in sich, als ob sie einen Feind verzehre —

Sie hatte Schmerzen beim Schlucken.

Eine Orange blieb einsam in der blauen Schale mit dem imitierten Bronzefuß liegen.

Digitized by Google

Sozusagen: Preußisch-politischer Kalender

Balthasars bayerisch-politischer Kalender hat es mir angetan. Ich möchte gern von Zeit zu Zeit ein preußisches Gegenstück dazu schreiben. Aber das ist schwer; wegen der bedauerlichen Tatsache, daß wir in Preußen eigentlich gar keine Politik haben, also auch keinen politischen Kalender haben können. Die Behauptung klingt auffallend und wird bei fernabwohnenden, in die Geheimnisse von Vorderrußland nicht genügend eingeweihten Menschen vielleicht sogar Widerspruch erregen. Sie ist aber tatsächlich richtig. Preußen ist das gesegnete Land einer von der Junkerkaste instruierten allmächtigen Bureaukratie. Die in den Amtsstuben sitzende Bureaukratie wird ergänzt durch die im preußischen Landtage zusammenhockende (daher der Name: Landratskammer). Andere Länder haben ein Parlament, um die Bureaukratie zu kontrollieren, zu erziehen, unter Umständen zur Ordnung zu rufen und zu bestrafen; Preußen hat nur einen Teil seiner Bureaukratie in das Dreiklassenparlament delegiert, damit der Rest um so intensiver auf das Volk losregieren kann und vor jeder Beeinträchtigung seiner Macht durch parlamentarische Hineinrederei geschützt ist.

Das kann man beim besten Willen nicht Politik nennen, von der Burke so schön gesagt hat, sie sei eine Kunst von höchster Würde und Bedeutung, deren Erfolg von einem gründlichen Studium der Geschichte und einer tiefen Kenntnis der menschlichen Natur abhängig sei. Der gute Burke! Die Preußen bewiesen ihm, daß es auch anders geht.

Das gelegentlich wohl als Beweis für die Existenz einer Politik (im wahren Sinne des Wortes) auch in Preußen angeführte Bestehen von verschiedenen Parteien im Dreiklassenparlament ist — mit zwei Ausnahmen — eine wenig schöne Fiktion: nur das Zentrum (nebst den Polen) und die Sozialdemokratie sind programmatisch zusammengehalten. Alle übrigen dort vorhandenen Gruppen sind einfach Interessentenvertretungen, in ihrem Auftreten und Wirken durch ökonomische Erwägungen determiniert. Den Ausschlag geben die agrarischen Interessen. Ihre Vertreter nennt man Konservative, aber die Bezeichnung ist schönrednerisch. Sie sind in der Tat skrupellose Geschäftemacher, die skrupellosesten, die man sich denken kann. So sehr bereit, ihrem Vorteil zuliebe jedem Vorurteil zu trotzen, daß sie sich konservativ nennen lassen, obschon die bloße Bezeichnung, dank ihrer eigenen Tätigkeit, in Deutschland etwas Anrüchiges hat, und obschon sie jederzeit bereit sind, Revolution zu machen, wenn etwas nicht so geht, wie sie wünschen. Ein preußischer Minister, der sich ihnen offen oder geheim zu widersetzen wagte, wäre eine „tote Leiche", wie man in Berlin sagt. Es wagt es aber keiner mehr. Sie beherrschen das Land und die Städte bis 10000 Einwohner direkt und absolut. Die größeren Orte indirekt und nicht weniger absolut. Sie arbeiten mit den Mitteln der sogenannten Gesetzgebung und den offenen Anweisungen an die Verwaltung; aber mehr noch mit den Schlichen der Hintertreppe und den Schikanen des politischen Sadismus'.

Die Grundlage der konservativen Macht im Staate Preußen ist das „Wahlrecht", mit Dreiklasseneinteilung, indirekter und öffentlicher Stimmabgabe. In parlamentarischen Ausdrücken ist ein solches System nicht zu bezeichnen. Wäre nicht das immerhin demokratische Reichstagswahlrecht eine Art von Sicherheitsventil auch für Preußen, dann hätten die entrechteten Massen trotz ihrer notorischen Temperamentlosigkeit und trotz

Digitized by Google

der tatsächlich außerordentlich weitgehenden Zurückhaltung ihrer Führer schon längst alles kurz und klein geschlagen. So hat es sich aber, zur Schande der Nation muß man es gestehen, ohne ernsthafte Gefährdung bis zum Jahre 1908 weiter geschleppt, wo der preußische König in seiner Thronrede sein Manneswort feierlich verpfändete, es sei sein fester Wille, das Wahlrecht zu reformieren. Dieser „feste Wille" imponierte den Junkern ganz und gar nicht. Mit Hilfe der Klerikalen und der nationalliberal kostümierten Schutztruppe von der Schwerindustrie — im Rheinland und Westfalen kann sich auch der härtestgesottene Reaktionär nicht „Konservativ" nennen, wenn er sich nicht allerhand Unannehmlichkeiten aussetzen will — gelang es ihnen, nicht nur die echt Bethmannsche Vorlage der Regierung (Unteroffiziere als Kulturträger!) zu Fall zu bringen, sondern auch jede noch so kleine Verbesserung anderer Art zu verhindern. Das preußische Volk soll jetzt unter diesem „Wahlrecht" wieder einmal einen Landtag erkiesen. Wenn es so weiter geht, erleben wir noch die fünfzigste Wiederkehr des Tags, an dem Wilhelm II. sein erwähntes feierliches Versprechen gegeben hat, ohne daß auch nur ein Komma in dem haarsträubenden Wahlgesetz geändert worden wäre.

Das „Wahlrecht" in den Gemeinden entspricht dem zum Landtage. Auch Dreiklassenwahl, Abstufung nach dem Einkommen, Hausbesitzerprivileg. Daher sichere Kontingentierung „unerwünschter Elemente". Wenn dieses „Wahlrecht" die Entwicklung des preußischen Städtewesens ebensowenig hat vollkommen hindern können, wie die angestrengte Tätigkeit der Staatsbureaukratie, so kann man sich einen Begriff von der gewaltigen Macht jener ökonomischen und sozialen Tendenzen bilden, die darin wirksam sind. Wie erfreulich aber nun immerhin die Erfolge der seit Steins Tagen verhaßten, verhöhnten, beengten Selbverstwaltnng sind: schließlich sind sich doch alle vernünftigen Menschen darüber klar geworden, daß es so wie bisher nicht weiter gehen kann. Das Hausbesitzerprivilegium ist zur Farce geworden, die brutale Vergewaltigung der breiten Massen durch die Dreiklasseneinteilung zu einer direkten Entwicklungsgefahr. Eine Reform ist einfach nicht mehr aufzuschieben.

Das scheint auch der preußische Minister von Dallwitz eingesehen zu haben, jener ehemalige Kanalrebell, der über Anhalt aus gänzlich unerfindlichen Gründen — in das preußische Ministerium des Innern eingezogen „worden" ist. Also wenn denn schon einmal reformiert werden muß, dann gründlich! so denkt Herr von Dallwitz. Und deshalb erläßt er ein Geheimschreiben nach dem anderen, um die unglaublichsten Kombinationen ausklügeln zu lassen. Allerneuestens spielt er mit dem Gedanken, die Drittelung der Wählerschaft auch bei den Gemeindewahlen nicht mehr durch die Orte im ganzen vornehmen zu lassen, sondern bezirksweise. Das wäre eine neue haarsträubende Vergewaltigung, aber nicht so sehr der Arbeiter, wie des Mittelstandes. Namentlich würde sich eine konfessionelle Konsequenz daraus ergeben. Nämlich die Herrschaft der Liberalen (verzeihen Sie das harte Wort!) in den rheinisch-westfälischen Großstädten würde ein paar Jahre länger gegen den Ansturm des katholischen Kleinbürgertums und der katholischen Arbeiterschaft gesichert sein. Dafür, daß der Nationalliberalismus bei der letzten Gelegenheit zur Reform des preußischen Landtagswahlrechts so tapfer sein eignes Programm verriet, um den Junkern zu helfen, soll er jetzt offenbar entschädigt werden. Die Sozialdemokraten, die paar

Digitized by Google

im Parlament und die sehr vielen draußen, werden dagegen ganz gewiß nichts machen können; es fragt sich aber immerhin, ob das Zentrum sich so wortlos von einem Dallwitz einschlachten lassen wird.

Masque de verre

Reichstagsporträts

II

Georg Ledebour

Das ist ein lustiger Zufall, ja das ist sogar eine kleine historische Bosheit (die bisher nirgends notiert worden ist): daß die beiden großen und gegensätzlichen George der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, der süddeutsche und der norddeutsche, der tolerante und der intransigente, der revisionistische und der radikale, daß Georg von Vollmar und Georg Ledebour an einem und demselben Tage geboren worden sind: am siebenten März des Jahres 1850. Man darf es ruhig in die Formel einer psychologisch-mathematischen Gleichung bringen, daß diese heterogenen Zeit-Genossen sich zueinander verhalten genau wie ihre — ach! so ungleichartigen Geburtsstädte:

$$\frac{\text{Vollmar}}{\text{Ledebour}} = \frac{\text{München}}{\text{Hannover}}.$$

Vollmar ist sehr menschlich, Ledebour sehr sachlich. Die Biographie des süddeutschen Aristokraten enthält romantische Partien; des Hannoveraners Laufbahn wird durch die Namen von ein paar Zeitungen, deren Redakteur oder Mitarbeiter er war, knapp und klar gekennzeichnet. Vollmars Weg führte über Rom, der Ledebours über London. Sie sind, vom Katholizismus und vom bürgerlichen Demokratismus her, in dieselbe große Bewegung, die sozialistische, gelangt, der milde und der bittere Georg; aber sie lieben sich wenig und nehmen sicher ungern am gleichen Märzdatum die Geburtstagswünsche ihrer Parteifreunde entgegen. Übrigens sieht man Herrn von Vollmar immer seltener in Berlin, während Ledebour einer der fleißigsten und aufmerksamsten Sitzungsteilnehmer ist . . .

In dem clair-obscur des Reichstagsplenarsaales, dessen Atmosphäre aus Tageshelle und künstlichem Licht fragwürdig-zwiespältig gemischt ist, leuchtet der Abgeordnete des sechsten Berliner Wahlkreises, der dreiundsechzigjährige G. Ledebour, Schriftsteller in Zehlendorf an der Wannseebahn, als ein scharfer, frischer, energischer Kopf hervor. Wer Ledebour zum erstenmal sieht, wird ihn für einen englischen Arbeiterführer halten. Er ist bartlos (ein Merkmal, das er in diesem Saale fast nur mit den katholischen Geistlichen auf den Bänken des Zentrums, der Polen und der Elsässer teilt). Eine volle Welle graumelierten Haares fällt auf ein Gesicht, dessen gesunder, braun-rötlicher Teint Seeluft und Sport vermuten ließe, wüßte man nicht, daß Herr Ledebour viele Abende im Staub und Tabaksqualm lärmender proletarischer Meetings verbringen muß. Unter einer hohen Stirn blicken klare Augen (oft bedeckt sie ein Klemmer) unerbittlich, verkniffen, höhnisch auf den konservativen Redner, der gerade auf der Tribüne steht, und dessen mühselige, müde Dialektik durch die schneidenden Zwischenrufe des Sozialisten nun ganz und gar verwirrt wird. Dann zuckt es spöttisch und triumphierend um Ledebours Mund. Er ist sehr erbarmungslos gegenüber der Unbeholfenheit von Reaktionären und Regierungsvertretern, und gefürchtet sind die Einwürfe, mit denen seine tönende, dröhnende Stimme, wie eine Fanfare der Zukunft, altersgraue, blutarme Weisheiten unterbricht. Ledebours Organ ist bewundernswert.

Digitized by Google

Steht er selbst hinter dem Rednerpult, so schickt er wilde, langhinrollende Sätze bis in die innersten Winkel der Logen, und mit pathetischer Geste scheint er ihnen nachzublicken, diesen haßgeladenen, aufreizenden, boshaft stilisierten Wortfolgen, deren Vokale, dumpf, voll und schwer, sich endlich brechen an den braungetäfelten Wänden, wie gefährlich züngelnde Wellen an den Mauern des Hafenkais. Viele haben dies Schauspielerische im Wesen des Redners Ledebour getadelt —: ich wünschte, daß auch andere Abgeordnete etwas von der musterhaften Aussprache, der gepflegten Diktion, der berechneten Gestikulation dieses radikalen Sozialdemokraten hätten. Ledebours Bewegungen sind herrisch und weit. Er breitet anklagende Arme aus; er macht, die Spannung zu steigern, lange Pausen, bevor er das giftige Wort „bringt"; er apostrophiert mit ironischer Höflichkeit einen Gegner; er wartet mit verschränkten Armen das Verebben der Heiterkeits- oder Entrüstungsausbrüche ab; er akzentuiert die Gedankenarbeit des Improvisierens —; kurz: er arbeitet mit allen Mitteln des Effektes, hörbaren und sichtbaren. „Pose"? Falls dieses Wort, zu Unrecht verleumdet, soviel bedeutet, wie: disziplinierte, weithin sichtbare Formung eines Wesens, eines Willens, wird Ledebour selbst es gelten lassen. Ihm ist das Parlament das repräsentative politische Theater, und er tut, was er kann, um dessen Auftritte dramatisch zu gestalten. Dabei ist er ein viel zu guter Schüler der englischen parlamentarischen Tradition, als daß er sich, mitten im Rausche seiner revolutionären Terminologie, den Mahnungen oder Ordnungsrufen des Präsidenten nicht stets bedingungslos unterwerfen sollte...

Bei alledem ist anzumerken, daß Ledebours große Zeit zu Ende geht. Er ist einer der letzten Aufrechten aus der alten orthodoxen Garde; er ist ein gebildeter, belesener Herr —; aber seine Begabung liegt mehr im Reproduktiven, als im Produktiven. Gegenüber der andrängenden revisionistischen Jugend hat er wenig Eigenes zu sagen, und auf sozialdemokratischen Parteitagen hat ihm die Malice der Jüngeren, besonders Kurt Eisners sorgfältig dosierte Medisance, wiederholt übel zugesetzt. In solchen Brüderkämpfen verliert Georg Ledebour die Selbstbeherrschung, und einmal mußte er sogar von Bebel, dem Freunde, der ihn an Diplomatie und Wandlungsfähigkeit weit übertrifft, harten persönlichen Tadel hinnehmen. Ein siegreicher Held im Reichstag zu sein, ist eben leichter, als sich im spirituellen Kleingewehrfeuer der Sozialistenkongresse zu behaupten. Das lautet nicht hübsch für den Reichstag; aber es ist ein berechtigtes Kompliment für die wache und kampflustige Geistigkeit, die auf den Jahrestagungen der deutschen Sozialdemokratie in kameradschaftlichen Gefechten um die Palme der Zukunft ringt.

Carsten F. Jesper

Nancy

Der Vorfall von Nancy, bei welchem harmlose deutsche Besucher einer französischen Kulturstadt, lediglich aus dem Titel ihrer deutschen Herkunft, gröblich insultiert wurden, ist amtlich erledigt. Auf diese amtliche Erledigung, durch welche einige mehr oder minder unbeteiligte Amtspersonen auf andere Posten verschoben wurden, hätte das Deutschtum, meiner Meinung nach, verzichten können. Das mag irgendwo in Unkulturländern eine Wirkung üben, wenn ein Präfekt und ein paar Polizeibeamte anderswohin versetzt werden. In diesem Fall illustriert es nur,

Digitized by Google

daß eine diplomatische Remedur in der Jetztzeit ein Luftstreich ist, zu dem es besser ist, gar nicht auszuholen. In der gesamten Welt — also auch in Frankreich — wird von Apachen-, Rowdies- und versoffenen Nachtbummlerkreisen abgesehen — die Behandlung deutscher Reisender in Nancy verurteilt. Das ist wichtiger, als jede diplomatische Erklärung.

Der Schrei nach kräftiger Genugtuung, wie er durch die deutsche Presse ging, geht vielfach von fehlerhaften Prämissen aus. Man bewertet den Hochgrad des französischen Chauvinismus nach der französischen Presse. Nun arbeiten ja die Pariser Blätter und ein Teil der Literatur und Bühne Frankreichs, al fresco an der Karikatur, es hätte die französische Nation keinen andern Gedanken, keinen andern Drang, als ihren Haß gegen alles Deutsche zu betätigen. Ein objektiver Beurteiler aber müßte aus der Erwägung, daß in dieser Presse auch alle andern Stoffe und Vorfälle mit dem gleichgroben Sensationspinsel behandelt werden, den richtigen Schluß ziehn für die chauvinistischen Spalten. Man muß Frankreich und die Franzosen eben nicht aus deutschem Brennpunkt beleuchten.

Der tatsächliche Chauvinismus bleibt weit hinter seiner Presse zurück. Und daß die öffentliche Meinung im heutigen Frankreich durch die Extremauslassungen gänzlich beeinflußt wird, kann jeder tiefere Kenner des Landes widerlegen. Ebensowenig als durch die Ehebruchsliteratur und Dramatik, die im Ausland als die typisch-französischen gelten, die Moral der Mehrheit in Frankreich angerostet ist. Die Mittellage der französischen Gesellschaft ist geradezu spießbürgerlicher moralisch, als die deutsche.

Der Franzose braucht Hyperbeln, Pfeffer auf die Speisen — aber er lebt und denkt nicht in Hyperbeln ...

Bei diesem Anlaß möchte ich — ohne unmittelbaren Bezug auf Nancy — immer wieder deutschen Besuchern des Auslandes empfehlen, ja nicht in der Parvenüpose die nirgends angezweifelte Weltmachtstellung Deutschlands durch aufreizendes Sonderbenehmen zur Schau tragen zu wollen.

Zumal nicht in Milieus, die irgendeine Inferiorität besonders empfindsam macht. Es ist dies schon so oft den Deutschen vorgehalten worden, ohne daß die nur durch Selbstzucht zu erreichende Abhilfe erreicht worden wäre.

Ich gebe zu, daß es nur episodistische Unarten sind, wenn ich unlängst eine Gruppe Deutscher nächtlich auf einer bekannten, internationalen Promenade an der französischen Riviera, die Wacht am Rhein brüllend, antraf, wenn ich in Montecarlo deutsche Reisende blindwütig streiten hörte, weil man ihnen den Einlaß in den Kasinosaal, in ihrer alpinen Tracht ohne Hemdkragen, verweigerte, wenn ich in Konstantinopel eine Korona von Deutschen beobachten konnte, die sich um einen auf seinem Gebetsteppich niedergetanen Türken in einer Moschee bildete und dabei laut kritisierte und die Andachtsübungen überaus komisch fand.

Man wird mir einwerfen, daß es eben einzelne Rüpel seien, für welche die Gesamtheit nicht verantwortlich gemacht werden könne.

Aber ich bin niemals französischen Reisenden begegnet, die etwa unter den Linden von Berlin die Marseillaise gegröhlt hätten.

Der Vorfall von Nancy war gewiß empörend. Ob er jedoch den Schluß rechtfertigte, daß der französische Chauvinismus einen Gefahrgrad erreicht habe, und ob im tschechischen Prag oder irgendwo in einem magyarischen Winkel — die Deutschen nicht ganz der gleichen Behandlung ausgesetzt wären, ist doch noch eine weitere Frage.

Digitized by Google

Gerade in solchen Fällen ist der deutsche Schrei nach dem Schutzmann, hier nach der diplomatischen Remedur — der unzweckmäßigste, weil der wirkungsloseste. Der deutsche Handel, der deutsche Verkehr mit Frankreich verfügte, wenn sich solche Fälle wie Nancy wiederholen würden, über weit bessere Mittel der Selbsthilfe, als es der Ruf nach der Botschaft ist.

v. S.

Lovis Corinth

Man sah in diesen Wochen in Deutschland drei Sammelausstellungen von Werken Corinths: die eine bei Arnold in Dresden, die andere bei Thannhauser in München, die größte in der Berliner Sezession.

Der Fünfundfünfzigjährige ist einer von den wenigen Meistern der älteren Malergeneration der Gegenwart, die uns zwingen, uns mit ihnen zu beschäftigen. Man fühlt immer wieder: das ist ein Naturell, ein Temperament. Vor Jahren waren wir vielleicht begeisterte Korybanten dieser wüsten Gottheit. Wir fühlten den Triumph der immer fruchtbaren Erde. Es war uns in diesen Bildern etwas unbekümmert Tierhaftes. Wir freuten uns ihres höchst potenten Hohnes über alle abschleifende und eingrenzende Bildung, über alle empfindsame Feinheit, ihres drallen Hohnes über alle Formel, alles Konventionelle. Wir liebten diese Kunst plebejisch zugreifend wegen ihrer Brutalität, in der uns etwas vom Geist menschlicher Ausgleichung enthalten zu sein schien. Wir liebten diese fleischerne Demokratie. Wir liebten das dreiste Peitschen des Pinsels, diese Malerei, die ihre Weiber mit burschikoser Wahllosigkeit umarmt — eins wie das andere — und sich in derber Liebeslust mit klammernden Organen an der Erde hält.

Aber es zeigte sich nach einigen Jahren, daß diese Liebeslust nicht faustisch war. Sie war auf die Dauer wirklich bloß gewöhnlich. Sie war ganz ohne Dialektik. Sie war durch sich vollkommen gesättigt. Diese Kunst wollte nie aus sich heraus. Sie war Tag für Tag gleich leistungsfähig. Sie wollte wirklich nichts als unmittelbare Materie. Sie wollte nicht einmal Physik; sie sah nicht einmal die Gesetze des Fleisches, nicht einmal die Mechanik des Materiellen. Sie sah nur das, was sich einem geistig unerzogenen Lebenstrieb als natürlicher Stoff darbietet. Zwar wird man noch immer angepackt von der kräftigen, einfältigen Wollust einer Rasse, die nur an vorhandene Tatsachen glaubt — seien sie noch so hoffnungslos und noch so unbefriedigend. Aber dann sucht man weiter — und siehe da, es löst sich kein höheres Leben ab. Die Wollust wird nicht zur geistigen Erfahrung. Es kommt nichts von künstlerischer Weisheit in die Dinge, nichts von tieferer künstlerischer Deutung. Corinth hat wohl den großen zeitgenössischen Mut zum Banalen: zur Banalität der Modelle unserer Zeit und zur Realistik der Mittel. Aber er, der doch so verstehend über Künstler wie Strathmann geschrieben hat, besitzt nicht die Gabe zu einer im tieferen Sinne künstlerischen Deformation der Dinge durch das vom Stoffgewicht befreite, selbständig gewordene Kunstmittel. Prachtvolle Fleischtöne, toll aufregende Formenhäufungen. Aber Form und Farbe bleiben ganz im Materiellen, im Materiellen des Gegenstandes oder zum wenigsten im Stoff der Darstellungsmittel. Das heißt: diese Kunst glaubt, ein überbusiges Weib sei an sich selber das künstlerische Zeichen einer kräftig genährten Sinnlichkeit; oder sie glaubt wenigstens, daß Kunstmittel, die derartigen Gegenständen einen in sich selber möglichst materiellen

Digitized by Google

Farbenausdruck und Formenausdruck geben, das Ziel der Kunst erfüllen. So zu denken — das war einmal eine Sache. Es war einmal ein revolutionärer Rippenstoß für den ästhetisch-erotischen Schwachsinn der Akademiker. von der Sorte des heiligen Bouguerau, bei dem — Corinth gelernt hat. Aber die Dinge überleben sich. Sie werden alt.

Wir fordern heute vom Künstler vor allem eins: die Kunst zu abstrahieren. Das heißt: die Kunst, zwischen das Ding und den künstlerischen Ausdruck Abstand zu legen, zwischen Ding und Form, zwischen Malmaterial und Arabeske eine Spannung zu schaffen. Das Kunstwerk soll möglichst weit wegschwingen von den Sachen und der Technik. Auf diese Weise wird das Formmittel selbständig; auf diese Weise wird es rein vorgetragen. Auf diese Weise wird es zum Zeichen der Dinge. Es bedarf hier keineswegs einer Erinnerung an die modernen Kunstbewegungen, etwa an die wunderbar abstrakte, wunderbar metaphysische Sinnlichkeit des Mittels bei Picasso. Man kann hier mit Maßstäben messen, die schon durch Überlieferung geheiligt sind. Man vergleiche etwa den Kunstgeist eines Courbet, eines Manet, eines Liebermann mit dem Corinths. Die Komposition Corinths wird im Vergleich mit den Kompositionen des „peintre animalier" Courbet, die eine geradezu übersinnliche Notwendigkeit haben, zu einem durch Willkür imponierenden Arrangement: mehr ist sie nicht. Sie ist eine gewisse brüske Regie, die verblüfft, packt — und schließlich auch anders sein könnte. Eine Regie, die selbst in so genialischen Kompositionen wie der „Gefangennahme Simsons" nicht jenes Letzte an ordnender Sicherheit besitzt, das einen guten Teppich zu einem über alles herrlichen Kunstwerk macht. Es fehlt die Klassik des Geschmacks.

Man sehe einmal genau, wie Manet die Farben setzt. Die farbengebende Hand schafft da wirklich Schrift; jedes Farbenkomma Manets hat an sich selber eine bedeutungsvolle Gewalt. Man weiß nicht, was und wie es deutet: aber es gibt dem momentanen Bild ein Verhältnis zu übernatürlichen Gesetzlichkeiten, die aus der Ewigkeit in die Ewigkeit führen. Liebermann steigt unendlich hoch, vergleicht man seine Art, Farben hinzuwischen, mit einem Corinth. Bei Liebermann hat das hingewippte Blau oder Rot eine Fahne Witz, Geist, Sinn — Sinn, der größer ist als die bare Erscheinung, Sinn, der wie gute Paradoxen irgendwie zu einer supranaturalistischen Stimmung provoziert. Das fehlt bei Corinth. Seine Kunstmittel — Farbe, Ton, Form, Komposition — sind allzuoft formal witzlos; sie leben in einer bestimmungslosen, fast sagt man unintelligenten Anarchie. Sie haben kein Ultra. Ein Stück aus einem Liebermann hat ein abstraktes Vibrieren. Bei Corinth ist dergleichen sehr selten. Das Mittel ist bei ihm Stoff geblieben; es hat sich nicht auf die leichte Höhe des formalen Geistes erhoben, hat sich nicht denaturalisiert. Es ist manchmal fürchterlich, wenn Corinth Kompositionen großen Stils versucht. Das „Paradies" ist schauerlich. Andererseits sind aber auch Landschaften und Stilleben oft ohne jede geistige Regung der Mittel. Man wird kritisch und fühlt allzuhäufig ein gewolltes „épater le bourgeois", das am Ende Schwächen verbirgt. Und so ist schließlich auch der robuste, die Ärmel aufschürzende Materialismus nicht immer überzeugend. Er wirkt mitunter sehr wie die laute Gebärde der geistigen Verlegenheit. Höchst unmaßgebliche Meinung eines einzelnen im Publikum: in Jahrzehnten wird man die Geschichte dieser Kunst schwerlich als eine Götterdämmerung, viel-

Digitized by Google

leicht nicht einmal als einen Titanensturz bezeichnen.

Wilhelm Hausenstein

Formel gegen die Todesstrafe

Über die Todesstrafe sind Bände vergossen worden. Dabei liegt der Fall ganz einfach; so einfach wenigstens, wie Fälle eben liegen können.

Zweckmäßig ist: das oberste Gut der Erdbewohner (von dem alle andern sich herleiten) inderart zu schützen, daß man dem, der es dem Nächsten rauben will, den Verlust des eignen in Aussicht stellt. Zweckmäßig: diese Drohung, wo sie nichts gefruchtet hat, auch zu verwirklichen; nicht von wegen der „Sühne"; aber um des warnenden Beispiels willen.

Diesen Gedankengang mit Sentimentalitäten zu überschütten, ist albern; ein Un-Mensch verdient keine Humanitas. (Differenziert müßten nur die Motive werden; mancher mordet aus menschlichen.)

Sentimentalität hier ist aber zum Erbrechen geradezu, wenn sie einem Volksmann entströmt, der den Krieg warm verteidigt. Dürfen Massen Unschuldiger für Nichts geschlachtet werden, dann darf man für das Wohl der Gesellschaft gewiß einen Schuldigen schlachten. Fraglich bleibt nur, ob, solange der Krieg besteht, die Strafe des Todes genug abschreckt. Was in einem Falle als ehrenvoll gilt, sollte in einem andern einer das wirklich als gräßlichst empfinden? Vielleicht ist lebenslängliche Einkerkerung heute weit grausamer.

Dennoch muß jeder Gerechte für Abschaffung der Todesstrafe eintreten. Denn diese Strafe (ohne als Schutz unentbehrlich zu sein) hat die Eigenschaft, einmal vollstreckt, sich nie mehr rückgängig machen zu lassen. Richter aber sind Menschen, und Menschen irren.

Kurt Hiller

Der Blumentagskandal

Die Presse berichtet:

Der Bayerische Landesverband zur Bekämpfung der Tuberkulose hat von der Regierung die Genehmigung erwirkt, in ganz Bayern einen Blumentag veranstalten zu dürfen. In München findet der Blumentag am 7. Juni statt.

Dem Komitee gehören u. a. die Minister Hertling, Soden, Breunig, Seidlein, Knilling, Kreß von Kressenstein an. Gegen den sich vielfach geltend machenden lebhaften Widerspruch wurde folgende „offiziöse Erklärung" veröffentlicht (Münchener Neueste Nachr. vom 13. April 1913):

„In der Öffentlichkeit macht sich eine beklagenswerte Mißstimmung gegen .... den Blumentag geltend .... Es sei betont, daß die Sammlung ja nur zu dem Zwecke erfolgt, neue, dringend notwendige Mittel zur Bekämpfung der Krankheit zu bekommen, der jährlich ein Drittel aller im erwerbsfähigen Alter sterbenden Personen zum Opfer fallen. — Daß hier in Ermangelung staatlicher Zuschüsse (!!!!) die private öffentliche Fürsorge einsetzen muß, wird vielleicht auch der erbittertste Gegner von Blumentagen einsehen." ...

Im Präsidium der Komitees, das hier von „Ermangelung staatlicher Zuschüsse" als von etwas Selbstverständlichem orakelt, sitzen wie gesagt, die Herrn Hertling ... usw. —

Sollte man für möglich halten, daß diese üble und so unendlich witzlose Blumentag-Idee noch immer nicht zu Tode gehetzt ist! — Da toben sie im Reichstag, um eine Milliarde aus dem Volksvermögen ziehen zu können gegen die französischen Windmühlen, deren Räder überhaupt erst durch Don Quichotte's Lanzenstöße zum Drehen gebracht wurden! Und im Land tobt ein Feind und würgt seit Jahrzehnten Alt und Jung und schwächt die Volkskraft mehr als es ein Krieg vermöchte! Die Regierung aber kommt nicht auf den

Digitized by Google

Gedanken, daß ein Zehntel dieser Wahnsinns-Milliarde genügen würde, den schlimmeren Feind aus dem Lande zu treiben! Sie hält es für ihrer würdig, an die Spitze einer Bettelei unwürdigster Art zu treten, um auf den Straßen durch süßliches Getu von Bürgertöchtern und solchen, die es scheinen möchten, dem Volke eine freiwillige Steuer abzuschmeicheln zu all den tausend gezwungenen, dem Volke, das keine Autos hat, sondern nur ihren Gestank einschlucken darf, von dem es besagte Tuberkulose bekommt.

An der Spitze des Komitees für die nun nachgerade allgemein verurteilten Blumentagscherze steht das bayerische Ministerium, wenn ich mich nicht irre, vollzählig! Ist denn diese verbrecherische Blindheit in den oberen Steuerklassen so allgemein geworden, daß sie wirklich nicht sehen, welch eine Schmach es ist, daß sie ihre Töchter auf die Straßen schicken müssen, um mit falschen Tönen herumzubetteln, zu flirten und zu girren und sich königlich zu amüsieren in einer so beispiellos traurigen Sache, in der zu helfen, ausgiebigst und restlos zu helfen, der Regierung verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist?! Wie kommen diese vom Volke bezahlten und zu einer nützlichen Tätigkeit verpflichteten Angestellten des Volkes dazu, sich um ihre Pflicht herumzudrücken und auf der Straße die Passanten durch Erregung ihrer . . . galanten Eigenschaften zur Hergabe von Geldgeschenken und zur Leistung der Arbeiten, die der Regierung obliegen, zu locken? Die Tuberkulosen-Hilfe ist keine Sache der öffentlichen oder privaten Wohltätigkeit! Dazu sind die Leute da, die die hohen Ministergehälter beziehen, Rat zu schaffen und Summen zu bewilligen, die nicht bloß ein Tropfen auf den heißen Stein sind wie diese erpreßten Blumentagpfennige, mit denen die Sache dann wieder ad acta gelegt wird!

Ist das nicht wie das Rauschen der Sturmvögel vor dem Gewitter, wenn man sieht, wie aus diesem grauenhaften Elend der Schwindsuchtsleichenfelder für diese Töchterchen aus „guten" Familien und ihre gottverlassenen Angehörigen nur ein galantes Spiel, eine reizende Toiletten-Angelegenheit wird und eine höchst pikante Möglichkeit, nette Herren auf der Straße anzuflöten in einer Weise, die sonst am Tage von der Polizei verboten ist?! Sehen denn diese Damen und Herren aus der „Gesellschaft" gar nicht, was hier vorgeht? Daß dieser blödsinnige Faschingsscherz nichts weiter ist als ein — sicher naiver und ungewollter, darum aber nicht minder verurteilenswürdiger — Hohn auf die Millionen von Elenden, die zum Teil mit ihren Zehnerln beisteuern, um im besten Falle eine Million oder zwei zusammenzubringen, während in Berlin eine Milliarde Steuern beschlossen wird für viel ferner liegende Zwecke, eine Milliarde, von der ein Zehntel genügen würde, um all diese Stoffblumen unnötig zu machen?

Worte scheinen da nicht mehr zu helfen, — sie sind nicht nur blind, sie sind auch taub! Und an der Spitze marschieren die, denen die Straßenpassanten ihre Arbeit abnehmen sollen. Im Zeichen der Eintagsmacht marschieren sie alle mit, die Eitelkeiten wuchern in den Strahlen der Gnadensonne. — So bleibt nichts übrig, als ihnen Taten entgegenzusetzen. — Und so sehr einem der Humor bei der Geschichte vergehen könnte, er ist doch vielleicht der einzige, der helfen kann: verekeln wir den Blumendämchen den Unfug, den sie treiben! Wer tut mit und setzt einen Preis mit aus für denjenigen, dem ein guter Scherz einfällt, der kurz und witzig ist und geeignet, den Damen die Lust am Blumenmädelspielen ein für allemal auszutreiben? Natürlich darf es keine Roheit sein und nichts, das gegen die Gesetze ver-

Digitized by Google

stößt, nichts, was dem Gegner Waffen in die Hände gibt! Der Fluch der Lächerlichkeit soll sie von den Straßen vertreiben!

Diskretion wird geübt bis zu dem nächsten Blumentagel

Hans von Weber

Das Verbrechen

Was bedeutet uns ein Dienstmädchen oder ein Gymnasiast? Schlimmstenfalls ein Raffinement für Morgenblätter oder Kinostücke und eine Attraktion für Detektivbureaus. Die Verbrechen im „vermischten Teile", als da sind: Hochstapeleien, Unholde, Verführung Minderjähriger und Giftmorde entbehren nicht einer an Trauer grenzenden Langweiligkeit. Bürger, Bauer und Edelmann wünschen sich Sensationen. Manchmal gibt es einen Coup und im Zuschauerraum einen illustrierten Zeichner. Doch auch dies wirkt nicht mehr ekstatisch. Wir suchen nach Verbrechen, die unsere Seele rühren und verdammen, damit wir uns selber in ihnen erkennen.

Man erfuhr (während des Rasierens) einen neuen Trik und vergaß dabei die Herren Stallmann und Nikolas von Montenegro.

Einst wurde ein junger Gymnasiast im elterlichen Hause ermordet vorgefunden und (aus mangelnden Beweisen, auf Selbstmord taxiert) begraben. Ein Dienstmädel, das allein in der Wohnung gewesen war, ließ man infolgedessen frei und wieder zurück in ihr Heimatdorf fahren. Doch, eines Tages kam ein Herr in dieses Dorf, der auch von der Sache gehört hatte. Er nannte sich „Möbelfabrikant" und machte einen guten Eindruck; jetzt freilich hat man ihn desavouiert. Damals aber gelang es ihm auf allerhand Schleichwegen an das Mädel heranzukommen; ob sie ihn liebte weiß man nicht (es ist wahrscheinlich); denn ihr Papa, ein armer Musikant, wollte es auf jeden Fall. Der Möbelfabrikant war eine gute Partie und man beschloß zu heiraten. Kurz vor der Hochzeit jedoch glückte es ihm auf den Hintertreppen des Gefühls dem Mädel ein Geständnis zu erpressen — sonst „müsse er . . ." sein gegebenes Versprechen lösen. Vielleicht dachte das Dienstmädchen, wenn er mich zur Ehe nimmt, kann man ihm alles sagen (und hatte das auch in Romanen gelesen und in manchem Kintopp gesehn). Jedenfalls erfuhr der „Möbelfabrikant", daß die Mutter kürzlich an „seelischer Depression" gestorben war und hörte auch sonst noch allerlei, was seine diensteifrige Seele ins Ungeheure steigerte, und als er genug zu wissen glaubte, ging er auf die Polizei und ließ seine Braut verhaften.

Die Polizei tat ihre Schuldigkeit (wer dächte nicht an Judas und die dreißig Silberlinge) und das Mädchen kam ins Gefängnis; vor einigen Tagen hat man sie entlassen. Der Detektiv aber, namens Schwarz, ging hin und setzte in die Zeitung des Ortes folgende Annonce:

„Nach erfolgreicher Tätigkeit und durch das eigene Geständnis der Beschuldigten ist es mir endlich gelungen, die Berliner Mordaffäre Tiemann-Heinrich aufzuklären. Die Verhaftung der Beschuldigten ist erfolgt und die Verlobung mit Fräulein Elisabeth Heinrich erkläre ich für aufgehoben.

Paul Schwarz,
Detektiv, Zuständigkeit am königlichen Polizeipräsidium Berlin-Charlottenburg."

Was von da an bis auf den heutigen Tag sich weiter in der Sache ereignet hat, gehört nicht mehr in diese Chronik hinein. Wir wollen nicht unter-

Digitized by Google

suchen, ob das Dienstmädchen Elisabeth Heinrich schuldig oder unschuldig ist. Wäre sie eins von beiden — sie würde uns nicht minder rühren. Und wäre sie keins von beiden — sie wäre trotzdem eine Heldin. Je primitiver die Seele eines Menschen ist, desto ungeheurer ist sein Schmerz. Verratenes Vertrauen, getäuschte Liebe, Verzweiflung — sind das nicht die Urinstinkte, aus denen große Schicksale geboren werden! Die Hilflosigkeit, ja die zertrümmerte Welt dieses Wesens — hat sie nicht, neben aller Realität des Geschehenen, Erhabenheit und Tränen? Hätte einer von uns den Gymnasiasten ermordet, wer weiß, würde er es (vielleicht aus Selbstvernichtung) eines Tages in Paris einer Kokotte oder in Südafrika einem Miner erzählen. Kaum aber könnte ihn die Zügellosigkeit der Welt bis zum Letzten zerstören: er hätte entweder für die Prämie mit seinen Verrätern Halbpart gemacht oder müßte im Zuchthause zum Propheten werden und sein Reich wäre nicht mehr von dieser Welt.

Hier aber ist eine Frau, (die 17 Mark im Monat bekam) und man hat sie geschändet! Vielleicht war es zeitgemäßer, im Mittelalter Hexen zu foltern, bis sie das Unmögliche gestanden. Sie hat möglicherweise wirklich geliebt (mit der Unverständigkeit ihres Geschlechts) und man hat sie, öffentlich auf dem Markte ihres Fleckens, an den Pranger gestellt. Was soll nun geschehn? Wird man ihr Geld zahlen? Wird sie ein andrer heiraten? Darf sie in ein Kloster gehn? Begreift die Justiz, was es heißt, solche Kreaturen zu ihren Zuhältern zu machen, die unter dem Mantel des Gerichts mit der Hilflosigkeit Schindluder treiben! Man hat ein armes Dienstmädchen, das nicht einmal eine Mörderin war, gezwungen, gegen sich selbst zu sündigen, so daß es voll Angst Halbwahnsinniges gestanden hat. Man weiß, daß Priester und Ärzte das Amtsgeheimnis schweigen läßt, wenn wir zu ihnen kommen; Detektive hingegen, die zu uns kommen, haben das Recht vor Gott und der Welt uns zu verführen, bis sie uns entehrt haben. Wie elend ist der Triumph, die Not und das Vertrauen eines andern der Obrigkeit preiszugeben; wie viel niedriger aber ist der Verrat am Gefühl, sodaß es mit Absicht zum Bösewicht wird!

Wir wollen nicht mit der Sentimentalität des Bürgers noch mit der Geistigkeit des Outsiders diesen Fall betrachten, der mehr ist als ein Symptom für den Irrsinn unserer Zeit. Wir wollen uns nur vor Grausamkeiten, die geschehn, ganz einfach erinnern, daß wir Menschen sind!

Denn wir müssen wissen, daß zu jeder Stunde plötzlich Herr Schwarz (den wir liebten und der unser Freund war) aus dem All tritt, um uns für 500 Mark Belohnung ins Zuchthaus zu bringen ... Leute, die das Vermögen und den guten Ruf eines Mitmenschen veruntreut haben, werden nach dem Strafgesetzbuch mit Gefängnis bestraft. Was wird man mit Herrn Schwarz tun?

Walter Hasenclever

Anton von Werner als Märtyrer

Der genialste Stiefelputzer der deutschen Kunst, Herr Anton von Werner, soll amtlich verhindert worden sein, seine rohen und öden Kriegsgeschichten von 1870 zu Ehren des Regierungsjubiläums Wilhelms II. kollektiv auszustellen. Das wäre eine künstlerisch wie menschlich sehr vernünftige, wenn auch um vier Jahrzehnte verspätete Maßnahme gewesen. Es gibt keine widerwärtigere und zugleich stumpfsinnigere Brutalität als über den Besiegten unablässig zu bramarbasieren.

Digitized by Google

Doch Anton von Werners Schlachtfeste sind nicht einmal Skalptriumphe. Sie sind eher ein Stück Revanche für Sedan. Nur die Franzosen könnten ein Interesse an der Ausstellung des Kriegsanton haben; denn der völlige Mangel an künstlerischer Inspiration, den die Bilderbogen demonstrieren, sind geeignet, den deutschen Sieg selbst zu entgeistigen und zu entwerten. Wir hätten also allen Grund, den Leichnam im Verborgenen zerfallen zu lassen, gerade aus nationalem Schamgefühl. Wenn es Anton von Werner gelingen würde, ein Märtyrer zu sein, wäre die künstlerische Welt erlöst.

Herr von Werner hat es aber nur bis zum Einzwölftelmärtyrer gebracht. Er ist gar nicht verhindert worden. Er bot 24 Bilder an, aber selbst die abgehärtete Leitung der Großen Berliner Kunstausstellung erschrak vor solchem Massenelend und bat um einen kleinen Rabatt; nur 22 echte Werner sollten ausgestellt werden.

Da aber die deutsche Presse, voran die parteilose und pseudoliberale, gerade einen patriotischen Lärm braucht, um von dem Kruppskandal abzulenken, überkreischt man sich gegenseitig: Schande — Schmach — der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte — Hinauswurf der verantwortlichen Beamten aus den höchsten Ämtern — Nancy — Luneville ...

Man will ganz offenbar beweisen, daß es auch direkt unbezahlten „Patriotismus" gibt! Aber die Dummheit ist uns gefährlicher als die Schurkerei; denn das Geschäft machen schließlich doch die Schurken.

Als der Patriotengrimm gerade in schönster Entwickelung war, schmiß der Märtyrer seinen glänzendsten Wichsstiefel unter die Aufgeregten. Er wehrte sich höchst beleidigt gegen die Meinung, als ob er nicht wisse, was er der großen Politik schuldig wäre. Selber Bismarck habe ihm verboten, seine sieghaften Bilder auf der Weltausstellung zu Philadelphia auszustellen.

Man datiere also den vaterländischen Zorn zurück: Bismarck war's, der aus politischen Gründen den Werneranton und den lieben Gott Knechte statt Eisen wachsen zu lassen zwang.

Kurt

Anton, der Staatsgefährliche

Schweigt mir, teure Freunde! — Redet,
redet nicht von Politik!
Ob sich Slaw und Türk befehdet,
gilt mir nichts im Augenblick.
Nancys Streitaxt ist begraben.
Von der Reichstagsboten Qual
um des Volkes Wehrabgaben
reden wir ein andermal.
Heute, Freunde, steht verwundert
und sperrt Ohren auf und Mund,
denn dies seltsame Jahrhundert
tat sein Seltsamstes uns kund.
Wieviel Sünder werden jährlich
festgesetzt und eingezäunt,
weil ihr Sinnen staatsgefährlich
und ihr Tun verwerflich scheint!
Jeder Wohlgesinnte meidet
den Verkehr der Höllenbrut,
weil der Brave sich bescheidet
stets mit dem, was recht und gut. —
Aber wen erblickt mein Auge
in der Ausgestoßenen Schar,
angespritzt von jener Lauge,
die uns stets verdächtig war?
Ruft es aus im fernsten Kanton,
daß der Sturm es weiterträgt:
Er, der Beste, unser Anton
ward verdammt und abgesägt.
Bei den Jubiläumsbildern
werden seine nicht gesehn,
weil die Sitten sonst verwildern
und im Schlamme untergehn ...
Neunzehnhundertdreizehn war es,
wo sich dies begeben hat,
als des Jubiläumsjahres
würdevollste Heldentat.

T. Rottel

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Wirrsal

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Selten war die Weltlage so aprilartig. Es fehlt an einem Grund zum Krieg und an einem Grund zum Vertrauen. Der Zufall ist ein großer Herr geworden, wie immer, wenn die großen Herren in der Sackgasse sind. Die Dinge werden vor Pfingsten einen Dreh nehmen. Die Verschleppungstaktik der Großmächte, die den tieferen Sinn hat, die Fiktion ihrer Einigkeit möglichst lang aufrechtzuerhalten, wirkte so lächerlich, daß das Kommando „auf der Stelle treten" geändert werden mußte. Namentlich konnte Österreich nicht mehr mittun. Sein Bedürfnis zu marschieren war in ein akutes Stadium getreten. Die Frage war, ob in Übereinstimmung nur mit Deutschland und Italien, oder auch mit England, oder sogar mit Rußland und Frankreich. Von diesen drei Nuancen hing auch die Rückwirkung auf Europa ab. Die Gefahr ist verringert, wenn auch nicht beseitigt durch das Mitangreifen von Italien. Das steht in Zusammenhang mit der längst erklärten Geneigtheit der Entente cordiale, Skutari nicht an Montenegro fallen zu lassen — eine Erklärung, die einen russisch-österreichischen Krieg um dieses Kampfobjekt ausschließt. Aber die Frage erstreckt sich von den Ufern des Skutarisees plötzlich wieder entlang der ganzen albanischen Meerküste, die Österreich und Italien pro parte „beschützen" müssen. Man hat ihnen einen plausibeln Grund geschaffen, wenn nicht Rußland den Nikita und Essad wirksam zurückpfeifen wird — diese Eventualität, die den ganzen Balkanstaat beherrschte und die zweifelhaft erschien, ist hinsichtlich Skutari eingetreten und wird vielleicht in der albanischen Frage noch ein paarmal aufflackern.

Von entscheidender Bedeutung für die montenegrinische und albanische Phase, wie für die künftige Konstellation ist die Haltung Englands. England spielt den Waghalter. Das schien eine Zeitlang nützlich zu sein,

Digitized by Google

ist aber auch der tiefere Grund der endlosen Hinzieherei, die selbst wieder eine Gefahr ist, weil es die Herrn Großserben ermutigte, nicht an den Ernst der sogenannten Großmächte zu glauben. England wollte es mit keinem Teil verderben und hat zwanzig Wochen lang jedem Teil gut zugeredet und den operettenhaften Verrat von Skutari ermöglicht. England hat dadurch die Lage nicht erleichtert, sondern verschärft und die „Blokade" hörte sich an wie ein Couplet aus der „Lustigen Witwe".

Es ist die Schuld Englands, daß Heiden, Juden und Christen an Ernst, Kraft und Willen der „Großkopfeten", die seit sechs Monaten in London konferieren, nicht mehr glauben. Das ist ein Schaden, der länger andauern wird, auch wenn in den nächsten Wochen ein Szenenwechsel sich vollzieht.

Den Krieg zu verhindern, dies war trotz alles Brennstoffes deshalb aussichtsvoll, weil auch Rußland den Krieg nicht wollte und nicht brauchen konnte und jedenfalls seit der Niederlage der Türkei nicht mehr nötig hatte. Rußland kokettierte mit dem Krieg und sekundierte dadurch den Balkanstaaten, die es moralisch und territorial erstarken lassen wollte. Nun dies erreicht war, hatte Rußland erst recht keinen Grund zum Losschlagen. Nur muß es immer das Gesicht wahren und sich bis zuletzt diplomatisch für seine Günstlinge einsetzen und den Schein vermeiden, sie „im Stich gelassen zu haben". So erzeugt Rußland über das Rassenband hinaus eine Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die ein Gewicht in seiner Wage bleiben soll. Das ist Rußlands vorgeschriebene und traditionelle Politik.

Aber hatte England einen Grund, wenn Rußland die eigene Passivität als Lohn für die Passivität Österreich-Ungarns in der Londoner Botschafterkonferenz ausspielte und anbot, dieses Spiel durch Vermeidung einer eigenen entschiedenen Stellungnahme zu erleichtern? Asquiths lobte die „Geduld" Greys. Aber diese Geduld hat wirtschaftlich in den letzten Monaten mehr geschadet als genützt.

Freilich, England will gerade dann, wenn es aus der Frontstellung auf Seite des Zweibunds in eine neue Stellung zwischen Zweibund und Dreibund einrücken will, diese Änderung nur langsam vollziehen. Das ist klug, aber es war etwas zu klug und zu langsam. England

Digitized by Google

ließ Nikita Zeit, Skutari zu nehmen und mit einem andern Gerngroß, dem aus der Versenkung auftauchenden „König" Essad zu konspirieren. Das Einschreiten mit Waffengewalt am Skutarisee wollte England vermeiden und hätte es bei einem früheren Auftreten noch leichter vermeiden können. Außerdem mußte die Türkei auf den definitiven Frieden, auf den es brennt, noch länger warten und sinkt wirtschaftlich immer mehr. Auch in Europa war die Fortdauer des wirtschaftlichen Drucks ein schwerer Schaden. Endlich ist die wachgehaltene Sorge, der sich hinschleppende Krieg werde Europa ergreifen und das diplomatische Maus- und Katzspiel eine der Ursachen der Stimmungen, aus denen die neuen Rüstungsvorlagen emporschossen und diese sind durch das Mißtrauen, daß sie im Schoß der Großmächte wie der Nationen angehäuft haben, eine Hauptursache für die Versteifung der Lage und aller nationalistischen Strömungen. Hätte England spätestens um die Jahreswende fest Stellung genommen, so wäre heute vieles besser und weniger verworren.

Mit all dem will beileibe nicht gesagt sein, daß die Herrn vom Dreibund ohne Fehler seien. Aber sind nicht größer als die der Gegenspieler in Petersburg und Paris.

Digitized by Google

Das Land der Bankerotte

Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses

Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
Arndt.

Nur derjenige ist nach der landläufigen Ansicht ein Patriot, der die Zustände in seinem Vaterlande immer im rosigsten Lichte sieht und sie, insbesondere vor dem Auslande, auch so darstellt. Wer aus seiner Liebe zu seinem Lande heraus die Verpflichtung ableitet, offen die Wahrheit auszusprechen, der ist ein Reichsfeind und wird als solcher gebrandmarkt. Siehe die neuliche Rede Bethmann-Hollwegs über die Sozialdemokraten.

Aller derlei übrigens oft nur affektierten Ächtung gegenüber wird der rechtschaffene Mann seine Pflicht tun und reden. Denn Schweigen in solchem Falle schändet. Wir aber in Österreich haben die doppelte und dreifache Pflicht, unser Elend in die Welt hinauszuschreien. Zumal in einer Zeit der völligen Verwirrung, der absoluten Ratlosigkeit, eines inneren Zusammenbruches ohnegleichen.

Es ist ein Augenblicksbild, das ich hier entwerfen will. Ein Augenblick des staatlichen Jammers, der ja wieder abgelöst werden kann durch einen Augenblick der scheinbaren Ordnung, der aber immer und immer wiederkehren muß, solange nicht von Grund aus dieser Staat neuorganisiert worden ist.

Nun gibt es genug Leute, echte Patrioten, die auch der Meinung sind, es müsse endlich dauernde Ordnung geschaffen werden, aber das könne nur geschehen durch eine starke Hand, die von oben her in die Dinge eingreift. Wir brauchen, sagen diese, einen gesunden Absolutismus. Wenn dieses Gerede nur einen irgendwie gesunden Sinn hätte. Abgesehen davon, daß ein nackter Absolutismus (den versteckten haben wir ohnehin) den Herrschenden am allerunbequemsten wäre, könnte er nur erfolgreich sein, wenn seine Träger Staatsmänner wären, die schöpferische Gedanken mit kräftiger Hand durch-

Digitized by Google

zuführen vermöchten. Wo aber sind diese Staatsmänner in Österreich? Die besten unter ihnen sind brave Bureaukraten, die vor jedem eigenen, besonders aber vor jedem neuen Gedanken ängstlich zurückschrecken. Es sind ja wohl schon dreißig Jahre her, daß der Ministerpräsident Taaffe das Wort vom „Weiterwursteln" geprägt hat. Es ist aber bis auf den heutigen Tag das Leitwort aller österreichischen Regierungen geblieben. Man macht Politik von heute auf morgen und ist glücklich, wenn man hoffen darf, daß man morgen dieselbe Politik wieder machen kann.

Doch die echten „Schwarzgelben" trösten sich mit dem alten Spruche: „Österreich wird ewig stehen", als ob ein solches mühsam hingezogenes Leben eines Staates nicht für diesen dieselbe Schande wäre, wie das Leben eines ewigen Bankrotteurs!

Ich will heute nicht von der auswärtigen Politik Österreichs und nicht von Ungarn reden.*) Ich will einzig mit ein paar starken Strichen zu kennzeichnen versuchen, wie gerade jetzt die inneren Zustände Westösterreichs beschaffen sind; frühere Regierungen haben sich wenigstens den Anschein gegeben, die verworrenen Verhältnisse zu ordnen. Die Regierung des Grafen Stürgkh hat den völligen Nihilismus zur Regierungsmaxime erhoben. Was sie an Mitarbeit bei verschiedenen Vergleichsversuchen leistet, ist schon weniger als Schein.

Seit Beginn des Jahres hat das Abgeordnetenhaus so gut wie keine Sitzungen abgehalten. Wohl hat der Finanzausschuß sich längere Zeit mit dem sogenannten kleinen Finanzplan beschäftigt, aber das war auch alles.

Der Hauptgrund, den die Regierung als Hindernis für die Abhaltung von Sitzungen angab, war die angebliche Notwendigkeit, dem galizischen Landtage Zeit zu lassen zur Durchführung der zwischen Polen und Ruthenen eingeleiteten Verständigungsaktion, die ihren Abschluß in einer Landtagswahlreform finden sollte. Heute kann diese Aktion als gescheitert betrachtet werden. Einer Wahlreform, die den Ruthenen einigermaßen gerecht werden sollte, setzten sich gewisse polnisch-chauvinistische und gewisse konservativ-

*) Von Ungarn habe ich im 14. Heft des 7. Jahrgangs des „März" gesprochen. Es sei mir gestattet, hier einen sinnstörenden Druckfehler in diesem Artikel zu berichtigen. Es muß auf Seite 23, letzte Zeile, statt Kovacs heißen: Lukacs.

Digitized by Google

schlachtzizische Elemente entgegen. Diesen gesellten sich in letzter Zeit die katholischen Bischöfe zu. Sie fürchten, daß durch die Gewährung von Zugeständnissen an die meist der griechisch-unierten und zu einem großen Teile auch der griechisch-orthodoxen Kirche angehörigen Ruthenen der Einfluß des Katholizismus geschwächt werden könnte. Bischöfe aber sind in Österreich eine große Macht. Wieder ist der polnisch-rutheniſche Ausgleich in die Ferne gerückt. Das hat aber auch seine Wirkung auf den Reichsrat. Solange diese Situation währt, ist eine geordnete Tätigkeit dieser Körperschaft nicht zu erwarten.

Noch schlechter sieht es in Böhmen aus. Seit 1908 gibt es keinen Landtag in Prag. Die Deutschen gestatten es nicht. In der Tat haben sie alle Ursache, die tschechische Mehrheit zu einem billigen nationalen Ausgleich zu bewegen. Leider schänden sie ihr gutes Recht dadurch, daß sie Gegner jeder demokratischen Wahlreform sind. Da der Landtag nicht funktioniert, so kann auch für die finanziellen Bedürfnisse des Landes nicht vorgesorgt werden. In wenig Wochen wird die Landesverwaltung, die autonom ist, ihre Beamten nicht mehr auszahlen können. Die Schulden des Landes sind unmäßig angewachsen. Niemand weiß einen Rat.

Galizien steht vor dem politisch-nationalen Bankerott, Böhmen ist heute schon finanziell bankerott.

Aber wir stehen auch vor dem Bankerott der öffentlichen Verwaltung. Ich verweise auf meine kleine Glosse im 15. Hefte dieser Zeitschrift über den Semmeringskandal. Auch wenn, nach dem unendlich langen Zaudern des Ministeriums des Innern, doch die Vernunft siegen sollte, so hat doch schon das ganze bisherige Verhalten der Behörden in dieser Sache dem Lande einen schweren moralischen Schaden zugefügt. Die Semmeringspekulanten sind vor der Öffentlichkeit enthüllt. Sie haben sich nicht gescheut, mit offenen Lügen zu hantieren. Und doch warten wir mit Bangen auf die Entscheidung des Ministeriums.

Wir erleben gegenwärtig einen Bankerott der Preßfreiheit. Einem liberal-deutschnationalen Justizminister, dem Dr. Hochenburger, verdanken wir ihn. So viel Konfiskationen wie in den letzten Jahren, hat es in den Zeiten der Verfassung überhaupt nicht gegeben. Ja wir stehen hart vor der Wiedereinführung der Zensur. Eines Tages wird es bekannt, daß

Digitized by Google

einige österreichische Offiziere wegen russischer Spionage verhaftet worden sind. Der Staatsanwalt setzt sich hin und schreibt den bürgerlichen Blättern Wiens, daß sie, falls sie diese Nachricht brächten, konfisziert würden. Der Wiener Staatsanwalt kennt seine Pappenheimer. Feige fügt sich die ganze Wiener Presse dem Zensurverbote des Staatsanwaltes. An die „Arbeiter-Zeitung" hatte der Staatsanwalt die Warnung nicht gerichtet, weil er Respekt vor diesem Blatte hat und er wußte, welche Antwort er erhalten hätte. Es bringt die Nachricht und wird konfisziert. Zum Glück tagt gerade der niederösterreichische Landtag und in einer Interpellation wird der konfiszierte Text immunisiert. Nun bringen ihn auch die anderen Blätter.

Ein anderer Konfiskationsfall wirkt wie eine Groteske. Als vor einigen Jahren der Fürst Nikolaus von Montenegro sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, richtete Kaiser Franz Josef ein Handschreiben an ihn, das natürlich in den verbindlichsten und freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt war. Die „Arbeiter-Zeitung" erinnerte an dieses Schreiben und druckte es ab. Sie blieb unbehelligt. Ein sozialdemokratisches Parteiblatt in Warnsdorf druckt das Schreiben nach, ohne ein begleitendes Wort hinzuzufügen. In der Provinz wird die Presse durch die politischen Verwaltungsbehörden (die Bezirkshauptleute) überwacht. Es ist ja denkbar, daß an einer solchen leitenden Stelle ein besonders qualifizierter Dummkopf sitzt. Doch siehe, das Blatt erhebt Einspruch und der Gerichtshof bestätigt die Konfiskation. Wer nun dieses Handschreiben des österreichischen Kaisers neuerlich abdruckt, macht sich eines besonderen Vergehens schuldig.

Aber Hochenburger ist eine Art Heiliger des Deutschen Nationalverbandes und unser sogenannter „deutscher Freisinn" ist so verlumpt, daß er sich alles bieten läßt. Auch er ist vollständig bankerott. Ob's da überhaupt noch eine Erhebung gibt?! Schon erklären hervorragende Männer des Deutschen Nationalverbandes, daß zwischen ihm und dem christlichsozialen Klub eigentlich nichts stehe, außer einigen veralteten liberalen Phrasen. Otto Steinwender, der immer mehr radikal-konfus und Lakai jedes Finanzministers wird, war der erste, der das offen sagte. Nun hat es unlängst ein gewesener Minister, Exzellenz Schreiner, in einer christlich-sozialen Versammlung wiederholt.

Digitized by Google

Steinwender und Schreiner gehören zu den sogenannten freiheitlichgesinnten Deutschnationalen. Außer diesen gibt es aber auch noch hie und da sog. „Liberale". So auch ein kleines Häuflein im Wiener Gemeinderat. Ihr Klub hat sich getrennt in zwei Hälften. Die Sezessionisten wollen Stellen in den gemeinderätlichen Ausschüssen annehmen. Der von den Sozialdemokraten im Gemeinderate aufgestellte Grundsatz, daß sie nur dann solche Stellen annnehmen wollen, wenn die Opposition, gemäß ihrer Stärke, auch im Stadtrat, der heute gänzlich kontrollos ist, vertreten sei, ist bisher auch von den Liberalen geteilt worden. Aber wenigstens ein Teil von ihnen kann es nicht erwarten, einen Fetzen der Macht in die Hand zu bekommen. Eine andere Szene des liberalen Bankerottes.

Was allen bürgerlichen Parteien in Österreich fehlt, ist Mannhaftigkeit, Überzeugungstreue — mit einem Worte: Charakter.

Was Wunder also, wenn wir hin und her taumeln, ohne Würde, ohne festen Willen, ohne Ziel, ein Schauspiel der Verachtung für den Betrachter, ein Bild des Jammers für uns selber. Wer sein Vaterland liebt, schämt sich dieser Wirtschaft der Bankerotteure aller Sorten.

Pfingsten / Von René Schickele

Die Engel unsrer Mütter
sind auf die Straße gestiegen.
Die Kämpfe der Väter
sind in unser Inneres verlegt.
Feurige Zungen fliegen
oder sind wie Kränze
auf Stirnen gelegt.

Gehör und Gesicht kennen keine Grenze,
wir sprechen mit Mensch und Tier.
Bäume, die unser Blick trifft, antworten: „Wir".

Digitized by Google

Die Kieſel am Weg ſind ſchallende Lieder,
jeder Laut kommt von weitem geſegnet wieder,
blühendes ſtrebt, von kleinen Flammen beſchwingt.

Die Fiſche ſchaukeln den Himmel auf ihren Floſſen
und ſind von blitzenden Horizonten umringt,
Sonne tanzt auf dem Rücken der Hunde.
Jedes iſt nach Gottes Geſicht in Licht gegoſſen
und weiß es in dieſer einzigen Stunde
und erkennt Bruder und Schweſter und ſingt.

Mein Freund Krodd

Eine Novelle von Gottfried Kölwel

Tagsüber, wenn der Gasmotor, der die Maſchine des dörflichen Elektrizitätswerkes zur Arbeit antrieb, von ſeinen nächtlichen Anſtrengungen ausruhte, ging der Monteur Krodd, ein Mann der erſten Dreißiger mit roten Kopfhaaren und ähnlich, nur etwas tiefer gefärbten Bartſtoppeln, zwar unterſetzter, aber doch kümmerlicher Geſtalt, meiſt einſam hinaus in den Wald. Dieſer lief hinter dem Dorfe wie ein ungeheurer Tauſendfüßler über einen Berg hinauf, auf der andern Seite wieder hinab, ſuchte nach den trägen oder leiſe bewegten braunen Talwaſſern und ließ ſich an deren Ufern nieder, um groß und dick zu werden und zu verwildern.

Als der Wald vor hundert Jahren ſeinen Weg antrat, dachte er wohl kaum daran, daß er einmal zum Kalender werde. Monteur Krodd gab nämlich vielen Bäumen, denen er begegnete, alte, liebe Menſchennamen.

So nannte er den mächtigen Eichbaum, der mit ſeinen knorrigen Armen dem biſſigen Wind trotzig und todesverächtlich entgegenſchlug, um die Bäume hinter ihm zu ſchützen, den „heldenhaften Michael", blieb immer eine Weile

Digitized by Google

bei ihm stehen und dachte an den Mann, der ihn als Knabe einst aus dem Wasser zog und dabei das Leben verlor.

Oft überkam ihn dann das Gefühl, er müsse einmal ähnliches tun.

Mitten am Hange aber rief ihm eine junge, schlanke, lebensgrüne Lärche, die sich stolz zur Sonne streckte, bittend entgegen: Nein! Nein! Du darfst deine „Trine" nicht verlassen! Ich hab dich so gern, Liebster; du bist ja meine Sonne!

Auf dem Gipfel des Berges stand ein junger Eichbaum, der vor zwanzig Jahren erst zu leben anfing und voll rauschender Hoffnungen über das enge Dorf hinwegsah, hinaus in die weite Welt. Wenn Krodd aus der ganzen Kette seiner Ahnen und Verwandten oder aus seinen Bekanntenkreisen auch alle Namen durchprüfte, so paßte doch keiner recht für den jungen Eichbaum; der sollte den Namen jenes Menschen bekommen, den er als den höchsten schätzte, aber noch nicht gefunden hatte. Und er nannte ihn deshalb einstweilen „Freund".

So oft Krodd vorüberkam, legte er seine Hände grüßend an die Äste und stieg dann immer sehnsüchtig und einsam in das Tal hinab. Vorläufig begnügte er sich mit den Salamandern und Molchen, die in den braunen Wassern lebten, fing sie in blanke Gläser ein und stellte sie zu Hause an die Fenster.

Wenn dann nachts die Straßenlaterne durch die vorhangleeren Fenster in den Maschinenraum wollte, stieß sie an die Tiere, daß deren Schatten sich an den Wänden bewegten und der Raum, insgemein mit dem Surren der Maschinen, eine fast gespensterähnliche Lebhaftigkeit annahm.

Krodd war mit allen Schatten gut vertraut, auch mit jenen, die nur dann an der Wand auflebten, wenn er in den Büchern, in denen er gewöhnlich las, umblätterte.

Einmal aber kam ein völlig fremder Schatten in den Maschinenraum. Er war rund und kaum bewegt.

Krodd mußte das sofort gesehen oder gefühlt haben, sah um, erblickte mich und lud mich ein, hineinzukommen und die Molche anzusehen.

„Ich habe diese Tiere gern," sagte Krodd, „die so weit unten hausen im Tal, unter braunen Wassern; gern, wie die Menschen, die in ihren Hütten wie in vermauerten Kanälen leben. O, wenn ich nur eine Stunde Herr-

Digitized by Google

gott wäre! Flügel gäbe ich allen, den Menschen, Salamandern und Molchen, daß sie hinauf fliegen könnten, so weit sie wollten, um die Sterne zu greifen".

Von nun an kam ich oft zu Krodd, immer öfter und endlich alle Tage. Unsere Augen begegneten sich täglich gerader und klarer, unsere Hände drängten stets fester ineinander und unsere Herzen hatten sich gegenseitig den Schlag abgelauscht.

Einmal, nach Monden, erfuhr ich dann, daß der junge Eichbaum auf dem Berggipfel meinen Namen trage.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war in der Zeit, da die Molche und Salamander draußen im Waldtale schon zu schlafen anfingen, um den nahen harten Winter nicht zu sehen.

Der Tag ertrank früh im Nebelmeer und das Dorf verlangte schon nach Licht, wenn die heisere Turmglocke fünfmal schrie.

Zur grauen Dämmerzeit kam ich eines Tages in den Maschinenraum. Krodd mühte sich eben vergeblich ab, den Gasmotor anzutreiben.

„Guck' mal durch diese kleine Öffnung an der Seite in den Explosionsraum, ob der Zünder keinen Funken schlägt", sagte mein Freund und drehte am Schwungrad.

Ich konnte nichts erspähen.

„Laß mich einmal sehen", sprach Krodd, „und drehe du!"

Im nächsten Augenblicke schrie der ganze Raum auf, eine Flamme stürzte aus dem Motor, meinem Freund ins Gesicht und fraß ihm das Auge aus, abscheulich, herzlos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nachher mußte ich aus dem Dorf hinausziehen in die weite Welt.

Aus dem Krankenhause, in dem Krodd lag, liefen mir Briefe nach und in einem erzählte mein Freund: „Ich bin nun fast geheilt, aber einäugig und gebrandmarkt bleibe ich für immer. Und doch bin ich glücklich dabei, glücklich, weil dich das Unglück nicht traf. Nur zwei Minuten eher wenn der Funke aus dem Zünder springt, dann müßtest du als Einäuger in die Welt hinaus, blutjung und halb verdorben.

Und eine Bitte habe ich noch an dich: Wenn du wieder einmal ins Dorf zurückkommst, dann steige hinauf in den Wald, schlage die junge Lärche um,

Digitized by Google

verbrenne sie, daß keine Spur mehr von ihr lebe; die Trine hat sich häßlich gefärbt; sie will keinen Einäuger, sie will einen mit zwei Augen, der keine Wunden im Gesichte hat.

Es ist doch gut gewesen, daß ich nicht den Baum auf der Höhe, sondern den, weiter unten, „Trine" getauft habe.

In einigen Wochen gehe ich auf ein Dampfschiff; hinaus will ich aufs Meer und in den Stürmen meine Stürme vergessen."

Ich wollte meinen Freund nochmal überraschen und reiste in das Krankenhaus; er war schon fort.

Nach einer Woche lief von der Wasserkante ein Brief zu mir.

Bald darauf las ich, das jenes deutsche Handelsschiff, auf dem mein Freund schaffte, im Sturm die schwarze Tiefe suchte, wobei nur wenige Menschen entkamen.

Seitdem habe ich nichts mehr von Krodd gehört.

Offenbar hat ihn das Wasser ganz gefressen, nachdem das Feuer ihm so vieles schon zerbissen hatte.

Ramsch / Von Carnifex

„ n den großen Berliner Warenhäusern findet bekanntlich ein lebhafter Umsatz in Büchern aus der belletristischen Literatur statt. Den Sortimentsbuchhandlungen ist hierdurch eine scharfe Konkurrenz erwachsen. Für den Berliner Sortimentsbuchhandel kommt eigentlich nur noch der Verkauf besserer Geschenkliteratur in Betracht, denn die Jugendschriften und eigentlichen Weihnachtsbücher werden fast nur noch in Warenhäusern gekauft, trotzdem diese sich den Satzungen des Börsenvereins unterworfen haben und deshalb keine besonderen Vorteile bieten können. Das Publikum bevorzugt immer mehr die billigen, zumeist flüchtig gearbeiteten Publikationen und nur ein bestimmter Kreis von Gebildeten interessiert sich für Werke von bleibendem Wert. . . . . Das Antiquariat, das manchen Berliner Sortimentsbuchhandlungen angegliedert ist, hatte unter der Konkurrenz der Warenhäuser ebenfalls zu leiden, wenigstens soweit es sich um modernes Antiquariat handelt. Günstiger lagen die Verhältnisse im wissenschaftlichen Antiquariat. Hier wie im wissenschaftlichen Sortimentsbuchhandel kommt eine Konkurrenz der Warenhäuser nicht in Frage, da die Einrichtungen der Warenhäuser für vereinfachten Massenverkauf der Vielseitigkeit der Wissenschaft nicht gewachsen sind. . . . . Die Überproduktion des Verlages besteht leider immer noch, so daß manche gute Veröffentlichung bei

Digitized by Google

Publikum und Sortimentern nicht die verdiente Beachtung finden konnte, zum Schaden der Verlagsfirmen und der Autoren". (Jahresbericht 1912 der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, zweiter Band.)

Ein ideeller Notschrei der Kaufmannsseele! Du wanderst vom Knopflager, am Parfümstand und dem Babyausstattungsbasar vorbei zum Buchramsch. Hier ist Massenvertrieb. Die Preisskala lockt dich! Von 10,38 M. bis 0,7 M., vom Tauentzienportemonnaie bis zum Pennälergroschen, von der Sehnsucht nach Mysterienkitsch bis zum Buffalo Billgemüt, alles wird befriedigt. Deine Herrscherliebe wird aufgefrischt — für 2,13 M., du wirst Naturforscher — für 1,18 M., Redner — für 0,51 M. und Kochkünstler für 0,12 M. „Zu staunend billigen Preisen." Das Warenhaus ist ein demokratisches Bildungsinstitut, ein Aschinger, ein Duval für Geisteshungrige. Es wendet das Prinzip des Lätzchenumsatzes auf die Literatur an. Das fördert entschieden den Barzahlungsverkehr, bereichert die Papierfabriken und verschafft den Stift- und Pinselschmeichlern des deutschen Gemüts die verdiente Nahrung. Mag auch der einsam Brütende, der aus Wehen Gebärende verrecken, wenn nur die Historiographenweisheit des Hohenzollernprofessors, der faule Zauber des Berlin W-Sataniſten und die „Edel"keiten unserer Juponenthusiasten unters Volk kommen. Man muß die Sache marktmäßig nehmen, die Quantität ist heute Trumpf.

Schon wird die Bücherproduktion statistisch erfaßt wie der Außenhandel. 1909 hat Deutschland 31051 Bücher hervorgebracht. Wie wird es im Jubiläumsjahre werden? Man kann beruhigt sein. Der Weltrekord wird gedrückt. Und hätten wir keine heroischen Reminiszenzen, wir haben den Einheitspreis, wir haben die Reiselektüre. In diese wie durch Rotation schnellfabrizierten Serien prostituieren sich die Besten hinein. Sie fabrizieren wie die Kaninchen für den Zeitungstrust, der schon das Warenhaus übertrumpft. Er beschreit täglich mit einer Million Waschlappen, mit Kulikritiken jede Flachheit und das Publikum zückt gern die Mark für den Expreßgenuß. Er nivelliert die Bindeästhetik, und bringt es zu Waggonladungen, zu Kioskanpreisungen auf allen Bahnhöfen von Berlin bis Filehne. In diesen Volksbüchern wird alles gekocht, Geschichte, Naturwissenschaften, Philosophie, Belletristik. Sie wirken vergiftender als die Animierinstitute für Literaturgimpel, für dumme Eitelkeitsjungen. Großer Umsatz, kleiner Nutzen ist hier das Prinzip. Qualität ist schädlich. Wer nicht für den Omnibusbedarf liefert, ist kein wahrer Bildungsbringer. So sündigen die an der Volksseele, deren kapitalistisch getriebener Zeitungsdemokratismus sich in jeder Spalte bombastisch bläht, die österreichelnden Deutschenlehrer mit der ekelhaften Aufklärungspose und dem Kurszettelgemüt.

Man nennt das „die Bildung popularisieren". Kaum wagt noch ein Systematiker seine Kraft an eine schweißwürdige Arbeit. Das Beste vermodert oder sickert nur in einen kleinen Kreis. Die Wissenschaft, die keine Schlager schafft, die keine agenturfähigen Werke produziert, nichts fürs Abzahlungsgeschäft leistet, kann sich begraben lassen. Den Wunderklang der Verse, epische Wucht, sezierende Kritik, offenbarende Forschung, leuchtende Erkenntnis des Weisen. In den Schränken der Verschämten, in den dankbaren Händen der wenigen Massefernen findet ihr sie. Das ist das Warenhaus, das ist der Meinungstrust, das ist das Organisationsprinzip, das modern-wirtschaftliche, das ist die ganze elende Geldmacherei, die sich an allem erprobt, aus allem Profit zieht. Der liebste Gott ist vor ihr nicht sicher.

Digitized by Google

Urheberrecht und Vermögensvorrecht

Von Heinz Potthoff

Nachdem der Reichstag über die Eingabe der Parsifalschützer zur Tagesordnung übergegangen ist, darf erwartet werden, daß der Streit über die Ausnahmestellung dieses Werkes aufhört und die Erörterung sich den grundsätzlichen Fragen zuwendet, die dadurch angeregt sind. Das ist ja auch insofern schon geschehen, als die Eingabe nicht mehr ein Ausnahmegesetz für das Wagnersche Mysterium forderte, sondern eine allgemeine Gesetzesbestimmung, wonach der Schöpfer eines Kunstwerkes — oder vielmehr derjenige, der die Urheberrechte hat — sein Werk der Öffentlichkeit ganz oder teilweise auf unbegrenzte Zeitdauer entziehen kann. Der Gedanke ist durchaus eines Nachdenkens wert, und man muß sich wundern darüber, daß seine Urheber nicht zur Begründung auf den absolut unsozialen Charakter unseres Urheberrechts hingewiesen haben. Denn unser gegenwärtiger Rechtsschutz des geistigen Eigentums ist alles andere als das, was sein Name besagt. Er ist ein Stück krassesten Vermögensrechtes, dem das Materielle viel wichtiger ist als das Geistige; das nicht um des geistigen Schöpfers willen gemacht ist, sondern um des willen, der sein Geld in der Ausnutzung dieser Schöpfung angelegt hat. Wenn das bei dieser Gelegenheit einmal der Gesamtheit deutlich zum Bewußtsein käme, so würde der Streit um das Aufführungsrecht des Parsifal größeren Wert gewinnen als die Aufführung selbst.

Worum dreht es sich heute? Um die Frage, ob der Autor länger als dreißig Jahre nach seinem Tode sein Werk soll vor Mißbrauch schützen können. Die Eingabe verlangte, daß eine Bestimmung des Urhebers, welche sein Werk der Öffentlichkeit entzieht, solange vom Rechte geachtet wird, als es von seinen privaten Rechtsnachfolgern geschieht. Daß in derselben Weise auch bestimmte Verwendungszwecke eines Kunstwerkes (im vorliegenden Falle die Beschränkung der Aufführung auf eine einzelne Bühne) gesetzlich dauernd geschützt werden. Es soll verhindert werden, daß ein Menschenalter nach dem Tode des Künstlers sein Werk mißhandelt, seinem edlen Zwecke entfremdet, von gierigen Geschäftsleuten ausgenützt werden kann. Das der berechtigte Kern der neuen Forderung. Ob er auf den Parsifal überhaupt zutrifft, mag hier unentschieden bleiben (ich glaube, das Bühnenweih-Festspiel wird viel weniger durch schlechte Aufführungen als durch das Bekanntwerden verlieren: Es ist am erhabensten, solange man es — nicht gehört und gesehen hat). Es gibt Kunstwerke genug, bei denen der Gedanke einer Schändung viel näher liegt und viel furchtbarer ist. Wenn heute einer auf die Idee kommt, Goethes Faust zu einer Operette zu verarbeiten, so ist das ebenso scheußlich und ebenso wenig zu verhindern, als wenn jemand das Madonnenbild eines frommen Meisters statt in eine Kirche in ein Wirtshaus oder an einen ganz despektierlichen Ort hängt. Dieses ge-

Digitized by Google

schieht ja leider in größtem Umfange, nicht durch Banausen und Mammonsiener, sondern durch die ersten Leuchten der Kunstwissenschaft und Staatsverwaltung. Unsere öffentlichen Museen bestehen größtenteils aus zusammengesuchten Stücken von Altarbildern und anderen Werken, die für ganz bestimmte Zwecke geschaffen sind und nur dort ihre volle Wirkung haben können. (Es versuche doch jemand, vor der Sixtinischen Madonna in Dresden zu beten!)

Gegen diesen an sich zweifellos richtigen Gedanken, daß der Künstler sein Werk vor Mißbrauch dauernd soll bewahren können, wird das öffentliche Interesse angeführt. Es soll die Nation unbedingt ein Recht erhalten auf die Leistung seiner großen Meister. Was einer geschaffen hat, das soll er auch aus den edelsten Beweggründen heraus nicht dauernd der Gesamtheit vorenthalten können. Dreißig Jahre nach seinem Tode sollen alle nach Belieben frei zugreifen können.

Auch das läßt sich hören — obgleich es eigentlich ein Unsinn ist, daß die meisten geistigen Schöpfungen erst dann freigegeben werden, wenn sie veraltet und mehr oder minder wertlos geworden sind. Aber viel krasser ist der Unsinn, daß die Macht, die hier dem geistigen Urheber eines Werkes von nationaler Bedeutung genommen ist, jedem Besitzer einer angemessenen Geldsumme gewahrt bleibt. Was der Urheber nicht kann, das kann der Bezahler, der Käufer oder sonstige Erwerber des Werkes oder der Rechte daran. Der größte und frömmste, der tiefste und zarteste Maler kann sich nicht davor schützen, daß sein Bild nach seinem Tode zum reinen Schacherobjekt wird; daß es ohne Rücksicht auf Zweck und Wirkung dorthin gegeben wird, wo das meiste Geld geboten ist — das öffentliche Interesse verlangt das. (Und keine Gesetzgebung hat noch den Grundsatz aufgestellt, daß zum mindesten ein Teil der Riesengewinne, die an dem Schacher mit Bildern gestorbener Künstler verdient werden, den darbenden Hinterbliebenen zugute kommen muß.)

Aber der Erwerber eines Kunstwerkes ist absoluter Herr darüber. Das öffentliche Interesse zieht sich scheu zurück vor der Heiligkeit des Privateigentums. Wenn ein Künstler mir aus Not ein Denkmal verkauft, mit dem er das Grab seiner Mutter schmücken wollte, so kann ich einen Springbrunnen daraus machen im Salon einer Dirne. Wenn ich eine Million hinwerfe, so kann ich ein Kunstwerk von Ewigkeitswert, etwas, das nur einmal da ist, erwerben; kann damit schalten und walten, wie ich will; kann es verbergen, außer Landes bringen, es zerstören. Wage niemand, einen solchen Kulturschänder zu hindern — die Polizei schützt ihn in seinem Hausrechte, daß er ungestört sein Verbrechen begeht. Wenn ich vor reichlich dreißig Jahren Richard Wagner die Partitur abgekauft hätte mit allen Rechten ohne die Pflicht zur Aufführung oder Veröffentlichung — ich glaube nicht, daß irgendein Gericht diesen Vertrag für unsittlich oder sonst für ungültig erklärte. Ich hätte dieses Werk, ich ganz allein; ich könnte mir aus der Partitur Fidibusse schneiden — und niemand wüßte etwas von Parsifal.

Hier liegt der wundeste Punkt unseres Urheberrechtes. In dieser Überspannung des Privateigentums. Dinge, die das Volk braucht, die der Ge-

Digitized by Google

samtheit von unendlich größerem Nutzen sind als dem Einzelnen, die darf kein Einzelner der Gesamtheit vorenthalten können. Und genau wie Grundstücke, die von der Gesamtheit benötigt werden, dem Privateigentümer zwangsweise gegen Ersatz des Wertes weggenommen werden können, so müssen auch Kunstgegenstände, Dinge von dauernder Kulturbedeutung, dem Einzelnen weggenommen oder sonstwie für die Allgemeinheit sichergestellt werden. Vor Jahren habe ich auf diesen Punkt hingewiesen (vgl. Kunstwart, Heft 23, September 1910: Enteignung von Kunstwerken; Soziale Rechte und Pflichten, Jena 1911, Seite 41, 44) und möchte es hier dringlich wiederholen: Daß wir die Pietät gegen Herzenswünsche der Urheber mit Gründen des allgemeinen Interesses totschlagen, wirkt geradezu lächerlich, solange wir die öffentlichen Interessen nicht durchzusetzen wagen gegenüber den privaten Eigentumsrechten an den Werken. Was einen Kulturwert für die Gesamtheit hat, das muß die Gesamtheit dem Besitzer enteignen können — und nicht erst dreißig Jahre nach dem Tode des Urhebers. Ich entscheide nicht, ob es besser für die deutsche Kultur ist, daß der Parsifal nur in Bayreuth zur Aufführung gelangt. Aber wenn das nicht der Fall ist, dann kommt der Streit um die Freigabe dreißig Jahre zu spät.

G. K. Chesterton / Von Ernst Blaß

I.

Gegen wen kämpft die Geistigkeit der Gegenwart? Sie kämpft gegen ... zwei (nicht koalierte) Mächte.

Gegen, erstens, einen Menschenschlag, der es für bärbeißig, seelenlos, unmenschlich hält, Gespräche, ja Kriege zu führen wegen so gleichgültiger Dinge, wie es Weltanschauungen, philosophische Überzeugungen, Erkenntnisinhalte sind. Gegen einen Menschenschlag, der betont, Gedachtheiten seien keine Erlebtheiten; der es hingegen für gefühlstief hält, sich den (wie sie dort sagen) „mehr menschlichen" Angelegenheiten von Mitmenschen in Liebe zuzuneigen ...

So sprechen die einen.

Nun ist aber Denken grade etwas sehr Menschliches; ja: etwas für das Leben auf diesem Planeten schlechthin Bahnbrechendes; — und eine Angeborenheit, die in gewissem Sinn menschlicher, nämlich tierferner, ist als der Hunger samt der geliebten Libido.

Menschlich ist nicht nur das Haften unten, auch das Trachten nach oben.

— — — —

Die Geistigkeit der Gegenwart kämpft, zweitens, gegen das Heer derer, die aus der Menschlichkeit des Denkens wirklich ein bärbeißiges und seelenloses Gearbeite gemacht haben. Das taten jene, die noch heute in der Philosophie das herzliche innere Anteilnehmen des Philosophierenden als Unsachlichkeit und

Digitized by Google

Mangel an Ernst verdächtigen; und die sich in ihren Ergebnissen nähern den allerdings aus geistigeren Bezirken kommenden Gestalten, die dem Denkstil eine leidenschaftslose Leichtigkeit, eine naschende impassibilité wünschen und im Begriff sind, aus der gaya szienza Friedrich Nietzsches ein freundliches Uhrmacherhandwerk zu machen.

Zu wenig fröhlich oder allzu fröhlich —: der große Thüringer hat Leidenschaftslosigkeit nicht gepredigt. Um richtig fröhlich zu sein, muß man etwas innerlich ernst nehmen. Allerdings sind Ernst und fühllose Gravität zweierlei.

Vor die Frage gestellt, wer mir wertvoller scheine, ein leidenschaftsloser Philosoph oder ein leidenschaftlicher Uhrmacher, würde ich sagen: „Letzterer" — und dem Einwand, daß bei leidenschaftlichem Uhrmachen dem richtigen Gang der Uhren bald die letzte Stunde schlagen würde, würde ich unter Verzicht auf alle findige Dialektik mit den Worten begegnen: „Nein. Denn wozu wird die Leidenschaft des kommenden Uhrmachers ihn zwingen? Zur Akribie."

Und hinzufügen würde ich (— aus Genauigkeit; obwohl es sich von selbst verstünde): „Das Ganze gilt nicht mutatis mutandis für das Denken; sondern mutatis mutandis nur für das Denken." Uhrmachen nämlich und Leidenschaft (hierfür) schließen sich aus. Uhrmachen ist höchstens ein Sport — für solche, die der Lust nicht fähig sind.

II.

Mag sein, daß es ernstzunehmende Philosopheme gibt, die nicht auf dem Wege fröhlicher Wissenschaft gewonnen wurden. Philosophen sind erst ernst zu nehmen, wenn sie fröhliche Wissenschaftler sind. („Fröhlich", wie oben ausgeführt, in erweitertstem Sinn; doch auch wieder in begrenztem Sinn.)

Der Brite Gilbert Keith Chesterton ist heiter (wie die Kunst). Was sind seine Lehren?

III.

Chesterton ist, auch explicite, ein Lehrer des Hedonismus. Zugleich ein Feind der „Carpe diem-Religion". In dem (bei Georg Müller, München erschienenen) Buch „Heretiker. Eine Kritik der Zeit" stehen die Sätze: „... Die ‚Carpe diem-Religion' ist die der tief unglücklichen Menschen, nicht die der glücklichen. Die hehre Freude bückt sich nicht nach der Rose am Weg, als sei sie die letzte: ihr Blick ist auf die unsterbliche Rose gerichtet, die Dante geschaut." Und: „Der Mensch liebt nicht das Vergängliche, sondern das Ewige ... und wäre es auf einen Augenblick."

Diese Abfertigung eines untauglichen Sensationismus muß jedem Künstler aus der Seele gesprochen sein. Hier wird plausibel gemacht, daß die Überwindung des lustlosen Alltags nicht die Sensation ist, die immer noch alltagshaft bleibt, sondern jenes Glück der Stimmung, das als eine mystische

Digitized by Google

und reale Spende Erdenkindern manchmal zuteil wird. Der Philosoph, der äußerte, alle Lust wolle „Ewigkeit", müßte Chestertons Satz unterschreiben. Auch der Kunstkritiker, der von dem „Ewigkeitszug" wahrer Kunst spricht.

So ist die vorhin gemachte Unterscheidung von Sport und Lust eine Unterscheidung von Alltag und Erhebung . . .

Eins freilich bleibt zu bedenken: es kann einer sehr wohl den Satz „carpe diem" auf den Lippen und im Bewußtsein tragen — und dennoch die Lust zur Ewigkeit spüren. Was Chesterton bekämpft, ist keineswegs die Bewußtheit beim Erleben und Genießen (wir sind nicht so bewußt, daß nicht für das Wunder noch reichlich Spielraum bliebe) — es ist nur die Vorstellung, daß die Freude eine käufliche und weiter nicht wunderbare Kurzweil sei. Chesterton ist ein Feind . . . weniger des „carpe" als des „diem" — insofern einer das „carpere" als eine Angelegenheit des „dies" auffassen könnte.

Es könnte einer aber auch sagen „carpe diem" — und hierein eine recht ewigkeitstrunkene Melodie legen von der nicht abschaffbaren, seligen Einmaligkeit eines Menschendaseins. „Kurz ist der Tag und ewig ist das Pflücken." In dieser Weise. Wobei „kurz" und „ewig" keine Zeitbegriffe wären, sondern Bezeichnungen für Enge und Weite eines jeweiligen Seelengefilds.

IV.

In unsrer Zeit, in der an den geistigen Fortschritt geglaubt wird, ist Chesterton ein Prediger dieser und jeder anderen Orthodoxie.

Chesterton weiß um die Unbewiesenheit und Unbeweisbarkeit jedes Gedankenganges, in dem mit dem Begriff „objektives geistiges Fortschreiten" operiert wird. Dieser englische Denker kennt sehr wohl und liebt sehr tief jene himmlische Macht, die einige von uns heute „Wahrheit" nennen, einige „Gott" — Namen, mit Vorstellungen verknüpft, die, beide, ohne einen Schimmer von Berechtigung einfach aus der Luft gegriffen sind. Chesterton weiß, daß der Glaube, Errungenschaften der menschlichen Vernunft seien von objektiver Gültigkeit; bekundeten einen objektiven Fortschritt; gewährleisteten weiterhin Aussichten auf objektives Wachstum —, daß dieser Glaube ein Glaube ist. Er sagt: „. . . Wenn von einem Wachstum die Rede ist, so kann damit nur ein Wachstum in immer bestimmtere Überzeugungen und Dogmen gemeint sein."

Zugleich aber ist Chesterton ein Bejaher auch des Glaubens an geistigen Fortschritt — aus Gründen der Vitalität. Er ist Denker und schreibt Essays.

— Hat man freilich ein Grunddogma akzeptiert, so unterliegt das Weitere natürlich immer noch den Gesetzen der formalen Logik. Die Religion der Papuas läßt sich rechtfertigen, durch den Hinweis, ein Recht europäischerer Vernunft, sich überlegen zu fühlen, sei unbewiesen. Was sich auch fernerhin nicht rechtfertigen läßt, sind Denkfehler innerhalb der europäischen Vernunft, sind mulmige Stellen mittendrin, sind (jetzt hat das Wort seinen Sinn) reaktionäre Tendenzen mittendrin. Die Vernunft läßt sich rechtfertigen und die

Digitized by Google

Unvernunft. Was sich nicht rechtfertigen läßt: ist eine ernsthaft argumentierende Unvernunft, — ist eine Unvernunft Vernünftiger.

V.

Chesterton hat, nach all diesem, recht, wenn er sagt, jeder Mensch sei gläubig, dogmatisch, idealistisch; Rationalisten gäbe es nicht. Wenn man ihm aber dies zugibt, das Dogmatische immer als selbstverständlich voraussetzend, und das Wort „Rationalist" nun als ein approximatives ausspricht —: so ist er selbst ein hoher Rationalist.

Chestertons Aufsätze sind trocken und leidenschaftlich. Es gibt nicht so viel Denker von dieser reinen Denkbegeisterung. Das ist es: die Leidenschaft, trocken, schlagend, vernünftig zu sein. Das berühmte Paradox Chestertons ist überhaupt kein „Paradox" im Grunde —; es kommt nicht aus dem bewußten Willen, einen Gedanken künstlerisch auszudrücken, nur aus dem Willen, ihn plausibel zu formulieren. Das Künstlerische ist nicht Überlegtheit — doch Erfolg.

VI.

Chesterton ist auch ein Lehrer der Demut, ein Gegner der Nietzscheschen „Übermenschenreligion". Er äußert: „Nietzsche, sein (Shaws) Lehrer, hat ihn bis zu einem großem Grade angesteckt mit der Idee: daß je größer und stärker ein Mann, desto größer seine Verachtung im allgemeinen wäre. Je größer aber ein Mensch ist, desto mehr neigt er dazu, vor einer Blume niederzuknien."

Im Grunde aber sind der Demütige und der Verächter Brüder. Ob der Demütige im, sozusagen, Alltäglichen die Wunder des Diesseits gewahrt, in Liebe zur Ewigkeit gerät, ein „Pfeil der Sehnsucht nach dem andern Ufer" wird, ob dem Verächter aus Liebe zur Ewigkeit die Erdendinge alltäglich werden: beide haben den Ewigkeitszug, der Demütige und der Verachtende.

Schließlich hat Nietzsche seinen Zarathustra der Versicherung: „Ich liebe die großen Verachtenden", ausdrücklich die Begründung hinzufügen lassen: „Weil sie die großen Verehrenden sind."

Digitized by Google

Gedichte des jungen Ernst Blaß

Von Ludwig Rubiner (Paris)

In diesem Winter erschien bei Richard Weißbach in Heidelberg das Buch „Die Straßen komme ich entlang geweht"; in einem lustigen Einband von bläulich-grünem Uni, der Farbe eines Bogenlichtschattens, und ein Freund mußte dabei unbedingt an das Rosa von städtischen Abenden im Sommer denken. Die Gedichte wirken gerade so. Vielteilig, Vorstellungen auflockernd, geordnet, überlegen; zuletzt tröstlich. In ihnen hat Blaß alles mit so natürlicher Lebendigkeit organisiert, wie es vor zwanzig Jahren bei den Franzosen Verlaine tat; und ich meine, man darf nicht Angst haben, einen solchen Vergleich auszusprechen. Blaß hat — vielleicht für immer — bestimmte Grenzen von Angst und Bürgertum. Aber in der leichten Selbstverständlichkeit, sich durch Trümmer unseres Denk-Jargons dichterisch mitzuteilen, erinnert er mich wieder an das Zivilisationsgehirn Verlaine.

In seinem ersten Buch sagt er Dinge, die wir alle wissen. Aber das ist außerordentlich wichtig! Da unsere Zeitgenossen, um zu Versen sich zu zwingen, das Verschweigen unseres Lebens für notwendig halten. Er sagt nicht sehr viel mehr, als Dinge, die wir wissen; man streift in diesem Buch ordentlich durch ein schnelles Jahrzehnt von allen Arten des Denkens, Schauens, Naturaufnehmens. Die letzt vergangene Generation, die Menschliches in Straßen und Häuser hineingesehen hat und Menschen wie die Objekte einer Nature morte anordnet (man wird an Seurat denken, den heroischen Impressionisten) — diese Generation der Mischgefühle lebt noch stark in Blaß. Aber dann taucht in seinen Gedichten etwas Neues auf, ungewohnt bei Versemachern. Nichts von Melodie oder poetischem Dictionnaire, sondern etwas mächtig Menschliches. Er gibt offen — noch mehr, er gibt bewußt: Wertungen. Er läßt fühlen, daß unsere Umgebung von Welt, auf der wir leben, nicht nur im bloßen Dasein existiert. Und wäre das nicht heute für uns was sehr Schönes? ein Dichter, der weiß, was in anderen Menschen, Freunden, Kameraden, Ekelhaften, Gleichgültigen — was in denen vorgeht; wo sie leben. Zu wissen! Dieses Geistige, unsere Sicherheit oder Unsicherheit, unsere moralische Einstellung zu den Sachen und zu den Menschen spricht Blaß aus. Er äußert mit Weisheit Invektiven.

Doch: fast alle Gedichte stehen in den Sprach-Formen einer homogenen Gesellschaft. Einer Gesellschaft mit Voraussetzungen, wo Verständigung sofort durch den rhythmischen Ansatz eines Verses erfolgt (und wo man sagt: aha, das muß ein Sonett werden; oder: O, Terzinen!). Mit großer Meisterschaft in „Kultur"-Formen.

Diesen verdammten Kulturformen.
Und was mach ich mir aus Meisterschaft?

*

Viel wichtiger — nein, einzig wichtig — sind Blassens ganz neue, schwebende, tiefe Verse; die aus Wertungen gekommen sind. Ganz aus dem Geistigen.

Digitized by Google

Ohne den letzten Farbenschwindel vor sich selbst: ohne Ironie. Da gibt es eine große, neue, neue Einfachheit der Form. Einfachheit, die nicht Verdummung bedeutet; sondern hier geht es auf so allerletzte Dinge unseres Sprechens und Fühlens, das ihre Mitteilung an alle Menschen freisteht. (Denn für das „Originelle" oder „Interessante" sind in Ewigkeit bloß gewisse Cercles mit Gewohnheitseinstellung der Denkschraube zu haben.) Vielleicht findet das Wissen um Werte, das Wollen, das Geistige immer nur eine einzig denkbare Mitteilungsart, ohne Ablenkungsmöglichkeit. Aber vielleicht ist das die Mitteilungsart — für alle. Ohne zivilisatorische Voraussetzungen, ungesellschaftlich, auf Instinktbahnen. Unter einem Begriff, der so abgebraucht war, daß er uns schon ganz neu und mit voller Macht erscheint: der Verständlichkeit. Und das ist wohl schon ethische Wertung; außerhalb der billigen technischen Angelegenheiten einer Kunst. Es ist Zeit dazu!

*

Vier Zeilen aus dem Gedicht dieses Blaß „Vor ein paar Monaten" (aus solchen Versen lese ich eine ganze Zukunft des anständigen Menschen in uns):

„Ich will in mein Zimmer gehn und mich darauf besinnen,
Wie ich vor ein paar Monaten zu dir stand —:
Wir kamen immer freundlich zusammen,
Mein Herz starrte dich an, unverwandt."

Gerade wenn man noch sagen will, wie gut diese einfachen grammatischen Sätze sind, und wie bedeutend das Atemholen vor dem Worte „unverwandt", wie unsrig das ist, gerade da findet man, solche Mitteilung nicht mehr nötig. Die auszusprechen ist überflüssige Erklärung. Diese Dinge merkt jeder selbst. Das ist Blassens Schönheit.

Hier finde ich ihn — einen unbeeinflußten, arbeitenden Formulierer in seinem Zimmer — ebenbürtig dem konsequentesten Dichter der mutigsten Gedichte, die ich aus den letzten Jahren kenne: dem Max Brod vom „Tagebuch in Versen". Das ist das kühnste, denn es ist das pathosloseste aller unserer Gedichtbücher in deutscher Sprache. Unglaublich pathoslos geht es von allen Resultaten aus, mit denen wir lebendig um uns zu tun haben; stellt sie auf, wie längst bekannte Häuser und Bäume aus dem Spielkasten. Und diese neuen Dichter reden so zu Uns (wie der alte Douanier Henri Rousseau in Seligkeit malte): daß die böhmische Frau eines Berliner Trambahnschaffners sie abends, nach dem müden Essen, voller Glück begreifen kann.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Professor Grauert, eine ultramontane Leuchte der Wissenschaft von nur unerheblicher Kerzenstärke, hat im ultramontanen „Hochland", einer ebenso mäßigen Revue, einen Aufsatz über den Regentschaftswechsel in Bayern und den Ministerwechsel vom Februar vorigen Jahres begonnen. Man geht mit der Annahme kaum fehl, daß der Autor, von jeher ein subalterner Bewunderer des großen Hertling — nebenbei ein wegen seines unheimlichen Phrasenschwalls gefürchteter Katholikentagsredner — mit oder ohne Auftrag der Darstellung von Palatinus im „März" ein in usum Hertlingi gerichtetes ultramontanes Lesestück entgegenstellen wollte. Die klerikale Presse bestätigt ihm freudestrahlend das Gelingen der Absicht für den ersten Teil seiner Arbeit. Dieser erste Teil wiederholt auch nur, was die Zentrumspresse bisher als ihre eigene Auffassung verbreitet hat. Wenn der zweite Teil nichts Besseres bringt, verlohnt es sich nicht, auf das Produkt des Herrn Granert weiter einzugehen.

Ministerpräsident von Hertling war mehrere Tage in Berlin, wo er nach einer Mitteilung des „Bayer. Kurier" „angelegentlich mit den Abgeordneten (des Zentrums) Zwiesprache" hielt. Am Donnerstag (24. April) ist er abends von Berlin nach München zurückgereist und war, nach dem nämlichen Blatte, „vom Ergebnis seiner Konferenzen sehr befriedigt". Demnach ist es dem bayerischen Ministerpräsidenten gelungen, auch die widerstrebenden süddeutschen Zentrumsleute zu bewegen, die Wehr- und Deckungsvorlagen nach dem Vorschlage der Regierung anzunehmen. Ein den Herrn von Hertling und von Soden besonders nahestehender bayerischer Landtagsabgeordneter, der Freiherr von Freyberg, hat jüngst in einer Versammlung in Sandhofen gesagt, das Zentrum dürfe wohl erwarten, daß der Dank für seine nationale Haltung nicht ausbleiben werde. Damit wäre der Eifer Hertlings einigermaßen, wenn auch nicht hinreichend, erklärt. Die völlige Auflösung des Rätsels mag dann die Tatsache ergeben, daß auch in den Rüstungsfragen der Wille des bayerischen Ministers, sich als großer Staatsmann aufzuspielen, stärker war als die Kraft.

Der von der bayerischen Regierung im Interesse der Zentrumsorganisationen verfolgte neutrale Süddeutsche Eisenbahnerverband verwahrt sich in einer Eingabe an das bayerische Parlament und die Verkehrsverwaltung sachlich, aber entschieden gegen die Methode, seine Deklarationen als minderwertig zu betrachten. Gleichzeitig hat eine in München abgehaltene Konferenz seiner Bevollmächtigten nach langen Verhandlungen einstimmig einen Beschluß gefaßt, in dem gegen das Vorgehen der Verkehrsverwaltung protestiert und auf den wiederholten unzweideutigen Verzicht auf das Streikrecht hingewiesen wird. Dann heißt es wörtlich weiter:

„Die Eisenbahnarbeiter und Beamten müssen sich nach dieser Erklärung zu Staatsbürgern zweiter Klasse hinuntergedrückt fühlen. Für sie scheint nach den im Schoße der Verkehrsverwaltung erhobenen neuen Aufnahmebestimmungen der § 1 des Reichsvereinsgesetzes abgeschafft, der jedem Reichsangehörigen das volle und uneingeschränkte Vereinigungsrecht gewährleistet. Der § 2 des Statuts des Verbandes schließt alle parteipolitischen Bestrebungen des Verbandes aus. Dem haben alle unsere Angestellten wie Vertrauensmänner im Rahmen der Verbandstätigkeit nachgelebt. Es liegt deshalb

Digitized by Google

für die Bevollmächtigten und wohl nicht nur für diese, gar keine Veranlassung vor, in die Erörterung oder in die Prüfung der politischen Gesinnung einzelner einzutreten, da innerhalb des Rahmens unserer Organisation von allen verantwortlichen Personen dem § 2 unseres Statuts strenge nachgelebt wurde. Die Konferenz erkennt nun mehr wie je die Verpflichtung, dahin zu wirken, daß sich alle Arbeiter und Beamten des Verkehrsdienstes im Verbande des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals zusammenschließen, sie geloben, in diesem Sinne weiter zu arbeiten."

Tatsächlich soll der Verband auch nach den Erdrosselungsversuchen der Regierung an einzelnen größeren Orten einen nicht unbedeutenden Zugang neuer Mitglieder zu verzeichnen haben.

Die Regierung hat übrigens versucht, in der „Bayer. Staatsztg." ihr Vorgehen von neuem zu verteidigen. Ihre Argumente sind die alten, im Landtage längst widerlegten. Neu ist nur, daß sie sich auf der Fälschung eines Zitats ertappen ließ. Sie führte als einen den Süddeutschen Eisenbahnerverband in seinen angeblich sozialistischen Beziehungen belastenden Anspruch ein Wort des Gewerkschaftsführers Legien an, der auf dem Mannheimer Parteitage der Sozialdemokratie gesagt habe:

„Um das Getriebe des Staates lahmzulegen, bedürfen wir einer Organisation der Transportarbeiter; wir bedürfen in erster Linie einer Organisation aller Eisenbahner."

Nach Ausweis des Protokolls hat aber Legien wörtlich erklärt:

„Um das Getriebe des Staates lahmzulegen, bedürfen wir in erster Linie der Organisation der Transportarbeiter, und diese, insbesondere die Eisenbahner, fehlen uns in der Organisation. Und glaubt man denn wirklich, ... daß nun die Leute sich durch die Idee des politischen Massenstreiks für unsere Bewegung gewinnen lassen? Ich glaube es nicht."

Mit solchen Mitteln ist seit dem Ministerium Abel in Bayern nicht mehr gearbeitet worden.

Ein Reichstagsersatzwahl hat am 22. April im Wahlkreise Bamberg stattgefunden, der vorher von Dr. Schädler vertreten war. Auf Wunsch des Bamberger Erzbischofs wurde der Domprediger Leicht, ein weit rechts stehender Zentrumsmann, als Nachfolger Schädlers aufgestellt. Er wurde in diesem sicheren Zentrumskreise mit großer Mehrheit gewählt. Trotz einer von der erzbischöflichen Residenz aus dirigierten, ungewöhnlich intensiven Agitation hat das Zentrum einige hundert Stimmen verloren. Auch die übrigen Parteien, Liberale und Sozialdemokraten, haben einen noch erheblicheren Stimmenverlust zu verzeichnen. Aus der Wahlflauheit namentlich der liberalen Parteigänger läßt sich schließen, daß auch in diesen Kreisen die Begeisterung für die neuen Rüstungsvorlagen nicht gerade überwältigend ist.

Balthasar

Die Schöpfung

Ein Dialog

Der Ältere: Wissen Sie, das ist mir eine völlig unklare Liebhaberei von Ihnen, dieses Glossieren von Zeitungsartikeln. Wir wissen doch alle: Schmock lebt ...

Der Jüngere: Aber wo?

Der Ältere: ... lebt überall, betet die Inversion an, verhimmelt einträgliche Raubmörder, trägt das Lächeln der Majestäten auf den Lippen zum

Digitized by Google

Telephon, interviewt den hochgeachteten Gelehrten ebenso wie den genialen Künstler oder den nie rastenden Geschäftsmann, gibt das alles in einem Jargon von sich, den er mit flüssig bezeichnet und bei dem es einem so werden kann . . .

Der Jüngere: Hören Sie, ich will Ihnen eine Fabel erzählen. Ich nenne sie „Die Verwandlungen der Venus". Frau Venus ließ sich, wie Sie wissen, durch nichts abhalten, sich in den mannigfaltigsten Formen kennen zu lernen. Götter, Helden und Sterbliche jeden Kalibers zog sie zu sich empor oder ließ sich von ihnen hinabziehen, sehr zum empörten Neid ihrer Kolleginnen. Juno hauptsächlich (die in Sachen der Liebe eine Spezialität und daher nicht sehr marktgängig war) grollte der Auswahlreichen und verstand es, Jupiter hier und da zu strafendem Eingreifen zu bestimmen. Diese Pönung bestand meistens darin, daß der Vater der Götter die skrupellose Venus in irgendein niedriges oder lächerliches Wesen strafversetzte. So in eine Beghine oder eine schwergeprügelte Bauersfrau oder (der Spötter!) in die Braut eines deutschen Predigtamtskandidaten oder, einmal auch, in eine Kokotte.

Der Ältere: Das heißt, den Teufel mit Beelzebub associeren.

Der Jüngere: Sie irren! Man sagt, diese Verwandlung sei die letzte gewesen. Jupiter wurde kurz danach abgesetzt und sein Nachfolger fand, ganz wie Sie, diese Verwandlung die einzig logische. Sie war aber natürlich die falscheste. Denn nun gab sich die Venus nur noch mit älteren Börsenspekulanten ab und wenn ein Jüngling zwischendrein an die Reihe kam, war er sicherlich seiner Bank mit einem Scheck durchgebrannt. Diejenigen, in deren Gedächtnis noch die sorglosen Taten der einstigen Venus flammten, verfolgte sie mit recht zotigem Witz und sie hätte gegen sie ein Gesetz wegen unlauteren Wettbewerbs eingebracht, wenn der Staat nicht jener auch bedurft hätte. Denn die Kokotte brachte ihm zwar ziemliche Steuereinkünfte, jene aber die nötigen Kinder.

Der Ältere: Ohne sozialpolitisch werden zu wollen: Sie scheinen noch zu jung zu sein, um die, wie Sie sagen, Verwandlung der Venus richtig beurteilen zu können. Sie würden auch nicht verstehen, wenn man heute von Ihnen verlangte, Sie sollten diese Frühlingsluft bezahlen. Aber wenn Sie erst asthmatisch sind . . . Aber der Schmock, der Schmock! Wo bleibt der Schmock? Sie werden doch nicht das altersschwache Gleichnis von der beiderseitigen Feilheit . . .

Der Jüngere: Fassen Sie sich. Kehren wir zur Mythologie zurück. Da sind wir vor Beleidigungsprozessen sicher. Apollo verlieh den Menschen die Gabe der Sprache und des Gesanges. Das ging ganz gut, solange das Göttergeschlecht der Analphabeten in der Überzahl war. Dann aber lernten die Menschen schreiben und drucken und lesen und eines Tages — Parallelvorgang zu der Verwandlung der Venus — erschien das erste Stimmungsbild unsres Spezialberichterstatters!

Der Ältere: Jetzt sind Sie ja in Ihrem Fahrwasser. Jetzt werden Sie mir Satz um Satz irgendeine Schmockitüde vorlesen und zu jeder Torheit einen mehr oder minder gelungenen Scherz machen. Daß heißt: nachweisen, daß auf einem Misthaufen verblüffend wenig Goldstücke liegen.

Der Jüngere: Im Gegenteil: Ich will Ihnen zeigen, wie dort Misthaufen wachsen, wo der Schmock Goldstücke gefunden hat. Er ist ein umgekehrter Midas: Jedes Gold wird in seinen Händen Blech, auf dem er seine Gassenhauer schmettert. Nicht wahr,

Digitized by Google

es gab einmal einen Patriotismus? Er ist zur Gedenknummer geworden! Es gab kulturelle Fortschritte. Sie wurden zur gewährten Unterredung unseres Mitarbeiters. Politik? Erst wurde sie parteilos und als sich das nicht ohne Gefahren durchführen ließ, zu den „Skizzen unsres Spezialzeichners". Monarchismus? Eine unübersehbare Folge von Kostümbeschreibungen, Menüs und Auszügen aus dem Reichskursbuch! Der Schmock ist wie eine Spinne, die alles in ihrem Netz fängt, alles aussaugt und dann die leeren Bälge vor dem erstaunten Publikum baumeln läßt. Es gibt für seine Leser nichts Ursprüngliches mehr. Nichts, was über ihren ganz persönlichen Kram hinausgeht, entnehmen sie dem Leben. Ereignisse, die sie selbst mit angesehen haben, sind für sie erst wahr, wenn sie die markige Feder der Holzböcke geschildert hat. Ein Genie wäre tot, existierte überhaupt nicht, wenn es nicht ein Plauderstündchen in seinem behaglichen Künstlerheim mit unserm Kunstmitarbeiter gehabt hätte. Der Schmock hat sein Publikum dazu erzogen, aus zweiter Hand zu leben und hält darauf, daß dies seine Schreiberhand ist. Die Monarchie wäre heute in Deutschland gestürzt, wenn Schmock den Hofbericht boykottierte. Nur das ist, was er druckt!

Der Ältere: Dann wäre ja der Schmock so etwas wie der liebe Gott, nur daß ihn das Zeilenhonorar dazu zwingt, das Kunststück der Schöpfung täglich zu vollbringen.

Der Jüngere: Sehr richtig. Er hat die originelle Idee Jehovas für einen weiteren Leserkreis zurechtgemacht. Er schafft täglich und zwar, wie jener einst, durchaus nach seinem Bilde. Mit solchen Allgemeinheiten: „Und er ließ aufgehen Gras und Kräuter" usw. läßt sich sein Publikum natürlich nicht abspeisen. In seiner Schöpfung „hatte der Direktor des botanischen Gartens, Hofrat . . . die Freundlichkeit" und wenn das Kapitel von der Rippe daran kommt, tut ers nicht unter Keckulé von Stradonitz. Den Sündenfall, der laut dem Bericht der Bibel bekanntlich nach der Schöpfung kommt, hat er in den Mittelpunkt der seinen gestellt und den verbotenen Apfel spielt er selbst jeder Eva täglich in die Hand, weil keine Rubrik dem Publikum besser gefällt, als die Vertreibung aus dem Paradies.

Der Ältere: Schluß! Schluß! Ich sehe schon die ganze Genesis in den gefälligen Wendungen Schmocks. Er steht schmunzelnd dabei, als sie sahen, daß sie nackt waren und veröffentlicht das im „Paradiesboten" unter der Überschrift „Etwas aus dem Reiche der Mode!" Er interviewt den Engel mit dem feurigen Schwert, als seis der Schutzmann Nr. 12, der energisch einem öffentlichen Skandal ein Ende machte. Er glossiert die amtlichen Bekanntmachungen Jehovas „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" analog einem Erlaß des Herrn von Jagow und schließt mit dem neckischen Hinweis, die lieben Kleinen seien ja doch des Hauses Sonnenschein . . .

Der Jüngere: Jetzt sind Sie im Bilde! Jetzt kann ich Ihnen das Letzte verraten! Wissen Sie, was das da ist?

Der Ältere: Sie wollen doch nicht hören, das sei die bewährte „Woche"?

Der Jüngere: Das ist der offizielle Schöpfungsbericht von Jehova Nachfolger. Sechs Tage wird daran gearbeitet und am siebenten sieht der Leser, daß es gut war. Was ein Vierteljahr lang nicht in der „Woche" auf neu geschaffen wurde, existiert nicht mehr für den deutschen Bürger. Hier, in diesem braunen Heft, halten sie den Ruhm von Richard Strauß, die Unsterblichkeit von Rudolph Stratz, den Bestand der Dynastie Hohenzollern.

Digitized by Google

Ein Wink von Zebaoth Scherl und alles ist dahin. Es wird nichts mehr darüber berichtet, also ist es nicht mehr. Der Kaiser kann täglich die Linden auf und ab fahren, wenns der Bürger nur sieht und nicht auch liest, ist es einfach nicht wahr. Es verfällt der Anonymität des lediglich Tatsächlichen, während der Bürger den Beleg des Berichtes verlangt. Gott konnte nur eine Welt aus dem Nichts schaffen. Das kann Schmock auch. Aber er kann auch die Welt ins Nichts zurücksinken lassen. Er hält ein Stück Holzpapier zwischen den Leser und die Schöpfung und diese ist erledigt.

Der Ältere: Ja, Herrgott, es gibt doch noch andere Zeitungen und Zeitungsschreiber. Es gibt doch noch andere Leser, es gibt Blätter, die Sie lesen, die ich lese ...

Der Jüngere: Auf einem andern Stern, werter Herr, auf einem andern Stern. Ich glaube, das hat uns Junge so spöttisch, so empört, so radikal gemacht, daß wir das schneller und heftiger erfahren haben, mit dem Ihr Älteren nur genießerisch kokettiertet: daß eine ganz kleine Zahl heißer, klangvoller Menschen Gottes Schöpfung gelten läßt und ihre Herrlichkeiten sucht und bestürmt. Wir ringen um edle Menschen und große Taten, wir schlagen uns um ersonnene und angebetete Dinge die Schädel ein und wenn wir, auf die Angaben der Statistiker vertrauend, uns an 60 Millionen Deutsche wenden wollen, um ihnen unsre Erkenntnis und unsren Jubel darzubieten, so tritt mit gefälligen Gebärden ein Inseratenchef auf uns zu und erbietet sich, unsre Ekstasen im Annoncenteil zu veröffentlichen, wobei er sich verpflichten könne, daß ein redaktioneller Hinweis unter der Rubrik „Aus dem Geschäftsleben" gebracht werde.

Der Ältere: Ja dann ist es wohl unser Fehler, daß wir noch in der veralteten Schöpfung aus dem ersten Buch Mosis leben, während unsre werten Zeitgenossen längst in die unsres Spezialberichterstatters übergesiedelt sind.

Der Jüngere: Sicherlich. Wir sind nur Schemen und werden erst dann anfangen, zu existieren, wenn uns jener in seine Schöpfung aufnimmt. Dann aber müssen wir zugleich auf eine fürchterliche Art aufgehört haben, zu leben

Ulrich Rauscher

Reichstagsporträts

III

Ernst Bassermann

Eine gewisse Art von Energie ist so beschaffen, daß sie nur in den Formen der Schwäche wirksam zu werden vermag. Nur unter dem Anschein der Willenlosigkeit kann mancher Wille sich durchsetzen. Fast gleichgültig muß scheinen, wer vollgültig sein will ... auf etlichen gefährdeten Gebieten des Daseins. Hinter der Maske starrer Indifferenz verbarg und nährte seinen Ehrgeiz Herr Julien Sorel, dieser Held einer unheldischen Zeit. Sein Schöpfer, Henry Beyle-Stendhal, wußte, was Goethe gewußt hatte: daß alles erreicht, „wem wenig dran gelegen scheinet ..."

So wird Herr Ernst Bassermann, der kluge Führer der nationalliberalen Reichstagsfraktion, großer Schwierigkeiten und Gefahren vielleicht nur deshalb immer wieder Herr, weil er sich ein ganz unherrisches Benehmen zurechtgelegt hat. Kein Parteichef hat mehr „innere Feinde", als gerade er. In keiner Partei gibt es unterirdische Minierer von solcher Hartnäckigkeit. Sie kommen vom rechten Flügel des Fraktionsgebäudes und unterwühlen eifrig die Position des Hausherrn, der

Digitized by Google

mehr links wohnt ... „Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort?" denkt wohl, mit dem Prinzen Hamlet, Herr Bassermann, wenn er irgendeine Spezialität des Nagens wiedererkennt. Er ist daran gewöhnt, daß die Reaktionäre seiner eigenen Partei, daß die preußischen Rechts-Nationalliberalen ihn stürzen wollen. Er ist daran gewöhnt, daß diese Kryptokonservativen im heimlichen Einverständnis mit den Parteien des unverhüllten Rückschritts sind. Aber er tut absolut nichts Heroisches (nichts, was irgendwie nach „starker Faust" oder „eisernem Besen" aussähe). Er läßt, in irgendeiner ihm ergebenen Zeitung, höchstens andeuten: daß diese fortgesetzte subkutane Parteivergiftung beginne, ihn zu ennuyieren; daß er der falschen Freunde müde sei; und daß seine wahre Neigung ihn viel mehr zu den schönen Künsten ziehe, als zu dem bureaukratischen Getriebe deutschen Fraktionshaders ... Ernst Bassermann tut, als sei ihm „wenig dran gelegen". Und, wie Goethes Frauenkenner: gerade dadurch „beleidigt", dadurch „verführt" er. Selbst die Feinde kommen dann, fast widerwillig, auf den Gedanken: ob dieser skeptische semi-lasso für die nationalliberale Partei nicht eigentlich doch unentbehrlich sei; und ob er nicht zum mindesten ein sehr repräsentativer, ein sehr dekorativer, ein sehr eleganter Politiker sei ... Und so behauptet sich Herr Bassermann, durch die lächelnd zugestandene Bereitwilligkeit, sich aufzugeben ...

Dieser Sohn des Schwarzwalds, Rechtsanwalt und Stadtrat zu Mannheim, ist wirklich eine der gepflegtesten Erscheinungen des Reichsparlaments. „Schön alternd" — hat ihn neulich jemand genannt. Das ergrauende Haar, sorgfältig in der Mitte gescheitelt, ist sehr dicht. Aus einem freimütigen, gesunden Antlitz spricht Erfahrung ohne Härte, Enttäuschung ohne Sentimentalität und eine gewisse sublimierte Art des Lebensgenusses. Bassermann hat Sinn für das Leben und für die Kunst. Man sieht ihn manchmal in den ersten Parkettreihen der wohltemperierten Theater, in den loyalen Konzert- und Vortragssälen. Dann trägt er stets das ruhige, gelassene Kunstinteresse eines verwöhnten Mannes zur Schau. (Während der andere Mannheimer Rechtsanwalt, Dr. Ludwig Frank, dessen suggestiver schwarzer Kopf bei den moderneren Premieren aufzutauchen pflegt, für die Dinge der Kunst eine um zwanzig Jahre jüngere, aktivere Anteilnahme mitbringt.)

Zum Enthusiasten hat Bassermann kein Talent und keine Neigung. Wenn er, in einer Rede über Militärforderungen etwa, patriotische Töne anschlagen muß, so entledigt er sich dieser Repräsentationspflicht ohne Phrasen, und ohne daß seine, fast allzu glatte, allzu flüssige Beredsamkeit sich zu schmetternden Aufdringlichkeiten herbeiließe. Herrn Bassermann, dem Vertreter saturierter Schichten, ist es eine Selbstverständlichkeit, militärfreundlich (und zollschutzfreundlich) zu sein. Diesem Nationalismus mischt er immerhin eine so große Dosis sozialen Empfindens (auf deutsch: Menschlichkeit) bei, wie es seine komplizierte Mittel- und Vermittlerstellung nur eben gestattet. Die Mixtur, die so entsteht, bietet gesetzten Konstitutionen sehr solide Garantien. Es ist eine gute, beruhigende Medizin. Die politische Apotheke des Herrn Bassermann ist durchaus eine „pharmacie normale". Auf diesen Heilmittler passen alle Ausdrücke, die sympathische, ausgleichende Mäßigung anzeigen, wie: urban, conciliant, vorurteilslos, legitim, tolerant, diplomatisch. Manchmal auch zerrinnen solche bequeme Eigenschaften Bassermanns zu einem

Digitized by Google

gewissen verschleiernden Euphemismus ...

Kürzlich hieß es in den Zeitungen, Ernst Bassermann werde einen sehr wichtigen Botschafterposten erhalten, der gerade vakant war. Es ward nichts daraus. Ginge sein Ehrgeiz in der Tat so weit? Strebt er wirklich (auch darin Herrn Paul Deschanel, dem elegantesten französischen Parlamentarier, ähnlich) aus den Deputierten-Niederungen in die höheren Sphären der Regierung?

Herr Bassermann wird sich hüten, Aspirationen solcher Art zu verraten. Die müde Geste gehört ja zu seiner Taktik. Und in dieser leisen Ermattung (in diesem typischen Phlegma einer überholten Bürgerschicht) liegt, neben der steten Gefährdung seiner parlamentarischen Position, der ästhetische Reiz im Wesen des Abgeordneten für Saarbrücken, der ein klarblickender Mensch und vom Scheitel bis zur Sohle ein politischer Gentleman ist.

Carsten F. Jesper

Ein paar Randglossen

S. K. H. der Kronprinz, welcher sich zu einer beachtenswerten Erscheinung im deutschen Dichterwalde entwickelt, hat nun auch in lehrhafter Form das Wort ergriffen und im Vorworte zu einem Wehrvorlagealbum ernste Mahnungen an das deutsche Volk gerichtet, den Hang nach Wohlleben und Reichtum verurteilend, wünscht S. K. H. eine Stärkung des soldatischen Geistes.

O wie viele werden ihm kräftig beistimmen! Wie viele werden wünschen, daß jenes Tressen- und Klunker- und Trottelunwesen aus der deutschen Armee verschwindet! Daß die Bratenfräcke, die mörderischen Stehkrägen, die schrecklichen Mützen einer soldatischen Einfachheit geopfert werden, daß man vor allem keine Offiziere mehr mit Armbändern sehen wird usw.

Tiefer und ins Seelische eindringend wünschen dann kühne Schwärmer, daß der Snob- und Gentton aus der Armee verschwindet, daß der Bonner Husar und Deutzer Kürassier überzeugt werden, sie seien genau so gut Soldaten und nicht mehr, wie z. B. der Leutnant in einem Glatzer Infanterieregiment.

Wir werden die Zeiten erleben, daß nicht in jedem Gauner- und Spielerprozeß bunte Uniformen auf der Zeugenbank zu sehen sind, und vieles andere werden wir erleben und sogar die rosarote Hoffnung hegen wir, daß unverschämte Geldprotzen, Trustwucherer und Menschenfresser die Zuneigung und Bewunderung hoher Herrschaften nicht mehr finden können.

* * *

Das Vorkommnis hat den vielseitigen Schriftsteller Nordhausen, welcher als Redakteur der reaktionärsten Antisemitenzeitung nebenher auch als Korrespondent eines linksliberalen Blattes entgegengesetzt zu fühlen versteht, begeistert. Die Wiedergabe des gesamten patriotischen Auswurfes wird man uns schenken. „Ehrenplatz in der nationalen Bücherei", „unser Kronprinz", „tiefer und gerechter Stolz", „Mann der deutschen Zukunft", „Soldat durch und durch". Das sind so die Schlager und an ihrem Schleime kleben noch einige andere Entzückungen.

Das ist Art und Ton der „echten Germanen". Im erbfeindlichen Frankreich sind sie nirgends zu finden, nicht einmal bei jenen Herren, welche das Essen servieren und die Pots de chambre ausleeren.

* * *

Da wir schon von Germanen sprechen. Herr Josef Ruederer hat sehr ernst

Digitized by Google

und sehr biederb Abrechnung gehalten mit dem Herrn Kurt Weiße.

Dieser Mann gab eine Vornotiz über eine künftige Komödie des Herrn Josef Ruederer hinaus.

Die Vornotiz war im Reporterstil gehalten, ein bißchen gut informiert-neckisch-anbiedernd.

Niemand hat sie bemerkt.

Trotzdem — oder gerade deswegen — richtet Herr Ruederer den bekannten „wuchtigen" Angriff gegen Herrn Weiße mit zehn Zeilen gegen eine.

Es sind bittere Worte, welche hier der Dichter an seine Nation, an die Presse und ganz besonders an Herrn Kurt Weiße richtet.

Ein schmerzliches Gefühl und echteste Indignation durchzittert sie, und auch richtiger deutscher Manneszorn über „Anzapfungen" „lumpige Strauchrittermanieren" „systematische Hetze" und ähnliche Verbrechen, die wir alle hinter Herrn Kurt Weiße nicht gesucht haben, schon deswegen, weil wir ihn nicht kennen. Herr Ruederer, der ihn einen Dungwagen heißt, welcher den „Stunk" (Hardensche Schule) zu fahren habe, gibt genauestens die Adresse von Kurt Weiße an, sogar seine Telephonnummer.

So ist Deutschland um eine Erfahrung reicher.

Im übrigen ist es auch wirklich zu bedauern, daß so viele Vornotizen, gleichzeitige Notizen und Nachnotizen über Herrn Ruederer erscheinen. Sie häufen sich in der letzten Zeit bedenklich. Und wenn dann über die Notizen wieder Notizen und Artikel und Manneszorne erscheinen — um Gotteswillen!

Mit Kurt Weiße sind wir natürlich fertig, obgleich er doch nicht die Schuld an sämtlichen Notizen trägt.

Die suchten wir bei einem anderen.

L.

Weh uns — wir haben gesiegt!

Von Gebietseroberungen, meinte Friedrich von Preußen (als Kronprinz) haben die Bewohner des siegreichen Staates nichts; denn sie werden durch den Zuwachs um keinen Pfennig reicher.

Die Balkanstaaten werden es merken. Wie auch der endgültige Friedensschluß ausfällt, er wird sehr teuer sein — für die Sieger. Schon vor längerer Zeit haben die Serben, ahnungsvoll, eine Kostenrechnung für „Neuserbien" aufgestellt. Übernahme der Bahnen Ristowatz-Saloniki und Mitrowitza-Üsküb, Ablösung der „Wakuf"güter und anderes; Bedarf: 500 Millionen. Die Spesen Bulgariens werden nicht geringer sein; hinzu kommt ein Teil der türkischen Staatsschuld mit ziemlich 800 Millionen. Macht für die vier Staaten zusammen weit über zwei Milliarden Eroberungskosten einstweilen. Was ist dagegen die halbe Milliarde, die sie während des Krieges ausgaben?

Dennoch ist dies nur der erste Bedarf. Die verwüsteten, menschenleeren, an Erwerb und Handel geschädigten Gebiete müssen „erschlossen" werden. Sie machten schon unter der Türkenherrschaft mehr Kosten als sie einbrachten: Wie wird es sein, wenn sie meliorisiert werden müssen?

Es hat sich eben in den Kriegen der letzten Jahrzehnte ein viel zu wenig beachtetes Gesetz erwiesen, das bündig lautet: Der Sieger zahlt. Zum mindesten wo Land erobert wird, ist das altverständliche Wesen des Beutekrieges genau auf den Kopf gestellt. Wer verliert, macht Ersparnisse; wer Gebiet erobert, erobert Schulden. Fast ausnahmslos ist die Hypothekensumme höher als der Grundwert. So war es auf Kuba, so in Korea, so in Marokko, das wieder einmal 250 Millionen Anleihe braucht, so in Tripolis, so wird es, verzehnfacht, auf dem Balkan sein.

Digitized by Google

Man sehe die Geschichte der neueren „Kriegsentschädigungen" durch: sie waren ein Tribut des Siegers an den Besiegten. Der Eroberer streckt die Entschädigungssumme in Gestalt einer Anleihe vor (China, Marokko); oder er zahlt eine Trostrente (Lybien); oder er übernimmt die Schulden. In jedem Falle fällt ihm die Aufgabe zu, das neugewonnene, wirtschaftlich meist zurückgebliebene Gebiet zu finanzieren. Ein Geschäft aber ist es auf keinen Fall, und der einzige, der per Saldo mit einem gewissen Gewinn abschließt, ist — der Besiegte. Er wird seine Schulden los.

Hermann Friedemann

Pfitzners „Armer Heinrich"

Das erste Ereignis seit Bruno Walters Kommen: eine tief gefühlte, köstlich ausgearbeitete Aufführung des „Armen Heinrich". Von dem Werk kann man nur in Worten höchster Begeisterung sprechen. Pfitzner hat mit Reger der Kammermusik nach Brahms ihre tiefsten Werke gegeben: nach der, gleichsam das kommende Große vorbereitenden Cellosonate das Trio, das Streichquartett und das alle noch übertreffende geniale Klavierquintett; Pfitzner ist im Lied heute der Führer. Da könnte es erstaunlich scheinen, daß er auch der deutschen Opernbühne im „Armen Heinrich" und in der „Rose vom Liebesgarten" zwei Werke geschenkt hat, neben die sich aus der nachwagnerischen Literatur kaum etwas stellen läßt. Es ist nicht erstaunlich, weil auch in der Oper, trotzdem er rücksichtsloser Musikdramatiker ist, Pfitzner Musiker bleibt. Was einmal historisch an seinen Bühnenwerken als das Bedeutsamste erscheinen wird, ist die durchaus absolut musikalische, dabei dennoch musikdramatische Gestaltung seiner Akte im einzelnen, wie im ganzen. Es ist hier nicht der Ort, diese Art ausführlich zu charakterisieren. In einer Einführung zum „Armen Heinrich" von A. Berrsche*) ist versucht worden, dem Neuling die musikalische Gestaltungskunst in der großen Erzählung des Dietrich im ersten Akt des „Armen Heinrich" klarzumachen. Und es ist gut, von diesem Stück auszugehen, das sich am leichtesten erschließt. Freilich ist gerade diese Erzählung die einzige Stelle, wo der Musiker vor dem Musikdramatiker steht. Sie ist aus der musikalischen Formung des Aktes kaum fortzudenken, aber sie ist dramatisch unmöglich. Sonst sind Pfitzners Akte dramatisch und musikalisch von einer Konzentriertheit ohnegleichen. Und man müßte den Neuling von der Dietrich-Erzählung aus weiter führen zum Einblick in die wundervolle Gestaltung etwa des zweiten Akts des „Armen Heinrich" und des ersten Akts der „Rose", Akte, die ihrem Eindruck nach sich nur vergleichen lassen dem der einheitlichen Mannigfaltigkeit klassischer Sinfoniesätze. Daß der Dichter der beiden Opernbücher diese Gestaltung ermöglicht hat, daß er im einzelnen wie im ganzen wirkliche „Dichtungen für Musik" geschrieben hat, ist ein großes Verdienst; und Pfitzner hat James Grun mit warmen Worten gelobt. Aber man kommt — und gewiß nicht nur beim Lesen — nur schwer darüber hinweg, daß der sprachliche Ausdruck in peinlicher Weise wagnerisch, abgeschliffen, oft unklar und schwülstig ist. (Dies noch mehr als im „Heinrich" in der „Rose", deren ganzer gedanklicher Gehalt zum mindesten bedenklich ist.) Und so wartet man mit Hoffnung auf den „Palästrina", den Pfitzner selbst gedichtet hat. (In Parentheſe möge hier ein Werk genannt werden, das, wenn auch vielleicht

*) Bei Brockhaus.

Digitized by Google

nicht ganz in seinem Gehalt, so doch in seiner, sagen wir, absolut musikalischen musikdramatischen Gestaltung Pfitzners Opern ähnlich ist, und das seiner Bedeutung nach noch längst nicht genügend bekannt ist: Paul Dukas' „Ariane et Barbe-bleue". Nach der Frankfurter Oper hat sich, soviel ich weiß, noch keine deutsche Bühne daran gewagt!)

Was der „Arme Heinrich" im einzelnen an Schönheit enthält, ist oft gesagt worden. Es gibt da Stellen von einer Intensität der Empfindung, daß sie an der Grenze dessen sind, was man im Opernhause ertragen kann: fast der ganze zweite Akt ist so, dann im dritten Akt Heinrichs Gesang, den eine einstimmige Begleitung unbeschreiblich schön umrankt. Aber nicht alle Schönheiten sind von dieser, ich möchte sagen, körperlosen Art. Es sind melodische Eingebungen da, die auch der normale Opernbesucher hört, und die dabei doch von einer unantastbaren Anständigkeit sind. Diese eingänglichen Schönheiten sind es, durch die, so glaube ich, das Werk im Repertoire zu halten ist. Und es ist innig zu wünschen, daß nicht unglückliche Zufälle den „Armen Heinrich" von der Münchener Bühne wieder verschwinden lassen.

B.

Begegnung mit Strindberg

Ein Dokument

Ich sah mich in einer Laube sitzen, wie man solche im Süden an ländlichen Wirtshäusern oder in der Ecke eines bäuerlichen Gärtchens häufig genug zu finden pflegt.

In einer Ecke, die zwei im rechten Winkel zusammenstoßende, weißgetünchte Mauerwände bildeten, spannte sich auf Pfosten und Latten ein grünes Blätterdach über meinem Haupte. Längs der Wände lief eine Holzbank und darüber war ringsum ein Rückenbrett genagelt. Davor standen, wieder im rechten Winkel zueinander, zwei einfache, längliche Tische mit grüngestrichener Platte und einige Holzstühle mit strohgeflochtenem Sitz. Aus der Laube sah man in einen kleinen ländlichen Garten mit rechteckigen Gemüse- und Blumenbeeten, der von einer dichten Hecke vollerblühter Sonnenblumen umschlossen war.

Ich saß an einem Ende der Bank, und schräg gegenüber am anderen Ende saß ein mir unbekannter Herr, an dessen äußeren Menschen ich mich doch glaubte erinnern zu sollen. Er hatte einen blonden Bart und schütteres Haar und saß vornübergebeugt, die Arme auf die Tischplatte gestützt. Von Zeit zu Zeit warf er, über seine goldene Brille hinweg, einen spöttischen Blick nach mir, und schließlich erkannte ich ihn. Es war ein Arzt, mit dem ich vor langen Jahren einen anregenden Verkehr gepflogen hatte, von dem ich aber seitdem nichts mehr gehört hatte.

Mir gegenüber aber saß Strindberg auf einem Stuhle. Sein Äußeres war vernachlässigt; er trug eine alte Lodenjoppe und auf seiner Brust flatterte eine große, schlecht gebundene Masche. Die grauen Haare standen wirr um seine Stirn und seine blauen Augen sprühten Feuer.

Zwischen uns stand eine Flasche mit hellem rubinrotem Wein, den wir aus niedrigen Glasstutzen tranken. Eine Flasche des gleichen Weines stand auch vor dem Arzte.

Jetzt sagte Strindberg und blickte mich neugierig an: „Mit der Paranoia also wollten Sie mein Genie erklären?"

„Keineswegs, Meister," entgegnete ich. „Mit dem Verfolgungswahn kann ich nicht Ihr Genie, sondern nur die besondere, die kennzeichnende Form und Erscheinung Ihres Genies erklären. Es ist das Genie des Paranoikers, wie es das Genie des Rousseau war,

Digitized by Google

und bei Ihnen und bei Jean-Jacques ist es hervorgegangen aus dem Genie des Unfreien, des Sklaven."

„Natürlich, der Sohn einer Magd," rief Strindberg mit dröhnendem Lachen dazwischen. „Ich warf Euch den Knochen hin, jetzt nagt daran!"

„Vielleicht sitzt der Zusammenhang tiefer," fuhr ich fort. „Das Nichtvergessenkönnen, das Sicherinnernmüssen ist das Stigma des Sklaven, des Unfreien. Sehen Sie die Juden, — ein Volk von Unfreien und ein Volk von Paranoikern. Die aus grobem Stoff Gebildeten sind rachsüchtig und rücksichtslos. Die feiner Gearteten — und das ist die Mehrzahl der Juden — sind dankbar und sentimental und doch vergessen auch sie erlittenes Unrecht und Unbill nicht, wenn sie auch nicht mehr die Kraft und den Willen zur Rache haben. Und die Feinen, die Subtilsten und die Genies sind schamlos, wie es Heine und Lassalle war, und wie es auch Rousseau war und wie Sie es sind, Meister Strindberg. Der Freie verbirgt seine Wunden, der Unfreie zeigt sie auf offenem Markte."

„Sie meinen die Frauen und was ich um sie gelitten habe," sagte Strindberg drohend und seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen und standen steil zwischen den Falten seiner Stirn. „Ich habe wollen die Brücke von Mensch zu Menschen schlagen, nicht mit schönen Worten, die man am Schreibtisch ausheckt, wie es diese tun, die über mich lachen, sondern mit meinem Blute. Verstehen Sie mich, mit meinem Blute! Heilig sind diese Wunden! Rühren Sie nicht daran!" Er trank sein Glas leer und beugte sich zu mir herüber: „Wenn Sie gesagt hätten, dieser Strindberg war kein Genie, weil er keine Syphilis hatte. Das hätte ich gelten lassen. Genie und Syphilis, — abgründige Influenz! Wer dereinst wird es vermögen, dich zu ermessen und die blöde Menschheit zu belehren! Spirochaeta pallida, — du geheiligtes und unsichtbares, blasses Spiralwesen, das du die Ganglien des menschlichen Gehirns zu den unerhörtesten Leistungen antreibst und spornst!" Jetzt füllte Strindberg sein Glas von neuem, hob den funkelnden Wein in die Höhe und rief: „Ein Pereat Ehrlich-Hata! Ein Pereat den Genietötern!"

Der Arzt am anderen Ende der Bank blickte jetzt zu uns herüber und sagte laut und vernehmlich: „Nonsens. Hyperämie des Gehirns, — vielleicht! Sonst nichts!" Dann stand er auf, trat von rückwärts an Strindberg heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Es ist Zeit, Herr Strindberg. Kommen Sie!"

Strindberg drehte sich blitzschnell auf seinem Stuhl herum, packte den Arzt vor der Brust und hielt ihn fest, und rief mir zu: „Sehen Sie, das ist die Welt, gegen die ich kämpfen mußte, und so sieht sie aus! Ein Vollbart und eine goldene Brille und kein Haar auf dem Kopf! Und sie sagt „Herr Strindberg" zu mir und sie hat auf alle meine Reden und Schmerzensschreie nur die eine Antwort: Nonsens! Aber so wie ich alle meine Gegner erdrosselt habe, so will ich auch diese Welt erdrosseln!"

Und er sprang rasch vom Stuhl auf, fuhr dem Arzt an die Kehle und begann ihn zu würgen, ———und ich erwachte.

* * *

Dieses träumte ich in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1913.

Den Silvesterabend hatte ich in einem fröhlichen Kreise von Schriftstellern und Politikern zugebracht und war erst gegen fünf Uhr morgens heimgekommen.

Am Neujahrstage speiste ich in Gesellschaft einer jungen Dame zu Mittag. Die Müdigkeit saß uns in den Augen-

Digitized by Google

winkeln und wir führten zwischen Lachen und Gähnen ein harmloses Gespräch. Danach versuchte ich zu schlafen und war gegen abend kurze Zeit mit einem befreundeten Maler zusammen. Dann saß ich allein in einem kleinen Restaurant, sah ein Dutzend belangloser Gesichter und begab mich gegen neun Uhr zur Ruhe. Vor dem Einschlafen las ich einige Seiten in de Costers Ulenspiegel.

Ich hatte in den letzten 48 Stunden nichts gesehen, nichts gehört und nichts gelesen, was mit dem hier Erzählten auch nur den entferntesten Zusammenhang gehabt hätte. Und als ich am Morgen des 2. Januar erwachte, hatte ich das lebensvolle Bewußtsein dieses Traumes.

Ich habe mich bemüht das Erinnerungsbild getreu und ungeschminkt festzuhalten, etwa wie es die lichtempfindliche Platte und die Aufnahmswalze des Phonographen vermag, um zu zeigen, wie sonderbar das Unbewußte in uns spielt.

J. L. Windholz

Glosse, Aphorismus, Anekdote

Unsre Großväter, wenn sie nicht mehr weiter wußten, brachen ihre Tischreden harmlos-schlau ab mit dem Wort: „Kürze ist die Würze." Jene Älteren waren kurz, wenn sie nichts zu sagen hatten (und sehr ausführlich, wenn sie gelegentlich etwas zu sagen hatten), wir Jüngeren sind kurz, weil wir etwas zu sagen haben (die Ausführlichen von heute sind meist belanglos).

Wir Jüngeren lieben das Essentielle; wir polken das Wesentliche aus dem Leben heraus. Schon unser aller Onkel, der gute Lebens-Reform-Peter A. schuf das Wort von den geistigen Bouillonkapseln. Wir lieben die geschlossenen ungestörten Kulturen ferner Länder; wir schätzen die konzentrierten American-Drinks; wir sind Psychologisten, Analytiker, nur um eine stärkere Synthese des Zersetzten zu mixen. Wir jüngeren Dichter und Schriftsteller sind meist beruflos, weil wir das Leben tausend Getrennter in uns gehäuft, getürmt zu leben haben; unsre Werke sind der Extrakt von tausend Erlebnissen, Menschen, Gedanken. Wir walken, pressen, kneten, wirbeln, ballen das Leben. Wir lassen es durch uns rinnen wie durch Siebe, und bauen aus dem Gesiebten, wie Kinder aus Sand: Städte, Häuser, Menschen, Landschaften, Lust und Mord.

Weil wir das Essentielle lieben, sind wir knapp im Ausdruck und in der Form. Ältere Bürger spähen behaglich zunächst nach dem Leitartikel vorn im Blatt; wir Jüngeren blättern heftig alsbald in jenen Glossen und kurzen Kritiken, die hinten in den Zeitschriften stehen. Daher haben alle besseren Revüen unserer Tage neben dem Hauptteil einen Glossenteil aufzuweisen. Späteren Historikern werden diese Glossen wichtiger sein als jene langen Artikel. Die Glosse ist uns Ersatz für die langen kritischen und moralischen Abhandlungen früherer Zeiten. Die Glosse ist wirksamer; sie verhält sich zur Abhandlung wie der Witz zum Humor. Eine Unzahl von Assoziationen wird in der Glosse fortgelassen, nur die wesentlichsten spitz dargeboten. Der Leser muß zum Springer werden und wird mehr erschüttert als der frühere behagliche Schlenderer. Wie Zauberkünstler hantieren wir: wir zeigen den Tatbestand; dann ein geschickter Handgriff, die Sache offenbart sich verändert, aus dem Vogel ist ein Karnickel geworden. Verdutzt lacht oder wütet der Leser.

Leiter von Feuilletons und Zeitschriften klagen über die Unzahl von eingesandten Aphorismen, die teils Blödsinn, teils Abschriften oder Variationen früherer Aphorismenschreiber sind. Dies

Digitized by Google

zeigt, daß selbst die Inferioreren von selbst nach Knappheit des Ausdrucks streben. Die Besseren sollten den Aphorismus nicht verschmähen, denn er ersetzt uns die alten, dicken Bücher der Philosophie. Freilich weiß ich, daß sich alle Aphorismen auf wenige Schemata zurückführen lassen; man könnte, wenn man Zeit hätte, eine Lehre von den Arten des Aphorismus aufstellen, wie die alte Logik eine Lehre von den Arten der Schlüsse aufweist. Doch man bedenke, daß sich in die bewegliche, heitere, bittere Form des Aphorismus mehr Weltweisheit gießen läßt, als in jene syllogistischen Formeln abgeströmter Jahrhunderte. Philosophiestudierende unserer Tage lieben deshalb sehr die erhaltenen aphoristischen urweisen Äußerungen der vorsokratischen Weltdenker; wir lesen Schopenhauers Parerga und Paralipomena lieber als sein dickes, dickes Hauptwerk; man studiert die Musteraphorismen der Franzosen Montaigne, Pascal, Chamfort; und wir sollten uns nicht schämen, zu gestehen, wie wir einst alle für Wilde schwärmten. Es genügt, des ferneren den Namen Nietzsche zu nennen. — Unterbewußtes steigt oft als brillierender Blitz auf: der Aphorismus. Lang Bedachtes fügt sich plötzlich in die einzig mögliche runde Form: der Aphorismus. Ein wühlendes Erlebnis formt sich eines Tages zu einem Satz: der Aphorismus.

Es muß einmal betont werden, daß auch die wertvolleren Menschen unserer Zeit gern im Kino jene komprimierten Handlungen, stenographisch-mimisch aufgezeichneten dramatischen und grotesken Ereignisse betrachten. Und nicht nur im Kino. Man liest im Simplizissimus am liebsten die Rubrik: „Lieber Simplizissimus". Man schlürft wie ein halb Dutzend Austern schnell und intensiv etliche jener lang vergessenen, harten Anekdoten Heinrichs von Kleist. Allenthalben beachtet, vielfach verehrt, auch bekämpft werden die Anekdoten W. Schäfers. Und die short-story, das gedruckte Kinostück, ist der gesuchteste, gelesenste und bezahlteste Beitrag der Journale aller Länder. — All diese anekdotischen Produkte geben konzentrierteste Epik; jeder kann jederzeit für sich die Essenz auflösen zu Zuckerwasser oder Gift, kann den Kern realistisch oder stilisierend umschmücken. Ein Knopf wird angedrückt, ein Läutewerk beginnt in uns.

Zusammenfassend sei nochmals gesagt: die Glosse ersetzt die Abhandlung, den Leitartikel; der Aphorismus die philosophischen Schriften; die Anekdote längere epische Erzeugnisse. Wir gebrauchen diese knappen Formen, nicht aus Faulheit, nicht aus Unfähigkeit, Größeres zu schreiben, sondern weil sie uns Erfordernis sind. Weder wir noch andere haben Zeit zu verlieren. Wenn wir zu viel und zu lang schreiben oder lesen, rinnt draußen zu viel von dem süßen, wehen Leben vorbei, das wir fressen müssen, um weiter leben zu können.

Kurt Pinthus.

Der Mann von vierzig Jahren

Wer die erregende Atmosphäre kennt, die große politische Ereignisse umschwebt, der weiß, daß durch ihren starken Atem auch die persönliche Lebenskurve in stärkere Schwingungen gerät. Die Aktivität, die sich dem kontemplativen Blick entfaltet, wird quasi ein Hinweis auf die (durch Konventionen gefesselten) dunkelwilden Seelenkräfte des Ichs und gleichzeitig ein Material, auf welches sie wirken können. Jakob Wassermann wußte sehr wohl, warum er seinem Roman „Der Mann von vierzig Jahren" (S. Fischer Verlag) den Zeitrahmen von 1870 gab.

Digitized by Google

Er stellt in dieses sehr seelische und intellektuelle Buch ein sich verjüngendes Mannesschicksal: Der Vierzigjährige, Fertige, Abgeschlossene, Gesicherte erträgt sich nicht in diesem Zustande. Er leidet unter diesem Besitzersein (als erotischer und geistiger Mensch), unter einer Existenz dank der Zinsen von einst gesammelten Kapitalien (in jugendlichen Kämpfen und Erlebnissen angelegt). Das Sexuelle gibt den Anstoß: Er liebt seine Frau; aber sie wurde ihm zu sehr Gewohnheit und Erinnerung. „Er wartete, welche Bewegung sie machen würde und riet im stillen, daß sie den Kopf an einer genau von ihm bestimmten Stelle fassen und auf die linke Hand stützen würde. Es geschah so, und seine Erbitterung verwandelte sich in Widerwillen ... Die Decke ihres Bettes war zurückgeschlagen, und der Geruch des Frauenkörpers, der dem Linnen zu entströmen schien, erweckte keine Begierde oder Zärtlichkeit mehr in ihm." Er verläßt Haus und Familie und beginnt draußen ein neues Leben, voll von Räuschen, Diesseitigkeiten, Farben und — Zweifeln und (halb geahnter) Verlogenheit.

Diesen hinreißend menschlichen Vorwurf gestaltet Wassermann nicht immer so, wie man es ersehnen könnte. Einzelfälle, Episoden, Erzählerisches verschleiern oft die Tiefen. Vor die Formulierungen dieses so geistigen Mannseins stellen sich allerlei Abenteuer, die manchmal interessieren, aber nicht immer aufschließend sind. Denn es sind doch kaum die Liebschaften von Würzburg, Paris und London, die diesen Mann in den Feldzug treiben und in dem wildesten Kampfe, todesnahe, dem Jugendfreunde gegenüberstellen, der (härter, konturenhafter und verbitterter) auf seine Art ein Mann von vierzig Jahren wurde.

Trotzdem hat Wassermanns Roman viel von bekenntnishafter Glut. Es ist in ihm ein Auflehnen gegen ein Schicksal, das fest besteht — und auch mit Recht. Es ist das Händestrecken eines Mannes nach einem blühenden Frühling, wo doch schon ein Sommer vorbei ist. Es ist der Kampf gegen die stählerne Notwendigkeit ethischer Resignationen. Nur daß es mir schöner schiene, die Nerventänze stets selbst zu spüren, die Sensibilität dieser Existenz atemlos mitzufühlen, statt sie (streckenweise) in platt-breite Gegenstandskomplexe hineinreflektiert zu sehen. Trotzdem meidet die Darstellung dieses Schicksals, das „von einem gewissen Zeitpunkte ab in Dämmerung und Dunkelheit gleitet" natürlich jede „Belletristik".

Die nicht erfüllten Möglichkeiten des Buches werden einem klar, wenn man Robert Musils „Verwirrungen des Zöglings Törleß" liest.

Rudolf Kayser

Fürs Vaterland

Die Unterscheidung zwischen künstlerisch-wissenschaftlichem und literarisch-geschäftlichem Film ward offensichtlich geworden. Als Mittelding zwischen beiden tauchte dann der vaterländische Film auf. Für Jubelfeiern fabriziert. Der vaterländische Film ist im wesentlichen eine Geschmacksfrage, für den Kritiker noch eine Charakterfrage... Eine deutsche Firma gebärdet sich patriotisch.

I.

Theodor Körner, ein Heldenleben von der Wiege bis zum Grabe, war der Anfang. Es war von der Wiege bis zum Grabe eine Geschmacklosigkeit. Nutzen sah man also keinen.

Digitized by Google

II.

Dann kam der erste Teil von der Königin Louise. Ein hübsches Bilderbuch für große und kleine Kinder. Hier ein Gutes: es erhellte mit einem Male die Bedeutung unserer historischen Museen. Sie waren entwicklungsgeschichtlich als Vorläufer des Kino nötig. „Benützt wurde die Original-Staatskarosse der Königin mit Allerhöchster Genehmigung." Mit gleicher Genehmigung „der Original-Kinderwagen Kaiser Wilhelms I." Für absehbare Zeit steht uns sicher der Film eines Schillerschen Werkes bevor, wenngleich man vorerst „Die Räuber" in München verboten hat. Im Kgl. bayerischen Nationalmuseum wird unter Glas eine Haarlocke des erwähnten Dichters aufbewahrt. Den Hauptdarsteller in dem zu erwartenden Klassikerfilm erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß die in Betracht kommende, kgl. bayerische Direktion die Locke gerne für einen edlen, vaterländischen Zweck ausleiht. Er wird sicherlich durch ein geschicktes Aufpappen dieses Haarbüschels auf seine hohe Stirne eine ungeahnte Illusionswirkung beim Publikum erzielen . . .

III.

Über den zweiten Teil von der Königin Louise läßt sich nichts Bedeutendes sagen. Es ist ein viel schlechteres Bilderbuch, bei dem kleine Kinder nicht mehr mitkommen und Große angeekelt sein sollten . . . Auch hier ein Gutes: der Darsteller des Napoleon macht krampfhaft schwungvolle Versuche, im Gebrauch des Fernglases. Für einige Sekunden lang. Dies allein illustriert auf der Leinwand den Geist, gegen den ein 1813 nötig war. Ein Ausdrucks(!)-mittel des Kino. Herr Richard Nordhausen hat zu diesem Film die Beschreibung geliefert, deren teilweiser Nachdruck selbst verboten ist. Der Rest ist also Schweigen. — —

Im Laufe des Monats April kommt der dritte Teil von der Königin Louise. Wer hier sein geistiges Renommee in den Dienst eines Filmprogramms stellt, steht noch aus. Es soll dann im Neuen Schloß zu Potsdam eine Gesamt-Galavorstellung dieser unserer neuen Trilogie erfolgen. Als Dank für Überlassung historischer Gegenstände und zur Feier des Erhebungsjahres . . . Hurra!

Georg Held

Der neueste Schmuhplattler

(Ein Lied im Volksgeschmack)

Wir san die lustgen Panzerplattler.
Hollodrioh! Uns gehts sauwohl!
So hoch steigt nie kein Gletscherkrattler,
Als wir mit unserm Monopol.
Den Tod samt seiner Happ-Hupp-Hippe,
Den nehmen wir nicht weiter schwer.
Wir sitzen an der Krapp-Krupp-Krippe
Und stellen ihn ja selber her.
Juho!

Wir wissen nix von Rang und Kasten.
Dem kleinsten Schreiber zahln ma was.
Wir singen froh und fragen: Hast en,
Den neuesten Geheimerlaß?
Hat er ihn nicht — na, nächstens wieder.
Wir sind beileib nicht ri-ra-roh.
Wir schreiben treuherzig und bieder
An unsern Fi-Fa-Figaro.
Juho!

Und schallt der Kriegsruf in den Landen,
Dann stehn wir in der ersten Reih
Hurrah! von allen Lieferanten.
Ja, da verdient man was dabei.
Der Aktionär in Fri-Fra-Frankreich,
Der lacht sich Sack und Buckel voll.
So wird man ohne Sti-Sta-Stank reich
Dulióh! Durchs Monopol!
Juho! Túhútú! Dulióh!

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Bern

Von Ludwig Frank, M. d. R.

In Berlin verlangt die Regierung, daß das stehende Heer um 136000 Mann verstärkt werde, und aus Paris kommt das Echo in der Forderung, es solle der große Schritt rückwärts zur dreijährigen Dienstzeit gemacht werden. Die zugemuteten Opfer sind so schwer, daß hüben und drüben die sonst militärfrommen Mehrheiten nur langsam, verdrossen, ohne Begeisterung marschieren. Es schien allerdings, als solle der aktive Widerstand von den reich und müd gewordenen Bürgern ganz aufgegeben und den Arbeitern überlassen werden. Doch aus den grauen Rüstungswolken schaut jetzt verheißungsvoll ein Stückchen blauer Himmel. Von den Schweizer Bergen her tönte ein lauter Friedensruf und weckte Widerhall in Millionen Herzen: statt der Diplomaten, die den Nichtbefähigungsnachweis erbracht haben, sollen die Volksvertreter zusammentreten und beraten, wie die zwei großen, aufeinander angewiesenen, westeuropäischen Nationen in Zukunft bessere Nachbarschaft halten können. Hinter den deutschen und französischen Abgeordneten, die sich in Bern an Pfingsten versammeln, steht der heiße Friedenswunsch zweier Völker, — die Vernunft beginnt eine europäische Großmacht zu werden.

Die mattherzigen Rechner, die am Erfolg des Versuches zweifeln, sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht: Daß in diesen kriegsschwangeren Tagen Vertrauensleute, Gesetzgeber der beiden Staaten sich vereinigen, um Wege zur Versöhnung zu suchen, ist schon ein Ergebnis von großem moralisch-politischem Wert und von unschätzbarer, volkserzieherischer Wirkung. Die offene, ehrliche Aussprache hat Bedeutung; sie schafft Klarheit; sie beseitigt Irrtümer und Mißverständnisse. Aber die Konferenz wird auch zu Beschlüssen übergehen. In den letzten Wochen wurde auf beiden Seiten mit dem Gedanken des nationalen Boykotts gespielt. Leichtsinnige oder an der Hetze geschäftlich interessierte Leute wollten den friedlichen industriellen

Digitized by Google

Wettbewerb verdrängen durch den wirtschaftlichen Krieg. Gegen diesen Rückfall in alte Barbarei muß Protest erhoben und das Kulturgewissen geschärft werden! — Zeitungen und Schriftsteller, die jene gedankenlose und unheilvolle Bewegung unterstützen, sind rücksichtslos zu brandmarken. Bei dieser Gelegenheit werden wir natürlich auch unsere Erfahrungen austauschen über den verhängnisvollen Einfluß, den die international organisierten Waffenfabrikanten auf die öffentliche Meinung aller Länder üben. Die Existenz von Erwerbsgesellschaften, deren Riesengewinne mit der Uneinigkeit der Völker wachsen, hemmt die Annäherung der Völker, bedroht täglich den Frieden und erfordert eine gemeinsame, internationale Abwehraktion, wie gegen die Cholera und gegen die Pest.

Das Wichtigste aber wird sein, daß wir dauernde Einrichtungen schaffen, die der Verständigung dienen. Zu diesem Zwecke wird sicherlich ein Ausschuß gebildet werden, dem die gleiche Zahl Franzosen und Deutsche angehören. Den Vorsitz soll ein Schweizer führen, wie ja überhaupt die kleinen europäischen Staaten neue geschichtliche Bedeutung durch ihre wertvollen Vermittlerdienste erlangen. Diese Kommission wird die Beschlüsse der Konferenz ausführen, Vorschläge prüfen und regelmäßig zu neuen, gemeinsamen Beratungen einladen.

Wenn wir unserer Tätigkeit in Bern so enge Grenzen ziehen, werden wir unseren weitergesteckten Zukunftzielen den besten Dienst leisten. Die Erörterung der beiden Militärvorlagen müssen wir den Parlamenten überlassen. Aber wir werden planmäßig und unermüdlich den Boden bereiten, aus dem in naher Zukunft der unwiderstehliche Wille erwachsen wird, eine deutsch-französische Rüstungspause von mehreren Jahren durchzusetzen. Und von da geht der Pfad weiter zur deutsch-französischen Freundschaft!

Digitized by Google

Kant als Politiker / Von Karl Vorländer

Wenn das Bekenntnis zu den Prinzipien der großen Revolution als das Schibboleth politischen Freisinns angesehen werden kann, so waren die deutschen Gebildeten vor 123 Jahren ganz andere Leute als ihre heutigen Nachfahren. Nahezu die gesamte deutsche Bildung begrüßte enthusiastisch die neue Ordnung der Dinge; ja die Begeisterung ging bis in die vornehmsten Kreise. Wie wären heute Vorkommnisse möglich, wie sie damals geschahen: wo der Rektor des Joachimstalschen Gymnasiums in seiner Königsgeburtstagsrede die Revolution pries und der anwesende Minister Graf Hertzberg ihm lebhaft applaudierte; wo die Herzogin von Gotha die Büsten der Revolutionshelden in ihren Gemächern hatte und die Damen der Aristokratie die französische Trikolore trugen; wo die Musik der Potsdamer Gardes du Corps das revolutionäre Ça ira in die Lüfte schmetterte! Aber die Bewegung war doch mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Als die Ereignisse der Schreckenszeit die Anhänger der neuen Ideen auf die Probe stellten, wandte sich einer nach dem andern von denen, die die neue Freiheit anfangs mit Jubel begrüßt hatten, von den „Henkersknechten" ab. Wir schweigen von Klopstock, Wieland, Herder, Bürger, Voß und vielen anderen und erinnern nur an die bekannte Tatsache, daß auch der einstige Dichter der „Räuber" und des „Fiesko", „angewidert" von der krassen Wirklichkeit, in eine erträumte rein-ästhetische Idealwelt sich zurückzog und in seiner „Glocke" die Ordnungsliebe des deutschen Philisters denen preisend gegenüberstellte, die es sich hatten einfallen lassen, dem „Ewig-Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihen" zu wollen.

Anders der philosophische Führer der Zeit: Immanuel Kant. Gewiß hatte auch er an dem Gang der Dinge in Frankreich manches auszusetzen, wie wir an anderem Orte ausführlich auseinandergesetzt haben: er hätte vor allem an Stelle der revolutionären Gewaltsamkeiten eine friedlich sich vollziehende „Evolution" gewünscht. Allein er ließ sich durch alle

Digitized by Google

Ausbrüche politischer Leidenschaft nicht an den großen Grundprinzipien der Bewegung irre machen. Er sah ein und verkündete es in seiner berühmten Abhandlung „Zum ewigen Frieden" (1795) offen, daß zur Durchführung seines Rechtsstaats-Ideals „auf keinen anderen Anfang des rechtlichen Zustandes als durch Gewalt zu rechnen" sei, „auf deren Zwang nachher das öffentliche Recht gegründet" werden müsse; und daß Revolutionen, „wo sie die Natur von selbst herbeiführt", nicht „zur Beschönigung einer noch größeren Unterdrückung", sondern als „Ruf der Natur" benutzt werden sollten, „eine auf Freiheitsprinzipien gegründete gesetzliche Verfassung als die einzige dauerhafte durch gründliche Reform zustande zu bringen". Und so bekannte auch noch der 74jährige im „Streit der Fakultäten" (1798): die Revolution, „mag sie mit Elend und Greueltaten ... angefüllt sein", errege dennoch in den Gemütern aller Betrachter eine an Enthusiasmus grenzende Teilnahme und beweise damit die „moralische Tendenz des Menschengeschlechtes"; denn wahrer Enthusiasmus gehe immer nur „aufs Idealische und zwar rein Moralische", nämlich den Rechtsbegriff.

Womöglich noch radikaler als in seinen Schriften vertrat der greise Philosoph seine politische Überzeugung im mündlichen Verkehr. Wir wissen durch das Zeugnis seines (gegnerisch gesinnten) medizinischen Kollegen Metzger, daß Kant „mit Freimütigkeit und Unerschrockenheit seine der französischen Revolution viele Jahre hindurch ... günstigen Grundsätze gegen jedermann, auch gegen Männer von den höchsten Würden im Staat verfocht", und daß er sich auch durch die Bezeichnung als „Jakobiner" nicht davon abschrecken ließ, „an den vornehmsten Tafeln der Revolution das Wort zu reden". Damit stimmt überein, was des Philosophen früherer Schüler und späterer Verleger Nicolovius aus dem Jahre 1794 berichtet: daß Kant „noch immer ein völliger Demokrat" sei und neulich sogar die Äußerung getan habe, daß „alle Greuel, die jetzt in Frankreich geschähen, unbedeutend seien gegen das fortdauernde Übel der Despotie, das vorher in Frankreich bestanden", und daß höchstwahrscheinlich die Jakobiner „in allem, was sie gegenwärtig täten, recht hätten". So konnte denn auch das 1796 in öffentlichen Blättern bis nach Süddeutschland gedrungene Gerücht entstehen: die französische Nation habe durch Abbé Sieyès den Philosophen ersucht, ihre Verfassung zu revidieren und ev. Verbesserungs-

Digitized by Google

vorschläge zu machen, ja er sei als „Gesetzgeber und Friedensstifter" nach Frankreich berufen worden; woran wenigstens das wahr war, daß in der Tat eine Korrespondenz zwischen Kant und Sieyès anzubahnen versucht worden ist.

Unsere Kenntnis der politischen Anschauungen des alten Kant wird nun in glücklichster Weise vertieft und ergänzt durch die ausführlichen Aufzeichnungen eines noch unveröffentlichten, nahezu vierhundert engbeschriebene Quartseiten zählenden Tagebuches, das der badische Pfarrer und spätere Theologieprofessor Johann Friedrich Abegg über seine im Sommer 1798 zu seinem Bruder, dem Großkaufmann Georg Philipp Abegg in Königsberg unternommene Reise geführt hat. Während er Weimar, Jena, Berlin auf der Hin- bzw. Rückreise nur kurz berührte und deshalb Goethe, Herder, Fichte, Wieland (Schiller war krank) und den Berliner Aufklärern nur seinen einmaligen Besuch abgestattet hat, über den er ebenfalls in höchst interessanter Weise berichtet, hielt er sich in der ostpreußischen Hauptstadt vom 28. Mai bis 9. Juli auf und war in diesen sechs Wochen, abgesehen von einem längeren Antrittsbesuche bei Kant, dreimal von letzterem zu Mittag eingeladen; auch sonst hatte er natürlich Gelegenheit genug, bei seinem regen Verkehr in der Königsberger Gesellschaft von dem Stolze der Stadt zu hören. Die in der Regel am selben oder nächsten Tage niedergeschriebenen Schilderungen machen den Eindruck vollster Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Urteilsfähigkeit und sind dabei höchst anschaulich gehalten.*) Wir möchten wenigstens einiges zu unserem Thema gehörige besonders Charakteristische den Lesern des „März" nicht vorenthalten.

Kant war zunächst nicht der politische Wolkenkuckucksheimer, als den überkluge „Realpolitiker" ihn hinzustellen lieben. Er war aufs genaueste über alle Ereignisse der inneren und äußeren Politik orientiert und verfolgte alle Geschehnisse mit brennendem Interesse. „Er ist," so erzählte Abegg der-

*) Wir sagen auch an dieser Stelle dem Enkel Abeggs, Herrn Kommerz- und Admiralitätsrat Dr. W. Abegg in Berlin, für die Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit, mit der er uns eine mehrwöchentliche Benutzung des wertvollen Manuskripts gestattete, verbindlichsten Dank.

Digitized by Google

selbe Obersteuerinspektor Brahl, der ihn bei dem Philosophen eingeführt, „so neugierig auf politische Neuigkeiten, daß (Buchhändler) Nikolovius ihm den Probebogen der Berliner Zeitungen, den er auf der Post etwas früher bekommt, zuschicken muß. Und wenn er nicht selbst lesen kann, so fragt er mich oft hintennach durch ein Billett, ich sollte melden, ob nichts Merkwürdiges vorgefallen sei." Denn Kant fand, wie er selbst ein andermal zu Abegg sagte, „keine Geschichte lehrreicher als diejenige, die ich täglich in den Zeitungen lese. Hier kann ich sehen, wie alles kommt, vorbereitet wird, sich entwickelt". In der äußeren Politik drehten sich daher seine Gespräche damals in erster Linie um das voraussichtliche Ziel der gerade damals in Vorbereitung befindlichen Expedition Bonapartes und die neuesten Ukase des halbverrückten russischen Zaren Paul I.; in der inneren um die Prinzipien der französischen Revolution, das neue preußische Gesetzbuch, die Persönlichkeit und die Regierungsgrundsätze des neuen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., der mit seiner Gemahlin eben zur selben Zeit beinahe eine Woche lang in Königsberg weilte, um die Huldigungsfeierlichkeiten der Stadt und Provinz entgegenzunehmen.

Wie verbreitet republikanische Gedanken, trotz einer gewissen Anhänglichkeit an das „angestammte" Königshaus, damals in Königsberg waren, geht daraus hervor, daß der sehr zahme Prediger und spätere evangelische Bischof Borowski (Kants Biograph) einige Jahre vorher zu Hippel äußerte: „Ich glaube, im 19. Jahrhundert gibt es keine Könige mehr", und daß Kants treuester Anhänger Johann Schulz, Hofprediger und Professor der Mathematik, sich offen als Republikaner bekannte. Freilich mußte man sich sehr vor denunziationssüchtigen Kollegen wie dem „Erzroyalisten" Professor Schmalz (der diese Rolle bekanntlich nach 1815 in größerem Maßstabe fortgespielt hat) hüten; „wenn man seine Ideen über die französische Revolution frei bekennt, gilt man für einen Jakobiner, da es doch im Grunde wie andere Lieblingsideen, wenigstens in den ersten Jahren, eine Art Steckenpferd vieler Menschen gewesen war," sagte Kant zu Abegg und fuhr fort: „Man muß niemand hindern, auf seinem Steckenpferd auch durch die Straßen zu reiten, wenn er nur nicht verlangt, daß man deswegen von der Gasse weggehe oder gar ihm nachtrabe, wenn man nicht Lust dazu hat". Daß Kant „mit ganzer Seele die Sache der Franzosen liebe, durch alle

Digitized by Google

die Ausbrüche der Immoralität usw. nicht irre gemacht werde, zu glauben, das Repräsentativsystem sei das beste", wußte der Besucher schon vorher und Brahl bestätigte es ihm. Seit dem Baseler Frieden (1795) zwischen Preußen und der Republik, den er im Interesse des Kulturfortschritts mit Freude begrüßt hatte, hoffte der Philosoph auf ein Hand-in-Hand-gehen beider Mächte. In diesem Sinne äußerte er zu Abegg: „Wenn nur unser König bald nach Berlin kommt und durch Sieyès' Gründe" — der berühmte Förderer der Revolution war damals französischer Gesandter in Berlin — „sich bestimmen läßt, eine vernünftige Partei zu ergreifen, damit durch Preußen und Frankreich vielleicht das Kriegführen unmöglich gemacht werde! Denn Rußland ist zu bändigen: es hat kein Geld und kann sich nicht leicht in die auswärtigen Angelegenheiten mengen, ohne zu erfahren, daß im Inneren Unruhen ausbrechen". Wer möchte leugnen, daß manches hiervon noch auf die heutigen Verhältnisse paßt? Daß die Dinge in Wirklichkeit anders verliefen, konnte Kant nicht voraussehen; aber so ganz utopistisch waren diese Ansichten nicht.

Daß der Philosoph sich durch den äußeren Schein parlamentarischer Freiheiten nicht blenden ließ, wußten wir schon aus seinen gedruckten Äußerungen über England. Seit dem Freiheitskampf der Nordamerikaner gegen die englische Bedrückung hegte er politisch eine Abneigung gegen die Engländer, die durch ihre starre Feindseligkeit gegen das revolutionäre Frankreich nur noch verstärkt wurde. Mündlich äußerte er sich noch viel stärker: „Die Engländer sind im Grunde die depravierteste Nation. Die ganze Welt — ist ihnen England, die übrigen Länder und Menschen sind nur ein Anhängsel, ein Zugehör ... Ich hoffe, es wird glücken, daß sie gedemütigt werden." Er meinte, Bonaparte würde Spanien und Portugal erobern, und dann im Herbste ein allgemeiner Friede eintreten. Er hielt es in diesem Falle „nicht für unwahrscheinlich, daß England republikanisiert, und der König Kurfürst von Hannover ist und bleibt. Dann würde England wieder blühen, ohne andere zu drücken. Den Aufstand in Irland hält er für rechtmäßig; wünscht und hofft, daß die Schotten gemeine Sache mit ihnen machen möchten".

Und auch über die inneren politischen Zustände seines Vaterlandes gab er sich, trotz eines gewissen zur Schau getragenen Liberalismus des jungen

Digitized by Google

Königs, keiner Täuschung hin. „Der Wille des Königs ist Gesetz im Preußischen," sagte er dem ungläubigen Süddeutschen. „Dies glaubte ich nicht," sagte ich (Abegg), „sondern stellte mir vor, daß nach dem eingeführten Gesetzbuche dieses über dem König sei." — „O nein! und zudem, in wessen Händen ist doch selbst dieses Gesetzbuch, wenn es auch dafür erklärt würde, daß es über dem König wäre," erwiderte Kant. — Wie er das meint, geht aus einer bei einer anderen Gelegenheit getanen Äußerung hervor: „Wenn ein Jurist noch so richtig räsonniert (= geurteilt) und geschlossen hat, und er kommt ein: Berlin de dato etc., so muß er seine eigene Vernunft gefangen nehmen und sich unterwerfen." — Daß Kant an der Fülle der sich häufenden Huldigungsfeierlichkeiten sich nicht beteiligte, ist selbstverständlich. Hatte er doch auch bei der vorigen Huldigung (1786) nur getan, was er als derzeitiger Rektor unbedingt tun mußte (vgl. K. Vorländer, Kants Leben, S. 130f.). Interessant ist, daß die Königin Luise ihn zu sehen wünschte, wenigstens ihr Kammerlakai plötzlich bei ihm erschien. Noch interessanter die ironisch-gelassene Art, wie der Philosoph diesen Besuch seinen Mittagsgästen schilderte. „Ich bin höflich gegen jeden. Dieser Besuch fiel mir aber doch etwas auf. Vonseiten dieses Mannes war es auch etwas Insolenz, besonders da er sich anbot, mich bei der Königin vorzuführen. Aber er war sonst ein wohlgebildeter Mensch." (NB. Von Interesse wäre es auch festzustellen, ob dieser „wohlgebildete Mensch" identisch war mit dem späteren berühmten Bildhauer Christian Rauch, der sich in der Tat damals als Lakai im Gefolge der Königin Luise in Königsberg befand und mehr denn ein halbes Jahrhundert später das einzige Denkmal des Philosophen, das etwas verdeckt auf dem „Paradeplatze" in Königsberg steht, verfertigt hat. Möglich ist es, um so eher, da andererseits berichtet wird, der junge Rauch habe sich damals [1798] den berühmten Philosophen auf der Straße zeigen lassen.)

Es ist sehr leicht, einen politischen Theoretiker wie Kant mit den Worten abzutun, daß er von den „realen Verhältnissen" nichts verstanden habe: schallt dieser Vorwurf doch noch heute jedem entgegen, der ideale Werte in die politische Praxis einführen will. Kant aber war, wenn auch kein geschickter Geschäftsmann, so doch ein gewiegter Menschenkenner, der sich jahrzehntelang in der Welt bewegt hatte und wohl wußte, daß „aus so

Digitized by Google

krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, nichts ganz Gerades gezimmert werden kann", ja der, wenn er der Menschen Tun und Lassen auf der großen Weltbühne betrachtete, „bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen, doch endlich alles im großen aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt" fand. So äußerte er auch am 12. Juni 1798 zu seinen Mittagsgästen: „Es ist nicht zu erwarten, daß Recht vor der Macht komme. Es sollte so sein, aber es ist nicht so." Wenn er trotzdem seine von den „praktischen Politikern", wie er voraussah, „sachleer" gescholtenen politischen Ideen in Wort und Schrift der Welt verkündete, so besaß er dieselbe Weltklugheit wie jene, aber — noch ein gutes Stück sittlichen Idealismus dazu. Er zog sich nicht, wie selbst die Besten jenes uns schon fast entschwundenen, weltbürgerlichen Zeitalters, wie Lessing und Herder, Schiller und Goethe es taten und wie auch heute wieder manche Ästheten es anraten, aus der rauhen Berührung mit der historischen Wirklichkeit zurück; sondern er suchte jenem idealen Weltbürgertum, das diese nur in der Form der Dichtung verwirklichen zu können meinten, den einzig richtigen und vernunftgemäßen Ausdruck in dem bewußten Wirken für eine langsame, aber stetige Annäherung an sein politisches Ideal zu geben, dessen höchste Form er in einer „allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Verfassung", dessen letztes geschichtliches Ziel er in einem freien Bunde freier Völker erblickte. Unser eigenes politisches Wirken trotz aller menschlichen Torheiten und Unvollkommenheiten, trotz aller Fehl- und Rückschläge, in diesem Lichte einer ewig vor uns stehenden, wenn auch vielleicht nie völlig zu lösenden sittlichen Aufgabe zu betrachten: das ist es, was wir auch heute noch, ja heute mehr denn je von Kant als Politiker lernen können.

Digitized by Google

Das fremde Reich / Novelle von Oskar Baum

In äußerst militärischer Haltung, mit langen gemessenen Schritten, als ginge er nie anders, die Finger stramm an die Klappen seiner Winterrocktaschen gelegt wie an eine Hosennaht, die Lippen fest übereinander gepreßt wie einem zudringlichen Redebegehren unerbittlich standhaltend und das Feuer seiner glänzenden Augen unter streng zusammengezogenen Brauen steif und gerade auf den Weg gerichtet, so kehrte der Portier Rudolf Kalk in das königliche Landesblindeninstitut zurück. Ja, er tat wirklich alles, um zu beweisen, daß er durchaus nicht betrunken war, denn dies war seine einzige Beunruhigung und wohl auch das einzige, was er klar empfand, daß dieser feindselige Verdacht sich überall um ihn her verbreitete, wo er ging.

Es war noch nicht gar spät. Die Zöglinge kamen eben in langem Zug vom Abendessen aus dem Speisesaal und das vielstimmige Surren des allgemeinen Geschwätzes tönte fröhlich durch das weite Haus, die Treppen auf und nieder und durch die Korridore, bis es sich in die einzelnen Räume verteilt hatte und die Türen dahinter zufielen.

Der Portier sah niemanden von den Hausgenossen an, denen er begegnete, schritt schnurgerade energisch in sein Zimmer und legte sich schlafen. Was hätte er anderes tun sollen? — Josef, der Hausknecht, wußte für solche Fälle schon Bescheid und übernahm Rudolfs Verpflichtungen. War er doch sicher, daß an seinem Ausgangstage im Bedarfsfalle die Gegenleistung nicht ausblieb.

Erst morgens, nicht zu bald, als Kalk mit Brummen im Kopf erwachte, durchfuhr ihn plötzlich voll Angst die Frage, wo denn Konrad geblieben war? wieso er ohne ihn in die Anstalt zurückkommen konnte? Hatte er nicht gestern nachmittag Konrad Eckmann, wie öfters schon, in die Stadt zur Probe für das große Konzert geführt, bei dem der Junge so viel auf der Orgel zu spielen hatte? Gestern war vielleicht die Generalprobe gewesen. Alle Männer- und Frauenchöre der Stadt waren beisammen. Das ganze

Digitized by Google

Podium voll befrackter Herren und dekolletierter Damen, auch das große Orchester und Sänger vom Theater! Es hatte auch viel länger gedauert als sonst und die Leute hatten Eckmann nach Schluß mit vielem Beifall und hundert neugierigen Fragen umdrängt, besonders die Damen. Der ungeschickte bärtige junge Mann im einfachen Zöglingskleid stach so gegen die anderen ab und interessierte sie alle. Aber keiner hatte ihn auf dem Heimweg begleitet, das wußte der Portier noch genau; er hatte ihn aus dem Saal und aus dem Haus geführt; natürlich! Aber wieso war er dann gestern abend hier in der Anstalt allein angekommen? Um Himmelswillen! er hatte doch den Jungen nicht irgendwo auf der Straße stehen lassen?

Außer sich vor Angst kleidete der Portier sich kaum an und lief die zwei Treppen hinauf in den Schlafsaal um zu sehen, ob es ein Wahn seines verkaterten Hirns war. Er riß die Tür auf, — ja eben erhob sich Eckmann noch halb schlafend mit schwerer Überwindung aus dem Bett, während seine Kameraden schon fast angekleidet lebhaft durcheinander lärmten. Es war also nur eine Einbildung gewesen! der verfluchte Branntwein!

Und Kalk begab sich beruhigt wieder in die Portierstube hinab, um seine Toilette zu vervollständigen.

Wie sollte er ahnen, daß Konrad wohl zwei Stunden später als er, knapp vor zehn Uhr sich verstohlen durch den Garteneingang rückwärts ins Haus geschlichen hatte? Beim Abendessen, wo sein leerer Platz hätte auffallen müssen, fehlte auch Kalk noch. Und als es bei der Hausperre zu Nacht läutete, suchte Konrad wie die anderen sein Bett auf.

Und so kam es, daß Konrad über das, was er in der Zwischenzeit erlebt hatte, zu niemandem, nicht einmal zum Portier reden mußte. Er hätte ja keinesfalls, auf welche Fragen immer, die Wahrheit gebeichtet; aber er war glücklich, keine Ausflucht erfinden zu müssen, die immerhin etwas von dem Wunderbaren, Märchenhaften, das ihm begegnet war, berührt, verunstaltet hätte.

Konrad hatte in einer Seitengasse auf den Portier gewartet, der (nach seiner Versicherung) nur für einen Augenblick in eine Schenke gegangen war. Da streifte wie im Vorbeigehen jemand seinen Überrock und eine leise feine Mädchenstimme, die in dem unterdrückten, gedämpften, ja unverkennbar heimlichen Ton noch weicher und feiner klang, sagte zu ihm:

Digitized by Google

„Willst nicht mit mir gehen?“ Es konnte nur ihm gelten. Er fühlte fast den Atem an seiner Wange.

„Ja was, wohin denn?“ fragte er verwundert, verwirrt und unwillkürlich gleichfalls in der heimlichen gedämpften Weise.

„Na, wohin?“ kicherte sie leise, „ich werd dir's schon zeigen!“

Wer konnte das sein, der ihn duzte?

Konrad war noch erfüllt von den majestätisch dahinschreitenden Themen des Oratoriums, an dem er eben mitgewirkt hatte. Der machtvolle Prunk der gliederreichen Stimmenmassen, der wechselvollen Mischung so verschiedener Instrumentencharaktere gab ihm ein sonderbar glückliches Gefühl der zuversichtlichen Überzeugung von der Erhabenheit und Reinheit alles Vorhandenen in der Welt bis zu seinem versteckteſten Grunde hinab.

„Wer bist du?“ fragte Konrad zögernd, „du darfst nicht beleidigt sein! es kommt manchmal vor, daß ich jemanden nicht gleich an der Stimme erkenne, wenn ich ihn sehr lange nicht gesprochen habe.“

Sie lachte nur hell auf. Etwas Scharfes war in ihrem Lachen; wie ein verlegener Spott beinahe. Sie beugte sich seitwärts zurück und sah Konrad eine lange Sekunde nachdrücklich, rücksichtslos ins Gesicht, sowie ihn noch niemals vorher jemand angesehen hatte. Ihm war, als rücke sich von selbst sein Hut in die Höhe und als betaste man von oben bis unten an allen Stellen genau seine Haut.

„Es ist wohl ein Versehen, eine Verwechslung,“ sagte er unbehaglich, wie beengt. Aber sie faßte ihn beim Arm und hielt ihn, als wehre er sich, als wollte er entfliehen.

„Nein, nein, du kommst mit. Du mußt! Es wird dir nicht leid tun.“ Konrad schossen die tollsten Phantasien durchs Hirn. Er hatte völlig an den Portier vergessen.

„Fürcht dich nur nicht! Du bist ein lieber Kerl!“

Konrad fürchtete sich nicht im geringsten. Immer sorgfältig behütet, erst zu Hause und dann in der Anstalt, wurde niemals durch schlimme Erfahrungen das natürliche Zutrauen geschwächt, das jedem Menschen kräftig eingeboren ist. Er ging wie in einem Traum alter Kindertage. Er dachte daran, daß ihn vielleicht irgendjemand schon lange suchte, eine verschollene Verwandte seiner Familie, von der ihm nur zufällig noch niemand erzählt

Digitized by Google

hatte und die ihn jetzt plötzlich nach irgendeiner Familienähnlichkeit hier in den Straßen der fremden Stadt erkannt hatte.

„Gleich sind wir da; keine fünf Minuten!" Sie hatte Konrad unter den Arm genommen und machte große Schritte, größere als Konrad sonst bei Frauen gewöhnt war. Sie gingen durch eine hallende hohe steingepflasterte Einfahrt über eine gar nicht schmale, aber gewundene ausgetretene Holztreppe, die unter den Tritten zu schaukeln schien.

Sie ließ Konrad überall vorausgehen, wie alle, die nicht gewohnt sind, Blinde zu führen, und er war dadurch weit ungeschickter als sonst, aber sie bewunderte auch das bißchen Selbständigkeit, zu dem hierbei Gelegenheit übrig blieb, als etwas, das sie nie für möglich gehalten hätte.

Als sie ihn in ein Zimmer geschoben hatte, und selbst eingetreten war, sperrte sie ab. Dies war das einzige, das ihn ein wenig befremdete, erschreckte, so daß er sie beinahe nach dem Grunde dieser Vorkehrung gefragt hätte, doch er fürchtete, sie damit zu kränken.

„Jetzt tu den Hut und Mantel runter, daß wir's uns gemütlich machen! Sag, hast jetzt schon eine Idee, wer ich bin?"

„Nein, wahrhaftig!"

„Du, du bist zum Küssen dumm!" Sie preßte seine Wangen in ihre flachen Hände und sprach zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor so nahe in sein Gesicht, daß ein unbekanntes heftiges Parfüm in seiner Vorstellung mit ihrem heißen Atem verschmolz, den er wie eine Liebkosung, wie einen Kuß beinahe, an seiner Wange hinstreichen fühlte.

Verlegen, hilflos, aber sehr freundlich lächelte er, voll eifriger unermüdlicher Freundlichkeit, wie ein Dritter wohl bemerkt hätte. Er wußte immer weniger, was mit ihm geschah. Wenn eine Vermutung sich in ihm festzusetzen begann, sprach sie etwas, das wieder alles anders erscheinen ließ. „Wie heißt du?" fragte sie und er antwortete kaum vor Verwirrung und Staunen. Sie hatte ihn doch angesprochen und geduzt!

Gespannt ließ er sich von ihren kleinen harten Händen zwei Schritte tiefer ins Zimmer bewegen und auf einen Sessel drücken. Sie setzte sich auf seinen Schoß, legte den Kopf auf seine Schulter und ihre Lippen glitten ein wenig geöffnet an seinem Halse hin. Sie sprach dazwischen, als wenn das

Digitized by Google

gar keine ungewöhnliche Stellung wäre und Konrad fühlte bei jedem ihrer Worte die warmen Bewegungen ihrer Lippen am Halse.

Sie fragte nach der Ursache seiner Erblindung, nach dem Leben im Institut und was er selber so den ganzen Tag treibe. Aber sie redete nicht stockend und verlegen in Umschreibungen darüber, wie sonst immer bei solchem Gegenstand alle Leute den unschönen Widerstreit zwischen Zartgefühl und Neugier peinlich verrieten. Ganz einfach und unbehindert sprach sie davon.

„Warum war in ihrer Wohnung hier nichts von Eltern, nichts von einem Dienstmädchen oder sonstigen Hausgenossen zu merken?" dachte er dabei.

Eine seltsam wohlige Müdigkeit ging von der warm an ihn geschmiegten weichen Last aus. Seine Arme hingen schlaff herab; er wußte nicht wohin mit ihnen. Sein ganzer Körper war wie nicht an seinem Platze, ratlos, sich selbst zu viel und von unbestimmter Ängstlichkeit; nicht einen Finger wagte er zu rühren.

„Warum machst du die Augen zu? es ist so traurig! Ich mag es nicht. Mach sie auf!" sagte sie, „ich fürchte mich fast."

„Warum?" staunte Konrad.

„Deine Augen sind so, daß man nicht weiß, es fehlt ihnen was oder daß man glaubt, es macht nichts. Sie sind ganz genau wie andere und weil man weiß, daß sie es nicht sind, erscheinen sie viel schöner und sehr zum Verlieben!"

Nach einer Weile fragte sie und hob dabei ein wenig das Gesicht von seiner Schulter: „Kannst du dir vorstellen, wie ich ausseh? Du siehst so aus, als ob du jetzt gerade darüber nachdächtest," sie kicherte ein wenig gezwungen, weil sein Gesicht sich nicht veränderte, „irre ich mich?"

Er dachte an die leichtfertigen Weiber, wie er sie aus klassischen Dramen und sonstigen Büchern kannte, die man ihnen vorlas, aus dem „Fechter von Ravenna" etwa, dann an das sündige Begehren, wie es in der Religionsstunde so oft vorkam, und an die Andeutungen und Witze über verbotene Gegenstände, die geheimen Unterhaltungen von künstlich lustiger Grobheit unter den Altersgenossen. Und eine Beklemmung legte sich um seine Züge.

Digitized by Google

„Du weißt nicht! warte nur, — —" Sie knöpfte an ihrer Bluse, „sieh doch, sieh doch! hast du dir's so gedacht?" Seine Hand ließ sich heben und lag leblos wie gefroren auf dem bewegten weichen, wie mit Wärme schwellend gefüllten Hemd. Sie sah ihn an. Seine Lippen zuckten wie in scheuer Angst, wie in beherrschtem Schmerz.

Da schleuderte sie seinen Arm fort und sprang zur Seite: „Wovor graut's dir denn? Glaubst ich bin giftig?"

Konrads Augen glänzten feucht auf und in den Winkeln sammelte es sich und quoll langsam zwischen den Wimpern hervor.

„Ja, bist du denn ein anderer Mensch?" schrie sie und warf sich an ihn, umpreßte ihn, wie von Schauern geschüttelt.

Konrad fühlte sich in erwünschter, erlösender Lähmnng, jedes Willens enthoben. Sein Kopf war von Blei; er konnte ihn nicht mehr halten und sein Gesicht sank auf ihr Haar. Es war ihm, als sinke er völlig hin, nicht mehr sein eigen, hingegeben, gelöst, zerrinnend.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte gewiß nicht geschlafen und doch kam ein Augenblick wie Erwachen, an dem er sich plötzlich wie nach langer Abwesenheit im Bewußtsein wiederfand, sein Gesicht fast verwundert auf dem fremden Halse fühlte und eine unendliche süße Sicherheit und Ruhe seine Glieder beschwerte. Eine nahe, leise Stimme sprach freundlich, ohne daß er zuzuhören und zu verstehen brauchte.

„Sag mal, wohin gingst du eigentlich, als ich dich traf? wird man dich nicht suchen?"

Konrad nickte zur Antwort kaum mit dem Kopf. Was konnte in der Welt so wichtig sein, daß er deshalb sich rühren sollte?

„Man kann dich ja natürlich hier nicht finden; ich weiß. Ich frage auch nicht meinetwegen, aber wenn man dich vielleicht wo erwartet?"

„Der Portier!" dachte Konrad, doch nicht sonderlich beunruhigt, „wer weiß, wo der ihn überall in der Stadt suchte!"

„Sie werden mich nicht finden," sagte er glücklich lächelnd, „ich werde für sie verschollen sein, gestorben, rätselhaft verunglückt und werde ja auch wirklich hier bei dir als ein neuer, ein anderer leben! Sage, glaubst du,

Digitized by Google

daß man leicht Stunden bekommt; hier das Zimmer ist ziemlich groß; da wird ein Klavier gut unterzubringen sein."

Sie lachte. Sie wußte eigentlich nicht recht, was für einen Scherz er damit meinte, aber es kam ihr schon das zu spaßig vor, daß in dieses Haus, in dieses Zimmer, Schüler kommen könnten, vielleicht kleine Mädchen aus reichern Häusern in Begleitung ihrer Gouvernanten.

„Es erscheint dir komisch, daß ich dich ernähren will? Du glaubst wohl nicht, daß ich es könnte?" sagte er mit einer gewissen verständnisvollen zufriedenen Überlegenheit, „um wie viel schöner wird es nun sein, wenn es mir gelingt? Wie viel mehr wirst du dich freuen und wundern! Sollte es mit den Stunden nicht gehen, kann ich ja stimmen, in Wirtshäusern und bei Tanzstunden aufspielen."

„Oder im Kino, nicht?" lachte sie.

„Ja, ja, gewiß," nickte er eifrig.

„Also sei nicht so dumm und zieh dich an," sagte sie ein wenig ungeduldig, als wäre alles andere ja auch nach seiner ernstlichern Meinung Unsinn und Komödie. Und sie stülpte ihm den Hut auf den Kopf.

„Na, nein doch," meinte er mit gelindem Vorwurf, fast beleidigt und streifte den Hut wieder herunter, „du hältst mich vielleicht für zu jung, um die Tragweite eines solchen Schrittes ganz zu verstehen. Ich weiß, was ich rede und du darfst nicht glauben, keineswegs, daß ich mein Leben für gering achte. Ich habe eine hohe, eher zu hohe Meinung von den Dingen, die mir vorbehalten sind. Warum sagst du nichts?"

„Wie?" fragte sie aus einiger Entfernung, „ich richte mir die Frisur." Und man hörte, daß sie den Kopf abgewendet hielt und sich angelegentlich beschäftigte. Etwas hielt sie zwischen den Zähnen.

Nach einer kleinen Pause begann er wieder nachdenklich: „Ist es nicht sonderbar, daß zwei Menschen, die nie voneinander wußten, und ein grundverschiedenes Leben führten, plötzlich, kaum daß sie sich völlig ungesucht und ungewünscht trafen, sich unlösbar zusammengehörig, gleichsam aneinandergewachsen fühlen?"

„Also ich bin fertig," sagte sie; vielleicht hatte sie gar nicht zugehört.

„Ich kann von hier nicht fortgehen; daß du das nicht fühlst!" wollte er sagen, aber es hätte zu bitter geklungen. „Fühlst du nicht, daß es dich

Digitized by Google

adelt?" hätte es geheißen und er schämte sich dessen. Wie konnte man dieses gute Mädchen verachten? Eine süße zärtliche Lust, sich ihr zu unterwerfen, durchdrang ihn, von ihr hochmütig behandelt, gescholten, getreten zu werden.

„Du, es ist neun Uhr vorbei. Wenn du noch vor Nacht zu Hause sein willst, mach keine Geschichten!" Er schwieg. Es war ihm klar, daß sie eine Antwort verlangte, brauchte, daß er sie reizte, wenn er schwieg. Er senkte den Kopf und erwartete ihren Zorn.

„Ja, was denkst du dir denn eigentlich?" fuhr sie auf. Sie wollte eben zum Tisch gehen, vielleicht etwas holen und blieb mitten auf dem Wege stehen.

„Aber geh doch," schmeichelte er, „tu nicht, als ob es dich so sehr wunderte! Du willst es ja vielleicht auch. Du gibst es nur nicht zu. Du glaubst, daß es nicht klug ist?"

„Aber was denn, was denn!" schrie sie, „ich weiß nicht, was du willst!"

„Nun, einfach bei dir bleiben möchte ich; ist das so schrecklich?"

Sie stampfte auf: „Jetzt ist's aber genug." Sie weinte beinahe.

In ihm zog es sich zusammen. Am liebsten hätte er sich vor sie hingeworfen und das Gesicht auf ihre Schuhe gelegt. Aber er war zu streng erzogen, nicht gewöhnt, seinen Eingebungen zu folgen, auch wenn er von der ernstesten Bedeutung ihrer Gründe durchdrungen war.

„Ich geh weg," sagte sie endlich kurz und bastelte wieder auf ihrem Kopf herum; wahrscheinlich steckte sie den Hut an, „kannst dich dann hier meinetwegen im Sauern einmachen!" Geräuschvoll klappte sie die Klinke nieder, aber noch ohne zu öffnen, „finde ich dich noch hier, wenn ich zurückkomme, so ruf ich den Wachmann!" Sie würde sich hüten! Aber das konnte er ja nicht wissen, dachte sie. Sie sagte es auch nicht hauptsächlich als Drohung. Sie hoffte, seine wunderlichen Gefühle durch solche Schroffheit abzukühlen. Wie oft hatte sie sich gesehnt, daß einer ihrer Besucher mehr als vorübergehendes Gefallen an ihr finden möchte. Stand nicht öfters in den dünnen Heften, die ihr als Romanproben von Hausierern in die Tür gesteckt wurden, von so einer Liebe? Aber diese kindische Demut war nichts dergleichen. Es verwirrte sie das Fremde, Unverständliche seiner unterwürfigen Ergebenheit. „Also ich geh!"

Digitized by Google

Plötzlich erhellte sich etwas blitzartig in seinen Gedanken. Sein Antrag schien ihr erniedrigend, eine Zumutung und sie fürchtete vielleicht, er könnte sie überreden, zwingen, sich für ihre Weigerung rächen! Wie hatte er nur vergessen können, was ein Blinder galt? Sein Gesicht veränderte sich seltsam; nur vorübergehend sammelte sich nachsichtiger Spott um seinen Mund, dann warf er aufspringend den Mantel um und stand schon bei der Tür.

Er sprach kein Wort, stieß selbst die Tür auf und ging davon, als sei sie nun nicht mehr da. Er schritt in dem fremden Korridor mit wilder, verzweifelter Hast entlang der Mauer achtlos vorwärts. Jetzt kam er schon ganz nahe der Treppe. Unrettbar mußte er hinabstürzen! Sie eilte ihm nach. Sie sah ihn schon unten liegen.

Eben sanken die Füße, die den erwarteten Grund nicht fühlten, und er griff entsetzt mit den Armen um sich, — sie faßte ihn, hielt ihn. Aber er zuckte zusammen, schüttelte sich schaudernd ab; sein Kopf sank ihm nach rückwärts. Zusammengekauert lehnte er am Geländer und kühlte das heiße Gesicht an der Wand.

„Warum hast du dann aber gerade mich auf der Straße aufgelesen? wenn du es so mit mir meinst. Sag es mir! — warum? — ich geh dann gleich. Gleich geh ich! wirklich."

Wie krank liegt er da, redet in die Mauer hinein, als fürchte er dabei angesehen zu werden, dachte sie, armes Kerlchen! — Und sie wunderte sich über ihren Ärger vorhin. „Wenn ich je heiraten wollte, würde ich nur dich heiraten," sagte sie, „du siehst meinem ersten Liebsten ähnlich, dem Grafen. Darum habe ich dich auch mitgenommen. Das war kein schlechter Mensch! Der hat mich gern gehabt! Er wollte mich heiraten. Ja, meiner Seel! Er hat sich erschossen, weil es seine Eltern nicht erlauben wollten."

Konrad hob das Gesicht, richtete sich auf und ging langsam mit ihr die Treppe hinunter. Sie sprach sehr angelegentlich, wurde gar nicht leiser, auch als sie schon auf der Straße waren. Er horchte mit gesenktem Kopf, staunend und begierig. Nicht, daß er alles geglaubt hätte, was sie erzählte, obgleich er es auch nicht eben für reine Erfindung hielt. Er dachte nicht darüber nach. Er fühlte nur, wie sie sich zusammennahm, alles aufbot, was ihr einfiel, nur um ihn nicht fühlen, nicht auf den Gedanken kommen zu lassen, es könnte sein Gebrechen der Grund sein, weshalb er nicht bei ihr bleiben konnte.

Digitized by Google

„ . . . und da hab ich geschworen, nie, nie, was auch käme, zu heiraten. Na ja, du kannst dir denken, daß so was einen so aufregen kann!" Und sie sprach, von seiner gerührten Aufmerksamkeit mitgezogen, immer eifriger, erregter.

Sie standen schon lange bei der Haltestelle. Mehrere Straßenbahnwagen fuhren unbemerkt vorbei, so war sie von ihrer Begeisterung in Anspruch genommen.

„Und von jedem willst du hören, daß er dich heiratet!" Er nickte lebhaft. „Ja, ja, du kannst schon glauben, daß ich dir das nachfühle."

„Wie?" Sie stockte; sie wußte nicht recht, was er meinte.

„Damit du dann verzichten kannst und so und so oft verzichten, weil deine Seele sonst keine Ruhe findet." Seine Lippen zuckten vor Rührung und lächelten doch auch ein wenig dabei.

„Ja, ja," sagte sie zerstreut und sah von seinem Gesicht weg, weil ihr sein Ausdruck wieder unheimlich fremd und unbegreiflich war. Da erblickte sie die erwartete Straßenbahnnummer und sie stiegen ein.

Das Rasseln und Fensterklirren während der Fahrt überhob sie deutlicher Antworten. Abgesehen davon, daß die Mitinsassen in dem ziemlich leeren Wagen zuhören konnten, hätte sich dies Gespräch ja unmöglich schreiend so fortsetzen lassen.

Als sie ausgestiegen waren, mußten sie noch eine lange kahle Allee überqueren, wo der kalte Wind frei hinfuhr, von dem man in den geschützten Gassen nur wenig gespürt hatte.

„Und sind viele Männer so häßlich zu dir wie ich," fragte er, „und so dumm, sich gerade als die Rechten vorzukommen? Es muß spaßig sein, wenn einer nach dem andern kommt und jeder extra glaubt, er sei der erste mit diesem Gedanken, und es werde nie ein besserer kommen, dich glücklich zu machen."

Einer nach dem andern! dachte sie.

Sie standen schon vor dem halb offenen Gittertor der Anstalt, hinter dem eine Bogenlampe weithin im Kreis den Vorgarten und die Straße beleuchtete. Ängstlich sah sie herum, ob niemand aus dem Hause käme oder die Straße herauf. Bemerkte sie hier jemand mit ihm und faßte sie ab, wer weiß was ihr da geschähe! Und ihm! was würde man von ihm denken?

Digitized by Google

Ihm ginge es wohl noch viel schlimmer! man würde ihn von der Schule jagen! was würde aus seiner Zukunft, von der er so träumt? Wenn sie nur schon weg wäre! Aber ihm fiel immer wieder und wieder etwas ein.

„. . . und da werde ich nun," sagte er leise, „Abend für Abend daran denken: Wem heute, wem muß sie heute lieb tun!" Und er konnte kaum die Worte herausbringen; die Tränen rannen ihm die Wangen herab.

„Ha!" lachte sie, „du bist dumm; ich führe doch ein wunderbares Leben!" Aber es klang ein wenig künstlich. Und sie riß ihm die Hand weg, über die er sich beugte, um sie zu küssen. Einen Augenblick zuckte ihr durch den Kopf, ob sie ihn nicht doch mitnehmen und bei sich behalten sollte. „Also geh doch schon hinein," fuhr sie ihn an, „sonst sieht man uns hier und du kriegst drin noch mehr!" Und sie lief.

Er stand aber noch eine geraume Weile und hörte ihrem flinken hölzern klopfenden Tritt zu, der wohl von den hohen Stöckeln herrührte und er war überzeugt, daß sie auch durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit ihres Ganges ihn noch beruhigen wollte. Und wahrhaftig nicht aus Stolz; nein, nein, das wußte er. Es war ja das Niederdrückendste an ihr, daß sie gar, gar keinen Stolz besaß.

Wie eine Beleidigung gegen sie, wie ein Verbrechen fühlte er die Erleichterung, die ihn unleugbar überkam, als er nun allein war, gleichsam wieder in seinem eigenen Leben.

Und während er durch den abendlichen Garten ums Haus herum zum rückwärtigen Eingang schlich, hatte er die Empfindung, als käme er aus einem versunkenen Land an die Oberfläche zu den Menschen zurück und als hätte er auf dem Wege allem Unrecht der Welt begegnet. Alles grausame Unrecht würde er nun immer, immer in sich fühlen, als ob es von ihm ausginge. Ließ er sie nicht hingehen und ihr Leben führen wie vorher und fühlte sich noch erleichtert, befreit, frei von ihr! Und er dachte an die grauenhafte unerbittliche Selbstsucht der sich rettenden Überlebenden bei einem Schiffsunglück, einem Brand, einer Schlacht. Er drängte nur mit Mühe die Tränen zurück, damit sie niemand bemerke, der ihn auf dem Weg ins Schlafzimmer traf.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

In der Zentrumspresse wird der Kampf gegen eine angebliche Disparität bei Besetzung der Universitätsprofessuren fortgesetzt. Der Vorstoß richtet sich jetzt direkt gegen die Referenten im Kultusministerium. Herr von Knilling soll, gehorsam dem ultramontanen Winke, auch bereits Anlegung „eines diesbezüglichen Aktes" angeordnet haben, da er vielleicht der Meinung ist, die Angriffe der ultramontanen Presse seien nicht ganz ohne Einwirkung eines anderen Ressorts erfolgt. Eines anderen Ressorts, dem ein früherer Universitätsprofessor vorsteht, dem es nicht als opportun erscheinen mochte, die „diesbezüglichen" Ansichten zum Gegenstande eines offenen Meinungsaustauschs im Ministerrate zu machen. Da Herr von Knilling früherer liberaler Gesinnungen suspekt ist, wird er die Bedeutung der Aktion zu würdigen und aus begreiflichen Selbsterhaltungsgründen sich danach zu richten wissen.

Vom Bamberger Episkopat aus wird seit geraumer Zeit die Niederlassung von Franziskanern in Nürnberg betrieben. Motiviert wurde die Notwendigkeit dieser Niederlassung mit Überlastung der bisher mit dem Religionsunterricht betrauten katholischen Weltpriester. Da die Nürnberger Stadtverwaltung die Mittel zur Übertragung des Religionsunterrichts an die Franziskaner ablehnte und sich gegen deren Niederlassung überhaupt aussprach, tobt die Zentrumspresse, spricht von Katholikenverfolgung und neuem Kulturkampf ohne zu bedenken, daß ein erheblicher Teil des Weltklerus der ungemessenen Vermehrung der Klostergeistlichkeit mit sehr gemischten Gefühlen gegenübersteht, da überall, wo neue Klöster entstehen, diese einen bedeutenden Teil der Seelsorgetätigkeit und der damit verbundenen Einnahmen den angesessenen Weltgeistlichen entziehen. Nun hat sich, und das macht die Sache politisch pikant, der Bamberger Erzbischof von Hauck zu einer merkwürdigen öffentlichen Demonstration für die Franziskaner hinreißen lassen. Vor einer tausendköpfigen Versammlung von Nürnberger Katholiken, die zu den Gräbern der Diözesanheiligen nach Bamberg gewallfahrtet waren, hielt er eine Ansprache, in der er, nach dem „Bayer. Kurier" u. a. sagte:

„Ich bin friedliebend, solange es geht, und ich freue mich, mit den religiös anders Gesinnten in Frieden zu leben. Diese Friedensliebe habe ich auch betont in meinem ersten Hirtenschreiben. Wenn es aber gilt, die Rechte der Kirche zu schützen, für ihre Interessen einzutreten, dann spreche ich mit dem Papst Leo aus: ‚Auch ich kann von Eisen sein.' (Tosender Beifall.) . . ."

Es gab Zeiten in Bayern, in denen die Bischöfe nicht nur von Eisen waren, sondern dieses Eisen auch gegen die angestammten Wittelsbacher gut zu brauchen wußten. Hoffen wir, daß die Söhne des heil. Franziskus den Bamberger Metropoliten vor der praktischen Betätigung seines heiligen Zornes bewahren.

Der bayerische Prinzregent setzt seine Antrittsbesuche bei den Fürsten der Einzelstaaten fort. Er war in der ersten Maiwoche in Stuttgart und Karlsruhe. In Stuttgart, bei einem Besuche der Stadtverwaltung wies der Oberbürgermeister Lautenschlager auf „das herrliche Wort von der Reichsfreudigkeit" hin. Prinzregent Ludwig antwortete darauf in einer längeren Rede, „die erste Aufgabe des Deutschen Reiches sei, daß nicht nur ein einzelner Staat, sondern daß alle Staaten gedeihen und blühen möchten. Es fänden

Digitized by Google

ja manchmal Widersprüche und Gegensätze statt. Diese solle man aber nicht auf die Spitze treiben, sondern denken, daß der andere Staat gerade so ein deutscher sei wie der eigene, und gerade so gefördert werden solle. Wenn das geschehe, so werde das Deutsche Reich jederzeit sich durch Reichsfreudigkeit auszeichnen".

An diesen Darlegungen, mit denen der Regent offenbar seine Berliner Rede einschränken wollte, hat sich die bayerisch offiziöse Telegraphenagentur eine Zensur erlaubt, indem sie bei ihrem Texte der Regentenrede die Bezugnahme auf die Gleichberechtigung der Einzelstaaten und die dann berechtigte Reichsfreude einfach wegließ!

Im Verbande des bayerischen Post- und Eisenbahnpersonals, dessen Ausschuß aus Zentrumsleuten besteht, waren seit langem Bestrebungen zum Anschluß an den Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften rege. Dieser Anschluß wurde in einer stürmisch verlaufenen Delegiertenversammlung (in Aschaffenburg) abgelehnt und zwar mit 92 gegen 83 Stimmen. Die christlichen Gewerkschaften proklamieren volle Koalitionsfreiheit mit Streikrecht. Das Vorgehen der Verkehrsverwaltung gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband (vgl. den letzten bayerisch-politischen Kalender) mußte in einem noch bedenklicheren Lichte als bisher erscheinen, wenn die Verkehrsverwaltung diese Vorgänge im Verbande des Post- und Telegraphenpersonals stillschweigend vorübergehen ließe.

Balthasar

Deutschland in Waffen

„Kein Geringerer als unser deutscher Kronprinz hat die Anregung zu diesem Werk gegeben; er selbst hat ferner durch ein kräftiges, packendes „Wort zum Geleit", das er ihm vorausschickt, den schönsten Beitrag zur Verwirklichung der Anregung gegeben," schreibt der Waschzettel.

„Wenn so das ganze deutsche Volk entschlossen ist, Gut und Leben freudig einzusetzen, dann kann die Welt voll Teufel sein und gegen uns in Waffen stehen, und wir wollen mit ihr schon fertig werden, und wäre die Not der Stunde noch so groß," schreibt der Kronprinz.

„Der zwingenden Logik dieser Sätze kann sich niemand entziehen und ihre Folgerung ist ja auch die jetzt dem Reichstag vorliegende Wehrvorlage," schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten".

Da hat uns der Kronprinz etwas Nettes eingebrockt. Also wegen der zwingenden Logik seiner Sätze diese ganze Wehrvorlage! Man muß sagen, ein wirkungsvoller Schriftsteller.

Aber nicht nur das. Die Deutsche Verlagsanstalt hat im Begeisterungstaumel über die Mitarbeit unsres Kronprinzen die Fähigkeit der zusammenhängenden Rede bereits verloren und den vier Seiten kronprinzlicher Prosa scheint auch der Gehirnkasten wahrer Patrioten nicht gewachsen zu sein. Sie wittern Weltanschauung, wo eine Kasino-Anschauung sich brausend Bahn bricht. Männliche, heldische Lebensauffassung, wo das zum Ausdruck kommt, was der Kronprinz selbst als Empfindung eines neugebackenen Leutnants während einer Attacke charakterisiert. Fuchsenbegeisterung! Im Jubiläumsjahr 1913 schrecken wir, Fürst und Volk, vor keiner Blamage zurück. Der Kronprinz, schneidig, mit Hurrah voran, daß die Phrasen nur so nach allen Seiten aufspritzen und die Herren völkischen Federfuchser auf ihren Böcken hinterdrein. — Reitergeist!

Der Kaiser ist mehr für die bildende

Digitized by Google

Kunst. Er hat da, ähnlich wie mit der Kreuzung Zebu und heimisches Rind, mit Antike plus Eberlein schöne Erfolge erzielt. Der Kronprinz ist für die Literatur. Und zwar, wie die „Kreuzzeitung" richtig herausgefunden hat, mit Weltanschauung. Läßt sich doch auch sein häufiger Besuch des Schauspiels „Der Hund von Baskerville" nur dadurch erklären, daß ihn dessen ethische Grundlehre: der wahrhaft gute Detektiv siegt über den Verbrecher! tief innerlich befriedigte. Der am schlichten, einfachen Kaiserhof zu Berlin aufgewachsene Kronprinz möchte sein Volk vor der Verweichlichung durch Luxus und Wohlleben bewahren und seine militärische Ertüchtigung fördern. Dieser Herzenswunsch drückte ihm die Feder in die Hand und gab ihm die Worte in den Mund, die nun bei allen Gutgesinnten so begeisterten Widerhall wecken. „Schon bei den alten Germanen . . ." ruft er beschwörend und mahnt und fleht, „die Land- und Seerüstung Deutschlands in blanker und scharfer Verfassung zu erhalten." (Die Mahnung seines Vaters, dazuhin auch noch das Pulver trocken zu halten, scheint inzwischen befolgt, also überflüssig geworden zu sein.) Sodann produziert der Kronprinz das, was nationale Blätter seine tiefe wirtschaftliche und soziale Einsicht nennen. Er plaudert: „Schon hat die Bewertung des Geldes bei uns ein Gewicht gewonnen, das man nur mit Sorge beobachten kann." (Autor will sagen, die Bewertung sei in einem Maße gestiegen, das ihn mit Sorge erfülle.) „Diese Sucht nach dem Besitz möglichst großer Geldmittel droht alte und ehrwürdige Begriffe zu verschieben." (Autor will sagen, daß diese Sucht Anschauungen verändere. Nicht etwa, daß einer seine so wie so nicht pfändbaren Begriffe verschiebe.) „Deshalb muß ein jeder, dem seine Heimat lieb ist und der an die große Zukunft unsres Volkes glaubt, freudig mitarbeiten für sein Teil, daß der alte soldatische Geist unsrer Väter nicht verloren geht, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt werde." (Autor will sagen, daß wir das Militär als die Blüte der Nation anzusehen hätten und daß im Bezirk des Exerzierreglements Gedanken vom Übel seien.)

Was der Autor will, ist trotz der von ihm gewählten, etwas undeutschen Ausdrucksweise klar. Er spricht für sein Geschäft, dessen Hauptkatalog er einleitet. Nur daß er uns alle zwangsweise als Aktionäre einschreibt, die bloß am Verlust beteiligt sind, während er den Gewinn einstreicht. Das geht nicht wohl an. Wir haben anderes und schwereres zu tun, als uns innerlich auf die Stunde vorzubereiten, wo der Kaiser ruft. Ja, wir sind gar nicht dafür, daß der Kaiser allein rufe, sondern wir wollen dieses Recht auf den Ruf der Vertretung des Volkes mitübertragen, das die Kosten des Rufs zu zahlen hat. Wir bestreiten vor allem die Notwendigkeit, daß der Kronprinz hier bedingte Kampfrufe ausstößt, als hätten wir die Welt durch unsre Wehrvorlage noch nicht genug beunruhigt. Wenn wirklich einmal unsre Heimat in Gefahr ist, wird jeder ohne große Worte zu ihrem Schutze antreten. Was darüber ist, das ist vom Übel, ist berufsmäßiges Kriegsgeschrei, ist selbstsüchtiger Militarismus. Auf der einen Seite die Herren Waffenfabrikanten, denen der Krieg ein Verdienst, auf der andern die Herren Offiziere, denen der Krieg ein Handwerk ist: welche Macht muß selbst in Deutschland die werktätige Masse haben, daß trotzdem noch Frieden ist.

Wer dieses Prachtwerk mit den zwanzig Kitschtafeln hinter sich hat und nicht merkt, welches Maß geistiger Arbeit jeden Tag in der Armee geleistet

Digitized by Google

wird, der verdiente, daß man ihn gewaltsam zum Sozialdemokraten degradierte. Hier ist alles aufgeboten, was ein deutsches Herz lachen machen kann. Jedes einzelne Bild lockt dazu, einen frischen, fröhlichen Begleittext zu schreiben, etwa: „Mit einem Hurrah auf den Lippen erwacht der richtige Soldat an dem Tage, der endlich die große Felddienstübung bringen soll. Noch ein Gedanke an das ferne, blonde Liebchen, das vielleicht jetzt gerade den Schlaf aus den blauen Äuglein reibt, dann ein strammer Ruck durch den vom Dienst gestählten Körper: jetzt gehört er ganz seinem König, mit Leib und Seele, und leuchtenden Blicks tritt er auf den schmucken Unteroffizier zu, der eben das helle, freundliche Gemach betreten hat und während sie sich in sonniger Begeisterung die Hände schütteln, scheint sich ein Schwur aus ihren Jünglingsherzen Bahn zu brechen: heute wieder unter den Heldenaugen des gütigen Hauptmanns ihr Bestes zu leisten, zum Wohle . . . mit Gott . . . allzeit eingedenk . . . und wenn ihr Kerls verreckt . . . Fahne hoch . . . zweihundertmal Kniebeuge . . . Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Aber — geben wir zum Schluß dem Kronprinzen das Wort: „Eine ähnliche Skizze könnte man von den meisten deutschen Kavallerieregimentern geben. Allein — wie sagt schon Schiller: Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

In der Tat, so sagt Schiller. Aber was soll das hier? Warum? Na, is ja egal! Dulce et decorum est! Reitergeist! Nicht von des Gedankens Blässe! Unser oberster Kriegsherr . . .!!

Ulrich Rauscher

Elsässischer Blitzableiter

Ein junger elsässischer Schriftsteller schickt dem „März" diese Äußerungen.

Es ist nicht viel beachtet worden. Aber es ist doch bemerkenswert, daß die Elsässer jetzt, da Europa von Elmfeuern züngelt, einen Blitzableiter nach dem andern errichten. Es ist auffallend, wie stark dieses kleine Elsaß-Lothringen betont, daß es deutsch bleiben will auf jeden Fall und seinen Frieden haben will: Friedenssouper des Statthalters, in dem gegen jeden Chauvinismus, als den Schwamm am elsässischen Haus, Stellung genommen wird; Friedensresolution sämtlicher elsaß-lothringischer Fraktionen; Friedensbrief der reichsländischen Sozialdemokraten an die gallischen Genossen, mit den drei anonymen Kreuzen der Bourgeoisie versehen; und jetzt, am Freitag voriger Woche, der beschleunigte Antrag sämtlicher Fraktionen in der zweiten Kammer des Landtags, die reichsländischen Mitglieder des Bundesrats möchten energisch gegen einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland und für ein Anbahnen des Ausgleichs wirken.

Seit 1870 haben die Elsässer noch nicht so unumwunden erklärt, daß sie jeder Revancheidee fern sind. Und grotesk ist es da, die Revanchetournee Wetterlés und seiner Freunde durch Frankreich und Belgien zu erleben. Preiß, eine protestantische Marionette Wetterlés, ein mit allen Wassern gewaschener Herr, sagt in Belgien: „Das gleiche Schicksal, das die Elsässer betroffen hat, droht auch euch, nämlich von dem Absatz der Teutonen zertreten zu werden." — Revancheideen teilen im Elsaß soviel Leute, daß man sie an den fünf Fingern abzählen könnte; ein paar Fabrikherren französischer Abkunft. Und nicht einmal ernsthaft.

Digitized by Google

Und Wetterlé macht von diesem $^1/_{100}{}^0/_0$ Leuten einen Gesichtsabguß (ob es soviele Leute sind, weiß ich nicht), fabriziert eine blau-weiß-rote Maske und hängt sie vor die wahre Physiognomie des Volkes. Der Elsässer lachte bisher. Wetterlé war der amüsante Kasperl der Elsässer. Die Elsässer waren nicht seiner Ansicht. Ça va sans dire. Aber sie fanden ihn amüsant. Jetzt jedoch wird die Sache ernster, und sie nehmen die Maske vom Gesicht. Vielleicht sehen sie es jetzt selber ein, wie sehr sie Wetterlé vor Deutschland in Mißkredit gebracht hat und wie falsche Hoffnungen er in Frankreich zu dieser brenzlichen Zeit geweckt hat.

Nicht als ob die Friedenswünsche der Elsässer eine große Sympathiekundgebung für die eingewanderten Preußen bedeuteten, die sich — man staunt, wenn man vom Elsaß zum erstenmal nach Berlin kommt — so ganz anders in ihrer Heimat gebärden, als im eroberten Land, wo sich subalterne Kreaturen als sieghafte Helden aufspielen. Aber der Elsässer braucht den Frieden, er ist ihm eine Lebensnotwendigkeit.

Ein Außenstehender kann sich keinen Begriff von den kleinlichen Verhältnissen im Elsaß machen, wo man nicht wie Mensch zu Mensch miteinander verkehrt, sondern wie politische Strohpuppen. Jede Geste wird zur politischen Geste. Dreht einer eine Laterne aus, so ist es eine politische Laterne, und man sieht in der Welt nicht mehr klar, wenn der Glühstrumpf nicht mehr blinkt. So etwas verdirbt den Charakter. Sowohl der braven Eingewanderten, die das Recht des Stärkeren haben. Als erst recht den Charakter der Elsässer, die sich fügen müssen.

Die Elsässer sind die harmlosesten und gutmütigsten Menschen. Sie haben ein Quecksilbertemperament und lieben das Strohfeuer. Aber sie haben eine Höllenfurcht vor dem Skandal, wie vor aller Ernsthaftigkeit, aller Debatte und Keilerei. Gemütlichkeit vor allem. Nur mit niemandem zusammengeraten. Wenn man sie auch höchst fälschlicherweise in Deutschland „Wackes" nennt (d. h. gefährliches Zigeunervolk, Banditen), so sind sie doch so weit von einem polnischen Fanatismus entfernt, wie Pol vom Gegenpol.

Daß sie als Fangball zweier Nationen und Rassen dienen mußten, hat ihren Charakter beeinflußt. Er krankt an einer Stelle. Im Elsaß gibt es eine Ängstlichkeit vor Spitzeln und Spionen, die ans Komische grenzt. Eine Verschlossenheit und Abgeschlossenheit, die dem Altdeutschen den Elsässer beinahe verdächtig machen muß und die bewirkt, daß man dem Elsässer nichts als Mißtrauen entgegenbringt. Etwas Gedrücktes, Unfreies, ein Hintenherum, eine Volksneurasthenie, der sich jeder Elsässer, sobald er nur kann, entzieht, indem er die Heimat verläßt, wo es so klein zugeht, und von der sich das Land nur erholen kann, wenn es eine lange Erholungszeit garantiert bekommt. Und diese Garantie will der elsässische Instinkt mit seinen Friedensrufen.

Daß der Elsässer den Frieden braucht zu seinem Gedeihen, könnte ihn zu einer eisernen Klammer zwischen Deutschland und Frankreich machen. Die Klammer muß sich nur erst festkrallen. Und sie wird es, sobald Deutschlands Jüngstes es weiß, daß der Vater seine Rute nicht mehr hinterm Spiegel hervorschauen läßt, sondern es mündig erklärt. Der sehnlichste Wunsch des Elsässers, die Aufgabe, zu der er sich berufen fühlt, der nationale Glaube ist der, einmal als Brücke zwischen den beiden Kulturen wirken zu können, als Brücke gegenseitigen Verständnisses.

Chr. Bouchholtz

Digitized by Google

Reichstagsporträts

IV

Herr Erzberger

Als der Schriftsteller Mathias Erzberger, früher im Schulfache tätig gewesen, vor zehn Jahren in den Reichstag eintrat, da fiel er durch seine Jugend auf (er war der jüngste im ganzen Hause) und durch seine unbedenkliche Art, sich in den Vordergrund zu schieben. Dieser junge Mann trug ein lautes Wesen zur Schau, er unterbrach unbequeme Zentrumsgegner durch robuste Kundgebungen des Mißfallens, und seine eigenen Reden, die nicht lange auf sich warten ließen, waren erfüllt von lärmender Polemik und von überallher zusammengelesenen Detailkenntnissen. Viele fanden, daß der Neuling allzu selbstbewußt auftrete. Aber man konnte nicht daran zweifeln: dieses hartnäckig-arbeitsame Talent wird seinen Weg machen, weil ihm alle Hemmungen und Anfechtungen der Selbstkritik erspart bleiben werden . . .

Herr Erzberger hat gehalten, was er versprach. Heute ist der betriebsame Sohn Buttenhausens für seine Partei nicht mehr entbehrlich. Sein seßhafter, stets aufs Praktische gerichteter Fleiß hat aus ihm so etwas wie eine redende Zentrums-Enzyklopädie gemacht. Er hat zehntausend politische Folianten studiert, er hat alle Winkel der Parteigeschichte durchstöbert, er kennt den Etat, wie nur ein Eugen Richter ihn kannte, und er weiß alles, was zu wissen den anderen zu langweilig ist. Er ist Mitglied der wichtigen Budgetkommission, und er versäumt keine Plenarsitzung. Aufmerksam hockt er auf seinem Platze, zwirbelt sein blondes Schnurrbärtchen und bedeckt Papiere mit eilfertigen Schriftzeichen. In jedem Augenblick ist er sprung- und redebereit. Fällt dann ein Stichwort, das irgendeine statistische Erinnerung in ihm wachruft, so meldet er sich, erhobenen Zeigefingers, hurtig zum Wort und trägt eine überwältigende Aktenkenntnis, einen pfiffigen Menschenverstand und eine rapide Beredsamkeit auf die Tribüne. Der Abgeordnete für Biberach-Waldsee-Leutkirch-Wangen spricht im D-Zugs-Tempo. Da gibt es keinen Aufenthalt, kein Stocken und keinen Maschinendefekt. Dieser Mechanismus arbeitet unaufhaltsam, knallend, knatternd, siegesbewußt. Der Redner Erzberger hat sich eine höchst seltsame Dialektmischung zurechtgemacht: in die breite, derbe Mundart seiner schwäbischen Heimat hat er unvermittelt das spitze hannoveranische s—t aufgenommen. Irgendwer mag ihn überredet haben: das sei vornehm. Jedenfalls ist die Mixtur, die so entstand, in ihrer Komik charakteristisch für den Aufstieg des Seminaristen von Saulgau . . .

Erzbergers Weltanschauung (man gestatte das erhabene Wort) ist ultramontan sans phrase, zentro-zentrisch. Dabei erfreut sich diese Bureau- und Frohnatur noch der unbezahlbaren Chance, von dem fundamentalen Pessimismus des katholischen Bekenntnisses in keiner Weise berührt oder gar zersetzt zu werden. Sie weiß nichts davon. Es gibt nur eins: das Interesse der Partei. Von dieser gottgewollten Zentralstellung aus kämpft man bald nach rechts, bald nach links. Weitaus am liebsten gegen die Linke. Aus oppositionell gestimmten Anfängen hat sich der Abgeordnete Erzberger mehr und mehr ins Loyale, Gouvernementale entwickelt; und wenn er gelegentlich noch, anstatt württembergische Schulbuben, einen uniformierten Bundesratsherrn herunterputzt, so macht dieser Rückfall in die überwundene Positur nur auf die Naivität proleta-

Digitized by Google

rischer Zentrumswähler noch ein wenig Eindruck. Wo sind die Zeiten, da die Staatsanwaltschaft (ein solcher Übergriff wird sich gegenüber keinem Mitgliede des hohen Hauses je wiederholen dürfen!) Erzbergers Reichstags-Schubfächer nach lästigem Material durchsuchen ließ!? Heute ist das private Arbeitszimmer, das man Herrn Erzberger im Wallotgebäude eingeräumt hat, eine Stätte völlig unverdächtiger, durchaus regierungsfreundlicher Geschäftigkeit. In diesem Raum erledigt die parlamentarische „Arbeitsbiene" (den schmeichelhaften Ausdruck hat der Abgeordnete Hermann Paasche erfunden) einen Teil ihrer ausgedehnten Pflichten. Hier wirkt Erzberger, der Journalist. Es würde ein Zug im Idealbild des berolinisierten, arrivierten Provinzialpolitikers fehlen, wollte er die mühselige Weisheit all der Protokolle den Redaktionen vorenthalten. Er schreibt eifrig. Eine Welt von Papier stapelt sich um dies Naturkind auf. In allen Zeitungen stehen Artikel von M. Erzberger, Interviews mit ihm, Polemiken gegen ihn. Da wird nicht mehr aus Abend und Morgen ein leuchtender Tag: nur aus Abend- und Morgenausgabe noch ein Scherlscher „Tag", Ausgabe B. Hinzu kommen die Broschüren, die Bücher des Unermüdlichen. Die Zentrumspolitik hat er in vorläufig neun Bänden abgehandelt, sogar über den „Humor im Reichstag" hat er ein artiges Werklein hingetändelt, und eine seiner Schriften trägt die stilistisch reizvolle Titelfrage: „Müssen wir Zentrum wählen?" Es läßt sich vermuten, daß der Vertreter des sechzehnten württembergischen Wahlkreises diese Frage mit „Ja" beantwortet hat . . .

Der Fall Erzberger bedeutet den Triumph des Sachregisters, den Siegeszug der Beschlagenheit. Diese Glorie wird viel länger dauern, als die Napoleons. Herr Erzberger ist siebenunddreißig Jahre alt; sein Wahlkreis ist ihm ewig bombensicher; und so darf Deutschland, so darf Rom und die Welt der Beruhigung ergeben bleiben, daß Mathias Erzberger noch als Greis die kleinen Ausfälle der Zentrumsturm-Besatzung kommandieren wird, bis in den späten Todesschlaf ein Feldwebel-Leutnant und brav.

Carsten F. Jesper

Psyches Weltflucht

Zu den eigentümlichsten Lagen, in die sich der Geist innerhalb seiner selbst bringt, gehört bekanntlich die, sich in Frage zu stellen, ja, schlechtweg als nicht vorhanden zu erklären. Gewöhnlich allerdings läßt er es nicht so weit kommen, begnügt sich vielmehr damit, kein großes Aufheben von sich zu machen und sich mit einer Art weltmännischer Bonhomie als quantité négligeable zu behandeln. Und seine Frau, die Seele, übertrifft ihn womöglich noch an Neigung zum Unauffälligen, durch und durch der Überzeugung, daß die beste Frau unter allen Umständen die sei, von der niemand spricht, ja, von der überhaupt jede Kenntnis allgemach erlischt. Schreiber dieses hat, nebenbei bemerkt, in seinem Gedichte Muhme Kunkel versucht, etwas von diesem, wie ihm scheint, ebenso bedeutenden wie zeitgemäßen Typus festzuhalten.

Genug, wir treffen auf Schritt und Tritt auf ein mimosisches Feingefühl des modernen Geistes und der modernen Seele, das sie in der Tat vorziehen läßt, lieber schon gleich gar nicht mehr da zu sein, als in einer Umgebung, die ihnen, man könnte meinen, als „lästigen Ausländern" mit unverhohlenem Widerwillen gegenübersteht,

Digitized by Google

peinlich und aufdringlich zu wirken. So gibt es da zum Beispiel eine neue deutsche Odyssee, in deren Anfang sie, die Seele, es resolut abgelehnt hat, in persona aufzutreten, indem sie sich augenscheinlich gesagt hat, daß, was zu Zeiten Homers vielleicht noch verstattet sein mochte, vor einem gegenwärtigen Publico nicht mehr zu verantworten sei, als welches wohl das Anrecht habe, in seiner streng wissenschaftlichen Weltanschauung geschont, zum wenigsten nicht gleich von vornherein vor den Kopf gestoßen zu werden. Sie hätte sich am Ende, wie anzunehmen, in der zwanzigsten oder in der zweihundertsten Zeile zureden lassen, doch nun einmal zu bleiben, aber in Zeile fünf, ausgerechnet im Mittelpunkt des Programms und Prologs des ganzen Epos, — nein, das konnte weder der Verleger, noch der Übersetzer, noch irgendwer ernstlich von ihr verlangen.

Sich stillschweigend, auf französisch, wie man sagt, zu empfehlen, wie es dem geistigen Element (θυμος) eine halbe Zeile vorher gelungen war, dazu war freilich keine Möglichkeit, aber es gab ja so viele wohlanständige Wörter, die mit Handkuß bereit waren, für sie einzuspringen. Endlich einigte man sich auf das Wort Los, hinter dem sich Psyche hinreichend verborgen glauben durfte und dem bei aller Schönheit und Einsilbigkeit doch jener unbestimmte Reiz und Charakter nicht fehlte, der ja auch (leider) den Begriff Seele so ungünstig auszeichnet.

Es ergab sich demnach zu dem Original:

αρνυμενος ην τε ψυχην και νοστον
εταιρων,

und dem alten Voß:

Strebend zugleich für die eigene
Seel' und der Freunde Zurückkunft,

noch folgendes Tertium:

— und trug (auf der Ferne der hohen Gewässer)
Leid um sein eigenes Los und die Heimkehr seiner Gesellen.

Man mag hier, mit gutem Taktgefühl, einwenden, daß es löblicher wäre, Psychen nicht darin zu stören, wenn sie einen Strohmann vorschiebt, um selbst reinerer Freuden zu genießen, als vor allem Volke dazustehn und Gegenstand unberechenbarer Angriffe zu werden. Aus dem gleichen Grunde hätte ja auch zum Beispiel Zar Peter oder Paul eine ihm ähnliche Wachspuppe in der Staatskalesche spazieren fahren lassen, während er selbst, fern von Madrid, sich seines Lebens freute.

Aber die Sache liegt doch anders. Auch die Seele hat schließlich Verpflichtungen und muß unterscheiden können, wo sie sich die Wachspuppe erlauben darf und wo nicht. Sie mag sich nach Belieben verstecken und zurückziehn, aber dem Vater Homer muß sie die Treue nun schon einmal halten. Der wird schon gewußt haben, warum er sie gerade unter die ersten Worte seines großen Gedichtes hineingestellt hat, für seine Zeit und für alle Zeit. Der schuf doch wohl nicht so drauf los, wie man heute drauf los schafft, der gab in seinen Gesängen vielleicht noch ganz andere Dinge, als der Mensch der Jetztzeit darinnen ahnt, der dem meisten gegenübersteht, wie das Kind dem Märchen, das für das Kind eben ein Märchen ist und nichts weiter.

Darum, — ob man sich nun von den einschlägigen Ausführungen eines sehr tiefen zeitgenössischen Buches „Das Christentum als mystische Tatsache"

Digitized by Google

(von Dr. Rudolf Steiner) anregen zu lassen geneigt ist oder nicht, in denen die Pilgerschaft des Odysseus in ihrem Eigentlichen als eine „Schilderung eines Nicht-Sinnlichen, des Entwicklungsganges der Seele" und Odysseus selbst — zuletzt auch im Hinblick auf jene Zeile fünf — als ein Mann gekennzeichnet wird, „der die Seele, das Göttliche, sucht," und dessen „Irrfahrten nach diesem Göttlichen" das Gedicht erzählt (worüber an Ort und Stelle weiteres ersichtlich) — eins bleibt bestehen: ein Auftakt, wie der dieser welthistorischen Gesänge kann nicht wörtlich genug genommen und wiedergegeben werden; und ob Psyche dem Übersetzer noch so viele Schwierigkeiten macht.

Aber freilich, wenn selbst der alte Homer manchmal geschlafen haben soll, so mag es seinem jüngsten Nachschöpfer nicht mehr als billig verdacht werden, wenn er in diesem einen Falle einer sonst lebhaft gerühmten Verdeutschung gemeint hat, vor der, sagen wir, Laune einer so liebenswürdigen Wesenheit beide Augen zudrücken zu sollen.

Christian Morgenstern

Nachdruck

Wenn man sich auf einer heimlichen Neigung zu einer strafbaren Handlung ertappt, so pflegt man sich zu schämen und diese Entdeckung nicht gerade der Öffentlichkeit mitzuteilen. So habe ich mich denn jüngst, da ich eine solche Entdeckung an mir machen mußte, mit allen den mir hierfür zu Gebote stehenden Kräften geschämt; aber ich kann es, ganz gegen den bestehenden Brauch, nicht unterdrücken, — schamlos! — meine verbrecherische Neigung in das helle Licht der Öffentlichkeit zu stellen, so sehr dies meinen Ruf als ruhiger Staatsbürger, was wir Schriftsteller und Dichter heutzutage im Grunde unseres Herzens eigentlich sind, gefährden mag.

Übrigens komme ich, um mich strafrechtlich genauer auszudrücken, für die strafbare Handlung nicht als Täter, sondern mehr als Anstifter, vielleicht als Begünstiger oder auch in anderer Weise, aber vor meinem Gewissen doch deutlich als Schuldiger in Betracht.

Wie ich nun so recht eigentlich in meinem Innern strafbarem Beginnen zugetan bin — eine Tatsache, von der ich mir bisher gar nicht hatte träumen lassen, — wurde mir auf folgende Weise klar:

„Wir benachrichtigen Sie," so schrieb mir jüngst ein schriftstellerisches Büro, das hier einmal den Namen „Der Federkiel" tragen soll, „wir benachrichtigen Sie, daß die Ypsiloner Zeitung einen offenbar unberechtigten Nachdruck Ihrer Erzählung" (folgte Titel) enthält, und bitten Sie, uns zu ermächtigen, das Nachdruckshonorar in Höhe von x Mark für Sie einzuziehen."

Wieso unberechtigt? fragte ich mich; und dieser Nachdruck dünkte mir, was mir gleich hätte verdächtig vorkommen sollen, *sehr* berechtigt. Denn die besagte Erzählung war weder Kitsch noch Schund, wie ich mir bewußt war. Somit fand ich es sehr berechtigt, daß sie nachgedruckt ward; ich fand es sogar nett; fand es außerordentlich nett, daß die Ypsiloner Zeitung von sich aus etwas für die Verbreitung meines Namens im besonderen und guten Lesestoffes im allgemeinen tat. Wieso also unberechtigt?

Noch ganz unbefangen und ohne Ahnung von den ersten dunkeln Regungen eines verbrecherischen Gedankenganges begab ich mich zur Information über den oberwähnten „Federkiel" und

Digitized by Google

sein Geschäftsgebahren zu einem mir befreundeten Sortimenter, wo mir ein mir sehr gewogener blonder Herr ein Licht aufsteckte.

„Natürlich müssen Sie," sagte er, als er die Mitteilung des „Federkiels" gelesen hatte, „energisch gegen den Nachdruck Front machen. Eine solche Handlungsweise muß man rücksichtslos zur Bestrafung anzeigen!"

„Aber erlauben Sie mal," sagte ich, und wußte nicht, was ich sagte: „ich bin für den Nachdruck!"

Er wich entsetzt zurück. Ich fühlte, daß seine Hochachtung vor mir bedenklich schwankte; und fast geringschätzig sagte er:

„Dann sind Sie also für den Diebstahl! Denn das ist Diebstahl!"

„Meinen Sie wirklich?" fragte ich ganz betroffen von der Festigkeit seiner Worte und von der Klarheit des Deliktsbegriffs.

„Ja", sagte er unerbittlich.

Mir wurde heiß. Ich wußte, daß die Norm „du sollst nicht stehlen" auch außerhalb der zehn Gebote und auch in meinem Gewissen in Kraft war; und hier wurde mir mit einem klar gemacht, ich sympathisiere mit dem Diebstahl. Ich kam mir um so schuldiger vor, als ich, dem Vorhalt meines Anklägers zum Trotz, dennoch nicht mühelos den verbrecherischen Keim aus meiner Seele herauszureißen vermochte. Im Gegenteil: er keimte weiter.

Ich nahm die Tür. „Die Sache muß ich mir noch einmal überlegen," sagte ich und fühlte mich unbehaglich. Darauf ging ich langsam hinaus.

Draußen kostete es mich, obgleich es schlechtes Wetter war, einen langen Spaziergang, auf dem mich als beständiger Widerpart gegen meine Gedankenfolge mein blonder Freund aus dem Buchladen unsichtbar begleitete. Aber ich hoffe doch, wenn auch das Ergebnis meines Nachdenkens auf diesem Gang es wiederum erweist, daß ich für den Nachdruck, für den unentgeltlichen Nachdruck eintrete, einen Teil seiner Achtung damit wieder zu gewinnen.

Wenn ein Student nächtlicherweile an einem Laternenpfahl in die Höhe klettert (so begann ich meine Argumentation), um sich an der Flamme seine Zigarre in Brand zu setzen, und dafür — offenbar aus einer atavistischen Reminiszenz an die Prometheussage — von dem nunmehrigen Beherrscher der Menschen und Götter, der hochwohllöblichen Polizei, wegen Feuerdiebstahls verantwortlich gemacht wird, so erachte ich diese Bestrafung zwar als überflüssig; aber ich halte doch andrerseits die Tat des Studenten nicht für etwas besonders Löbliches und Nützliches. Im Falle des Nachdrucks aber halte ich die Tat, die mir eben noch als Diebstahl von einem der's wissen mußte bezeichnet war, für löblich; und dennoch steht sie unter Strafe, wenn diese auch nur auf Antrag eintritt. Wie erklärt sich das?

Und sollte der Nachdruck nicht nützlich, nicht löblich, nicht die Menschheit fördernd sein?

Gewiß wäre er es. Denn es ist klar, daß mit der freien Nachdruckserlaubnis fast nur das gute literarische Erzeugnis Verbreitung fände, das schlechte, ja nur das mittelmäßige, dagegen überhaupt nicht bezahlt würde. Wozu sollen kleine Zeitungen, kleine Zeitschriften, kleine Verlagsbuchhandlungen auch nur einen Pfennig für irgendeinen minderen Roman oder anderen Beitrag zahlen, wenn die führenden Zeitungen, die führenden Zeitschriften, die führenden Verlagsbuchhandlungen ihnen das Beste von den besten Schriftstellern künftig umsonst zur Verfügung stellen?

Und wäre nicht die Einschränkung unserer literarischen Produktion aufs lebhafteste zu begrüßen? wäre nicht

Digitized by Google

der Fortfall alles Schlechten ein Segen, nicht auszudenken? Und noch mehr: das Schlechte fiele noch zugunsten der Verbreitung des Guten fort!

In diesem Augenblick höre ich meinen unsichtbaren Begleiter sagen: „Damit machen Sie aber eine große Menge ganz braver Leute, die die Schriftstellerei zu ihrem Beruf gemacht haben, brotlos."

Gewiß. Aber ich mache mir gar kein Gewissen daraus. Im Gegenteil: die Kräfte, die mittelmäßig oder noch unter diesem Maßstab „schriftstellern", anderen Berufen zuzuführen, halte ich für eine Großtat. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß sie — von Ausnahmen abgesehn — auf anderen Gebieten mehr leisten, ja, wahrscheinlich sogar mehr verdienen würden. Denn was sie zum Schriftsteller gemacht hat ist in den häufigsten Fällen ihre Einbildung oder die Faulheit, ihre Hände zu gebrauchen. Und beiden soll hier nicht das Wort geredet werden.

„Ja, wenn sie aber doch nichts anderes gelernt haben!"

Nein, nein, mein Freund; da bin ich unerbittlich: der Umstand, daß sie nichts anderes gelernt haben, beweist nur eben ihre Faulheit.

Dann gibt es noch eine Sonderberufung für die Schriftstellerei, die ich aber darum nicht für berechtigter halte; das ist die durch Erbschaft. Es gibt Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen, Urenkel, Vettern und Basen, denen der Schriftstellerberuf durch Erbschaft anfällt, wie andern eine Senffabrik, ein Krämerlädchen oder eine Entenzucht. Da fühlen sie sich dann „berufen".

Alle diese Gattungen von Scheinschriftstellern und Nichtschriftstellern, denen dennoch leider der Gebrauch der Feder in unbeschränktem Maße durch die heutige gegen den Nachdruck gerichtete Gesetzgebung erlaubt ist, würden mit einem Male aufhören zu existieren oder sich zu regenerieren. Und durch die Erlaubnis des Nachdrucks würde die Schriftstellerei das einzige Gebiet menschlichen Schaffens sein, auf dem sich unweigerlich das Gute verbreitet. Dies sollte man wegen ganz nebensächlicher Schädigungen, die der Nachdruck bringt, in den Wind schlagen? Wenn es wahr ist, daß die Buchdruckerkunst ein Segen für die Menschheit ist, wie ihn kaum ein Messias ihr bringen könnte: erst durch den Nachdruck würde sie es voll werden!

„Wie aber wollen Sie," höre ich den noch ungläubigen Geist des befreundeten Sortimenters sprechen, „sich selbst, Ihren Verleger, alle Verleger guter Schriften vor den Nachteilen des Nachdrucks schützen?"

Was uns Schriftsteller anlangt, sofern wir berechtigt sind zu diesem Titel, so wäre es mir nicht angst. Es wäre zwar richtig, daß, je schneller sich die und jene gute Idee, das und jene gelungene Werk, aus unserem Geist entsprungen, in der Öffentlichkeit verbreitet, wir desto schneller neue Gedanken, neue Einfälle bereit haben müßten. Denn, da wir nicht von Staatswegen bezahlt oder belohnt werden, wie im alten Athen, wo eine staatliche Körperschaft jährlich die besten Einfälle wenigstens des Humors ausfindig zu machen und zu belohnen hatte, so müßten wir, für jedes Werk vermutlich auf ein einmaliges Honorar angewiesen, schier unerschöpflich sein, um unsern Lebensunterhalt unsrer Kunst abzuringen. Aber auch dies wäre gut! Denn nur das Genie ist in Wahrheit unerschöpflich und so fiele in dem Wettstreit allmählich alles zurück, außer den Besten. Und könnte, dürfte uns etwas lieber sein, als die schnellste „größtmögliche Verbreitung unsrer Schriften, als ein Widerhall von Hunderttausenden? Wenn er so groß

Digitized by Google

wäre, ich hätte für keinen noch so armen Dichter Sorge, er möchte am Nachdruck zugrunde gehen.

Die Rechte der als erste ein Werk in Druck nehmenden Verlagshandlungen, Zeitschriften und Zeitungen wären sehr einfach zu schützen. Man setze an das gesetzliche Verbot des Nachdrucks überhaupt nur das des Nachdrucks ohne Angabe des Verlags, der Zeitschrift, der Zeitung und das Verbot, das mit Strafe ausgerüstete Verbot, das Exemplar, das den Nachdruck enthält, zu einem niedrigeren Preis zu verkaufen als den Erstdruck. Eine genügende Anzahl Leser würden bald wissen, von wo sie das Gute erwarten dürfen; sie würden nicht ohne Not den Nachdruck kaufen, wenn der Erstdruck nicht teurer ist, und da durch den Nachdruck augenblicklich ein ganzer Wald niederer Konkurrenzfirmen die den guten Verlagen die Luft nehmen, ausfallen und buchstäblich verdorren würden, so würde der Absatz der guten Verlage, Zeitschriften, Zeitungen ohne weiteres steigen. Gerade durch den Nachdruck, so paradox das klingt. Ihren Hauptvorteil aber würden die führenden Verleger, Zeitschriften und Zeitungen darin zu erblicken haben und erblicken dürfen, daß das Wesen und Unwesen der Reklame, der mehr oder weniger würdigen — für den Autor eigentlich immer weniger würdigen! — lauten Anpreisung völlig wegfällt. Die nachdruckenden Instanzen selbst übernehmen die Reklame für sie; ja, der Umweg der Reklame, auf dem man erst zur Verbreitung der verbreitungswerten Gedanken gelangen zu können glaubt, wird völlig ausgeschaltet: die Verbreitung selbst setzt sofort und mühelos ein.

Während mich diese Gedanken in furchterregender Deutlichkeit umkreisten, schien ich auf meinem Spaziergang, des Weges nicht achtend, ebenfalls in einem Kreise gelaufen zu sein. Denn ich fand mich plötzlich wieder vor der Tür des oben erwähnten Buchladens, welcher mein Ausgangspunkt gewesen war. Mit fester Hand, fast triumphierend, drückte ich die Klinke und trat ein. Ich wollte meinen Freund nun einmal aus dem Sattel werfen.

„Geben Sie zu," sagte ich zu ihm, der mich erwartend empfing, „geben Sie zu, daß sich durch die Nachdruckserlaubnis zum mindesten die Wahrscheinlichkeit einer größeren Verbreitung der guten Literatur eröffnet, als bisher? genügt diese Wahrscheinlichkeit nicht zu ihrer Rechtfertigung?"

Wie die meisten Menschen antwortete er nicht auf meine Frage, sondern setzte eine andere Frage an die Stelle der Antwort:

„Und was werden Sie," sagte er langsam, „in dem Sie selbst angehenden Nachdruckfall der Ypsiloner Zeitung tun?"

„Ich werde das Nachdruckshonorar einziehen lassen — viel wird es nicht sein; aber ich werde es als das Stammkapital für eine zu gründende ‚freie deutsche Nachdrucksgesellschaft' zur Propagierung des freien Nachdrucks guter Literatur unter den oben aufgewiesenen Kautelen betrachten und auf die Bank legen. Vivat sequens!"

„Phantast" dachte mein blonder Freund, aber er sagte es nicht.

Rudolf G. Binding

Paula Modersohn

In dieser Zeit ist eigentlich jeder Künstler ein Wunder. Die Kunst ist uns nicht das, was sie den sogenannten Naturvölkern — deren Dasein in Wahrheit von Kultur erfüllt ist — oder den Indern oder den Japanern vor dem Eindringen der Europäer so

Digitized by Google

rein gewesen ist: die selbstverständliche Formel für die Berührung des Menschen mit den Menschen und mit den Dingen. Sie ist ein Ausnahmeverhältnis, ein Verhältnis Einzelner, Besonderer zum Leben. Sie ist ohne die beruhigende Einfalt einer kulturellen Konvention. Sie ist eine Anstrengung. Sie hat etwas von einer harten Disziplin, der sich nur eine eigene, verfeinerte Art von Menschen unterwirft. Sie ist das Geheimnis dieser begnadeten und wieder mühseligen und beladenen Sonderlinge. Sie ist ein Mysterium. Wir bewundern sie ahnend, öfter töricht mißverstehend; wir stellen sie aus und schreiben über sie wie über erlauchte Kuriositäten unserer Kultur. Und auf der anderen Seite ist Kunst in unserer Welt etwas höchst Artistisches, eine bei aller Differenzierung leichtfertige Überlieferung von Handgriffen, die uns imponieren, weil wir nicht in demselben Fach, sondern in einem anderen tüchtige Spezialisten sind. Ein unendlicher, unbegreiflicher Kampf um die Tiefen des Lebens und eine bluffende Frivolität: das sind die Gesetze unseres Kunstlebens.

Kommt zu uns ein Mann, der in den Abgründen der Kunst gewesen ist, dann ist er ein Rätsel; denn wir haben seit dem Rokoko oder seit der Napoleonszeit nichts mehr von einem künstlerischen common sense, der für die Kultur der Zeit der gemeinsame Nenner wäre. Aber wenn ein Mann Wunderbares malt, dann ist es uns doch immer zumute, als ob er eine Pflicht erfülle. Malt eine Frau Bedeutendes, das in die Tiefe der Dinge weist, dann ist das Rätsel quälender und begeisternder. Denn Frauen leben ferner von den Erstarrungen des Lebens, die wir Berufe nennen. Sie können noch eher ein Verhältnis zum Ganzen des Lebens haben. Sie können ihr Leben noch eher auf das beziehen, was man mit einem etwas vergriffenen, aber guten Ausdruck das „allgemein Menschliche" nennt. Ihre künstlerische Leistung läßt sich nicht mit Maßstäben der Pflicht messen. Sie hat etwas Unkontrollierbares, Zweckloses, ganz Freies. Sie gehört einfach der allgemeinen Erotik ihres Daseins an — wie ihr Herz und ihre Toilette.

Diese Frauen sind selten. Sie stehen auf einer schmalen Kante der Zeit. Vordem waren sie durch gesellschaftliche Verhältnisse gehindert, Künstlerinnen zu sein. Und künftighin werden sie es nicht mehr mit der ungebrochenen Naivität einer rein menschlichen Beziehung zum Leben sein können; auch ihnen wird die Kunst eines Tages Beruf sein — sie wird das verlieren, was man mit Ehrfurcht den innigen Dilettantismus der Frauen nennen könnte.

Paula Modersohn war eine Künstlerin dieser Art.

Zurzeit reist eine große Sammlung nachgelassener Werke dieser Künstlerin, die bei Lebzeiten fast nur Gleichgültigen, im besseren Fall Widersachern, ganz selten Bewunderern begegnete, durch die deutschen Städte. Curt Störmer hat das Verdienst, die Sammlung organisiert zu haben. Osthaus zeigte sie im Folkwangmuseum in Hagen; im März kam sie für mehrere Wochen nach München zu Dietzel in den neuen Salon an der Königinstraße. Das intelligentere Drittel der Münchner Kritik schwieg talentvoll.

Paula Modersohn lebte kurz. Sie lebte drei Jahrzehnte. Sie malte eins. In Berlin fing sie 1896 fröhlich und etwas zaghaft an. Dann kam sie nach Worpswede, wo die Eremitage der Mackensen, Modersohn, Vogeler gerade am glücklichsten war. Sie arbeitete bei Mackensen und Modersohn, der später ihr Gatte wurde. In ihr künstlerisches Empfinden kam eine große Scheu. Sie arbeitete mit Demut. Das ging bis zu

Digitized by Google

einer überspannten Unkritik: sie konnte sich darüber freuen, daß Vinnen — „solch ein Maler" — sie lobte. Sie ahnte nicht, daß ihre Kraft unvergleichlich viel mehr war als die vereinigten Talente und Talentchen dieser liebenswürdigen Kolonie zusammengenommen. Aber ihre Demut fand auch wundervolle Symbole. Ihre Gedichte sind sprachlich ungeschickt und manchmal auch geistig unoriginell. Aber Empfindung und Anschauung sind erlebt. Sie wünschte, als sie in einer Worpsweder Winternacht auf der beschneiten Ebene reingezeichnete Schatten der Birken sah, so möchte ihre Kunst eines Tages ein klarhinlaufender und ruhiger Schatten ihrer Seele sein. Sie war keine Frau von blendendem Intellekt und straff oder kokett kalkulierendem Selbstgefühl. Ihre Kunst war eine vegetative Äußerung halb unbewußten Reichtums: ihrer naiven und bis zum Exzentrischen kräftigen Sinnlichkeit und ihrer fraulichen Keuschheit. Sie waren beide viel stärker als ihr geistiger Begriff von den Dingen — der auch nicht schwächlich war. Ihre Tagebuchblätter und ihre Briefe, die in diesem Jahrgang der Bremer Zeitschrift „Die Güldenkammer" fortlaufend veröffentlicht werden, sind die Bekenntnisse einer Frau, die sicher auch geistig zu unterscheiden weiß. Paris hat diese Seite gekräftigt: ihre Worte gewinnen da mitunter eine anmutige Überlegenheit und ahnen etwas von der absoluten Weisheit Baudelaires. Aber ganz unvergleichlich größer als in den Briefen vollzieht sich diese Bereicherung der sehr Deutschen in der Malerei.

Die Malereien dieser Frau haben in der Worpsweder Zeit — so unbedeutend sie zum Teil an sich wie im Verhältnis zum Gesamtwerk sein mögen — schon einen Drang zum Unendlichen. Nicht im Sinn der Worpsweder Malerlyrik: die ist reichlich deutsch-literarisch. Das Metaphysische liegt schon in den frühen Arbeiten dieser Frau rein in der Erscheinung, rein im Bild. Zunächst in der Malerei, in der Farbe oder im Ton, bald auch in der Form. Schon in dieser Zeit entstehen Sachen von einer nicht gemeinen Kraft der formalen Übertreibung. Aber erst Paris — jenes Paris, das alles ist, Natur und Kultur, Urwildnis und raffinierteste Formulierung, — gibt dieser Kunst den Mut zur Konsequenz und bildet ihr Organ für das Infernalische, für das Maskenhafte des Daseins. Zwar scheint die Künstlerin jedenfalls damals von der Kunst van Goghs, Cézannes wenig gesehen zu haben; ihre Briefe nennen die sehr begabten, aber nicht gerade weltenstürzenden Lehrtalente der Akademie aus der Rue de la Grande Chaumière — zum Beispiel Henri Simon. Sie bewundert Cottet. Und noch lange nachher, um 1906 in Berlin, glaubt sie überschwenglich an Böcklin. Aber so wunderlich das ist, so sehr das alles bei dieser Künstlerin einen modernen Kunstgeist auszuschließen scheint: inden sieben Jahren, die ihr nach dem Pariser Aufenthalt von 1900 noch beschieden sind, entstehen Dinge, die diese Künstlerin den Merkwürdigen unter den Vorläufern des werdenden Expressionismus zuweisen. Man denkt zuweilen an die grimassierenden Exzesse des tief erregten Nolde. Zunächst werden technische Experimente versucht, die den Bildern eine festere, gedrängte Gestaltung geben sollen: es entstehen Bilder, die in der Art Segantinis fast rein mit der Spachtel gemalt sind und dadurch einen hartnäckigen Ausdruck bekommen. Sie scheinen mehr als gemalt: sie scheinen mit schöpferischer Gewalttätigkeit hingepreßt zu sein. Aber dann befreit sich die Künstlerin von den Versuchen, den Stil auf eine Technik zu gründen. Sie gründet ihn einfach auf die Bilderscheinung. Ihre

Digitized by Google

technischen Methoden werden die denkbar einfachsten. Ihr Kunstwille zieht sich immer mehr auf sich selbst zurück. Sie verliert den Sinn für die mehr oder minder naturalistische Durcharbeitung des Eindrucks, die ihr in wesentlichen Kunstwerken ihrer älteren Zeit eigentümlich gelungen war, und gelangt zu einem Ausdruck, der sich ausschließlich in positiven farbigen und linearen Zeichen von starker und doch beherrschter Betonung auf der Fläche vollzieht. Der Gegenstand wird nicht mehr aus der Gesetzmäßigkeit seiner natürlichen Erscheinung entwickelt, sondern aus den abstrakten Ansprüchen der Bildfläche und aus der bildnerischen Sehnsucht einer dem Außerordentlichen zuschwingenden Seele, die sich mit der irrationalen Sprache der Malerei sinnlich begreifbar machen, ihr ins Übernatürliche ausschweifendes Leben im Sichtbaren festigen will. Es wäre nicht in Worte zu fassen, was diese Bilder bedeuten. Sie sind ohne literarische Analogie. Sie stammen aus Erregungszuständen, für die kein Wort zureicht und die nur noch musikalisch oder bildnerisch formuliert werden können.

Das Gedächtnis dieser Frau wird in Ehren stehen. Heute, sechs Jahre nach ihrem Tod, fängt es an, zu gelten. Das, was sie als Vorläuferin einsam, fast ahnungslos, abseits und wie zufällig, aber doch nach einem großen Gesetz der Zeit gegeben hat, wird heute Zeitstil. Es wäre aberwitzig, sie mit Cézanne zu vergleichen, dessen Kunstgeist ihr bei ihren letzten Aufenthalten deutlich wurde. Aber in ihren Daseinsgefühlen und in ihrer unberührten, selbständigen Einsamkeit ist Ähnliches.

Sie hatte nichts von dem glänzenden, emanzipierten malerischen Esprit der mondänen Frauen: der Morizot oder der Baschkirtseff. Sie hatte in ihrer Kunst bei aller relativen Vollendung immer etwas Gedrücktes, fast sagt man Unterdrücktes. Aber dies in „vibrierender Einfachheit" verlaufene Leben war dennoch ungewöhnlich künstlerisch. Ihre Frauenwerke sind wie ihre Frauenbriefe „Gefäße, in denen der Duft vieler köstlicher Augenblicke ruht".

Wilhelm Hausenstein

Auch ein Münchner Roman

Es gibt ein rohes, gemeines Leid, das uns Menschen der Erziehung, Verzärtelung und gesteigerten Empfindsamkeit ganz aus dem Bewußtsein gerückt ist. Manchmal geschieht es uns, daß wir durch eine enge, dunkle Straße gehen — irgendwo in der Vorstadt, oder in einem Viertel voll hoher, grauer Mietskasernen und plötzlich trifft schrecklicher Jammer aus einem der Häuser unser Ohr. Wir halten entsetzt an, das schrille Wehklagen wird von harten, wutheißen Schimpfworten unterbrochen, bis es von neuem sich erhebt, wir vernehmen Schläge und wir wissen was dort innen geschieht: Es wird jemand mißhandelt. Wir überlegen einige Augenblicke lang: Was tun? Aber dann faßt uns der Ekel und wir gehen schnell weiter, um das Häßliche zu fliehen. Es hat uns gestreift wie ein jähes Erschrecken, wie ein plötzliches Hinabschauen in finstere Tiefen, und erst langsam gelingt es uns, das böse Erlebnis in allgemeine Betrachtungen über die Gefühlsarmut gewisser Volksklassen aufzulösen.

Nun zwingt uns ein Buch, da stehen zu bleiben, wo wir uns manchmal feige vorbeidrückten, und das ganze Elend, das uns oberflächlich nur berührte, von innen anzusehen. Eine Münchnerin, Lena Christ, hat uns unter dem etwas ungeschickten Titel: „Erinnerungen einer Überflüssigen" (Albert Langen, München) ihr Leben

Digitized by Google

geschildert und enthüllt uns dabei ein furchtbares Bild jenes rohen Leidens. Ihr Buch ist gerade darum eine um so eindringlichere Kunde, weil es nicht anklagt, sondern nur ganz schlicht erzählt, so, als hörten wir einen Menschen aus dem Volke sprechen — auf die wundervoll gedankenlose, rein sachlich anschauliche Art, wie nur die „Ungebildeten" schildern können. Es ist eigentlich unmöglich, etwas Abschätzendes von dem Buche zu sagen, alle Kunstbegriffe weichen vor dem unheimlich wahrhaftigen Leben, das es atmet, erblaßt zurück und erkennen, daß sie hier zum Schweigen verurteilt sind. Man muß schon versuchen, so einfach wie die Verfasserin sich ans Tatsächliche zu halten und rückhaltlos entgegennehmen, was sie gibt: Die stillen glücklichen Jahre des außerehelichen Kindes bei den guten Großeltern auf dem Lande, die beginnende Pein der Neunjährigen, die bei der inzwischen mit einem Gastwirt verheirateten Mutter in München alle Hausarbeit verrichten muß und dafür nur Scheltworte und immer sich steigernde Züchtigungen erhält. Das wachsende Dulden des Mädchens, dem nur die schöne Stimme einige erhebende Stunden als Sängerin im Kirchenchor beschert. Und dann als seltsames Zwischenspiel anderthalb Jahre in der düsteren, falschen Zucht eines schwäbischen Klosters, aus dem ein plötzliches Schaudern die junge Novizin vertreibt, so daß sie lieber in die Qual des Elternhauses zurückkehrt. Und nun aufs neue die immer sich steigernde bestialische Tyrannei der Mutter, die atemlose Arbeit unten in der Wirtsstube, wo bloß die urwüchsige Lustbarkeit der Stammgäste hin und wieder hellere Stunden bringt. Dann das unüberlegte Hineindämmern in eine Verlobung, der graue, freudlose Hochzeitstag und schließlich eine Ehe, in der die wilde Trunksucht des Mannes der unglücklichen Frau alle Gesundheit und alles Vermögen raubt, bis der Peiniger zuletzt in einer entsetzlichen Szene wahnsinnig wird und die arme Gepeinigte aus dem Wochenbett heraus dem gepfändeten Heim, das nie ein Heim war, entflieht, worauf sie mit drei kranken Kindern oben in einem Neubau aus Barmherzigkeit Unterschlupf findet.

Was sollen da noch weitere Erwägungen? All unsere hochfliegenden Reden vom Jahrhundert der Aufklärung und Humanität verstummen angesichts dieser Wirklichkeit. Die ganze Verkünstelung unseres Denkens und Moralisierens zerschmilzt im Feuer dieses schrecklich eindeutigen, simplen Lebenswehs, das nur die alten, längst verachteten Begriffe von Gut und Böse kennt, das nur manchmal eine Linderung erfährt durch ein schlichtes, freundliches Wort oder Tun. Und der Stolz auf die Kultur unserer verfeinerten Sinne muß sich erschüttert beugen vor der unbewußten Reinheit der Heldin des Buches selbst, die wie eine unauslöschliche göttliche Flamme sich in aller Roheit, Gemeinheit und Brutalität ihrer Umgebung immer wach erhält — ein rührendes Zeugnis wahrer Menschlichkeit gegen die platte Niedertracht, Selbstsucht und Herzlosigkeit der Menschen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß an Lena Christs Erinnerungen niemand vorübergehen darf, der den Mut zur Wahrheit besitzt.

Friedrich Stieve

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Das französisch-deutsche Rendezvous

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Pfingsttage 1913 haben eine politische Bedeutung erlangt. Die Verständigungskonferenz, die von schweizerischen Nationalräten eingeladen war, hatte den Charakter einer Improvisation und lief darum auch alle Gefahren einer Improvisation. Aber sie ist über Erwarten geglückt.

Vergegenwärtigen wir uns, um einen möglichst objektiven Standpunkt zu gewinnen, das folgende:

Die europäische Lage ist weitgehend beherrscht durch den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland. Die Spannung hat mit der Spaltung der Gemüter zugenommen, die aus einer Reihe diplomatischer Ungeschicklichkeiten und deren chauvinistischer Aufbauschung sich bedenklich vergrößert hatte. Das Mißtrauen hat sich in Frankreich wie in Deutschland häuslich niedergelassen und droht der Normalzustand zu werden. Die Chauvinisten mißbrauchen den von ihnen mit hervorgerufenen Zustand zu rohen Provokationen.

In den besonnenen Kreisen breitet sich ein Fatalismus aus. Die Widerstandsfähigkeit gegenüber den Exzessen im eigenen Lande leidet unter der Vorstellung, daß im andern Land die Widerstandskraft gegen die dortigen Chauvinisten erlahmt sei. Es bestehen Preßfabriken, die jeden Exzeß unverantwortlicher Skribenten als untrügliches Symptom entrüstet verbreiten und mit Frechheiten begleiten, die die Chauvinisten im andern Land heißhungrig aufnehmen und unverdaut von sich geben. Die Regierungen fühlen sich nationalistisch eingeschüchtert, nehmen die Beunruhigung ihrer Bevölkerung wahr und schlagen zur Beruhigung neue Rüstungen vor, die im andern Land neue Beunruhigung wecken und als Beweis für Angriffshintergedanken ausgelegt werden. Die Chauvinisten verfügen über reichliche Agitationsmittel. Die Rüstungsindustrien profitieren von dieser politischen Atmosphäre und die Chauvinisten von deren Patriotismus.

Digitized by Google

Wer nicht blind, verbohrt oder interessiert ist, verkennt nicht die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Schädigungen, die ein solcher Zustand für den öffentlichen Geist beider Völker bedeutet. Jede Anstrengung zur Milderung dieses Zustandes ist ein patriotisches und kulturelles Verdienst.

Darum war die Berner Konferenz ein Verdienst. Sie hat für alle Besucher aufklärend gewirkt. Sie hat ihnen die Überzeugung verschafft, daß es ein Unrecht ist, das andere Land nach dessen Chauvinisten zu beurteilen, die es diskreditieren und nur an Geschrei und nicht an Zahl groß sind.

Es waren 226 Parlamentarier versammelt, die das Vertrauen von 226 Wahlkreisen besitzen und repräsentieren und diese Repräsentanten fingen an, Vertrauen zu ihrem guten Willen zu fassen, eine andere politische Atmosphäre zwischen den Nachbarländern heraufzuführen. Sie faßten Hoffnung, daß dies nicht unmöglich sei, weil der heutige Zustand zu einem beträchtlichen Teil auf gegenseitiger Unkenntnis und Fiktion beruht. Wir Abgeordnete kennen doch unsere eigene Bevölkerung und wir stehen an Menschenkenntnis nicht hinter den Fabrikanten von Hetzartikeln zurück.

In dieser deutschen Zeitschrift habe ich nicht nötig, zu beweisen, daß das deutsche Volk keinen Krieg will, wenn es nicht angegriffen oder verhetzt wird. Aber die Deutschen wollen wissen, wie es mit den Franzosen und ihrer Unversönlichkeit steht. Bern hat Beweismaterial gebracht. Auf die private Einladung von 12 schweizerischen Nationalräten neutraler Gesinnung sind zu der „Verständigungskonferenz" deutsch-französischer Abgeordneter wieviel Franzosen erschienen? 185 Parlamentarier — ist das Unversöhnlichkeit? Darunter waren noch nicht der vierte Teil geeinigte Sozialisten. Die andern standen nicht auf dem rein sozialdemokratischen Standpunkt, und ein Kollege aus den Reihen der bürgerlichen Abgeordneten hat uns erklärt: Hätte es nicht geheißen, es kommen nur ein Dutzend Deutscher und keine bürgerlichen Abgeordneten, hätten wir gewußt, daß 40 deutsche Abgeordnete nach Bern kommen, so wären an die 300 französische Parlamentarier erschienen.

Die Anwesenheit und Zahl sind ein großer Beweis des guten Willens. Ein anderer war die persönliche Stimmung. Die Summe der Eindrücke aus allen Unterhandlungen und Verhandlungen in der Kommission, in den Gruppen und in der Hauptversammlung. Man kam sich offen und loyal

Digitized by Google

entgegen, und jeder hat dies vom andern, am andern, überrascht empfunden. Ich bin kein Neuling in der parlamentarischen Konferenz. Ich kenne sie seit 22 Jahren und sie haben manches Wertvolle auch früher gebracht. Aber sie entwickelten keine einheitliche starke Stimmung aus sich selbst heraus. Diesmal war es anders. Man mußte die wiederholten Kundgebungen von Einverständnis gehört haben, die sich unter dem Eindruck der Verhandlungen immer mehr befestigten und ihren Höhepunkt erreichten, als Baron d'Estournelles de Constante, dessen Besonnenheit und Klarheit die wertvollsten Dienste geleistet hat, die vereinbarte Deklaration der Vollversammlung zur Kenntnis brachte. Satz für Satz wurde von dem erfreuten Beifall der Versammlung unterstrichen und am Schluß erhoben sich 200 politisch geschulte Männer zu einer packenden Akklamation:

Das war eine Welle von Einmütigkeit, das war ein Wille gegen die Kleinmütigkeit.

Der Beschluß, nicht zu reden, sondern zu beschließen, war von der Einsicht getragen, daß nach dieser Willenseinigung das oratorische Reden gottlob überflüssig geworden war. Ich selbst, der in der Kommission dafür plädiert hatte, daß von jeder Nation noch zwei Redner den Beschluß begründen sollten, wurde schnell eines besseren belehrt durch Herrn Jaurès, der an der sachlichen und stilistischen Güte der Kundgebung hervorragend beteiligt ist und mir sagte: „Sie sind 40 gescheite Leute, wir mehr als 150 gescheite Leute, so viel gescheite Leute können viele Dummheiten reden."

Auf deutscher Seite war die persönliche Mitwirkung des Abgeordneten Frank von unverkennbarem Nutzen.

Unter den Beschlüssen ist die gemeinsame Kampfanlage gegen den Chauvinismus und die Hetze mit Recht vorangestellt worden.

Wir haben in der Kommission auch Übereinstimmung konstatiert, daß unter die verwerfliche Hetze auch der nationalistische Warenboykott gehört. Der Vorstoß zu gunsten von internationalen Schiedsverträgen schloß sich geschickt an die Initiative des neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Nordamrika an, und für würdig und richtig halte ich es, daß die französischen Kollegen an die einmütige Friedenskundgebung des volksgewählten Elsaß-Lothringischen Landtags zustimmend sich angeschlossen

Digitized by Google

haben. Wenn in einer so delikaten Sache ein halb Dutzend unter 185 französischen Parlamentariern taktische Bedenken hatten, so ist nicht das, sondern die Zustimmung von 180 die entscheidende Tatsache. Es ist armselig, wenn hüben und drüben die Konferenzgegner von einer Spaltung sprechen.

Auf einen Spalt zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen Sozialisten und Bürgerlichen, — unter den Deutschen und unter den Franzosen — hatten die Chauvinisten und die Wohlweisen gerechnet. Daß ihre Hoffnung zu Schanden geworden ist, ist eine ebenso unbestreitbare als erfreuliche Erscheinung. Ob irregeleiteter Patriotismus und böser Wille die Berner Konferenz totreden, oder totschweigen will, sie hat ihren nächsten Zweck vollständig erreicht, sie hat darüber hinaus ihr Büro zu einer ständigen Einrichtung erhoben und sie wird weitere Wirkungen erzielen. Ich bitte, sich zu erinnern, daß Baron d'Estournelles französische und englische Parlamentarier einmal, als Verstimmungen zwischen den Ländern herrschten, zusammengeführt hat. Niemand wird behaupten wollen, daß jene erste Begegnung kein politisches Ereignis geworden wäre. Damals hat die englische Regierung eine kluge und freundliche Haltung zu dem Besuch eingenommen.

Diesmal ist nicht einmal der schweizerische Bundesrat aus seiner überkorrekten Reserve herausgetreten. Trotzdem haben sich die Grundgedanken der Einladung auf der Konferenz entwickelt und befestigt. Der Boden ist gelockert. Gleichgültigkeit der Regierungen kann wieder vieles verderben. Werden sie den psychologischen Moment verpassen? Natürlich wird man sich niemals finden, wenn man sich kalt oder höhnisch ausweicht. Aber ich bleibe dabei: „Si nous nous cherchons, nous nous trouverons."

Digitized by Google

„Französischer Chauvinismus"

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

Also wir sind ein „Volk von Chauvinisten". Wenn man dem verblichenen Fürsten Bismarck oder seinen Nachfolgern in der Diplomatie glauben will, oder ihren Schleppträgern und Reptilien heute wie gestern, sind wir Franzosen eine Gefahr für Europa und der deutsche Michel, über dem dauernd die Drohung eines plötzlichen Angriffs schwebt, hat recht, sich gegen dieses, immerzu zum Enthusiasmus bereite Narrenvolk zu waffnen.

Bei uns ertönt natürlich die gleiche Musik: „Jacques Bonhomme, hab acht!" sagen die Warnungsrufe unserer sogenannten Patrioten. „Michel scheint vernünftig, ein wenig schwerfällig und von ruhiger Gemütsart! Aber er hat Disziplin und wenn sein Kaiser oder auch nur sein Kronprinz ihn marschieren heißen wird, so wird er marschieren! Und der Kronprinz will doch die Welt beherrschen! Er will deine Kolonien, deine Provinzen. Merkst du es nicht, Bonhomme?"

So singen alle Tage, eintönig, ununterbrochen die Artikelkaskaden, die auf beiden Seiten des Gießbachs der Metallindustrie und der Reaktion rauschend Michel und Jacques betäuben. Werden diese im Getöse ihrer Stimme Gehör verschaffen können? Werden sie es vermögen, die Gefühle, die sie wirklich beherrschen, auszudrücken?

O, deutsche Nachbarn, wenn ihr zu hören vermöget, vernehmet, was wir euch zurufen:

„Ja, es fehlt bei uns nicht an verrückten Jünglingen, an reklamesüchtigen Journalisten, an Finanziers, die auf Baisse spekulieren, und an Geschäftspatrioten, die bereit sind, kleinliche Zwischenfälle hervorzurufen und diejenigen, die eintreten, nach Möglichkeit auszubeuten. Zugegeben! Zwischenfälle wie die von Nancy und selbst von Luneville können wohl glauben machen, daß wir uns in einem Nervenzustand befinden, der Dummheiten möglich

Digitized by Google

macht! Noch einmal zugegeben! Wir haben einige Jahrgänge junger Leute, die uns manchmal durch ihre sonderbare Philosophie in Erstaunen setzen! Zugegeben, immer zugegeben! Seit einigen Monaten — rechnet einmal nach, ungefähr seit Agadir! — waren wir Zeugen eines merkwürdigen politischen Spiels, das darauf hinauslief, eine Unternehmung der Reaktion im Innern — wie schon seinerzeit den Dreyfushandel — als Patriotismus zu verkleiden! Zugegeben! Wenn wir die Wahl des sauberen, redlichen, maßhaltenden Poincaré zu einem großen „nationalen" Triumph werden sehen, wenn Herr Millerand zum Dank für die Wiedereinführung des Zapfenstreichs und des Herrn du Paty de Clam in die Armee zum „großen Kriegsminister" gesalbt wird; wenn euere Landsleute, die sich in Paris oder Nizza erholen, unser begütertes Publikum begeistert schlechte Theaterstücke applaudieren sehen, deren Personen in der Tat Militäruniformen tragen — dann verstehen wir, wenn ihr euch irrt und sagt: „Sind diese aufgeregten Leute nicht zu allen Torheiten fähig?"

Einverstanden, liebe Nachbarn, einverstanden! Wir beichten unsere Sünden.

Wir wollen nicht die eueren beichten. Heute wollen wir euch nur sagen, daß wir, wären wir Chauvinisten, auf der Place de la Concorde ein Standbild Kiderlen-Wächters, als „Erneuerers des französischen Patriotismus" und zu Ehren eurer Diplomatie errichten würden, deren Takt legendär wird. Wären wir Aktionäre des Hauses Schneider, hätten wir gutbezahlte Korrespondenten beim „Reichsboten" oder bei der „Post" ... Doch das zu sagen, ist euere Sache, o Deutsche!

Aber nun, nachdem wir diese Geständnisse gemacht haben, laßt euch nicht weiter irreführen! Es ist nicht der vom Sturm emporgetragene Wogenschaum, der es gestattet, zu erkennen, wohin die Strömungen der Tiefe gehen. Lernet gewisse „patriotische" Kundgebungen diesseits der Vogesen nach ihrem wahren Wert schätzen! Die Jugend, sagt ihr, ist chauvinistisch. — In der Zeit der Dreyfusaffäre pfiffen die Studenten der Rechtsfakultät Zola aus. Sie erreichten nur, daß im Gegensatz zu ihnen feste republikanische Gesinnungen erstanden. — In unserer Presse wimmelts von Hetzereien. Aber ihr wisset nicht, daß der „Matin" von einem Größenwahnsinnigen geleitet wird, der zugleich ein Finanzspekulant ist, daß unser alter, ehrenhafter

Digitized by Google

„Temps" seinen schönen liberalen Traditionen den Abschied gegeben hat und das Werkzeug eines unternehmenden Geschäftspatrioten geworden ist. — Unsere Chansons und unsere Zapfenstreiche machen euch Bedenken: Nun, einige Snobs auf Montmartre und ein paar Kosmopoliten in Nizza machen noch nicht die französische Volksmeinung.

Unsere Arbeiter, unsere Bauern, unsere Industriellen, Kaufleute und Finanzleute sind es, die ihr hören müßt.

Sicherlich alle oder doch fast alle tragen die Ereignisse, die sich vor 42 Jahren zugetragen haben, in ihrer Erinnerung. Alle gedenken des „verletzten Rechts", der Annexion Elsaß-Lothringens. Aber der Gedanke der gewaltsamen „Revanche", der Revanche durch den Krieg, verliert täglich an Boden. Dagegen gewinnt der Gedanke, daß das furchtbare Problem, das seit Jahrhunderten zwischen Frankreich und Deutschland besteht, durch den Frieden und allein durch den Frieden gelöst werden kann, eine wachsende Macht über die Geister.

Gewiß alle — seien sie Gegner oder Anhänger der dreijährigen Dienstzeit — wollen das Gefühl haben, daß ihr Land, wenn es angegriffen werde, imstande sei, sich zu verteidigen und sich siegreich zu verteidigen. Vom 14. Jahrhundert bis 1870, von Jeanne Darc zu Villars, zu den Revolutionären von Valmy und den improvisierten Soldaten Gambettas hat unser Land das stärkste Bewußtsein seiner Einheit aus seiner Widerstandskraft gegen fremde Eindringlinge geschöpft. Diese Tradition lebt fort. Sie ist die eigentliche Grundlage des Geschichtsunterrichts in der Volksschule. Sie hat ihre Größe und Schönheit. Es besteht nur die Gefahr, daß sie leicht zu einem angriffslustigen Nationalismus entarte. Aber es wird das bleibende Verdienst der republikanischen Partei sein, in allen Kreisen ihren wahren Sinn in seine Rechte eingesetzt zu haben.

Mag auch die Republik zweimal aus dem Krieg hervorgegangen sein, so kann der republikanische Gedanke doch nur ein Friedensgedanke sein. In dem Maß, wie das Volk republikanisch ist, ist es auf Frieden und internationale Solidarität bedacht. Dieser Tage haben an der Seite der Sozialisten radikale oder einfach republikanische Abgeordnete an der Berner Konferenz zahlreich teilgenommen. Man muß aber wissen, daß es nicht irgendein fortreißender parlamentarischer Antrieb oder eine jähe Versamm-

Digitized by Google

lungsbegeisterung war, die sie nach Bern geführt hat. Sie folgten, als sie hingingen, dem Befehl ihrer Wähler. Neben den sozialistischen Vertretern der großen Städte sah man in Bern eine Menge Deputierter vom Land, jene schlichten Gutsbesitzer, Notare und Landärzte, die gewählt werden, weil sie dem Volk ganz nahestehen und mit seinem täglichen Leben und Denken vertraut sind — seßhafte, schwer bewegliche Leute, denen aber die Lokalkomitees, die kleinen politischen Vereine, die Freimaurerlogen und in vielen Fällen auch die Dorfgemeinderäte durch regelrechte Resolutionen zu wissen kund getan hatten, daß sie nach Bern zu gehen hätten. In dem einen Departement Doubs hatten 44 Gemeinderäte in aller Form beschlossen, ihre Deputierten zur Teilnahme an der Konferenz aufzufordern.

Nichts ist meiner Meinung nach charakteristischer als diese Bewegung, die sich in demselben Augenblick kundgibt, wo die Mehrheit der Nation, von den Herrschenden in Furcht vor den deutschen Rüstungen versetzt, zu Opfern bereit scheint, die umso wahnwitziger sind, als sie vielleicht unnötig sind, und vor allem, da die Verteidigung des Landes mit geringeren Kosten vollauf gesichert werden könnte. Neigung, Überlieferung, Republikanismus lassen die Volksmassen Frankreichs den Frieden wollen. Aber es ist hoch an der Zeit, daß die Journalisten, Metallindustriellen und Generalstäbe ihre Manöver, die das Gegenteil vortäuschen, einstellen.

Wie verlief der große Streik?

Von Emile Vandervelde, Mitglied der belgischen Deputiertenkammer

Der Generalstreik in Belgien, der vor kurzem beendet wurde, war in der Geschichte der Arbeiterbewegung ein Ereignis, dem kein gleiches vorausging.

Es war tatsächlich zum erstenmal, daß man Arbeiter der verschiedensten Industrien aus politischen Gründen streiken und sie Methoden zu Hilfe nehmen sah, die bis dahin nur bei ökonomischen Konflikten angewendet wurden.

Digitized by Google

Es gab gewiß vorher zahlreiche Generalstreiks und solche, die so genannt wurden.

Von all diesen Streiks hat unstreitig am meisten Ähnlichkeit mit dem belgischen Streik vom April 1913 der schwedische von 1909, wo man mehr als zweihundertundfünfzigtausend Arbeiter wochenlang die Arbeit verweigern sah, ohne daß in irgendeinem Augenblick die bewaffnete Macht hätte einschreiten müssen, oder einen Vorwand zum Einschreiten gefunden hätte. Aber der große schwedische Streik war mehr wirtschaftlich als politisch, da es sich darum handelte, das Koalitionsrecht zu verteidigen, der Aussperrung der Arbeitgeber zu begegnen, welche die Arbeiterorganisationen in ihrer Existenz bedrohte.

Was die Streiks zu einem politischen Zweck betrifft, deren Idee aus der Epoche des Chartismus stammt, hat Europa deren eine große Anzahl während der letzten zwanzig Jahre gesehen, sowohl in Belgien, als in Italien, in Spanien, in Rußland oder in Schweden; aber bis jetzt waren diese politischen Ausstände entweder Demonstrationen von der Dauer eines oder zweier Tage, oder stürmische, plötzliche Bewegungen.

Der Streik vom April 1913 war im Gegensatz dazu von langer Hand vorbereitet. Die Mehrzahl der Arbeiter hatte gespart, um, wenn es nötig sein sollte, wochenlang gut standzuhalten. Das Datum für das Niederlegen der Arbeit war drei Monate vorher bestimmt gewesen, und an dem festgesetzten Tage geschah es in tiefster Ruhe, daß dreimalhunderttausend Arbeiter und am nächsten Tage weitere hunderttausend die Ateliers, die Fabriken, die Bauten, die Kohlengruben verließen.

Nahezu zwei Wochen blieb der Streik so, wie seine Organisatoren ihn haben wollten: gesetzlich und friedlich.

Die Regierung, die große Vorbereitungen in Erwartung von eventuell nötigen Repressivmaßregeln getroffen hatte, kam nicht auf ihre Kosten.

Im Bereich des ganzen Landes gab es keinen einzigen Streit, keinen einzigen Zusammenstoß, kein einziges Scharmützel zwischen den Streikenden und der Gendarmerie oder der Truppe. Ein Soldat, das ist wahr, wurde getötet, aber er wurde es durch zwei seiner Kameraden. In den industriellen Zentren fiel die Zahl der Verbrechen und Übertretungen stark unter die normale.

Digitized by Google

Der belgische Generalstreik war auch eine Enttäuschung für die Photographen, für die Fabrikanten von kinematographischen Films, für die Reporter der Sensationsblätter, die sich vom ersten Tag ab wie ein Heuschreckenschwarm über Belgien herabgelassen hatten.

Außer den komunistischen Suppenanstalten, die in den Arbeitervororten errichtet waren, der Ankunft der Kinder, die von Brüsseler Bürgern aufgenommen wurden, einigen Umzügen am Sonntag und Festen und Konzerten in den „Maisons du Peuple" gab es nichts zu sehen, nichts zu photographieren, nichts zu telegraphieren. Die Streikenden blieben zuhause, oder gingen in kleinen Gruppen in die Museen, in die öffentlichen Parks, in die Felder der Umgebung. In den Straßen gab es weniger Menschen, als gewöhnlich. Überdies war scheinbar nichts im Gang des gewohnten Lebens geändert und ein Fremder, der die Zeitungen nicht gelesen, hätte zweifellos nie gedacht, daß viermalhunderttausend Menschen im Streik standen, daß von Mons bis Verviers das industrielle Leben vollständig lahmgelegt war.

Eine andere Enttäuschung für jene, die erwartet hatten, zu sehen, wie der Generalstreik Belgien revolutioniert, war sein plötzliches Ende nach weniger als vierzehn Tagen auf das einfache Versprechen der Regierung, eine Wahlreformkommission einzusetzen, wo man die Reform des Gemeindewahlrechts studieren und wo man über die Reform der legislativen Wahlen „sprechen" könnte.

War es der Mühe wert, um zu solchem Resultat zu kommen, viermalhunderttausend Menschen streiken zu lassen, dem Lande einen Verlust aufzuerlegen, den ein Korrespondent des Temps aus Paris auf mehr als zehn Millionen täglich schätzte?

Zahlreiche Journalisten, die von der politischen Lage in Belgien genau so viel wußten, als sie während eines einwöchigen Aufenthaltes in Brüssel lernen konnten, zögerten nicht, verneinend zu antworten.

Wir erkennen übrigens gern an, daß sie dem Anschein nach nicht ganz unrecht hatten, aber um die weittragende Bedeutung des Erfolges, den die belgischen Sozialisten eben errungen haben, richtig zu würdigen, muß man um einige Monate zurückgehen und sich Rechenschaft darüber geben — genauer als es ein durchreisender Journalist tun kann —, was sie erreichen konnten und über das, was sie erreicht haben.

Digitized by Google

Man weiß, daß die belgischen Sozialisten seit langen Jahren im Sinn des reinen, einfachen, allgemeinen Stimmrechts die Revision des Artikels 47 der Verfassung verlangen, welcher eine Stimme den Armen und zwei oder drei Stimmen den Reichen oder Wohlhabenden gewährt.

Aber es ist keine leichte Sache, in Belgien die Verfassung zu revidieren.

Es müssen sich vorerst beide Kammern mit einfacher Majorität zugunsten der Revision aussprechen. Infolge dieses Votums sind sie rechtlich aufgelöst. Dann, wenn die Konstituante einberufen ist, muß sowohl die Kammer, als auch der Senat eine Zweidrittelmajorität für jede Abänderung der Verfassung haben.

Da unter dem System der Proporzvertretung die parlamentarischen Majoritäten sehr schwach sind und da es sicher ist, daß in einer eventuellen Konstituante keine Partei allein die Zweidrittelmajorität hätte, ist die Einführung des gleichen Wahlrechts in Belgien nur dann möglich, wenn die Parteien gutwillig oder gezwungen sich vereinigen, um sie anzunehmen.

Nach achtzehnjähriger Propaganda dachten die Sozialisten am Vorabend der Wahlen im Juni 1912 nicht mehr weit von der Erreichung dieses Resultats zu sein.

Die allgemeine Meinung in den Kreisen der Opposition war, daß die Klerikalen, deren Majorität, ehedem beträchtlich, auf sechs Stimmen gesunken war, gestürzt werden; daß eine Majorität der Linken aus den Wahlen hervorgehen werde; daß sie das gleiche Wahlrecht für die Gemeinde und die Provinz einführen werde; daß im Jahre 1914 beim Ablauf der Legislatur die Revision beschlossen sein werde und daß in den wieder einberufenen, gesetzgebenden Kammern selbst die Konservativen nicht gegen den Strom schwimmen und dem gerechten Wahlrecht nicht mehr Schach bieten werden.

Aber man hatte nicht mit dem Abfall mehrerer Tausend Wähler zu drei Stimmen gerechnet, die gewöhnlich mit den Liberalen gingen, die sich aber diesmal zur Rechten schlugen, aus Haß gegen Sozialismus und Demokratie. Gegen ihre eigene Erwartung wurde die parlamentarische Majorität der Klerikalen statt vernichtet, gestärkt. Die Sozialisten, die Stimmen

Digitized by Google

und Sitze gewonnen hatten, machten die Niederlage der Liberalen mit. Das allgemeine Wahlrecht schien auf unbestimmte Zeit vertagt.

Dieses Resultat wurde in den Arbeiterzentren mit einem revolutionären Aufflammen beantwortet.

Freiwillig traten Tausende von Arbeitern in den Streik. Es gab besonders in Verviers und Liège Unruhen, die unerbittlich unterdrückt wurden und es wäre zum Schlimmsten gekommen, wenn die Arbeiterpartei nicht mit der äußersten Energie interveniert hätte, um eine Bewegung zu unterdrücken, die zu nichts führen konnte. Abgesandte der Partei wurden überallhin geschickt, wo es einen Streik gab. Sie predigten Ruhe, rieten zur Wiederaufnahme der Arbeit und kündigten an, daß ein außerordentlicher Kongreß einberufen werden würde, um zu beraten: „über die Mittel, das allgemeine Wahlrecht zu erringen."

Dieser Kongreß, an dem mehr als fünfzehnhundert Delegierte teilnahmen, versammelte sich im Maison du Peuple in Brüssel am folgenden 30. Juni. Gegen den Rat der Ungeduldigen, die ein sofortiges Handeln verlangten, entschied er, daß ein Antrag auf Revision beim Zusammentritt des Parlaments im November eingebracht werden sollte, und man, um diesen Antrag zu unterstützen, als letztes Mittel den Generalstreik zu Hilfe nehmen sollte. Dieser Streik, wie sich ihn der Kongreß dachte, sollte „friedlich, furchtbar und unbezwingbar" sein. Man mußte ihn sofort vorbereiten, indem man das Sparen organisierte und eine intensive Propaganda in den Arbeiterdistrikten veranstaltete.

Diese vorbereitende Arbeit und Propaganda wurde ohne Verzug begonnen. Vom Monat Juli ab fingen viele Arbeiter an, zu sparen in Voraussicht des Generalstreiks, und als die Kammern im Monat November ihre Arbeit wiederaufnahmen, hatte die Idee des Streiks auf die öffentliche Meinung schon genügend Eindruck gemacht, so daß die Regierung genötigt war, ihn in Rechnung zu ziehen.

Es scheint überdies sicher, daß gegen Mitte Juni, am Tage nach den Unruhen, die den Wahlen gefolgt waren, König Albert selbst zu gunsten der konstitutionellen Revision eintrat und daß der Chef der Regierung, Mr. de Broqueville, dazu gebracht wurde, einzusehen, daß die Wahlreform dringend sein wird, wenn nicht sofort, wenigstens in naher Zukunft.

Digitized by Google

Mittlerweile mußte man verzögern, Zeit gewinnen, sich bemühen, gleichzeitig die Sozialisten geduldig zu machen, indem man soziale Gesetze auf die Tagesordnung setzte und nach und nach die Majorität der Abgeordneten, deren viele von einer Revision nichts hören wollten, für versöhnlichere Ideen zu gewinnen.

Es ist unbestreitbar, in diesem Geist wurde die ministerielle Erklärung redigiert, die der Chef des Kabinetts bei der Sitzung des 12. November 1912 vorlas.

Die Regierung — war darin gesagt — verweigere, über die Drohung des Streiks zu verhandeln; aber sie halte die Formeln, welche die Ausübung des Wahlrechtes regeln, nicht für unabänderlich und weise die Idee einer Besprechung nicht zurück, „um wenigstens vorläufige Beschlüsse bezüglich der einzuführenden Formeln, welche die bestehenden ersetzen sollen, zu erörtern."

Diese Erklärung hinderte die Sozialisten natürlich nicht, ihren Antrag auf Revision einzubringen. Sie hinderte sie auch nicht, ihre Vorbereitungen für den Generalstreik fortzusetzen. Aber sie war der Ausgangspunkt einer Reihe von Versuchen von Seite der liberalen Partei, zu einem Kompromiß zu kommen und so das Ausbrechen des Streiks zu vermeiden.

Die Führer der Sozialistenpartei, die sich über den Ernst der Gefahr, die sie liefen, nicht täuschten, wiesen keinen dieser Versuche zur Versöhnung zurück.

Als ihr Antrag auf Revision zur Verhandlung kam, im Januar 1913, und als der Führer der gemäßigten Liberalen, Paul Hymans, zu überzeugt vom Widerstand der Rechten, um sie in Erwägung zu ziehen, vorschlug, eine Kommission zu ernennen, um die Reform des dreistaffeligen Wahlrechtes zu studieren, erklärten sie, daß, wenn ein derartiger Antrag angenommen würde, der Streik nicht stattfinden werde.

Die Regierung ihrerseits, oder genauer, die Majorität der Regierung neigte auch dazu, den Antrag Hymans anzunehmen. Aber die Stimmung einer großen Zahl Mitglieder der Rechten war eine andere. Der Revision entschieden feindlich, entschlossen, ihre Wahlvorrechte bis ans Ende zu verteidigen, andererseits überzeugt, daß der Generalstreik nicht stattfinden werde, oder, daß er, wenn er stattfände, eine traurige Schlappe für die Ar-

Digitized by Google

beiterpartei sein würde, arbeiteten sie so wacker und so gut, daß Mr. de Broqueville sich für Nichtannahme des Vorschlags Hymans aussprach.

Es ist die Folge dieser Nichtannahme, daß am 13. Februar der Generalstreik für den 14. April angeordnet wurde.

Von dem Augenblick an wurden die Vorbereitungen für den Streik mit immer wachsendem Eifer betrieben und bald verursachte die bloße Tatsache dieser Vorbereitungen, indem sie die Ausgaben der Arbeiterklasse herabminderte und eine große Zahl Aufträge von Belgien ablenkte, den Industriellen und Kaufleuten einen solchen Schaden, daß neue Vermittlungsversuche rasch auftauchten.

Einer derselben vor allen machte Aufsehen und schien einen Augenblick von Erfolg gekrönt.

Die Bürgermeister der neun Hauptorte der Provinz, die einen letzten Schritt beim Kabinettschef gemacht hatten, wurden durch diesen autorisiert, den Führern der Partei mitzuteilen, sie hätten „den Eindruck gewonnen, wenn die Drohung mit dem Streik zurückgezogen würde, böte die Regierung die Hand zum Vergleich und zur Beruhigung.

Auf die Versicherung der Bürgermeister hin, daß dies Entgegenkommen den Beginn des Studiums des revisionistischen Problems bedeute, beschloß der Nationalrat des S. U. und der G. G., die Anordnung des Streiks vom 12. Februar zu widerrufen.

Aber wieder machten die Intransigenten der alten Rechten alles scheitern. Sie übten auf den Kabinettschef eine starke Pression aus, sie drohten, wenn er auf seinen Vermittlungsplänen bestände, die Frage der Militärreform, die auf der Tagesordnung der Kammer stand, zu Fall zu bringen und erreichten durch dieses Vorgehen, daß Mr. de Broqueville sich auf eine ungenügende und unannehmbare Erklärung beschränkte.

In der Sitzung am 13. März erklärte der Regierungschef in der Tat, daß er bereit sei, eine Kommission für die Reform des Gemeindewahlrechts zu ernennen, daß diese Kommission aber kein „Konversationszimmer" zur Prüfung des revisionistischen Problems sein könne.

Diese Erklärung, die der Führer der Rechten, Woesde, mit einigen Pro-

Digitized by Google

vokationen an die Adresse der Sozialisten unterstrich, wurde im Kreise der Arbeiter als Wortbruch betrachtet.

Vergeblich konstatierte der Kabinettschef, daß er keine feste Verpflichtung übernommen hätte, daß er kein förmliches Versprechen gegeben hätte. Er hatte hoffen lassen, er hatte das Recht gegeben, auf etwas anderes zu hoffen, als die engherzige kleinliche Erklärung, wozu seine politischen Freunde ihn veranlaßt hatten, und da diese Hoffnungen enttäuscht waren, konnte man, mußte man voraussehen, daß die Arbeiterklasse sich mit mehr Energie als je für den Streik, und für den sofortigen Streik erklären werde.

Unter den Führern der Arbeiterpartei indessen war die Meinung darüber gespalten.

Viele waren der Meinung, daß die Revision auf dem Wege sei, daß sie riesige Fortschritte bei den Wählern gemacht habe, daß sie jedenfalls unvermeidlich am Tage nach den Wahlen von 1914 sein werde und daß es zurzeit besser wäre, statt ein so gefährliches Spiel, wie den Generalstreik zu spielen, sich mit der Kommission des Gemeindewahlrechts zu begnügen, sich zu bemühen, sie zu erweitern und sie zum Studium des Revisionsproblems zu veranlassen.

Die Anhänger des Streiks bestritten übrigens die Kraft dieser Argumente nicht.

Sie erkannten an, daß die Aussichten auf Erfolg gering wären, daß andererseits eine Niederlage der Organisation der Arbeiterpartei Schaden verursachen würde, der lange nicht gut gemacht werden könnte. Aber, rief Anseele, eine Niederlage ist besser, als eine demütigende Unterwerfung. Und überdies, wenn man den Streik nicht jetzt mache, werde man ihn nie machen. Weder das Bürgertum, noch die Arbeiterklasse werden die Beschlüsse, die den Generalstreik anordnen, je wieder ernst nehmen.

Das waren die Gründe und vielleicht mehr noch der Wunsch, gegen die Haltung der Regierung zu protestieren, weshalb neuerdings durch eine erdrückende Majorität der Streik für den 14. April beschlossen wurde.

Sein Ziel war folglich ein begrenztes.

Es handelte sich nicht darum, das zu erobern, was nur eine Konstituante einsetzen konnte. Es handelte sich auch nicht darum, von der Regierung

Digitized by Google

eine sofortige Revision zu erzwingen. Aber man wollte vor allem eine bedeutende Demonstration inszenieren, so bedeutend, daß vielleicht ein neuer Generalstreik überflüssig würde, wenn 1914 das revisionistische Problem zur Reife käme.

Von diesem Standpunkt aus wird niemand bestreiten, daß der Streik höchst erfolgreich war.

Kurz bevor er ausbrach, sagte M. Woesde: „Sie wollen, daß der Streik friedlich und furchtbar sei. Es wird Ihnen nicht gelingen. Wenn er friedlich ist, wird er nicht furchtbar sein; wenn er furchtbar ist, wird er nicht friedlich sein."

Einige Tage nachher antwortete die Arbeiterklasse siegreich auf diese Herausforderung. Der Streik war unerschütterlich, friedlich und war furchtbar und so heftig, daß diesmal sogar die „alte Rechte" selbst die Notwendigkeit einsah, reinen Tisch im Sinne des Vergleichs zu machen.

Am 16. April hat sich der Kabinettschef, indem er den sozialistischen Rednern antwortete, tatsächlich in viel klarerer und viel bestimmterer Weise ausgedrückt, als vor dem Streik:

„Da Sie von der Kommission sprechen", sagte er, „erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß es schon einige Zeit her ist, da man uns in allen Tonarten gesagt hat: es wird keinen Salon geben, in dem man plaudern kann. Ich habe erklärt, daß die Regierung eine Kommission einsetzen könnte, die sich mit den Wahlgesetzen, sowohl den provinzialen, wie den kommunalen, zu beschäftigen hätte, und in der man beraten könnte und in der man so weit kommen könnte, festzustellen — das ist ein wichtiger Punkt in dieser Sache —, ob es eine bestimmte Formel gibt, die geeignet wäre, die verschiedenen Parteien zu vereinigen.

An das, was ich damals gesagt habe, erinnere ich Sie heute und das ist der klarste Beweis für unsern versöhnlichen Geist. Wenn man in dieser Kommission dahin kommt, auf dem provinzialen und kommunalen Gebiet eine Formel zu finden, die dem bestehenden System überlegen ist, selbst betreffs der gesetzgebenden Kammern, wird diese gewiß alle Abgeordneten, die zur Wiederwahl kommen, bestimmen, ihren Wählern davon zu sprechen und ihnen zn sagen: Wir haben eine vernünftigere Formel gefunden; die Parteien haben durch ihre Haltung in der Kommission gezeigt,

Digitized by Google

daß eine Verständigung möglich ist, und wer ist dann unter uns, der opponierte, wenn eine Revision gemacht würde? Es wäre gegen die Vernunft und das allgemeine Interesse des Landes, und die Regierung hat die Frage keinen Augenblick von einem andern Standpunkt aus betrachtet."

Diese Erklärung ging alles in allem viel weiter, als jene vom 12. März.

Das war die Ansicht der Mitglieder der Linken.

Das war auch die Ansicht der Mitglieder der Rechten, deren einige sich bei Schluß der Sitzung sehr gereizt zeigten.

Aber diesmal war die Regierung entschlossen, standzuhalten. M. Woesde, der anfangs zum Widerstand gesonnen schien, endete damit, daß er sich auf ihre Seite schlug. Ein liberaler Abgeordneter, Masson, schlug dann eine Tagesordnung vor, welche die Erklärungen von M. de Broqueville zur Kenntnis nehmen sollte. Die Klerikalen, die die Unmöglichkeit, länger der allgemeinen Stimmung zu widerstehen, einsahen, entschlossen sich, ihr Votum für sie abzugeben.

Die Sozialisten ihrerseits gingen mit; kurz, am 22. April wurde die Tagesordnung Masson einstimmig angenommen, und zwei Tage nachher sprach sich der Kongreß der Arbeiterpartei, der in aller Eile einberufen war, für Wiederaufnahme der Arbeit aus.

Wir haben die Tatsachen klargelegt, so objektiv, als man es tun kann, wenn es sich um Ereignisse handelt, bei denen man selbst tätig beteiligt war. Wir müssen nun schließen und glauben, zum Schluß nichts besseres tun zu können, als die Würdigung eines kapitalistischen Blattes, des „Journal des intérêts maritimes" aus Antwerpen wiederzugeben, das am Morgen nach der Sitzung vom 22. April schrieb:

„Die Tagesordnung Masson, die im ganzen sehr wenig von jener Hymans verschieden ist, macht ein Ende mit dem Unheil und mit den Schwierigkeiten, die eine Folge des Stillstandes der Arbeit und der Geschäfte waren. Aber wie es M. Anseele sehr deutlich erklärt hat: die Manifestation der gekreuzten Arme hat vier Ergebnisse gezeigt: sie hat die Einigkeit der Arbeiterklasse gestärkt; sie hat die Notwendigkeit einer allgemeinen Bewegung bewiesen; sie hat diejenigen zum Nachdenken ge-

Digitized by Google

zwungen, die nicht unter der Drohung, oder während des Streiks verhandeln wollten; sie hat gezeigt, daß das Arbeitervolk eine neue Waffe besitzt, deren es sich mit Nachdruck wird bedienen können.

Diese Ergebnisse wurden erreicht gegen die Voraussicht der Politiker, in der tiefsten, feierlichsten Ruhe, trotz des Hohnlächelns und des Aufreizens jener, die darauf gewartet hatten, Unruhen mit bewaffneter Macht zu unterdrücken. Alle müssen einsehen, die Regierung eingeschlossen, daß dieser Sieg der Disziplin und der bewundernswerten Organisation der Arbeitermassen zu verdanken ist, die auf ihre schöne Manifestation stolz sein können, die kein Angriff auf die Freiheit der Arbeit war, die überall respektiert wurde. Und jeder Mensch mit Herz wird dem opferwilligen Geist der Arbeiter huldigen, die sich seit Monaten große Entbehrungen auferlegt haben, um die Idee der Gerechtigkeit zu verteidigen, die ihnen leider keine Schätze bringen wird. Es ist groß und edel, zu kämpfen und zu leiden und sich zu opfern und sich zu weihen: um ein Prinzip, eine Idee zu verteidigen".

Der Mai-Festzug / Von Ernst Szép

Es dünkt mir, ich versuchte es schon einmal vom Mai-Umzug der Arbeiter zu schreiben ... ich möchte wieder darüber schreiben, ich sah es wieder. Nie werde ich es ausdrücken können, was ich in meinem Menschenherzen fühle, trotzdem, muß ich den Kopf beugen und mit unbeholfenen Lippen stottern, wie es der Wanderer der Sahara tut, niedersinkend vor der nahenden Nacht, vor dem Samum und vor der Unendlichkeit. Alle Jahre stelle ich mich an den Rand des Trottoirs hin und schaue den Mai-Umzug der Sozialisten, unter ihren Fahnen, ihren Tafeln und ihren Liedern an. Sie gehen in Achter-Reihen, in Ordnung; in Gruppen und Säulen, Hunderte, Tausende, Zehntausende, sie singen, rufen von Zeit zu Zeit; vor den Kaffeehäusern strecken sich die Gäste, von den Fenstern, den Balkons schauen Familienangehörige herunter, die Trambahnen fahren langsam, feige bis der Zug auf der Straße vorbeifließt. Die gestickten Buchstaben der Fahnen glitzern in der Maisonne, die

Digitized by Google

Fahne trägt ein Arbeiter, die zwei langen, herunterhängenden Bänder halten von beiden Seiten weißgekleidete, kleine Mädchen. Es vergehen die Reihen und die Gruppen, jede Gruppe singt irgend ein anderes Lied, und von weitem und von noch weiter hört man die schmerzlichen Töne von Blasinstrumenten. Als wären es Wallfahrer, unendlich müde und mit unendlicher Hoffnung zum Glück und zur Gerechtigkeit pilgernd, weit, weit, zum Ende der Welt.

Ich sehe mir die Aufschriften der Tafeln an: hintereinander kommen die Schneider, die meine Kleider gemacht haben, die Hutmacher, die meinen Hut gemacht haben, die Schuster, die meine Schuhe gemacht haben, die Schreiner, die mein Bett gemacht haben ... die Bürstenbinder ... die Mühlenarbeiter ... die Bäcker ... die Buchbinder ... die Eisen- und Metallarbeiter ... eine Tafel mit fremder Aufschrift kommt: Sectione a Romana ... die Textilarbeiter ... die Chemikalienarbeiter ... die Esperantisten ... ich blicke den unendlichen Zug lang und möchte mir jeden einzelnen Mann ansehen, aber sie vergehen so vor mir wie die Wellen der Donau, diese farblosen, schlechtgekleideten Menschen und in ihnen die Arbeit, die Armut, das Frieren, der Hunger, Krankheit, Entsagung, Aufstand und Haß. Mit einzelnen dieser Männer gleitet mein Blick einige Schritte, ich sehe ihr Gesicht an, ihren Hut, ihren Anzug, ihre Schuhe, ihre Krawatte und Krawattennadel, die Nelke in ihrem Knopfloch, das Abzeichen neben der Blume, ihre Zigarrenspitze. Mein Gott, was soll ich von all dem denken?

Einer hat einen verbundenen Arm, aus dem Verband quillt Watte hervor. Ein Junge hinkt. Hinkt und singt: ... frei wird die Zukunft sein ... Ein kleiner roter, buckeliger Mann kommt daher, er singt auch ... Eine Reihe Mädchen kommt in weißen Blusen mit roten Bändern auf den Schultern, die eine hat rote Strümpfe an, sie singen ... wir arbeiten, machen großen Nutzen ... Eine Kapelle verklingt, dann ruft eine Kinderstimme: Es lebe die welterlösende, internationale Sozialdemokratie! Diese Stimme ermattet mich, ich bedaure für sich diesen kleinen Buben und ich fange an jedes Gesicht einzeln, jede Gestalt für sich zu bedauern, auch jene, die Zigaretten rauchend und lachend im Zuge mitgehen und es fällt mir der Fürst Peter Kropotkin ein, der den lebenden Millionen sein Leben weihte

Digitized by Google

und mit seinen von Wahrheit strahlenden Augen im dämmerigen und feuchten Gefängnis sitzen mußte.

Und all die, die gegen die Ungerechtigkeit der Welt lebten, was haben sie erreicht? Was bedeutet Lassalle, Marx, Bakunin, Tolstoi gegenüber dem ewigen Elend? Was kann ich für diesen an mir vorüberziehenden Zug mit der Kürze und Kraftlosigkeit meines Lebens tun? Nichts. Ich stehe nur und betrachte die vorüberziehenden Reihen, die Fahnen und Tafeln, die mit Blumen geschmückten Fahrräder und die Abzeichen und höre ihr trunkenes Schreien und ihre verschwimmenden Lieder und das Krachen der sich entfernenden Trompeten, solange bis die ungeduldigen Tränen in meine Augen treten, an jedem ersten Mai, und ich muß mich in ein Haustor flüchten, denn es ist doch keine korrekte Sache, wenn ein Gentleman auf der Straße weint.

Anton Bruckner / Von Walter Dahms

Gottinnigkeit steht als Motto über seinem Leben. Unschuld und kindliche Frömmigkeit sind die Symbole seines Schaffens. Ma hieß ihn unngebildet, trottelhaft. Und doch war er ein Philosoph, wie alle großen Musiker, wie Beethoven, Mozart oder Schubert. Er war fromm wie Bach. Aber Bach war ein Protestant, und seine Wiege hatte weiter gen Norden gestanden. So schuf er jene formenstrenge, grenzenlos erhabene Marmorkunst, deren Leben ganz innerlich ist. Bruckner dagegen war ein Katholik und ein Österreicher. Da ist die Wärme des Gefühls unmittelbarer und der Glanz von Festlichkeit und schimmernder Größe schwebt über allem. Orgelbrausen, Weihrauch und Hosiannarufen! —

Bruckner wuchs aus Schubert hervor. War der Lyriker Schubert schon der Typ eines unliterarischen Musikers, so war es Bruckner noch in viel stärkerem und rührenderem Maße. Beethoven — Brahms, Schubert — Bruckner dürfen wir sagen. Damit ist es angedeutet, daß seine Symphonien rhapsodisch, überschwenglich sind.

Digitized by Google

Er kam von Schubert, und Wagner löste ihm die Zunge. Von Wagner, dem Überkultivierten, der mit einem Fuß fast über die Grenze trat, nahm der bäuerische Bruckner den Mut und die Kraft zum selbsteigenen Schaffen. Ein merkwürdiger Fall. Aber Bruckner nahm nur das, was er brauchte. Das Sinnliche, Erotische ließ er liegen. Die Schwüle behagte ihm nicht. Man sagt, er habe das Weib nie gekannt. Und wer die reinen Sehnsüchte in seinen Symphonien gehört hat, der wird es glauben und begreifen. Er war ein reiner Tor. So konnte er seine heiße Liebe dem großen Liebebedürftigen von Bayreuth schenken.

Man sagt, Bruckners Kunst sei formlos, maßlos. (Also unkünstlerisch.) Wer darf das behaupten? Er hatte die Vierzig überschritten, als er seine erste Symphonie komponierte. Auch Beethoven und Brahms nahten sich als reife Männer der erhabensten Form. (Verantwortlichkeitsgefühl?) —

Bruckner hat die Natürlichkeit der Form, den Urzustand, das freie Ergießen aus der inneren Überfülle. Wie seltsam bewegt sich sein strenger Schulmeisterstil in der symphonischen Freiheit, in der Weltform der Musik! Dies peinliche Erwägen im Kleinen und daneben das Unbedenkliche, Herrische und Königlich-Spendende im Großen! So steht er als ein Einziger und Eigener da, wie die anderen Heroen.

Landschaft und Dialekt ist in seiner Musik. Österreichisch spricht, schreit, singt und klagt er. Der Ernst: das ist seine Weltweisheit. Das Gewissenhafte: das ist der Schulmeister in ihm. Das Feierliche: das ist der fromme Organist. Das Klagende: das ist die Stimme des Einsamen. Der Humor: das ist seine Genügsamkeit und — sein Schweben über dem Leben.

Aber die Form?! Was ist Form? Erschöpfender, vollendeter, restloser Ausdruck des Inhalts. So vieldeutig und mannigfach der Gedankeninhalt eines Kunstwerkes ist, ebenso wandlungsfähig und wechselvoll ist die Formung. Wie tief liegen solche „Gesetze" in der Seele des Schaffenden, jedem wieder neu und seltsam eigen. Bruckners Schaffen ist ein Kampf zwischen seinem unbändigen, sprühenden, überquellenden Naturburschentum (dem Singen wie der Schnabel gewachsen ist) und dem überlegenen Intellekt, den er an anderen so kindlich und stürmisch bewunderte. Und doch führte ihm der Genius die Feder, da wußte er sich kaum zu retten vor Einfällen. So hatte er mit anderen Großen die unbedenkliche Fülle gemein-

Digitized by Google

sam, die ihren Reichtum unbesorgt verschleudern darf. Der Quell versiegt ja nicht.

Von einer Formlosigkeit kann man bei Bruckner nicht sprechen. Er erweiterte, aber er zersprengte nicht. Dazu war seine Ehrfurcht viel zu groß, die Ehrfurcht vor allem Bestehenden und der klassischen Überlieferung. Zum Reformator, zum bewußten Wegebahner war er nicht geschaffen. Er sang, wie es ihm sein Gott eingab.

Wenn er in Windhag an der Maltsch als Schulgehilfe auf seinen Spaziergängen nie ohne Notenpapier angetroffen wurde, wenn er dann und wann stehen blieb, ganz in sich versunken, und zu schreiben anfing, was ihm der Wind in die Ohren sang, dann hielten ihn die Dörfler für übergeschnappt. Wenn viele Jahre später in Wien unter den Geschniegelten und Gebügelten sein dicker Bauernschädel auftauchte, aus dem Jupiteraugen blitzten, dann lächelte wohl dieser oder jener über das altfränkische, „unkultivierte" Aussehen und Gebaren des seltsamen Mannes. Wem aber einmal eine warme Herzenswelle seiner Symphonien über die Seele gegangen war, der kam nicht wieder aus seinem Bann.

Ihm war seine Kunst ein Heiligtum. „Dem lieben Gott" widmete er eine seiner Symphonien. Er sah sich nur als das Medium eines Höheren, Unbegreiflichen an; als ein Gefäß, in das sein Gott klingende Wunder gegossen hatte. Deshalb konnte er auch keine Schule machen. Auf solchen Wegen, wie er, kommen und gehen nur ganz Einsame und Selbsteigene. Fülle, wie er sie hatte, läßt sich nicht mitteilen. Und Schaffenswonne läßt sich nicht predigen; auch nicht die Seligkeiten des unbewußten Gestaltens. Man kann sie nicht ausdenken und verkünden.

Aber eine solche innerst erlebte Kunst, die ein Stück des Schöpfers selbst ist, läßt sich auch nicht zergliedern und mundgerecht machen. Sie verlangt Erlebende, Sehnsüchtige nach den Wonnen des Sichhingebens, Liebende. Ja: Liebende! — —

Digitized by Google

Notizbuch

Das chauvinistische Frankreich

entsendet 185 Abgeordnete nach Bern; aus Deutschland kommen ganze 41 Mann (darunter 23 Sozialisten). Das war, bevor noch die Konferenz ihre Verhandlungen aufnahm, das erste überraschende Resultat.

Nach den aufreizend dummen Lügen der kriegshetzerischen Presse in Deutschland, nach den nicht ohne Humor angestellten Versuchen, den König der Kitschmaler als einen verfolgten Märtyrer hinzustellen (während der beliebteste Stiefelfabrikant doch nur seinen bereits etwas ramponierten Ruhm aufzuputzen trachtete), nach den denkfaulen Geschichtsfälschungen, womit das Hirn des Bürgertums in den letzten Monaten umnebelt wurde, wirken nackte Zahlen, statistische Belege wie ein frisches Bad.

I

Das wachsame „Berliner Tageblatt" hat neulich ausgerechnet, daß — nach den letzten Ersatzwahlen — die absolute Mehrheit des Reichstages bei den Parteien der Linken sein könnte.

Wo steckt diese Mehrheit der Linken? Es gibt zwar 43 Nationalliberale, 42 Volksparteiler und 110 Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten haben absichtlich, um jeden Anschein, als handle es sich um eine rote Veranstaltung, zu vermeiden, nur ein Fünftel ihrer Partei abgeordnet. Während aber die Volkspartei sich — angesichts der preußischen Landtagswahlen — mit einem Sechstel begnügen mußte, hat die nationalliberale Fraktion — wie immer — draufgängerisch und keck immerhin und doch sozusagen ein Sympathieschreiben an die Einberufer der Konferenz zustande gebracht und abgeschickt.

II

Man braucht die Wirkung, die von dieser Berner Zusammenkunft ausgehen kann, nicht zu überschätzen, man kann den Möglichkeiten irgendwelcher positiven Leistungen — angesichts der Einflußlosigkeit deutscher M. d. R. und der gesamten politischen Konstellation — sehr skeptisch gegenüberstehen, man kann sie, wenn man leichtfertig ist, als eine Utopie belächeln, dennoch aber gab es für einen deutschen Volksvertreter, scheint mir, keine wichtigere, keine drängendere politische Pflicht, als sich während der Pfingstfeiertage nach Bern zu begeben.

Und dennoch: 185:41. Keine günstige Quote. Sie kann uns in einen falschen Verdacht bringen. Und so glauben denn auch schon die französischen Nationalisten sich über die unglückliche Friedensliebe ihrer Landsleute lustig machen zu dürfen; sie spotten, sie verleumden, sie hetzen drüben wie bei uns, nur weniger plump, indem sie scheinbar mit Tatsachen operieren. Darum kann nicht laut und nachdrücklich genug nach Frankreich hinübergeschrien werden: Liebwerte Feinde, hätte das deutsche Volk zu dieser Berner Friedenskonferenz Teilnehmer abzuordnen gehabt, es wären mehr als knapp dreieinhalb Dutzend erschienen.

III

In diesem Heft erzählt Albert Thomas, daß in einem Departement Frankreichs allein 44 Gemeinderäte die Initiative ergriffen und beschlossen hätten, ihre Abgeordneten zur Teil-

Digitized by Google

nahme an der Konferenz aufzufordern. Bei uns hat man von einem ähnlichen Vorfall nichts gehört. Unsere Gemeinderäte sind gewiß ebenso friedliebend wie die französischen Gemeinderäte, nur fehlt ihnen bei allzu vielen Gelegenheiten der Mut zum Entschluß. (Man kann doch nicht . . .)

Aber: man kann und man wird können. Der Wege, die zur internationalen Verständigung zu führen vermögen, gibt es — wie es scheint — trotz allen Nobelpreisen sehr wenige. Allerhand Gestrüpp, eingewurzelte Fiktionen, traditionelle Vor—urteile hindern zwei Kulturvölker, sich zu nähern. Gut; wir werden daran arbeiten, diese Hindernisse zu beseitigen. Gegenüber dem aufdringlichen Geschrei einer sogenannten nationalen Presse, gegenüber dem widerwärtigen Gespreiz der Rohlinge, denen menschliche Gesittung Sentimentalität, jedes Gefühl verachtungswerte Schwäche ist, gegenüber diesen teutschen Mannen (mit Jägerhemd und Röllchen), die Eicheln im Teutoburger Walde fressen, aber keine Politik machen dürften, wird endlich die reifere europäische Menschheit die Kraft finden müssen, ihnen das allzu weit geöffnete Maul zu stopfen.

IV

Wir sehen es alle Tage: sobald irgendein Gründungsschwindel, ein großzügiges Bestechungsunternehmen floriert, kann man sicher sein, einen von den aufgeregtesten Schreihälsen darunter zu finden. Wo immer etwas geschoben wird, da sind diese vaterländischen Gesellen an der Spitze. Ein neudeutscher Typus profithungriger Patrioten beginnt sich zu bilden; einige Pracht-Vor-Exemplare bekamen wir — dank der Enthüllungen Liebknechts — bereits zu sehen.

Aber nur ein Zufall bringt sie ans Licht. Wir wissen z. B. nicht, wieviel und wie stark diese Kreaturen bei dem Marokkorummel mitgewirkt haben, wir wissen nicht, welchen Waffen- und Munitionsfabriken sie damals ihre dunklen Dienste geleistet haben. Gleichviel, ob wir es ahnen oder nachweisen können, zu beseitigen gilt es Schreiber oder Schieber, denen durch gewissenlose oder unorientierte Unternehmer Gelegenheit gegeben ist, die Anschauung großer Volksschichten zu vergiften. Diese Geschäftspatrioten, deren aufgedunsenes deutsches Herz gewappnet ist gegen Angriffe von vaterlandsloser Seite, diese Hurrajournalisten, die im Süden und im Norden hausen, die mit flinker Gesinnung antisemitische und liberale Zeitungen bedienen können, diese Ehrenmänner sind es, die den ordinärsten Instinkten des Volkes schmeicheln, die sie aufpeitschen, die — wer weiß, in wessen Auftrag — Hunderttausenden von Lesern Frankreichs Rüstungsfieber und Revancheideen einbläuen, damit der deutsche Michel, wenn die großen Militärvorlagen kommen, bereits in Stimmung sei und nicht mehr nörgele. Dann will auch er opferbereit sein, freudig sein Scherflein zum Wohle des Vaterlandes beitragen: . . . da muß man doch mitgehen . . ., denkt er, diese verdammten Franzosen wollen uns schon wieder . . ., da hat der Kerl, den ich vor zwei Monaten las, ja recht gehabt, wenn selbst die Regierung heute einsieht, daß . . .; wie sollte der wackere Bürger hier ahnen, daß man bestrebt gewesen ist, ihm die Verwechselung von Ursache und Wirkung zu erleichtern.

Digitized by Google

V

Gegen alle diese von nationalen Maulwürfen besorgte Kleinarbeit, gegen die Vaterlandsphrasen drüben in Frankreich und hier bei uns, gegen alle diese kaschierten Machterhaltungsversuche käme es nur darauf an, daß sich die große, dem Frieden zugeneigte Linke Frankreichs und Deutschlands organisierte, daß sie Festungswälle errichtete, Bataillone schüfe und für die Idee des Friedens die Kriegsenthusiasten — einen nach dem andern, je nach seinem Interesse — niederschösse. Im offenen, ehrlichen Kampf. Wie wär's?

VI

Bern war ein lockender Auftakt. Aber warum nur Abgeordnete? Errichten wir ein Parlament, dem neben den Abgeordneten der einzelnen Länder die besten, fähigsten Köpfe Englands, Deutschlands, Frankreichs angehören. Die einzelnen Regierungen werden seiner nicht achten? Wartet ab! Wenn in diesem heute noch imaginären Parlament, wie es nicht mir allein vorschwebt, an den Beratungen teilnähmen zwei- oder dreihundert Köpfe (ich nenne hier nur etwa ein Dutzend), wie: Anatole France, Octave Mirbeau, Paul Claudel, Auguste Rodin, Bergson, Bernard Shaw, Chesterton, Webb, Hauptmann, Wedekind, Heinrich und Thomas Mann, Simmel, so wären wir schon der großen Symphonie, die uns alle einst verbinden soll, näher. (Ich höre alle Einwände, tausend Widerlegungen . . ., ich kenne sie alle selbst und springe über sie hinweg.)

1. Es gibt keinen Streit über den Wahlmodus.

2. Das erste Parlament soll sich aus eingeladeten Abgeordneten der drei Länder, und aus bestimmten Künstlern, Literaten, Gelehrten, Kaufleuten zusammensetzen.

3. Neue Mitglieder können nur gewählt werden vom Parlament selbst.

4. Die Beschlüsse dieses Weltparlaments werden, sagt ihr, den Regierungen gleichgültig sein? Mag sein: für den Beginn. Aber: die anwesenden Abgeordneten werden durch die Beschlüsse verpflichtet sein, in den Kammern ihrer Länder entsprechende Anträge einzubringen, zweitens, da Zeitungen der Welt über die Sitzungen dieses Parlaments ihren Lesern berichten müssen, kann die Wirkung auf die Völker nicht verhindert werden. Es gilt, den Nimbus, den die Namen großer Männer mit Recht ausüben, für kulturelle Zwecke nutzbar zu machen.

VII

Dieses Parlament wird vorarbeiten jener großen europäischen Linken, die sich bilden muß, vorausgesetzt, daß wir die ethische Kraft haben, endlich einmal aus den unwürdigen Verhältnissen, in denen wir alle heute noch leben herauszuwollen. Sie wird, will sie einst siegen, den schonungslosesten Kampf aufnehmen müssen gegen jene dunklen und rohen Mächte (Kirche, Militarismus und ihre Helfershelfer), die — entgegen allen unseren geistigen Erkenntnissen — unser öffentliches Dasein noch immer bestimmen.

Die Utopie: sie setzt an Stelle der Brutalität den Geist, an Stelle des Patriotismus die Menschlichkeit. Und wir in Deutschland werden größenwahnsinnig werden, weil wir glauben, ohne Kriegervereine ein menschenähnlicheres Leben führen zu können.

Wilhelm Herzog

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Der bayerische Prinzregent hat nun auch dem linksrheinischen Teile Bayerns, der Rheinpfalz, seinen Besuch abgestattet. Solche Reisen erfolgen in Bayern nach einem militärisch-höfisch-bureaukratischen Schema, das weder zeitgemäß noch praktisch ist. Darüber mögen sich indessen die Leute ihre Köpfe zerbrechen, denen die Aufgabe obliegt, dem Vertreter der Krone zu einem wirksamen Einblick in die Verhältnisse des Landes und einer gesicherten Volkstümlichkeit zu verhelfen. Hier ist nur von einer Rede Notiz zu nehmen, die der Regent an den Speyerer Bürgermeister gehalten hat, welches Stadthaupt pfälzisch-ungeniert um landesväterliche Fürsorge und Unterstützung der Wünsche der Stadt in bezug auf eine raschere und direktere Verbindung mit dem Mutterlande gebeten hatte. Prinzregent Ludwig antwortete darauf, der Bürgermeister und die Stadt wüßten, daß ihm das warme Interesse für alle Städte, alle Stände, an allen Kreisen, ebenso wie an dem treuen Zusammenhalt der Staaten und an dem Gedeihen des Reiches nicht fehle. Wünsche würden ihm ja viele vorgebracht, allen gerecht zu werden, sei ihm ebenso schwer möglich, wie der Stadt. Was aber möglich wäre, solle geschehen. Der Regent vermöge allein nicht übermäßig viel, sondern nur dann, wenn seine Bestrebungen vom Volke verstanden und unterstützt würden. Es ist zum ersten Male seit dem Regierungsantritt des Prinzen Ludwig, daß er das Volk als einen ausschlaggebenden Faktor in einer seiner zahlreichen Reden gewertet hat. Wenn der Festschwarm sich verlaufen hat, wird es dem Regenten noch klarer werden, wie wenig das ganze gegenwärtige Regierungssystem in Bayern dazu geeignet ist, dem Volke Sympathie für seine Bestrebungen einzuflößen.

Auf ein übles Zeichen dieses Systems ist in dem Münchener sozialdemokratischen Organ hingedeutet worden, indem es mit bissigen Glossen die Wahl des Oberstzeremonienmeisters am Hofe des Regenten zum bezahlten Aufsichtsrat der Bayerischen Handelsbank eines Hypothekeninstituts ans Licht zog. Den aktiven bayerischen Staatsbeamten ist es verboten, an privaten Erwerbsinstituten bezahlte Stellungen irgendeiner Art anzunehmen, auch die Hofbeamten sind naturgemäß an die Genehmigung der höchsten Stelle gebunden. Wie diese Genehmigung im vorliegenden Falle erschlichen worden ist, das aufzuklären wäre wohl Pflicht der verantwortlichen Umgebung des Regenten, da der Fall des Oberstzeremonienmeisters, Grafen Moy, bisher an deutschen Höfen ein Analogon nicht hat und darum allgemeines Erstaunen erregt.

Ein niederbayerischer Desperado, ein Analphabet aus der schwärzesten und kriminellsten Gegend unseres Landes, hat, um seine Wut über mangelhaften Erlös beim Verkauf seines Vatergutes an der Menschheit auszulassen, in München, im vornehmen Bogenhauser Viertel einen des Weges daher kommenden preußischen Offizier und den diesem zu Hilfe eilenden Gendarmeriewachtmeister erschossen. Der Elende, der eine schwere Strafliste hat und sich, ohne von der Polizei im Auge behalten zu sein, mehrere Wochen vor seiner Tat in München herumtrieb, ist jetzt eingesperrt. Über die mangelhafte Umsicht der Polizei ist, wie man hört, in Berlin an maßgebender Stelle ein hartes Urteil gefällt worden. Es sollen dort sogar Bedenken wegen einer Teilnahme an der Kelheimer Feier aufgetaucht sein.

Balthasar

Digitized by Google

Sozusagen: Preußisch-politischer Kalender

Wissen Sie, wer Herr Bohtz-Schmagorei ist? Keinem Menschen gereicht es zur Schande *nicht* zu wissen, daß wir in ihm den neuesten konservativen Reichstagsabgeordneten zu verehren haben. Gewählt im Wonnemonat des Jahres 1913 im Wahlkreise Ost- und West-Sternberg, der in Preußen liegt, und zwar nicht nur östlich der Elbe, sondern sogar schon östlich der Oder. So ungefähr zwischen Frankfurt und Posen.

Den Wahlkreis vertrat seit dem Beginne der vorletzten Legislaturperiode bis zu seinem frühen Tode in diesem Lenz Herr von Kaphengst, ein preußischer Junker, aber — was durchaus kein Gegensatz zu sein braucht — ein trefflicher Mann, voll Verständnis für die sozialen Nöte der Gegenwart, mit einem hellen Blick namentlich für die Qualen und die Gefahren großstädtischer Arbeitslosigkeit, die er durch eine verständige und tendenzlose soziale innere Kolonisation zu bekämpfen vorschlug. Herr von Kaphengst war ziemlich lange krank und schon seit letztem Herbst ein aufgegebener Mann. Die Parteien hatten also Zeit, sich auf die Ersatzwahl gründlich, wenn auch in der Stille vorzubereiten. Das Resultat ist bekannt und oben nochmal angedeutet, daß der in den weitesten Kreisen unbekannte Herr Bohtz mit einer erdrückenden Mehrheit gewählt wurde. Der Antisemitismus, der früher in dem Kreise herrschte, ist beinahe vollkommen verschwunden. Die Liberalen haben ein paar hundert Stimmen zugenommen und brauchen jetzt bloß noch um dreihundert Prozent zu wachsen, um — fernerweit in der Stichwahl durchfallen zu können. Die Sozialdemokraten haben nicht unerheblich an Stimmen eingebüßt, angeblich weil viele Wanderarbeiter und Schiffer von der Heimat fort sind und weil wohl die Agitation ohne Eifer betrieben wurde.

Diese Einzelheiten führen wir nur der Vollständigkeit wegen an. An sich interessieren sie nicht. Aber ein Wort ist über das Allgemeine zu sagen. Ost- und West-Sternberg bedeutet nämlich ganz Ostelbien. Es ist ein typisch agrarischer Kreis. Das Land meist in den Händen der Ritter. Nur wenige gedeihende Bauerndörfer. Zwischen Gütern und Dörfern ein paar Landstädte von der verwegenen Bedeutung eines Sternberg oder Reppen. Das Kleinstadtbürgertum geduckt. Die Arbeiterschaft zum dumpfen Mißmut aufgewacht, aber noch weit vom selbständigen politischen Leben entfernt. Das ganze nennt man dann: eine „*konservative Hochburg*".

Die Großstädter, namentlich die Berliner, wollen immer nicht so recht glauben, daß es so etwas noch gibt. Weil sie ein freisinniges Blatt zum Morgenkaffee lesen, glauben sie, alle Welt sei „eigentlich" freisinnig. Die sozialistischen Großstadtarbeiter sind in einer vielleicht noch größeren Selbsttäuschung befangen, soweit sie nicht persönlich aus der Gegend stammen, in welchem Falle sie aber in der Großstadt selten eine Rolle spielen. Jedenfalls ihre Zeitungsschreiber — wenigstens zu einem Teil Ausländer, immer nur in Großstädten lebend und meist in der Illusion befangen, der großstädtische Versammlungsbesucher sei *der* Arbeiter — vergessen oft, daß zwei Stunden von Berlin „Rußland" beginnt. Also vergessen es auch ihre Leser. Aber die Tatsache besteht doch weiter. Ein paar kleine schlagende Beweise: Als die Sozialdemokratie von Berlin vor ein paar Jahren ihre wirklich eindrucksvollen Demonstrationen für eine Reform des preußischen Wahlrechts veranstaltete und bei einer solchen Gelegenheit nicht

Digitized by Google

nur eine halbe Million Menschen und die gesamte Berliner Schutzmannschaft auf die Beine brachte, sondern auch dem Polizeipräsidenten Jagow eine (zwerchfell-)erschütternde Niederlage zufügte, „so daß ganz Europa lachte", las man darüber im Sternbergschen Kreisblatt acht Tage später genau sechs Zeilen unter „Vermischtes". Der Kreis Sternberg lachte einfach nicht mit. Und so lachte vielleicht ganz Europa, nur nicht Ostelbien.

Oder ein anderes: Herr Zubeil, Deutschlands meistgewählter Reichstagsabgeordneter, Herr von Teltow-Beeskow, Gebieter über ungezählte Scharen heimlicher und unheimlicher Sozialdemokraten, hat in seinem Wahlkreise Dutzende von Orten, in denen ihm kein Saal, nicht einmal eine Scheune für eine Versammlung zur Verfügung steht. Und wenn er sich ein Stück freies Feld zu einer Versammlung unter klarem Himmel mietet, dann wird der politische Fortschritt höchst sinnreich dadurch verhindert, daß im ganzen Dorfe kein Tisch und kein Stuhl für den Herrn Gendarmen aufzutreiben ist, der darauf Anspruch machen kann, oder weil die Verschleppung der Maul- und Klauenseuche zu befürchten steht. Manchmal ist es auch Keuchhusten.

Also bleibt die so behütete Bevölkerung sicherlich noch für eine gute Weile „konservativ". Wenn man sich das nicht vor Augen hält, versteht man Preußen nicht. Während diese Sätze durch die Presse jagen, spielt sich in jenem gesegneten Lande ein Vorgang ab, den man euphemistisch als Landtagswahl bezeichnet. Darüber wird später noch einiges zu sagen sein. Aber schon hier sei bemerkt, daß man die ganze kuriose Geschichte gar nicht verstehen kann, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß eben, wie gesagt, zwei Stunden hinter Berlin „Rußland" beginnt.

Berlin sah in seinen Mauern in der Mitte des Maimonats den 18. Verbandstag der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Dieser bot Anlaß zu einem das Herz jedes echt-preußischen Mannes höchlich erfreuenden Ereignis. Besagte Gewerkvereine sind bekanntlich Arbeiterorganisationen. So wie die ausländische Futtergerste mit Eosin angepinselt wird, um sie von der deutschen zu scheiden, so sind sie mit „Freisinn" angefärbt, um sich von der Sozialdemokratie auseinander zu kennen. Sie nehmen sich zwar etwas gesprenkelt aus, aber die Regierung hat ihnen, weil sie bisher vorgaben staatserhaltend zu sein, ein gemäßigt temperiertes Wohlwollen nicht versagen wollen. Daher auch erschienen auf dem 18. Verbandstage zwei Vertreter der Reichsregierung, die Geheimräte Siefart und Kähler, als welche die Teilnehmer der Veranstaltung mit einigen wohlmeinenden Worten beehrten. Dieses scheint den Übermut der Hirsche erweckt zu haben, denn einer von ihnen — mit Namen Gleichauf — wagte es, in einem Referat über das Rechtsverhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer davon zu reden, daß „in der Großindustrie bei wirtschaftlichen Kämpfen das Faustrecht gelte"; derselbige Mensch beklagte das Eigentumsmonopol am Grund und Boden, tadelte den prinzipiellen Schutz der Arbeitswilligen, bekanntlich höchst nützlicher Elemente, und behauptete, bei Streiks würden „die Mittel des Staates, Militär und Polizei, stets gegen die Arbeiter aufgeboten, immer natürlich im Interesse der öffentlichen Ordnung, aber mit der Wirkung, daß die Arbeitersache dadurch niedergeknüppelt werde".

Man kann die Tiefe der Entrüstung ermessen, die die Herren Geheimräte bei und nach diesen Worten packen mußte. Sie erhoben sich sofort und erklärten, daß sie gegen solche destruktiven Aus-

Digitized by Google

drücke und die ihr zu Grunde liegende Gesinnung Verwahrung einlegen, sowie dem Vorsitzenden anheimgeben müßten, den Redner ernsthaft zu rügen. Wider Erwarten kam der Vorsitzende — Hartmann ist der Name dieses gefährlichen Individuums — diesem offenbar durchaus berechtigten Begehren nicht nach, sondern besaß sogar noch die Keckheit, die Worte des Redners zu unterstreichen. Darauf verließen die Herren Geheimräte in feierlichem Gänsemarsch die Stätte dieser abscheulichen Angriffe auf die Reichsregierung. Der lebhafte Beifall aller wirklich Staatserhaltenden begleitet die Herren. Sie haben getan, was Deutschland von ihnen erwarten durfte. Denn es ist eine Frivolität ohne gleichen, die besonnenen Eingriffe der Regierung in die Streitigkeiten, mit denen immer von neuem Arbeitnehmer ihre Arbeitgeber überfallen, in einer so gehässigen Weise als einseitige Parteinahme zu schildern, wie das der Gewerksvereinsredner tat. Wohin sollen wir in Deutschland kommen, wenn außer den Sozialdemokraten auch noch andere Menschen das Gift des Mißtrauens in die ahnungslosen Seelen der doch so zufriedenen Untertanen träufeln?

Der Einwand, den liberale und sozialdemokratische Blätter gegen das Verhalten der Regierungsvertreter in diesem Falle machen, daß nämlich die Herren Geheimen Räte eigentlich weiter nichts zu tun gehabt hätten, als die Verhandlungen anzuhören und das Gehörte ihrem Herrn Chef zu übermitteln, trifft ganz und gar nicht zu. Er setzt nämlich voraus, daß man im Reichsamte und im preußischen Ministerium des Innern nicht ganz genau über die Sachlage auf dem Gebiete der Sozialpolitik, namentlich auf dem „Streikschauplatze", unterrichtet wäre. Das ist aber keineswegs der Fall. Das angegriffene und so hämisch glossierte Verfahren der Regierung beruht natürlich nicht auf Ahnungslosigkeit, sondern ist der Ausfluß sehr sorgsamer und wohlabgewogener Überlegungen im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung. Daher können wir nicht umhin, den Herren Siefart und Kähler für ihr durchaus korrektes Weggehen, für das dadurch bekundete tiefe Verständnis für den bekannten (Dall)Witz der deutsch-preußischen Politik unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Masque de verre

Reichstagsporträts

V

Baron Gamp

Sie vermuten, das sei ein Marokkaner, der alte Herr, der da auf der Tribüne steht und mit den Händen fuchtelt? Das zurückweichende Haupthaar, der halbmondförmige Schnurrbart, der breit wallende Backen- und Kinnbart — alles ist schlohweiß. Und dieses Gesicht scheint Ihnen die satte, dunkle Farbe des Tabaksblattes zu haben und könne — meinen Sie — nur von südlicher Sonnenglut so wild gebräunt sein . . . Sie erinnern sich, daß es im Palais Bourbon Neger-Deputierte gibt; Sie kennen den ausgezeichneten Monsieur Légitimus; und nun glauben Sie, am Königsplatz möge sich so etwas wie ein Analogon dazu finden? . . . Mein Herr, erwarten Sie, bitte, vom deutschen Reichstag nichts Exotisches. Jener alte Herr trägt keinen Beduinenburnus, nicht wahr? Und was er spricht, das ist wohl auch nicht arabisch, he? Ach, er redet in einer Kreuzung von ostpreußischem und pommerischem Dialekt, der Abgeordnete für Deutsch-Krone, Karl Gamp, den man vor etlicher Zeit, seiner großen Verdienste wegen, in den Adelsstand versetzt hat, so daß er nun, nach seinem

Digitized by Google

ostpreußischen Geburtsort, den hübschen und klangvollen Namen Karl Freiherr von Gamp-Massaunen führen darf. Herr von Gamp ist 66 Jahre alt; er sitzt seit 28 Jahren im Reichstag und seit 19 Jahren auch im preußischen Landtag. Bevor er Volksvertreter wurde, gehörte er der Regierung an: als vortragender Rat im preußischen Handelsministerium. Beim Scheiden aus diesem Amte gab man ihm den Titel eines Wirklichen geheimen Rats. Er ist Fideikommißbesitzer auf Hebron-Damnitz, das eine Post-, Telegraphen- und Eisenbahnstation hat, und sein Berliner Haus liegt in jener vergessenen Gegend, die zu Theodor Fontanes Zeiten interessant und vornehm war: am Ausgang der Großen Querallee, die den östlichen Teil des Tiergartens von Süden nach Norden durchschneidet . . .

Der Freiherr von Gamp hat es nicht weit von seinem Hause zum Reichstage. Das ist gut, denn er ist ein eingefleischter, ein enragierter Parlamentarier. Es geht diesen alten Herren oft so: sie haben sich an das Milieu der Reden, der Abstimmungen, des „Sehr richtig!" und des „Hört! hört!", der kleinen politischen Verschwörungen und der Couloir-Siesta dermaßen gewöhnt, daß sie dieses anregende oder einschläfernde Gift nicht mehr entbehren können. Es täuscht ihnen eine Aktivität, eine Bedeutung vor, die nur in seltenen Fällen vorhanden ist. Auch Karl von Gamp zieht die Atmosphäre des Sitzungssaals (die dem Reichskanzler Bülow immer Übelkeitsanfälle erregte) dem Wiesenduft seines Landsitzes vor. Er kann ohne das Morphium des Parlamentarismus nicht mehr leben. Und dabei ist gerade seiner Partei bei den letzten Wahlen ein so komisches Mißgeschick passiert! . . .

Gamp gehört zur sogenannten Reichspartei, die sich im preußischen Abgeordnetenhause „freikonservativ" nennt. Man staunt über die Kühnheit dieser Zusammensetzung. Frei und konservativ — ist das nicht eine contradictio in adjecto? Wo in aller Welt gibt es noch solche bittersüßen Worte? Dürfte man Bildungen wagen, wie: Toleranz-Orthodoxer, Humanitäts-Terrorist, Wohltätigkeits-Apache? Schlimmer, als die sprachliche Mesalliance, ist: daß niemand weiß, was freikonservativ bedeutet. Zwar gibt es (gerichtsnotorisch) freikonservative Abgeordnete. Aber hat schon jemand einen freikonservativen Wähler gesehen? Jemanden, dessen Weltanschauung, dessen Lebensstil, dessen heimlicher Lyrismus freikonservativ gewesen wäre!? Wie unterscheiden sich, bitte, (in der Praxis) die „Deutsch-Konservativen" von den Freikonservativen, den Reichsparteilern? Durch gewisse Nuancen der protestantischen Starrgläubigkeit? Oder liegt der Fall nicht vielmehr so, daß jemand, der dem Großgrundbesitz nahesteht, konservativ ist, dagegen jemand, der zum Großgrundbesitz und gleichzeitig zur Großindustrie Beziehungen hat, freikonservativ? Diese Definition würde Herrn von Gamp berechtigen, sich freikonservativ zu nennen.

Nun, diese Partei, zu der sich früher Männer wie Stumm und der alte Kardorff bekannten, ist bei den Januarwahlen des vorigen Jahres derart aufgerieben worden, daß sie überhaupt keine Partei mehr ist. Der Reichstag gesteht nur solchen Mitglieder-Assoziationen, die mindestens 15 Mann stark sind, die Rechte einer „Partei" zu, besonders das wichtige Recht, Vertreter in die Kommissionen zu entsenden. Die Reichspartei hat aber nur 13 teure Häupter aus der Wahlschlacht gerettet, sie ist keine Reichs-Partei mehr, sondern nur noch eine Reichs-Gruppe, und Herr von Gamp, der immerhin so etwas wie ein Parteiführer gewesen war, darf sich jetzt höchstens noch Grup-

Digitized by Google

penführer nennen! (Die bekanntesten der ihm Gebliebenen: der extrem evangelische Bimetallist Otto Arendt; Herr von Liebert, Gouverneur dereinst von Deutsch-Ostafrika, jetzt nur noch des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie; und der hakatistische Landgerichtsrat Schultz aus Bromberg, der einmal, eine Verlegenheitspause lang, Vizepräsident des Reichstags war.)

Macht sich ein Gegner das Vergnügen boshafter Anspielungen auf diesen Parteibankrott, so springt Herr von Gamp von seinem Platze auf, cholerisch und verärgert. Er ist immer ein bißchen aufgeregt, und seine Reden sind erfüllt von polternden, scheltenden Ausfällen gegen die Linke. Am liebsten polemisiert er gegen den freisinnigen Abgeordneten Gothein, der sein Spezialgegner ist, und der seine Interessen teilt: Steuer- und Zollgesetzgebung. Gamp ist fanatischer Schutzzöllner, Gothein enthusiastischer Freihändler. Bei solchen Auseinandersetzungen hatte Herr von Gamp früher die Gewohnheit, sein Gut zu verschenken. Er hat sein Gut sehr häufig verschenkt, d. h. unter gewissen Bedingungen. „Wenn der Herr Abgeordnete Gothein es fertig kriegt, aus diesem Boden soviel Profit herauszuwirtschaften, wie seine Parteidoktrin es für möglich erklärt, dann mag er das Gut behalten!" Später ward K. Gamp in seinen Anerbietungen vorsichtiger. Er lud die Herren von der Linken nur noch ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen, um sich dort von der Unhaltbarkeit ihrer Agrartheorien zu überzeugen. . . .

Der Freiherr von Gamp-Massaunen, M. d. R., ermangelt nicht einer gewissen nationalökonomischen Sachkenntnis. Er war Kommissionsberichterstatter über das Börsengesetz, über das Börsensteuergesetz und über verschiedene Branntweinsteuergesetze. Er ist im Grunde ein gutmütiger Mann. Aber er vertritt eine Schicht, die nichts will, als sich in ihrem Behagen behaupten. Deshalb ist seine Wirksamkeit, seine Redeweise arm an Gedanken, deshalb ist sein parlamentarisches Profil wenig fixiert, und deshalb bleibt von dieses Ostelbiers Art im Gedächtnis kaum mehr zurück, als etwas galliges Gepolter.

Carsten F. Jesper

Der Kaiser und die Kunst

(Zum Frankfurter Gesangswettstreit)

Diejenige Kunst, in der sich Kaiser Wilhelm II. mit seinem Volke gefunden hat, ist der korporative Männergesang. Wenn man festzustellen sucht, auf welche psychischen Gründe das zurückgeht, so wird man verschiedene finden. Einmal sieht der Oberleiter des deutschen Heeres allein in dieser Kunst die Ausübenden in einer Formation vor sich, die ihn an militärische Gliederbildung erinnert: Ein zum Gesang aufgestellter Männerverein hat immer etwas von einer Kompagnie; da die Beteiligten zumeist in Zivil sind, am ersten von einer Veteranenkompagnie. Es ist auch zu bedenken, daß die Männergesangvereinler sichtbar von einer erhöhten Stelle aus absolut geleitet werden; daß sie durch ihre ausgebildeten Stimmen prädestiniert scheinen, mit aller Kunst Begrüßungshymnen zu singen, Ständchen zu bringen oder nur das Begrüßungshurra zu rufen. Männergesangverein, das ist untertanenhaft organisiertes Mannestum, das sich zum Gesang erhebt, Monarchismus im Gegensatz zum modernen Individualismus sowohl wie zum modernen Sozialismus . . .

Weiterhin ist zu bemerken, daß der Männergesängen zu Grunde gelegte Text fast immer poetisch wertlos, dafür häufig patriotisch deutschtümelnden Charakters ist, wie der diesjährige Stundenchor; daß die Komposition dann

Digitized by Google

sich gern und mit dem Willen des Kaisers an das alte Volkslied anschließt, das eine große Kunstform, aber der Ausdruck einer vergangenen Zeit ist; daß der Männergesang nach recht irrtümlicher Geschichtsauffassung eine altdeutsche Tugend ist; daß der Männergesang noch niemals eine künstlerisch selbständige Bedeutung hatte, sondern für künstlerisch empfindsame Geister nur als Instrument neben Instrumenten in Betracht kommt; daß beim Männergesang und besonders in dem Stall der Frankfurter Festhalle die Quantität der Stimmen mindestens so wichtig ist wie die Qualität.

Beim diesjährigen Gesangswettstreit waren in der Festhalle wichtige Veränderungen vorgenommen: durch Verlegung oder Umbau verschiedener Tribünen konnte fast jedem Besucher des Hauses gewährleistet werden, daß er den Kaiser von seinem Platz aus erblickte. Diese Ausstellung der kaiserlichen Majestät war für die deutsche Volkswirtschaft von Bedeutung: Logen zum Preise von 3000 und 5000 Mark gingen — wie man mir in Frankfurt an hervorragender Stelle versicherte — wie warme Semmeln ab; allein der Extrazüge, die Gesangswettstreitler nach Frankfurt brachten, waren Legion; viele Fremde waren herbeigezogen; für die Ausstattung der zur Repräsentation benutzten Jugend waren viele neue Kleider zu beschaffen: Die Unterstützung der Kunst durch den Kaiser hat Geld ins Rollen gebracht.

Es bleibt dreierlei hinzuzufügen. Erstens: Die kaiserliche Gutmütigkeit will, daß kein Verein aus Frankfurt unbelohnt weggeht, sondern auch der Ausgepfiffene eine Plakette mit dem W. und der Krone mitnimmt; der deutsche Dilettantismus wird kräftig gefördert werden. Zweitens: In einer norddeutschen Stadt hatte das Stadtparlament nicht die Mittel bewilligt, die dem heimischen Gesangverein die Fahrt nach Frankfurt ermöglichen sollten; ein Telegramm des Kaisers ließ sie dann doch noch zusammenkommen und eine Zeitung fügt dem hinzu, der Wink an die kommerzienrätlichen Vermögen sei erstaunlich schnell verstanden worden. Schließlich: In den Wiesbadener Festspielen, die mit dem Frankfurter Wettsingen zusammengelegt waren, wurde auf Befehl Seiner Majestät von heutigen Dichtungen gespielt: Flachsmann als Erzieher von Otto Ernst. Nach den Zeitungsnachrichten hat sich der Kaiser mit dem Stück aufs Beste unterhalten. Wenige Tage vorher mußten Wilhelm Schmidtbonns prachtvolle, germanisch keusche Panspiele vom „spielenden Eros" in einer schlechten Frankfurter Privataufführung gespielt werden, weil die öffentliche Aufführung für Preußen, auch bei Reinhardt in Berlin, als sittengefährdend verboten.

Joachim Benn

Krupp und Carnegie

In einem New Yorker Interview hat Carnegie Krupp in Schutz genommen. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Der deutsche Kanonenkonzern könne nicht so töricht sein, so meint er, sich in eine notwendig schiefe Beleuchtung zu setzen.

Carnegie versteht nicht die Wesensverschiedenheit von Deutschland und Amerika. Amerika ist bis zu einem gewissen Grade das Land der unbeschränkten Möglichkeiten, Deutschland weit eher das der beschränkten Unmöglichkeiten. Das heißt, der amerikanische Bluff ist verschieden von dem deutschen, mag der gewollte Zweck auch der gleiche sein. Nur daß er in Deutschland nicht immer erreicht wird. Jedenfalls waren die Briefe Peter Ganters nicht so erfolgreich wie die des Herrn von Gontard und seiner Freunde. Aber

Digitized by Google

gemeinsam ist doch beiden, daß sie Sensationen schufen, um Geschäfte zu machen. In Amerika dagegen macht man Geschäfte, die Sensationen verursachen.

So auch Carnegie. Heute ist er bekanntlich der Weltfriedensfürst. Aber er war auch einmal ein Panzerplattenkönig. Si vis pacem para bellum.

Im Jahre 1894 lieferten die Carnegiewerke Panzerplatten, die den Kongreß der Vereinigten Staaten zur Einsetzung einer Untersuchungskommission veranlaßten. „Die Betrügereien," so berichtete die Kommission an den Kongreß, „welche euer Komitee feststellte, verdienen Verbrechen genannt zu werden. Keine Geldstrafe oder Entschädigung ist eine angemessene Sühne für solches Unrecht." Carnegie wurde indessen nur die Zahlung einer Geldstrafe von mehreren hunderttausend Dollars auferlegt. „Herr Carnegie," so schrieb eine New Yorker Zeitung, „steht außerhalb des Bereichs amerikanischer Gesetze. Es wird ihm erlaubt sein, die Früchte dieser schändlichen Verbrechen gegen den Staat zu genießen, abzüglich natürlich der kleinen Strafe, die Herr Cleveland als ausreichend für seine Infamie ansieht." Dem schlauen Schotten war es nämlich mittlerweise gelungen, auch von jenen hunderttausend Dollars noch den größeren Betrag abzuhandeln.

Man sieht den Unterschied in der Methode. Aber der Erfolg ist der gleiche in beiden Fällen.

Friedrich Glaser (New York)

Das Schuldkonto der englischen Presse und die Suffragettes

Unsere Zeitungen erhalten Tag für Tag von ihren englischen Berichterstattern Sensationsnachrichten über angebliche oder wirkliche, oft recht belanglose „Missetaten" der Suffragettes. Interessant ist aber der Nachweis, den soeben ein in der Politik angesehener Mann, J. N. Mitchell, Schriftführer der Männerliga für Frauenstimmrecht, führt, der als eine der psychologischen Ursachen der heftigen Kampagne der Suffragettes gerade das Verhalten der englischen Presse bezeichnet. Nach seinen durchaus glaubwürdigen Mitteilungen hat ein nicht geringer Teil der englischen Presse die wenig erfreuliche Doppelrolle der agents provocateurs gespielt und zwar folgendermaßen. Wie allbekannt reicht die Stimmrechtsbewegung in England ein halbes Jahrhundert weit zurück, in ruhiger, sachlicher, auf hingebender sozialer Arbeit aufgebauter Propaganda haben dort längst viele Tausende von Frauen für gleiche Menschenrechte gekämpft, aber — sie fanden so gut wie keine Beachtung bei der unentbehrlichen Großmacht der Presse. Alle Versuche, diese für gediegene Versammlungen und Vorträge, für Organisationsfortschritte, Petitionen, Werbearbeit zu interessieren und so an das gesammte Publikum heranzukommen, scheiterten, wie es denn überhaupt die Wirkungslosigkeit all der trefflichen ruhigen Arbeit war, die einen Teil der Frauen zu den neuen Methoden aktiven Kampfes, der Begründung der „militant party" trieb. Und siehe da — kaum war diese „militant party" in Erscheinung getreten, so errang sie bei der Presse die zuvor von den Frauen vergebens erstrebte Beachtung; die ehedem erfolglos umworbenen Berichterstatter umlagerten nun die Bureaus der beiden Kampfvereine der „Womens social and political Union" und der „Womens freedom league", glücklich, wenn sie von den Mitgliedern Informationen erlangen konnten. Die Spalten der Zeitungen füllten sich mit den „Schandtaten" der Suffragettes, die Auflagen wuchsen, der Straßenverkauf hob sich,

Digitized by Google

die Verleger rieben sich erfreut die Hände. Von immer neuen, unerhörten Dingen begehrten die Blätter zu hören, sie stachelten förmlich die Suffragettes zu immer originelleren Kampfformen auf, und während die Reporter von den Stimmrechtskämpferinnen gar nicht genug sensationelle Nachrichten und Tatsachen erfahren konnten, schrieben die Leitartikler, mit Krokodilstränen im Auge, über die „empörenden Missetaten", die doch einen so willkommenen, einträglichen Nachrichtenstoff boten. Nach der Ansicht von Mitchell hat das Verhalten der Presse, die sich allen andern Formen der Agitation verschloß und *nur* zu haben war für alles, was irgendwie nach Sensation schmeckte, nicht wenig zur Entwicklung der jetzt so vielgeschmähten „Propaganda der Tat" beigetragen. Die Frauen *mußten* dazu greifen, um nicht totgeschwiegen zu werden.

Die Nutzanwendung auch auf unsere Zustände liegt nahe. Je mehr Beachtung die deutsche Presse dem ruhigen Fortschreiten unserer Stimmrechtsbewegung gewährt, je mehr Anerkennung sie der gediegenen Arbeit entgegenbringt, die hier bei Tagungen, Versammlungen usw. geleistet wird, um so sicherer bewahrt sie uns davor, *schreien zu müssen*, weil man uns nicht hören will, wenn wir höflich und *manierlich sprechen*! Es frommt wenig, die Tatsachen, wie sie sich in England herausgebildet haben, einfach zu verurteilen, es gilt, ihre psychologischen Ursachen aufzudecken und daraus zu lernen!

Adele Schreiber

[Justiztagebuch]

Ein achtzehnjähriger Hochverräter

Im Dezember 1911 wird der Handlungsgehilfe Mario *Sterle* in Triest wegen Hochverrates verhaftet. Der Bezichtigte steht im . . . siebzehnten Lebensjahr. Er hat, wie man mit siebzehn Jahren zu tun pflegt, ein Manifest verfaßt, eine Kundgebung gerichtet „an die Triestiner". Er hebt sich das Manuskript des Aufrufes sorgfältig auf, obwohl er in dem Schriftstück allerlei schwere politische Verbrechen begangen hat, Majestätsbeleidigungen, Aufforderungen zur „Lossreißung eines Teiles des einheitlichen Kaiserstaates", wie es im uralten österreichischen Strafgesetz heißt, Vorbereitung zum Hochverrat. Ein gefährlicher Hochverräter würde eher seine Urheberschaft zu verwischen trachten, der Siebzehnjährige hält sie in Evidenz! Dieses fürchterliche Manifest läßt er in Rom drucken und zwar in ganzen . . . 200 Exemplaren. Ein erwachsener Hochverräter hätte für 200000 Triestiner eine höhere Auflage bestimmt, dieser politische Knabe will sich und seine Vaterstadt mit 200 Manifesten vom Kaiser von Österreich befreien. Auf dem Zollamt wird das Paket, womit die Aufrufe nach Triest geschickt werden, geöffnet, selbstverständlich, jeder geübte Hochverräter hätte das gewußt, und ehe noch ein Mitmensch, von den Zollbeamten abgesehen, das gefährliche Manifest auch nur gesehen hatte, ist der politische Prozeß schon da! Der Achtzehnjährige wird gefesselt und nach Wien gebracht, wo er einundeinhalbes Jahr in Einzelhaft bleibt, dann erst wird er vors Wiener Gericht gestellt, der Knabe als Hochverräter, vor ein Gericht, dessen Sprache er nicht versteht — Mario Sterle spricht nur italienisch, die Richter nur deutsch — und es finden sich elf von zwölf Wiener Bürgern, die den blöden Knaben als Hochverräter ansehen und es finden sich verderbte Richter, die diesen törichten Sünder mit *fünf Jahren* schweren Kerkers bedenken.

Der Prozeß ist charakteristisch für das Raffinement, das Österreich an-

Digitized by Google

wendet, um sich Italien zu entfremden! Selbstverständlich ist der achtzehnjährige Junge von heute ab in Triest ein Nationalheiliger und in Italien das Opfer der „korrupten österreichischen Justiz". In einem Augenblicke, wo Österreich allen Grund hätte, seine vertraglich festgelegte Freundschaft mit Italien lebendig zu betätigen, nimmt man die kindlichen Versuche eines Knaben pathetisch auf und arrangiert seine exemplarische Verurteilung. Ja, arrangiert! Nicht etwa in dem Sinne, als ob der Leiter dieses unrühmlichen Prozesses mit Weisungen versehen worden wäre — obwohl derlei Urteile, so töricht ihre Grausamkeit ist, dem Avancement des vorsitzenden Richters gewöhnlich nicht schaden — nein, arrangiert deshalb, weil der Schwurgerichtsprozeß normal in Triest hätte stattfinden sollen und durch besondere Entscheidung des Justizministers nach Wien dirigiert wurde. In Triest wäre Mario Sterle nämlich nicht als Hochverräter angesehen worden, dazu sind die von den Wiener Christlichsozialen mit besonderer Tücke angelegten Geschworenenlisten nötig und die Unmöglichkeit einer freien Verständigung zwischen Angeklagten und Richtern. Wenn dieser italienische Jüngling mit den Geschworenen ohne Dolmetsch hätte reden können, so wäre es ihm gewiß nicht so übel ergangen, dann hätten selbst die schwersten christlichsozialen Spießer geahnt, daß es sich hier eben um das kindliche Getue eines romanisch-rethorisch angelegten Knaben handle, das, wahrhaftig, mit anderthalb Jahren Einzel- und Untersuchungshaft hart genug bestraft ist. Sie hätten die Vorbereitungen zum Hochverrat ebenso gleichmütig wie jener englische Richter hingenommen, dem ein pathetisch geschwollener Anarchist versicherte, er wolle den Staat umstürzen, worauf ihn der Richter freisprach und mit den Worten entließ: „So! Jetzt stürzen Sie den Staat um!" Aber diese Überlegenheit fehlte dem mit humanen Erlässen eingesalbten Jugendsenat vollkommen, der über den nationalen Pathetiker von achtzehn Jahren so hart urteilte.

Diese Überlegenheit fehlt dem K. K. Österreicher überhaupt, wenn er das Schlagwort von der „italienischen Irredenta" hört. Ach Gott, wer ist denn in diesem nicht so ganz „einheitlichen Kaiserstaat" gelegentlich nicht schon des Hochverrates beschuldigt worden? Die Deutschen in Böhmen sind jahrelang bezichtigt worden, daß sie nach Preußen schielen, worauf der prächtige Josef Willomitzer das kecke Lied dichtete: „Wir schielen nicht, wir schauen, wir schauen unverwandt..." In Prag und Pilsen wird jetzt als Abendunterhaltung die Eroberung von Skutari mit eingeschlagenen Fensterscheiben gefeiert und Herr Fresl rühmt die allslawische Verbrüderung. Das alles ließe sich als Hochverrat sühnen. Man könnte glatt die Deutschnationalen von tschechischen Bürgern, die Tschechischnationalen von deutschen Geschworenen als Hochverräter aburteilen lassen, wenn man sie, wie im Falle Sterle, ihrem nationalen Schwurgericht entziehen wollte. Aber nur den Italienern wird — vielleicht nicht aus besonderer Böswilligkeit, sondern bloß aus alter Schlamperei, schon in der Lombardei war man scharf her hinter den Hochverrätern — diese arrangierte Justiz zugefügt!

Das ist, mit Verlaub, zu dumm. Das verbittert und vergiftet das Verhältnis zwischen Italien und Österreich ganz unnötig. Es geschehen ohnehin Dummheiten genug, die nicht zu verhindern sind. Wenn einige deutsche Studenten die italienische Universitätsfakultät in Innsbruck zerstören konnten, ohne daß der zitterige Staat bisher die Macht hatte, den Italienern eine andere Hochschule durchzusetzen, z. B. die natür-

Digitized by Google

liche, gegebene in Triest, so ist das schmählich genug. Wozu noch unnötige Verbitterungen in Italien schaffen? Sind wir Österreicher denn so überreich an Freunden? Nein, dem K. K. Staat haben diese allzueifrigen Richter über einen Hochverräter im achtzehnten Lebensjahr keinen Dienst getan. Hoffentlich hat Graf Stürgkh das Begnadigungsschreiben für Mario Sterle schon auf seinem Schreibtisch!

Stefan Großmann

„Wie ist das Leben doch so schön —"

Im „Zeitungsverlag" steht diese Annonce:

> Sie suchen
> bis 1. Mai od. spät. eine junge, noch unverbrauchte und billige Arbeitskraft? Einen jungen, schaffensfreudigen Mann für Ihre Redaktion, der einen flotten, lebendigen Stil schreibt, Konzert- und Theaterberichte liefert, ein kecker, satirisch-humoristischer Lokalplauderer ist und sich sogar bis zum Gedicht- und Novellenlieferanten versteigt? Dann machen Sie bitte Offerte unter R. 649 an die Exp. d. Bl.

Welche Zeitung will? — Le style c'est l'homme. Daß es nicht mehr schwer ist, persönlich zu schreiben, oder vielmehr, daß der „kecke", junge Mann sein ganzes Ich in ein paar Zeilen Prosa legen kann, ist sein großes Verdienst. Man kann sich kaum eine kokettere, verlogenere Selbstironie denken, kaum eine schwächere Einsicht für das eigene Tun. So mächtig ist der Wille zum Dasein, so weit kann ein Mensch getrieben werden, daß er marktschreierisch im „neckischen" Tone des launigen „Feuilletonisten" sich der geistigen Prostitution hingibt und auch nicht das leiseste Gefühl für seine groteske Lage, (wahrscheinlich muß er Geld verdienen), zu haben scheint, ja sicherlich auf diese „persönliche" Annonce noch stolz ist. Und es existieren noch viel mehr solcher Schmußfritzen, die genau so einsichtslos, genau so eitel und genau so arrogant ihr Leben abbüßen und in der besten der Welten zu leben glauben. Dabei sind sie so glücklich! Wäre es nicht besser, alle Einsichtsvollen totzuschlagen? da sie den Wahn von der Mangelhaftigkeit der Welt ausgeheckt haben. Man könnte dann diesem Menschen eine erste Stelle verschaffen.

Kurt Kersten

Das Gedicht

Es ist dies mancher Stunde eigen
(besonders abends, wenn es still),
daß sich aus unsrer Seele Schweigen
ein großer Ton gebären will.

Man ist beklommen — man empfindet,
daß sich im Innern irgendwo
ein lyrisches Gedicht befindet,
vielleicht „Der Frühling" oder so —

Noch weiß man durchaus nichts Bestimmtes,
weil es im Unbewußten ruht;
man wird erregt, und unternimmt es,
den Schlaf zu stören, den es tut.

Man bringt ein heftiges Gewoge
in sein Gefühl; und unterdes
befördert man durch Monologe
den Kristallisationsprozeß.

Dies heißt gemeinhin die Ekstase;
hei, wie das brodelt, wie das schäumt!
Hierauf erfolgt die Klärungsphase,
in welcher es sich hinten räumt.

Dann bringt man alles zu Papiere
mit Achtsamkeit und sehr adrett,
damit die Nachwelt nichts verliere;
dann ist man müd und geht zu Bett.

Hans Krailsheimer

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Preußische Wahlen

Von Albert Südekum, M. d. R.

Nur mit äußerstem Widerstreben und mit bewußter Versündigung an der Logik der Sprache kann man das, was sich am 16. Mai in Preußen abspielte, eine Wahl nennen, obschon es amtlich so bezeichnet wird und obschon sich namentlich alle an der Erhaltung des Bestehenden Interessierten mit bemerkenswerter Einmütigkeit nach diesem Vorbild zu richten pflegen. In Wirklichkeit handelt es sich um die Wiederholung einer Handlung ohne Würde, die auf wiederum fünf Jahre den Junkern und Pfaffen mit einem schwachen Schein von Recht die Beherrschung des preußischen Volks erlauben soll und leider auch erlauben wird. Ich las unlängst einmal im „März" die Bemerkung, das Reichstagswahlrecht spiele für Preußen die Rolle eines Sicherheitsventils, denn ohne die Möglichkeit einer freien Betätigung ihrer politischen Neigungen und Abneigungen bei den Wahlen zum Reichsparlament würde sich der regsame Teil der Bevölkerung nicht jahrzehntelang ruhig mit dem durch Verfassungsbruch einstmals aufgezwungenen und inzwischen zur blanken Absurdität gesteigerten Unrecht abgefunden, sondern längst alles kurz und klein geschlagen haben. Diese Worte treffen den Kern der Sache. Aber ich möchte doch aus meiner Kenntnis der Dinge hinzufügen, daß sich die auch diesmal wieder deutlich erkennbare Zurückhaltung der Minderbemittelten und gerade des sogenannten Mittelstands nicht bloß aus Gleichgültigkeit erklären läßt, sondern in einer wachsenden schweren Verbitterung ihre Wurzel hat.

In Belgien hat man ein erheblich besseres Wahlrecht, gegen das sich unlängst der Generalstreik der Sozialisten mit Erfolg richtete, das „Wahlrecht der vier Infamien" genannt. Für das preußische würde die Begrenzung der Anklage auf so wenig Punkte nicht angängig sein. Jede einzelne Vorschrift dieses „Wahlrechts" fordert zur Benutzung der stärksten unparlamentarischen Ausdrücke geradezu heraus. Die Einteilung

Digitized by Google

der Wählerschaft nach der Steuerleistung in drei Klassen und die dadurch herbeigeführte Vorherrschaft des Geldsacks wird in ihrer volksfeindlichen Wirkung vielleicht noch übertroffen durch die Einrichtung der indirekten Wahl und durch die der öffentlichen Stimmabgabe. Es ist eine logische Konsequenz der ganzen abscheulichen Mache, daß z. B. in Altona in einem Bezirke die erste und die zweite Wählerabteilung beinahe ausschließlich aus Bordellwirten bestand, während der Reichskanzler in Berlin mit seinem und Lehmanns Kutscher den lächerlichen Versuch machen mußte, in der dritten Abteilung seinen konservativen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Die Öffentlichkeit der Wahl hätte keinen Sinn, wenn sie nicht zum brutalsten Terrorismus ausgenützt würde, und es muß auffallen, daß man sich noch über die wilden Drohungen ostelbischer Schnapsbarone gegen die Kaufleute in den kleinen Landstädten oder über den öffentlichen Hinweis eines schlesischen Regierungsrats und Majors der Reserve a. D. wundert, die Reserveoffiziere hätten als „preußische Offiziere und im Hinblick auf den auch für das bürgerliche Leben verbindlichen Fahneneid und bei ihrer doppelten Pflicht, des Vaterlandes Wohl nicht aus den Augen zu lassen, nur solche Parteien zu unterstützen, die staatserhaltend und national unbedingt zuverlässig sind." Welchen Zweck sollte denn die Öffentlichkeit der Wahl haben, wenn nicht den, die Opposition durch die Furcht vor gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Nachteilen zurückzuschrecken? Und welchen anderen Zweck die Klasseneinteilung nach der Steuerleistung, als die Gewährleistung sicherer Überlegenheit der Besitzenden? Daß dabei den verhältnismäßig wenig Steuern Zahlenden, ja sogar den vielfach gewohnheitsmäßig Steuern hinterziehenden Agrariern auch Steuern, die sie nicht zahlen, nach einer gesetzlichen Vorschrift bei dieser Wählersortierung dennoch angerechnet werden, ist ebenfalls tief im System begründet und darf durchaus niemanden in Erstaunen versetzen.

Es gibt Leute, die immer sentimental werden, wenn sie vom preußischen Wahlrecht sprechen. Das sind die Anbeter der absoluten Gerechtigkeit, die dem Rechte gar zu gerne eine Gasse bahnen möchten, indem sie mit dicken Worten die tausendmal dargestellten Hinterlisten des Systems noch einmal aufdecken. Besonders in Versammlungen ist eine solche Behandlung des beliebten Themas des Erfolges sicher: der Milchhändler Schulze und

Digitized by Google

der Bäckermeister Meyer sind durchaus überzeugt, daß die preußischen Junker wirklich besser täten, der „Gerechtigkeit" durch eine Abänderung des Wahlrechts zum Siege zu verhelfen.

Solche Sentimentalität verfliegt, wenn man sich einmal den preußischen Viertausendmillionenetat ansieht. Unter den zweihundert Konservativen, den hundert Zentrumsmännern und den sechzig Nationalliberalen, die dem Abgeordnetenhause des letzten Landtages angehört haben und den neuen wiederum zieren werden, gibt es eine verschwindend kleine Zahl ahnungsloser Wähler. Die anderen wissen um so besser, wo Barthel den Most holt. Die Herrschaft über ein so außerordentlich leistungsfähiges Land wie Preußen, das in Heer und Verwaltung, in der Kirche und sogar auf dem Katheder zahllose warmgefütterte Plätzchen für Söhne und Schwiegersöhne der Privilegierten hat, gibt man nicht auf eine bloße freundliche Einladung hin aus der Hand. Wo in aller Welt könnte besser für den Grundbesitz gesorgt werden, als es heutzutage in Preußen geschieht? Wo genießt der Kapitalist einen sichereren Schutz durch himmlische und irdische Polizei? Wo bemüht man sich eifriger, den ganzen alten Plunder von Klassen- und Kastenscheidung zu schützen, das arbeitende Volk aber in Schule und Leben auf Demut, Zufriedenheit, Ergebung in sein Schicksal und „Liebe zum angestammten Herrscherhause" zu dressieren? Welches bessere Instrument zur Beherrschung des ganzen mächtigen Deutschen Reiches gibt es, als die durch dieses System gesicherte Herrschaft in dem führenden Bundesstaate Preußen?

Man muß oft Gelegenheit haben, mit sonst ganz vernünftigen Menschen in Preußen zu reden, um zu begreifen, wie tief die Wirkung des unerhört fein durchgearbeiteten preußischen Regierungssystems greift. Gustav F. Steffen, der leider noch so wenig bei uns bekannte schwedische Soziologe, hat dem Aberglauben in der Menschheitsentwicklung ein ganzes Buch gewidmet und uns wunderliche Dinge von der Fähigkeit des unkritischen Geistes, seine eigenen Interessen im guten Glauben für allgemeine zu halten, aufgezeigt.

Ich habe immer bedauert, daß dieser Mann nicht ein paar Jahre dem Studium des spezifischen Preußentums hat widmen können, um es einmal in seinen Gründen und Verästelungen wissenschaftlich herauszupräparieren.

Digitized by Google

Das hätte können eine Festgabe zu der mit Recht so beliebten Jahrhundertfeier geben!

Im letzten Abgeordnetenhause fehlten den konservativen Parteien ganze 7 Stimmen an der absoluten Mehrheit. Die stärkste politische Partei Preußens, die Sozialdemokratie, war mit 6 Abgeordneten vertreten. Der Freisinn zählte ganze 37 Deputierte unter 443. Die Ziffern für Zentrum und Nationalliberale wurden oben schon mitgeteilt. An dieser Zusammensetzung der „Volksvertretung" wird sich, soweit man das nach dem Ausfall der Urwahlen erkennen kann, nichts Wesentliches ändern. Es kommt wirklich nicht entscheidend darauf an, ob statt 6 Sozialdemokraten 7 oder 9 das Opfer präsidialer Willkür und gelegentlicher Polizeiattacken sind, oder ob statt 37 43 Freisinnige mannhaft und unentwegt das Banner schwingen. Nur erhebt sich die Frage, ob das nun immer so bleiben soll. Die Erinnerung an die Zeit, in der die Liberalen der verschiedenen Schattierungen einmal die absolute Mehrheit auf Grund desselben Wahlrechts besaßen, das noch heute gilt, und die Konservativen zur vollkommenen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt waren, hat den Gedanken geboren, die Proletariermassen zum bedingungslosen Eintreten für liberale Kandidaten aufzubieten und so vielleicht eine Mehrheit für eine Reform zu gewinnen. Der Vorschlag stieß vorläufig auf keine Gegenliebe, und ein paar kleine nachträgliche Abmachungen zwischen der Sozialdemokratie und dem Freisinn über einige Mandate bieten keinen Ersatz für das Experiment. Niemand kann auch sagen, ob es Erfolg gehabt hätte, weil die ganze Statistik der preußischen Wahlen bei der durchschnittlich lächerlich geringen Wahlbeteiligung in den letzten Jahrzehnten eine Farce ist. Aber dennoch hätte man es machen sollen, schon als praktisches Gegenstück zu der jahrzehntelang als der Weisheit letzten Schluß angepriesenen und durchgeführten Abstinenztaktik des „Verfaulenlassen". Auch der kläglichste Mißerfolg irgendeiner taktischen Maßregel kann sich in Preußen mit der Entschuldigung decken, daß es schlimmer als bisher überhaupt nicht werden kann.

Im Jahre 1908 hat der preußische König sein Wort für eine Reform des Wahlrechts verpfändet. Ministerpräsident von Bethmann Hollweg hat daraufhin auch einen Vorschlag gemacht, der auf eine Brüskierung der Bevölkerung hinauslief und das verdiente Schicksal verächtlicher

Digitized by Google

Behandlung selbst im Dreiklassenhause erfahren hat. Konservative Partei und Zentrum haben in trauter Seelenverwandtschaft jeden Verbesserungsantrag zu Fall gebracht und so dem preußischen Könige für das Jubeljahr Gelegenheit gelassen, einen neuen Versuch der Einlösung seines Wortes zu machen. Wir wollen abwarten, was daraus wird.

Ausnahmegesetze gegen Elsaß-Lothringen

Von Ulrich Rauscher

ndlich ist auch die Jubiläumsgabe für Elsaß-Lothringen heraus. Ob sie vorzugsweise zum hundertjährigen Gedenktag der Freiheitskriege oder mehr zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers gestiftet wurde, bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall ist sie geeignet, in den Elsaß-Lothringern die Stimmung zu erzeugen, die zum freudigen Mitfeiern unerläßlich ist.

Die Regierung, die der Elsässer Zorn von Bulach verantwortlich zeichnet, geht wohl von dem Gedanken aus, die Elsaß-Lothringer könnten sich erst dann ganz als Deutsche fühlen, wenn man ihnen die Sorgfalt ganz speziell für sie erfundener Ausnahmegesetze zu Teil werden lasse. Vielleicht wollte sie auch nur ein Monument ihrer eigenen Unfähigkeit setzen, um ein für alle Male dem Vorwurf aus dem Wege zu gehen, sie besitze den Verstand ihres Amtes. Vielleicht ist es ethnographischer Sadismus, vielleicht auch nur Anregung eines Hilfsschreibers im Ministerium, der die Ansicht des Stammtisches reichsländischer Subalternbeamter dem kongenialen Herrn Unterstaatssekretär Mandel übermittelt hat. Sicherlich ist es ohne Einschränkung die größte Dummheit, die sich das offizielle Deutschtum seit dem Paßzwang in Elsaß-Lothringen geleistet hat.

Wer oft über Elsaß-Lothringen geschrieben hat, hat ebenso oft die Regierung der Alt-Elsässer Bulach und Petri und des preußischen Bayern Mandel in schamvoller Wut beschimpft. Schamvoll, denn das nannte sich doch Repräsentation seines Volkstums. (Wenn ich auch die Elsässer um ihren Schuldanteil an dieser Regierung nicht beneide.) Aber es hat keinen

Digitized by Google

Sinn, das Straßburger Ministerium zu enthüllen. Wenn man dabei den inkarnierten Unteroffizier zum Vorschein kommen läßt, steht ja sofort ein Herr aus Berlin daneben, der ihm einen Orden anheftet. Unsere verächtliche Feindschaft ist ein Befähigungsnachweis für diese Minister, die stets den Geruch der vielen Straßburger Kasernenhöfe in der Nase haben. Wenn die Elsässer einmal mit ihnen zufrieden wären, würden sie selbst eine Untersuchung gegen sich beantragen, inwiefern sie sich in ihrer Amtsführung vergangen hätten.

Ich lasse diese Regierung beiseite und will nur einige der allergrößten Dummheiten zeigen, die jetzt in Elsaß-Lothringen das Deutschtum als eine Art unfähiger Gehässigkeit diskreditieren sollen. Ruhig und sachlich zeigen. Man wird etwas müd, wenn man sich so oft mit dem Straßburger Ministerium geistig auseinandersetzen soll.

Die Regierung in Straßburg kann mit keinem elsaß-lothringischen Landtag mehr zusammenarbeiten, nachdem sie gegen das von ihm vertretene Land Ausnahmegesetze beantragt hat. Kein Mitglied der Zweiten Kammer darf für diese Strafverschärfung der Annexion eintreten und kein elsässisches Mitglied der Ersten.

Diese Regierung hat etwas beantragt, dessen Durchsetzung nicht in ihrer Macht liegt. Der Reichstag (Zentrum, Elsässer, Polen, Fortschrittler, Sozialdemokraten) wird die Gesetzesvorlagen ablehnen. Zu dem Odium freiwilliger Gefangenenwärter wird Bulach und Co. noch die Lächerlichkeit des Durchfalls erleben.

Die erste der verlangten Maßnahmen, daß inländische, in fremder Sprache erscheinende Druckschriften wie ausländische behandelt, also kurzer Hand verboten werden dürfen, ist teils wirkungslos, teils in einer der angestrebten entgegengesetzten Richtung wirksam; es handelt sich um zwei Blätter, das Journal d'Alsace-Loraine und den Nouvelliste. Daß die Regierung das erstere nicht längst in der Hand hat, ist ihre eigene Schuld. Sie sollte also eigentlich ihre Unfähigkeit verbieten. Das zweite, Wetterlés Blatt, verdankt seine, übrigens sehr beschränkte Verbreitung der weisen deutschen Staatsanwaltschaft, die immer in geschäftlich-kritischen Momenten eine gefällige Anklage zur Hand hatte. Werden diese zwei Blätter verboten, so lesen alle, die auf französisch geschriebene Zeitungen halten, die Pariser Jour-

Digitized by Google

nale, die man ja wohl kaum restlos verbieten kann. Was man aber den elsässisch-französischen zum Vorwurf macht, das tuen die national-französischen legitim und immer: den deutsch-französischen Gegensatz zum Grundton aller Betrachtungen zu machen. Man sieht, was hier gewonnen wird.

Außerdem soll das neue Ausnahmegesetz nur die Blätter in französischer Sprache treffen. Nicht die deutschgeschriebenen, nicht das Schwesterblatt des Nouvelliste, den Elsässer Kurier, nicht die Oberelsässische Landeszeitung, die sich beide von den auszurottenden französischen nur dadurch unterscheiden, daß diese kultivierter geschrieben sind. Wer französisch lesen will, würde also unter dem Ausnahmegesetz seine gewünschten „Revanche"-Ideen nicht mehr über Kolmar, sondern direkt aus Paris beziehen, und die deutschsprechende Bevölkerung wäre für ihren Teil ganz sicher gestellt, ja besser gestellt, weil die bisherigen Mitarbeiter Wetterlés in die deutschsprachlichen Blätter gedrängt würden. Da aber die Kenntnis der französischen Sprache im großen und ganzen auf sowieso welsch-verseuchte Bevölkerungsbruchstücke beschränkt, die der deutschen aber allgemein ist ....

Wenn man jetzt noch nicht versteht, daß die Aktion sich gegen die vermaledeite französische Sprache richtet, also kulturell, gar nicht politisch ruinieren will! Lieber will die Regierung alle ihr unangenehmen Presse-Äußerungen auf deutsch dulden, so daß sie jeder Viehknecht lesen kann, als daß sich ein notwendiges, aber in völkischen Kreisen verhaßtes Sprachgut im elsässischen Dasein halte. Sie wird noch das Familienleben verbieten.

Vielleicht auf Grund des zweiten Ausnahmegesetzes, nach dem, außer laut der im Reichsvereinsgesetz aufgezählten Gründe, in Elsaß-Lothringen auch Vereine aufgelöst werden können, deren Tätigkeit die öffentliche Sicherheit bedroht oder die andere Zwecke als die durch die Satzungen bestimmten verfolgen.

Dies ist viel schlimmer, als die Jagd auf französische Zeitungen. Man muß das Vereinsleben im Elsaß kennen. Die eingewanderten Deutschen haben, wenigstens in den größeren Städten, die Öffentlichkeit nach ihren Bedürfnissen zurechtgemodelt. Da schufen sich die zurückgedrängten Elsässer ihre eigene, beschränkte Öffentlichkeit, ihre großen Vereine. Die Elsässer konnten sich an die sehr schwierigen Formen des offiziellen deutschen Vergnügtseins nicht gewöhnen, so freuten sie sich der lauten Heiterkeit, der

Digitized by Google

zwangloſen Geſelligkeit in der „Vogeſia", der „Harmonie", den vielen Fanfares des Landes. Da ſind ſie unter ſich (vielleicht auch mit Altdeutſchen, die denken, wie ſie). Die Vereine heißen Muſik- oder Geſangvereine, ſind tüchtig in dieſer ihrer muſikaliſchen Betätigung, aber vor allen Dingen ſind ſie elſäſſiſche, geſellige, aus einem Drang zum Zuſammenſchluß elſäſſiſcher Männer und Frauen geborene Vereine.

Bei wie vielen wird ſich da der andere als durch die Satzung beſtimmte Zweck wohl leicht herausdeſtillieren laſſen? Heut ſpricht die Begründung des Ausnahmegeſetzes nur vom Souvenir Français, dem Verein ehemaliger Fremdenlegionäre und ähnlichen, denen ſie leichtlich ein politiſches, gallophyles Mäntelchen umhängen kann. Aber die Ehrlichkeit ihrer Begründungen zeigt die zum Preſſe-Ausnahmegeſetz, die ſich dagegen verwahrt, als ſollten alle franzöſiſch geſchriebenen Zeitungen verboten werden und dann als verbotsreif die zwei benennt, die allein in der Oppoſition gegen die Regierung ſtehen.

Die Regierung wird alle Vereine auflöſen, deren ſie habhaft werden kann. Wie ſie bis jetzt jeden blau-weiß-roten Fetzen konfiszierte, ja ſelbſt rot-weiße Fahnen, die blau gefüttert ſind, von wegen des neckiſch tändelnden Winds, der eine Ecke umſchlagen und ſo die Trikolore aufpflanzen konnte.

Damit aber wird die Regierung gerade den ruhigſten, ſtillſten Elſäſſern den Ort nehmen, wo ſie ſich wohl fühlen, mit andern Worten: wird die zahlreichen Unpolitiſchen im Lande, genau wie zur Paßzwangzeit, zwangsweiſe politiſieren, indem dieſe nun, nicht für Wahlrecht oder Bundesratsſtimmen (was ihnen egal iſt), ſondern für ihr Wohlbehagen, ihre behäbigen Stunden, ihre wohltemperierte Öffentlichkeit (was ihnen alles höchſt wichtig iſt) kämpfen müſſen.

Die Regierung verlangt zwei Ausnahmegeſetze: eines, das teils unwirkſam, teils im entgegengeſetzten Sinne wirkt, ein zweites, durch das mit mathematiſcher Sicherheit der ruhig beſitzende, längſt unpolitiſch gewordene Teil der Bevölkerung in antideutſcher Weiſe politiſiert werden muß. Der Statthalter kann dieſe Konſequenzen kaum beurteilen. Aber Herr Mandel könnte einige Erfahrungen darin haben, wie ſeine Polizei-Fantaſien auf das mit ihm geſchlagene Land wirken. Und Herr von Bulach und Herr Petri müſſen trotz aller Denaturierung noch eine Vorſtellung haben, wie man in ihren Familien einſtmals fühlte!

Digitized by Google

Ich protestiere im Namen eines wahrhaft deutschen Volkstums und beantrage ein Ausnahmegesetz gegen diese Regierung, die auf eine leichtsinnig-hirnlose Weise die Sicherheit des Reiches in den Grenzlanden gefährdet. Auf die Gesinnung, die aus ihren Anträgen spricht, gehe ich wohlweislich nicht ein. Mir genügt ihre stramme Dummheit.

Der größte Deutsche

Von Wilhelm Herzog

Von wem ist die Rede? Von Goethe oder Beethoven? Von Richard Wagner, sagt ein großer Chor zu öffentlichem Urteil Berufener.

Mächtige Zeitungen werfen sich demütig vor dem Genius in den Staub, widmen ihm Hymnen an geheiligter Stätte, wo sonst nur die letzten Probleme hoher Potitik behandelt werden; schwungvolle Grafen kämpfen für deutsche Kunst an erster Stelle; bereits abgestandene Literaturprofessoren erwachen zu neuem Leben, um einen falschen Superlativ zu erfinden und den „deutschesten aller Meister" zu verherrlichen.

Er ist aber nicht nur der „deutscheste aller Meister", sondern er hat — steht in derselben Zeitungsnummer von einem andern Kritiker — der Welt auch „das deutscheste Werk" geschenkt. Man sieht: jede fehlerhafte Begeisterung wirkt sofort ansteckend.

Wurde Goethe je so gefeiert? Räumten ihm oder Heinrich v. Kleist zu ihrem 100. Geburts- oder Todestage die Zeitungen ihre erste Seite ein? Sind sie im Volke so populär wie der Komponist des „Lohengrin"? Wer selbst unter den Gebildeten hat den „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften" wirklich gelesen? Aber jeder Kommis pfeift mit Wollust die Leitmotive aus dem „Tannhäuser".

Nie genoß ein Künstler größere Popularität als Richard Wagner. Er ist — noch heute — der erfolgreichste Lustmörder; er verführt und vergewaltigt die Frauen; er mischte Kunst und Religion, und vor allem, er schuf

Digitized by Google

den Deutschen das Nationaldrama, das sie brauchen konnten; er wurde der „Reformator der Musik" oder — wie die Festredner sich ausdrücken — der „Luther der Oper".

Es ist für mich kein Zweifel, daß Herr Chamberlain ihn mit Christus zusammenstellt. Ein alldeutscher Graf regt sich an dem Wort „deutsch" so auf, daß er es in seinem Leitartikel über „Wagner und das deutsche Volk" etwa zweihundertmal wiederholen muß.

Bereits vor fünfundzwanzig Jahren aber hat einer das Problem Wagner auf die endgültige Formel gebracht, ein Geist, der wie kein zweiter Wagner gekannt, erlebt und überwältigt hat. Wie sollte man es wagen, seiner Analyse ein Wort hinzuzufügen. Aber angesichts der Tatsache, daß minderbemittelte Geister bereits den Kampf gegen Wagner zu diskreditieren drohen und vor allem angesichts des kritiklosen deutschen Gewäschs, das sich — hervorgerufen durch die hemmungslose Lust, Feste zu feiern — vor wenigen Tagen in alle Journale ergoß, schien es mir notwendig, aus dem genialsten Pamphlet deutscher Sprache, aus dem „Fall Wagner" Friedrich Nietzsches hier die Stellen auszuwählen, die nach den törichten und geschwollenen Phrasen der Festartikel — wie ich glaube — doppelt wohltun werden.

Der Schüler Voltaires spricht. Mit der Aufrichtigkeit des radikalen Denkers. Jedes Wort, jedes Urteil sitzt. Kein Hassender, sondern ein Hellsehender zergliedert hier „den größten Deutschen". Die Fähigkeit, zu werten, ist in Deutschland so wenig vorhanden und so schwach ausgebildet, daß meist der Erfolg oder der Ruhm eines Menschen unbesehen für seine Leistung genommen wird. Und da die Zeitungen die Künder des Erfolges und des Ruhms geworden sind, so entstehen — beabsichtigt und unbeabsichtigt — Fälschungen, die sich jahrzehntelang forterben. Statt aufzuklären, wirkt ein Teil der Presse vornehmlich an der Aufrechterhaltung traditioneller Irrtümer mit; sie bestellt bei bereits arterienverkalkten Gehirnen Jubiläumsartikel, statt ihre Leser von den ernstesten und begabtesten Köpfen der jungen Generation unterrichten zu lassen.

Der „Fall Wagner" erschien 1888.

Und erst 1913 wird er aktuell.

* *
*

Digitized by Google

Nietzsche eröffnet den „Fall Wagner" mit „Carmen" von Bizet:

„Ich hörte gestern — werden Sie es glauben — zum zwanzigsten Male Bizets Meisterstück. Ich harrte wieder mit einer sanften Andacht aus, ich lief wieder nicht davon. Wie ein solches Werk vervollkommnet! Man wird selbst dabei zum „Meisterstück". — Und wirklich schien ich mir jedesmal, daß ich Carmen hörte, mehr Philosoph, ein besserer Philosoph, als ich sonst mir scheine: so langmütig geworden, so glücklich, so indisch, so seßhaft ... Fünf Stunden sitzen: erste Etappe der Heiligkeit! — Darf ich sagen, daß Bizets Orchesterklang fast der einzige ist, den ich noch aushalte? Jener andere Orchesterklang, der jetzt (Nietzsche schrieb diese Sätze im Mai 1888 in Turin) obenauf ist, der Wagnerische, brutal, künstlich und „unschuldig" zugleich und damit zu den drei Sinnen der modernen Seele auf einmal redend, — wie nachteilig ist mir dieser Wagnerische Orchesterklang! Ich heiße ihn Scirocco. Ein verdrießlicher Schweiß bricht an mir aus. Mit meinem guten Wetter ist es vorbei.

Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie schwitzt nicht... Sie ist reich. Sie ist präzis. Sie baut, organisiert, wird fertig; damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie". Hat man je schmerzhaftere tragische Akzente auf der Bühne gehört? Und wie werden dieselben erreicht? Ohne Grimasse! Ohne Falschmünzerei! Ohne die Lüge des großen Stils! ...

* * *

... Und doch war ich einer der korruptesten Wagnerianer ... Ich war imstande, Wagner ernst zu nehmen ... Ah, dieser alte Zauberer! Was hat er uns alles vorgemacht! Das erste, was seine Kunst uns anbietet, ist ein Vergrößerungsglas: man sieht hinein, man traut seinen Augen nicht, — alles wird groß, selbst Wagner wird groß ...

* * *

Wagner hat über nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung. Irgendwer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist sein Problem. —

Digitized by Google

Und wie reich er sein Leitmotiv variiert! Welche seltenen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, daß die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (der Fall im Tannhäuser). Oder daß selbst der ewige Jude erlöst, seßhaft wird, wenn er sich verheiratet? (der Fall im Fliegenden Holländer). Oder daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (der Fall Kundry). Oder daß schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (der Fall in den Meistersingern). Oder daß auch verheiratete Frauen gerne durch einen Ritter erlöst werden? (der Fall Isoldens). Oder daß der „alte Gott", nachdem er sich moralisch in jedem Betracht kompromittiert hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (der Fall im „Ring"). Bewundern Sie in Sonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehen Sie ihn? Ich hüte mich, ihn zu verstehen . . . Daß man noch andere Lehren aus den genannten Werken ziehen kann, möchte ich eher beweisen als bestreiten. Daß man durch ein Wagnerisches Ballet zur Verzweiflung gebracht werden kann — und zur Tugend (nochmals der Fall Tannhäuser). Daß es von den schlimmsten Folgen sein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (nochmals der Fall Lohengrins). Daß man nie zu genau wissen soll, mit wem man sich eigentlich verheiratet (zum drittenmal der Fall Lohengrins). Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommenen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur eine Frage hat: „aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!"

Antwort:

„Das kann ich dir nicht sagen,
und was du frägst,
das kannst du nie erfahren."

* *
*

Der fliegende Holländer predigt die erhabene Lehre, daß das Weib auch den Unstätesten festmacht, Wagnerisch geredet, „erlöst". Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswert? — Was wird aus dem „ewigen Juden", den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloß auf, ewig zu sein; er verhei-

Digitized by Google

ratet sich, er geht uns nichts mehr an. — Ins Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genies — und das sind ja die „ewigen Juden" — liegt im Weibe: die anbetenden Weiber sind ihr Verderb. Fast keiner hat Charakter genug, um nicht zu verderben — „erlöst" zu werden, wenn er sich als Gott behandelt fühlt: — er kondeszendiert alsbald zum Weibe."

* * *

Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagners Kunst ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Konvulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärferen Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Prinzipien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Helden und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet: Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel läßt. Wagner est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, nichts jedenfalls besser studiert als der Proteus-Charakter der Degenereszenz, der hier sich als Kunst und Künstler verpuppt. Unsere Ärzte und Physiologen haben in Wagner ihren interessantesten Fall, zum mindesten einen sehr vollständigen, gerade, weil nichts moderner ist als diese Gesamterkrankung, diese Spätheit und Überreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der moderne Künstler par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischste Art gemischt, was heute alle Welt am nötigsten hat, — die drei großen Stimulantia des Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische).

Wagner ist ein großer Verderb für die Musik. Er hat in ihr das Mittel erraten, müde Nerven zu reizen, — er hat die Musik damit krank gemacht ... Er ist der Meister hypnotischer Kräfte, er wirft die Stärksten noch wie Stiere um. Der Erfolg Wagners — sein Erfolg bei den Nerven und folglich bei den Frauen — hat die ganze ehrgeizige Musikerwelt zu Jüngern seiner Geheimkunst gemacht. Und nicht nur die ehrgeizige, auch die kluge ... Man macht heute nur Geld mit kranker Musik; unsere großen Theater leben von Wagner.

Ich gestatte mir wieder eine Erheiterung. Ich setze den Fall, daß der Erfolg Wagners leibhaft würde, Gestalt annähme, daß er, verkleidet zum

Digitized by Google

menschenfreundlichen Musikgelehrten, sich unter junge Künstler mischte. Wie meinen Sie wohl, daß er sich da verlautbarte? —

Meine Freunde, würde er sagen, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter, schlechte Musik zu machen als gute. Wie? wenn es außerdem auch noch vorteilhafter wäre? wirkungsvoller, überredender, begeisternder, zuverlässiger, wagnerischer? . . . Pulchrum est pan corum hominum. Schlimm genug. Wir verstehen Latein, wir verstehen vielleicht auch unsern Vorteil. Das Schöne hat seinen Haken: wir wissen das. Wozu also Schönheit? Warum nicht lieber das Große, das Erhabene, das Gigantische, das, was die Massen bewegt? — Und nochmals: es ist leichter, gigantisch zu sein als schön; wir wissen das . . .

Wir kennen die Massen, wir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andere Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Überwältigenden. So viel vermögen wir noch. Und das andere, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Kretins, die kleinen Blasierten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklich-Verdauenden, kurz das Volk — bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Überwältigenden. Das hat alles einerlei Logik. „Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief." Entschließen wir uns, meine Herren Musiker: wir wollen sie umwerfen, wir wollen sie erheben, wir wollen sie ahnen machen . . .

Was das Ahnenmachen betrifft: so nimmt hier unser Begriff „Stil" seinen Ausgangspunkt. Vor allem kein Gedanke! Nichts ist kompromittierender als ein Gedanke! Sondern der Zustand vor dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, — eine Rekrudenszenz des Chaos . . . Das Chaos macht ahnen . . .

In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Was, zu zweit, das Umwerfen angeht, so gehört dies zum Teil schon in die Physiologie. Studieren wir vor allem die Instrumente. Einige von ihnen überreden selbst noch die Eingeweide (— sie öffnen die Tore, mit Händel zu reden), andere bezaubern das Rückenmark. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; was erklingt, ist beinahe gleichgültig. Raffinieren

Digitized by Google

wir in dieſem Punkte ... Agerieren wir die Nerven, ſchlagen wir ſie tot, handhaben wir Blitz und Donner, — das wirft um ...

Vor allem aber wirft die Leidenſchaft um. — Verſtehen wir uns über die Leidenſchaft. Nichts iſt wohlfeiler als die Leidenſchaft! Man kann aller Tugenden des Kontrapunktes entraten, man braucht nichts gelernt zu haben, — die Leidenſchaft kann man immer! Die Schönheit iſt ſchwierig: hüten wir uns vor der Schönheit! ... Und gar die Melodie! Verleumden wir, meine Freunde, verleumden wir, wenn anders es uns ernſt iſt mit dem Ideale, verleumden wir die Melodie! Nichts iſt gefährlicher als eine ſchöne Melodie! Nichts verdirbt ſicherer den Geſchmack! Wir ſind verloren, meine Freunde, wenn man wieder ſchöne Melodien liebt! ...

Grundſatz: die Melodie iſt unmoraliſch. Beweis: Paleſtrina. Nutzanwendung: Parſifal. Der Mangel an Melodie heiligt ſelbſt ...

Ein letzter Rat! Vielleicht faßt er alles in eins. — Seien wir Idealiſten! — Dies iſt, wenn nicht das Klügſte, ſo doch das Weiſeſte, was wir tun können. Um die Menſchen zu erheben, muß man ſelbſt erhaben ſein. Wandeln wir über Wolken, haranguieren wir das Unendliche, ſtellen wir die großen Symbole um uns herum! *Sursum! Bumbum!* — es gibt keinen beſſeren Rat. Der „gehobene Buſen" ſei unſer Argument, das „ſchöne Gefühl" unſer Fürſprecher. Die Tugend behält recht noch gegen den Kontrapunkt ... Das Haſchen nach niederem Sinnesreiz, nach der ſogenannten Schönheit hat den Italiener entnervt: bleiben wir deutſch! Selbſt Mozarts Verhältnis zur Muſik — Wagner hat es uns zum Troſt geſagt! — war im Grunde frivol ... Laſſen wir niemals zu, daß die Muſik „zur Erholung diene"; daß ſie „erheitere"; daß ſie „Vergnügen mache". Machen wir nie Vergnügen! — wir ſind verloren, wenn man von der Kunſt wieder hedoniſtiſch denkt ... Das iſt ſchlechtes achtzehntes Jahrhundert ...

* * *

Will man mir glauben, ſo hat man den höchſten Begriff Wagner nicht aus dem zu entnehmen, was heute vor ihm gefällt. Das iſt zur Überredung von Maſſen erfunden, davor ſpringt unſereins wie vor einem allzufrechen Affreskro zurück. Was geht uns die agaçante Brutalität der Tannhäuſer-

Digitized by Google

Ouvertüre an? Oder der Zirkus Walküre? Alles, was von Wagners Musik auch abseits vom Theater populär geworden ist, ist zweifelhaften Geschmacks und verdirbt den Geschmack. Der Tannhäuser-Marsch scheint mir der Biedermännerei verdächtig; die Ouvertüre zum Fliegenden Holländer ist ein Lärm um Nichts; das Lohengrin-Vorspiel gab das erste, nur zu verfängliche, nur zu gut geratene Beispiel dafür, wie man auch mit Musik hypnotisiert.

* * *

... Sehen Sie doch diese Jünglinge — erstarrt, blaß, atemlos! Das sind Wagnerianer: das versteht nichts von Musik, — und trotzdem wird Wagner über sie Herr ... Wagners Kunst drückt mit hundert Atmosphären: bücken Sie sich nur, man kann nicht anders ... Der Schauspieler Wagner ist ein Tyrann, sein Pathos wirft jeden Geschmack, jeden Widerstand über den Haufen. — Wer hat diese Überzeugungskraft der Gebärde, wer sieht so bestimmt, so zu allererst die Gebärde! Dies Atemanhalten des Wagnerischen Pathos, dies Nichtmehrloslassenwollen eines extremen Gefühls, diese Schrecken einflößende Länge in Zuständen, wo der Augenblick schon erwürgen will! — —

War Wagner überhaupt ein Musiker? Jedenfalls war er etwas anderes mehr: nämlich ein unvergleichlicher *histrio*, der größte Mime, das erstaunlichste Theatergenie, das die Deutschen gehabt haben, unser Szeniker par excellence. Er gehört wo anders hin als in die Geschichte der Musik: mit deren großen Echten soll man ihn nicht verwechseln. Wagner und Beethoven — das ist eine Blasphemie — und zuletzt ein Unrecht selbst gegen Wagner ...

Wagner war nicht Musiker von Instinkt. Dies bewies er damit, daß er alle Gesetzlichkeit und, bestimmter geredet, allen Stil in der Musik preisgab, um aus ihr zu machen, was er nötig hatte, eine Theater-Rhetorik, ein Mittel des Ausdrucks, der Gebärden-Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken. Wagner dürfte uns hier als Erfinder und Neuerer ersten Ranges gelten — er hat das Sprachvermögen der Musik ins Unermeßliche vermehrt —: er ist der Victor Hugo der Musik als Sprache.

* * *

Digitized by Google

Wagner rechnet nie als Musiker, von irgendeinem Musiker-Gewissen aus: er will die Wirkung, er will nichts als die Wirkung. Und er kennt das, worauf er zu wirken hat! — Er hat darin die Unbedenklichkeit, . . . die jeder Theatermensch hat; er hat auch dessen Verachtung der Welt, die er sich zu Füßen legt! . . . Man ist Schauspieler damit, daß man eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formuliert: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers, er enthält — zweifeln wir nicht daran! — auch dessen Moral. Wagners Musik ist niemals wahr. — Aber man hält sie dafür: und so ist es in Ordnung. —

* * *

Die Deutschen, die Verzögerer par excellence in der Geschichte, sind heute das zurückgebliebenste Kulturvolk Europas: dies hat seinen Vorteil, — eben damit sind sie relativ das jüngste.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich teuer. Die Deutschen haben eine Art Furcht vor ihm vor ganz kurzem erst verlernt, — die Lust, ihn los-zusein, kam ihnen bei jeder Gelegenheit.*) — Erinnert man sich eines kurioſen Umstandes noch, bei dem, ganz zuletzt, ganz unerwartet, jenes alte Gefühl wieder zum Vorschein kam? Es geschah beim Begräbnisse Wagners, daß der erste deutsche Wagnerverein, der Münchener, an seinem Grabe einen Kranz niederlegte, dessen Inschrift sofort berühmt wurde. „Erlösung dem Erlöser!" — lautete sie. Jedermann bewunderte die hohe Inspiration,

*) War Wagner überhaupt ein Deutscher? Man hat einige Gründe so zu fragen. Es ist schwer, in ihm irgendeinen deutschen Zug ausfindig zu machen. Er hat, als der große Lerner, der er war, viel Deutsches nachmachen gelernt — das ist alles. Sein Wesen selbst widerspricht dem, was bisher als deutsch empfunden wurde: nicht zu reden vom deutschen Musiker! — Sein Vater war ein Schauspieler namens Geyer. Ein Geyer ist beinahe schon ein Adler . . . Das, was bisher als „Leben Wagners" in Umlauf gebracht ist, ist fable convenue, wenn nicht Schlimmeres. Ich bekenne mein Mißtrauen gegen jeden Punkt, der bloß durch Wagner selbst bezeugt ist. Er hatte nicht Stolz genug zu irgendeiner Wahrheit über sich, niemand war weniger stolz; er blieb, ganz wie Victor Hugo, auch im Biographischen sich treu, — er blieb Schauspieler.

Digitized by Google

die diese Inschrift diktiert habe, jedermann einen Geschmack, auf den die Anhänger Wagners ein Vorrecht haben; viele aber auch (es war seltsam genug!) machten an ihr dieselbe kleine Korrektur: Erlösung vom Erlöser!" — Man atmete auf.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich teuer. Messen wir sie an ihrer Wirkung auf die Kultur. Wen hat eigentlich seine Bewegung in den Vordergrund gebracht? Was hat sie immer mehr ins Große gezüchtet? — Vor allem die Anmaßung des Laien, des Kunstidioten. Das organisiert jetzt Vereine, das will seinen „Geschmack" durchsetzen, das möchte selbst *in rebus musicis et musicantibus* den Richter machen. Zuzweit: eine immer größere Gleichgültigkeit gegen jede strenge, vornehme, gewissenhafte Schulung im Dienste der Kunst; an ihre Stelle gerückt den Glauben an das Genie, auf deutsch: den frechen Dilettantismus (— die Formel dafür steht in den Meistersingern). Zudritt und zuschlimmst: die Theatrokratie, — den Aberwitz eines Glaubens an den Vorrang des Theaters, an ein Recht auf Herrschaft des Theaters über die Künste, über die Kunst... Aber man soll es den Wagnerianern hundertmal ins Gesicht sagen, was das Theater ist: immer nur ein Unterhalb der Kunst, immer nur etwas Zweites, etwas Vergrößertes, etwas für die Massen Zurechtgelogenes! Daran hat auch Wagner nichts verändert: Bayreuth ist große Oper — und nicht einmal gute Oper ... Das Theater ist eine Form der Demolatrie in Sachen des Geschmacks, das Theater ist ein Massenaufstand, ein Plebiszit, gegen den guten Geschmack ... Dies eben beweist der Fall Wagner: er gewann die Menge, — er verdarb den Geschmack, er verdarb selbst für die Oper unsren Geschmack!

* * *

Wagner als Apostel der Keuschheit.

— Ist das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Zerfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Hände-Spreizen,
Dies weihrauchdüftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,

Digitized by Google

Dies zuckerſüße Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Äugeln, Ave-Glockenbimmeln,
Dies ganze falſch verzückte Himmel-Überhimmeln? . . .

Iſt das noch deutſch?
Erwägt! Noch ſteht ihr an der Pforte . . .
Denn was ihr hört, iſt Rom, — Roms Glaube ohne Worte!

(Aus: Nietzſche contra Wagner. Aktenſtücke eines Pſychologen. Von Friedrich Nietzſche.)

* * *

Aus der alemanniſchen Salzkammer

Von Wilhelm Schuſſen

Den literariſchen Ertrag des alten Alemannenlandes zwiſchen Zürich und Straßburg, wo das Glückhafft Schiff einſtmals den warmen Hirſebrei ſo erfolgreich transportierte, zu unterſuchen, müßte einmal ein reizvolles Unternehmen ſein, das man ſchon mit einem ſchönen roten Baccalaureusmantel belohnen dürfte. Und die annähernde Löſung der Frage, wo das kernige Volk der Alemannen das Salz geleckt, das unverkennbar in ſeinem Blute ſchwimmt, woher es ſeine ausgeſprochene Neigung zum derben Humor, zur witzigen Übertreibung, zur Satire, zur Gasconade bezogen, könnte man ſchon mit einem der billigen Doktorhüte bezahlen, die die heutigen Jünglingsgarderoben ſo ſelbſtverſtändlich zieren. Jedenfalls ſind die Nachkommen dieſes Volkes heute noch bedeutende Witzbolde, Spottlinge, Aufſchneider und Maulhelden mit einem guten Schuß ins Saftige, Panurgiſche. Das Elegiſche, Weiche, beſchaulich Träumeriſche hingegen iſt ihnen von jeher etwas fremd geblieben. Das gilt für die Leute in Belfort ſo gut wie für die in Leutkirch und Augsburg. In dieſem Zuſammenhang erſcheinen auch die Köpfe der Straßburger Sebaſtian Brant, Thomas Murner, Johann Fiſchart, des Renchener Schultheißen J. H. Chriſtoffel von Grimmelshauſen, Sebaſtian Sailers, Peter Hebels, Jeremias Gotthelfs, des Dichters der Leute von Seldwyla, des Dichters der Abderiten, Scheffels, Ludwig Eichrodts, Hansjakobs plötzlich in einem ſchärferen Lichte. Selbſtverſtändlich läßt ſich nicht alles und jedes aus dieſer Stammesart ableiten, ſchon weil es keinen reinen Volksſtamm gibt, aber ein Literaturwerk der Alemannen, Franken, Bajovaren wäre mir zum mindeſten ebenſo lieb wie ein württembergiſches, badiſches oder bayeriſches. Dies ſage ich nicht bloß darum, weil Hermann Fiſcher in ſeiner württembergiſchen Literaturgeſchichte augenſcheinlich nicht viel von den neuen

Digitized by Google

Männern seines Landes hält. Man hat auch von dem mögigen J. G. Fischer seinerzeit nicht allzuviel gehalten. Nun überbleibt dem Sohne, der den Heutigen gegenüber wieder in dieselbe Sprödigkeit verfällt, die Pflicht, das Andenken des Vaters in das verdiente Licht zu rücken. Das sind so akademische Trägheitsgesetze, die man längst kennt und niemandem mehr verübelt.

Das alemannische Land zwischen der Donau und dem Bodensee, von dem hier allein die Rede sein soll, ist nicht sehr oft und nicht sehr erfolgreich zum Wort gekommen. Weitzmann, Michael Buck stehen nicht einmal in den deutschen Literaturgeschichten, wenigstens nicht in der siebenhundertseitigen, die vor mir liegt. Auch der geniale Sebastian Sailer steht nicht darin, und in meinem großen Meyer von 1895 steht sein Name ebenfalls nicht. Und doch muß man diesen Dieterskircher Pfarrherrn mit dem wundervollen Schädel und den Löwenlocken über den Ohrmuscheln mit den höchsten Maßen messen. Ihn einfach unter die oberschwäbischen Dialektdichter einzureihen, weil er in der Sprache der Bussenleute gedichtet hat, geht bei Gott nicht an. Man hat Gerhart Hauptmann zuliebe schlesisch, Fritz Reuter zuliebe Plattdeutsch und Ludwig Thoma zuliebe oberbayerisch gelernt, man müßte diesem prachtvollen Sailer zuliebe auch oberschwäbisch lernen können. In der Gegenwart scheint die alemannische Salzkammer wieder aufs neue angebohrt zu werden. Ich habe schon immer aufgehorcht, als ich die Gedichte des Dr. Owlglaß mit Märzwindschärfe über die Zeit hinsausen hörte, und ich hatte gleich von Anfang an das Gefühl, als ob hier die alte Heimat wieder einmal redete und das alemannische Blut sich wieder einmal regte.

Es geht diesem Dr. Owlglaß (sprich: aulglaß, lies: Eulenspiegel, denke: Hans Erich Blaich) wie den Huldrich Elloposkleros, Reznem, Ulrich von Mannsehr usw., die dem stammverwandten Johann Fischart zur Verstellung dienten: er braucht seine mancherlei Decknamen und gleichfalls nicht gerade die lesbarsten, und am Ende wird er sich noch Nidhöggr oder Wedrfölmir heißen.

Dieser Dr. Owlglaß hat von Haus aus alle die erwähnten stämmischen Blutseigenschaften: den Humor, das Salz, das kecke Zugreifen, auch wenn der Griff ins Häßliche geht, den Geschmack für das Knorrige, Saftige, Herbe, Barocke, Wunderliche. Das eine seiner beiden Gedichtbändchen führt nicht zufällig den Titel „Der saure Apfel".*) Den Titel für das andre holt er sich aus Versen von Goethes „Westöstlicher Diwan": Er betitelt das Buch danach barock: „Gottes Blasbalg".**) Aber er ist auch wieder ein Kind unsrer Zeit und trägt die Spuren der Umbildung seines Volkes der engern Heimat, in der weiten, monotonen Hochebene vor den Alpen ersichtlich an sich. Er treibt verwundet im Grau der Zeit, in der Insuffizienz und Tragik des Daseins nicht als ein empfindsamer weicher Elegiker, sondern als grimmter Fatalist, als eingeschworener höhnischer Skeptiker.

„Mich quält und ödet das gesamte Genus", entlädt der Dichter sich einmal.

*) Albert Langen München.
**) ebenda.

Digitized by Google

Eine tiefe Inſuffizienz, ein Sehnen aus ſich ſelbſt hinaus, der unterdrückte Schrei der Verzweiflung, von den Bleigewichten des Seins erlöſt zu ſein und zur Sonne aus den Tiefen zu klettern, bilden den heimlichen Untergrund ſeines Weſens. Man fühlt es deutlich, daß er unter der Maske des Spötters, des Satirikers mit dem Letzten und Schmerzlichſten ringt. Es iſt oft, als ob eine unerlöſte Urkraft in ihm nach Befreiung und Löſung ränge.

„Im Traum geſchah dir ſchwerſtes Leid — — —
Nun gehſt du wach durch Tag und Licht.
Der Traum ſank in Vergeſſenheit,
Aber dein Leid verſank dir nicht."

Aber dieſe Befreiung wird ihm nicht zu teil. Der Skeptiker verſperrt ihm immer wieder den Weg.

„Im Jenſeits, meinſt du, kriegſt du's ausbezahlt?
Das Schickſal iſt kein Oberſtaatsanwalt.
Ein Rieſenmammut iſt's und tappt dich tot
Und gibt den Würmern dich zum Veſperbrot."

oder:

„Nun ſprechen wir mit etwas trocknem Gaumen
Zum Thema: ſaure Trauben oder Pflaumen
Und fühlen uns im Innerſten verwelken:
Die Reſignation läßt ſich nicht melken."

Dr. Owglaß ſchreibt einen Stil von hervorragender, entzückender Geiſtigkeit und überlegener muſſierender Kühle. Er ſteht in dieſer Hinſicht ohne Nachbarn da. Seine Art iſt philoſophiſch, flüſſig, und Metaphyſiſches und Sehrphyſiſches verſteht er meiſterlich zu mengen. Er beſitzt die Göttergabe, das Bedenklichſte auf die unbedenklichſte Art zu ſagen, und er macht als echter Alemanne ungenierten und ausgiebigen Gebrauch davon. Wo das alte Salz des Stammes zur Geltung kommt, wirkt der Dichter am befreiendſten, obwohl man auch hier noch ſpürt, daß er es nicht leicht hat. Daß er uns, die wir es alle auch nicht leicht haben, trotzdem lachen macht, darin beruht ſein Künſtlertum. Denn der aus Schmerz und Dunkel geborene Humor bleibt immer noch der allein echte und berechtigte, und alle die vielen ſogenannten „Humoriſten", die von Heiterkeit und Götterglück triefen, ſind aus eben dieſem Grunde keine Humoriſten.

Schon von Anfang an tauchen unter den ſatiriſchen Gedichten des Dr. Owlglaß rein lyriſche auf, in denen das ſchöne, herbe, hohe Land ſeiner Heimat ergreifend redet, wo der Föhnſturm noch wie ein alter Heidengott über die dunkeln Wälder hintobt, wo die Glocken ſo weit in die Ebene hinaus hallen, wo das Korn in der Ferne verwogt, wo die Wildenten ihren Keil in die Nebel bohren, die Buſſarde kreiſen, die Birkenſtämme an den Rändern der Tannenwälder leuchten, ſchilfumrauſchte Seen den hohen Himmel widerſpiegeln, ſchnelle klare Alpenwäſſer über bunte Kieſel rollen und in der Ferne die Gletſcher erglühen. Ein Teil dieſer Gedichte ſteht in dem ſchönen Album „Von Licht-

Digitized by Google

meß bis Dreikönig"*), das der Dichter im Verein mit dem gemütstiefen, prächtigen Maler Rudolf Sieck vor kurzem hat erſcheinen laſſen. Dr. Owlglaß hat ſich auch als Überſetzer betätigt. Daß er wie Fiſchart in ſeiner „Affentheurlichen, Naupengeheurlichen Geſchichtklitterung" an den großen Satiriker, Renaiſſancemenſchen, Renegaten und Renommiſten François Rabelais geriet, iſt kein Zufall, und wenn es einer wäre, der Zufall des Glücks. Dieſer Rabelais war ein gigantiſcher Geſellſchaftsſpötter, der größte Wolf in der Mönchskutte, den es je gegeben. Daß er gleichwohl als wohlbeſtallter Pfarrer in Meudon geendet hat, iſt eine ſeiner beſten Satiren auf die damaligen Zeiten und vielleicht auch auf andere. Dr. Owlglaß hat in Verbindung mit E. Hegauer die Werke dieſes gelehrten Satirikers, Brünſtlings und Zynikers ins Deutſche übertragen. Es gibt eine gute, von Wilhelm Weigand neu herausgegebene Überſetzung durch den alten verdienten Gottlob Regis, eine von F. A. Gelbcke. Die von Dr. Owlglaß und E. Hegaur**) aber lieſt ſich ohne Kommentar und Fußnoten wie ein Original. Sprachkraft, Flüſſigkeit, dichteriſche Friſche und Treue ſind ihre bleibenden Vorzüge. Ein hohes Genießen muß es für unſern Dichter geweſen ſein, als er „Die Vögel des Ariſtophanes"***) ins Deutſche übertrug. Ariſtophanes hat für dieſes unſterbliche, kunſtreiche, hochfliegende, von untergründiger Trauer geadelte Spötterwerk ſeinerzeit den zweiten Preis erhalten. Den erſten gab man den Komaſten des Ameipſias, von denen kein Menſch mehr etwas weiß. Dieſe letzte Arbeit Dr. Owlglaß' bedeutet mehr als eine Überſetzung, ſie bedeutet bei aller philologiſchen Gewiſſenhaftigkeit eine poetiſche Wiedererweckung, zu welcher der Dichter als geborener Satiriker und gemütvoller Lyriker wie nicht leicht wieder einer geeignet war. Die Chorlieder namentlich atmen entzückenden poetiſchen Duft. Das Ganze trägt die Muſik ſchon in ſich und wartet nur auf den entſprechenden Vertoner. Dieſe uralte Komödie des Ariſtophanes wirkt immer neu und aktuell, heute mehr denn je.

Dr. Owlglaß wurde als Proteſtant in faſt ausſchließlich katholiſcher Gegend geboren. Er iſt der ſcharfe, witzige, unerbittliche Proteſtler geblieben, der Proteſtler gegen alles Aufgedunſene, Halbe, Schwache — — gegen alle philoſophiſchen und dichteriſchen Lügenſchlöſſer.

Freilich, man lacht wie Ariſtophanes in heimlichen Schmerzen über die fremden und eigenen blauen Träume, die das arme Herz eben doch nicht entbehren kann und die trotz allem eben immer noch das ſchönſte am Leben ſind. Dieſer letzte Schritt aus Grimm und Skepſis heraus bedeutet den Schritt zu einem verſöhnenden Idealismus, wo ſich von jeher alle Kunſt am wohlſten gefühlt hat.

„Sich aus ſich ſelbſt hinauszuſehnen,
wenn auf den Hügeln leiſ' der Schnee zerinnt
und an beſonnten Lehnen
die erſten Anemonen offen ſind ..."

*) Albert Langen.
**) Des François Rabelais Gargantua und Pantagruel bei Albert Langen.
***) Eugen Diederichs Jena.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Ein niederbayerisches Zentrumsblatt hatte angedeutet, daß der bayerische Landtag — dessen Kammern Ende September wieder zusammentreten — sich mit einer Vorlage, die Erhöhung der Zivilliste betreffend, werde zu beschäftigen haben. Über diese Sache ist nun in einem Teile der bayerischen Presse eine Diskussion entbrannt. Zunächst wurde in einer Zuschrift an das Münchener sozialdemokratische Organ (die Zuschrift wurde in einer redaktionellen Anmerkung als von bürgerlicher Seite herrührend gekennzeichnet) gegen eine solche Vorlage Stellung genommen. Das nämliche geschah in einer Notiz des Nürnberger sozialdemokratischen Blattes, während ein Hauptorgan der Zentrumspartei, die „Augsburger Postzeitung", eine sachliche Prüfung einer etwaigen Vorlage in Aussicht stellte und der Meinung Ausdruck gab, daß außer den Sozialdemokraten, keine Partei des Landtags anders handeln könne.

Diese Diskussion bewegt sich — so scheint es mir — auf falschem Boden. Von einer Regierungsvorlage, die eine Erhöhung der Zivilliste bezweckt, kann unter den derzeitigen Verhältnissen in Bayern nicht die Rede sein. Die Ausgaben für den geisteskranken König sind im Verhältnisse zum Betrag der Zivilliste höchst minimal. Eine Erhöhung der Zivilliste zu motivieren würde, ganz abgesehen von der staatsrechtlichen Seite der Frage, daher mehr als schwierig sein. So könnte es sich praktisch nur um eine Erhöhung des Ausgabepostens für die Regentschaft handeln, deren Begründung angesichts der Haltung der Mehrheitspartei bei der bayerischen Königsfrage wohl auch ihre großen Hindernisse haben dürfte. —

Die Ersatzwahl im Landtagswahlkreise Weißenburg i. B. ist, wie nach dem Selbstmorde des früheren Vertreters und den nach seinem Tode ans Tageslicht gekommenen Unredlichkeiten für die Liberalen zu erwarten war, ungünstig ausgefallen. Der Kandidat der mit dem Zentrum verbündeten protestantischen Konservativen, Volksschullehrer Walz, wurde mit einer Mehrheit von rund 700 Stimmen gewählt. Das Nürnberger sozialistische Blatt — die „Fränkische Tagespost" — schließt eine Betrachtung dieses Wahlausfalls mit nachstehenden bedeutsamen Bemerkungen: „Daß der Kandidat der Partei des Haagen einen schweren Stand hatte, ist sehr erklärlich. Immerhin ist die bedeutende Mehrheit für Walz überraschend und nicht allein aus dem Mißmut der Wähler über Haagens Unredlichkeiten zu erklären. Von größerem Einfluß auf das Wahlresultat dürfte der Abfall eines Teiles der Volksschullehrer vom Liberalismus sein. Das ist für die Liberalen die bedenklichste Erscheinung bei dieser Wahl. Ideale Gründe waren es nicht, die diese Herren veranlaßten, ins bündlerisch-konservative Lager abzuschwenken. Die Befürchtung aber ist nicht unbegründet, daß dieses böse Beispiel Nachahmung findet. Was aber soll aus dem bayerischen Liberalismus werden, wenn ihm Volksschullehrer und Beamten in größerer Zahl untreu werden?"

Diese Frage ist sehr berechtigt und leider wird der Abmarsch vieler zweifelhafter Elemente in die Gefilde des ultramontan-konservativen Brotkorbregiments beschleunigt, durch das merkliche Nachlassen einer systematischen und grundsätzlich-energischen öffentlichen Bekämpfung der herrschenden Regierung von den Liberalen. —

Herr von Hertling scheint sich be-

Digitized by Google

reits für den Wortführer der verbündeten Regierungen zu halten. Seine Bayerische Staatszeitung hat nämlich folgende Note in die Welt gesetzt: „Die Wehrvorlage in der Kommission. Nach einer Meldung des Berl. L.-A. hat der Reichskanzler die Parteiführer zu einer Besprechung eingeladen. Im kleinen Kreise hoffe er baldigst zu einer Verständigung zu gelangen. Die Regierung lege den größten Wert darauf, daß die Heeresmitsamt der Deckungsvorlage noch vor dem Sommer verabschiedet werde. Diese Absicht der Reichsleitung kann seitens der verbündeten Regierungen nur entschieden gebilligt werden. Es wäre höchst unerwünscht, wenn die verbündeten Regierungen in die Lage kämen, die Deckung der dauernden Kosten der Wehrvorlage von einer anderen Mehrheit annehmen zu müssen als von jener, die die Wehrvorlage genehmigt hat."

Die Meldung des B. L.-A hat sich als falsch herausgestellt; eine telephonische Anfrage beim Vertreter Bayerns in Berlin — solche Anfragen waren früher üblich — hätte dem bayerischen Minister des Äußeren die Bloßstellung erspart, eine in ihrer Überhebung wenig anmutende Exhortation auf eine falsche Grundlage zu stellen. Aber vielleicht kam es dem Unterhändler in Sachen des Jesuitengesetzes nicht auf die Grundlage und nur auf die Gelegenheit an, seine Dienstwilligkeit wieder leuchten zu lassen. Daß er sich dabei ohne jedes Mandat als Fürsprecher der übrigen Bundesregierungen aufspielte, mag in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Dresden eine nicht geringe Verwunderung erweckt haben.

Balthasar

Reichstagsporträts

VI

Philipp Scheidemann

„Vom Setzerstand zum Präsidentensessel" — einen solchen Kolportagetitel hätte die Broadway-Romantik dem Aufstieg des Sozialisten Scheidemann gegeben, wenn diese energische politische Laufbahn, statt von Kassel nach Berlin, aus irgendeinem Nest der Rocky Mountains in die Bundeshauptstadt Washington geführt hätte. Der gelbe Mann, der im vorigen Jahre, zum Entsetzen aller Spießbürger, ein paar Wochen lang Vizepräsident des deutschen Reichstages war (und der dieses Amt ausgezeichnet verwaltete), hat sich bis zu seinem dreißigsten Jahre als Setzer, Korrektor und Faktor in Zeitungsdruckereien geplagt. Typographen gehören seit jeher zur Elite der Arbeiterschaft, und sicher war der Metteur Scheidemann unter seinen Kollegen einer der geweckteſten. Er wagte den Sprung vom Schriftsetzer zum Schriftsteller, ward Journalist und übernahm 1895 die Redaktion eines Gießener Wochenblatts, das er fünf Jahre lang leitete. Dann ging es, innerhalb der sozialdemokratischen Parteikarriere, rasch weiter. Nürnberg, Offenbach und Kassel hießen die nächsten Stationen. Die Arbeiterblätter dieser drei Städte bekamen Scheidemann zum Chefredakteur und standen sich gut dabei. In Kassel, seiner Geburtsstadt, wurde er auch Stadtverordneter.

Das Jahr 1903 brachte den entscheidenden Ruck: Scheidemann kam in den Reichstag. Der erste Eindruck seines Auftretens: ein Radikaler, der mit unbedenklichem Elan ins hellste Licht will. Wahrscheinlich haben ihm, während seiner ersten Parlamentsjahre, die revisionistischen Fraktionsgenossen

Digitized by Google

mißtraut. Dieser Mann trug, unter einem hohen, kahlen Schädel, ein Augenpaar im Kopf, das kühl und scharf beobachtete, und das den, der seinen Blick kreuzte, zu stechen schien. Die Farbe des spitz zulaufenden Bartes spielte ins Gelbliche. Scheidemanns Gesichtsschnitt ähnelt dem Typus jener länglichen Köpfe, die man von Porträts aus der Shakespeare-Zeit kennt. Auf der Rednertribüne entwickelte der Abgeordnete für Solingen in eiligen, gut geformten und sauber polierten Sätzen einen Radikalismus, der oft bis zum Fanatismus ging. Aber diese extremen Anschauungen waren (und das machte den Redner interessant) sehr dokumentiert, sehr persönlich gefärbt, sehr erwogen, sehr abgewogen. Scheidemann hatte gearbeitet, er hatte nachgedacht, und er verabreichte das Ergebnis seiner Studien: seinen Haß, in berechneten Portionen —: er dosierte ihn sorglich. Besonders bei Debatten über Fleischnot und Lebensmittelteuerung schickte seine Partei ihn ins Feuer, und immer verstand er es dann, statistische Zahlenreihen aufreizend zu gruppieren, den Agrariern unverbrauchte, von einer ganz individuellen Feindseligkeit geprägte Worte entgegenzuschleudern und dabei kalt zu bleiben, bewußt und scharfsinnig. Schon hier erkannte man jene seltsame Mischung von Montagnard und Opportunisten, die dem Politiker Scheidemann eigen ist, und die auch späterhin, in verantwortungsvollen Situationen, sein Auftreten gekennzeichnet hat. Und die Revisionisten mußten einsehen, daß dieser Genosse kein Dutzend-Marxist, kein Revolutionsphraseur war, sondern ein komplizierterer und projektenreicherer Kopf. Den „gerissenen" Scheidemann nannte ihn auf einem Parteitage ein Gegner. Der ehemalige Setzerlehrling von Kassel hat den deutschen Machthabern vielleicht das Schärfste gesagt, was der Reichstagssaal in den letzten Jahren gehört hat. Aber niemals hatten seine Zuhörer die Empfindung, daß ihm eine einzige Silbe unbeabsichtigt entschlüpfen könne. Er weiß, was er will. Er kann Jakobiner sein und Zweckmäßigkeitsmann. Er hat in seinen Reden das Hämische zur Virtuosität erhoben, er hat alle Instinkte des Enterbten auf die Tribüne getragen, er hat, was bisher als parlamentarische Schande galt: „zum Fenster hinaus reden", brüsk als sein agitatorisches Recht beansprucht, er hat konventionelle Spieße umgedreht und der Rechten wild, gierig, ruppig Fehde angesagt ... Und bei alledem hat er das Vertrauen in seine unbedingte Geistesgegenwart so fest zu stabilieren und jenes anfängliche revisionistische Mißtrauen so gründlich zu verscheuchen gewußt, daß, im Herbst 1911, der Sozialistentag zu Jena den Genossen Philipp Scheidemann widerspruchslos zum Vorstandsmitglied der sozialdemokratischen Partei Deutschlands wählte und ihm damit den unmittelbarsten Einfluß auf die Geschicke der deutschen Arbeiterbewegung ermöglichte ...

Nun gings rasch. Nach den Wahlen vom Januar 1912 präsentierte die Partei der Hundertundzehn den Abgeordneten Scheidemann zum Vizepräsidenten des Reichstags. Er wurde gewählt, sah auf dem Präsidentenstuhl, in schwarzem Anzug und schwarzer Krawatte, brillant aus, benahm sich da oben geschickt und witzig und stieg, als den Nationalliberalen vor diesem Abenteuer angst und bange geworden war, mit spöttischem Lächeln von der sella curulis wieder hinab in die Reihen der Freunde ... Ein paar Monate später, auf dem Chemnitzer Parteitag im September 1912, hat er eine weit schwierigere Aufgabe: die Rechtfertigung des Parteivorstandes wegen jener merkwürdigen „Dämpfung"

Digitized by Google

der Stichwahlbewegung in 16 Reichstagswahlkreisen, mit glänzender rhetorischer und psychologischer Routine gelöst. Da war er ganz politischer business man, Diplomat und Ultra-Revisionist. Und die große Mehrheit der Delegierten jubelte diesem merkwürdig tüchtigen neuen Parteisekretär zu, der mit spielender Sicherheit aus einem angeklagten Parteivorstand einen triumphierenden Parteivorstand machen konnte ... Als dann die internationale Krise kam, ging Scheidemann, mit anderen, nach Paris und erklärte, auf einem gewaltigen Meeting, dem französischen Proletariat die brüderlichen Sympathien der deutschen Sozialisten. Die pathetische Stunde hätte ihn hinreißen können. Aber er hatte seine Rede vorher genau fixiert und den Berichterstattern den Text übergeben, und er wich mit keinem Worte von dem ab, was zu sagen er sich vorgenommen hatte ... Deshalb war es ihm dann leicht, eine tendenziöse Fälschung des wichtigsten Satzes sofort mit unwiderleglicher Bestimmtheit zu dementieren. In der Tat, er hatte den französischen Arbeitern nicht gesagt: „Nous ne tirerons pas sur vous", sondern klüger und bedachtsamer: „Nous ne voulons pas tirer sur vous" ...

Das waren Scheidemanns Probestücke. Jetzt ist er reif für die gefährlichsten Komplikationen: er wird sich bewähren. Es ist Bebels Schule, der diese Vollendung zu danken ist. Wie August Bebel, so vermag Philipp Scheidemann glühend heiß und eisig kalt zu sein — je nach der Forderung der Minute. Er hat den lodernden Grimm, und er hat die „blague froide". Und diese Gaben des ehrgeizigen, geschmeidigen, kecken, nervenstarken Mannes, der heute 47 Jahre alt ist, und der nun in der sozialistischen „Regierung" seinen festen Platz hat, werden sich an mancher kritischen Gabelung des deutschen Proletarierweges intensiv geltend machen.

Carsten F. Jesper

Ultramontane Sittlichkeit

Über die Verfehlungen eines Andern verdammende Worte finden und die Augen heuchlerisch verdrehen, heißt ultramontan sein und darum sei hier ohne Aufwand von Entrüstung erwähnt, daß ein katholischer Pfarrer in Teschen sich an Schulmädchen vergriff und deswegen zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt wurde.

Der Fall ist nicht weiter Aufsehen erregend. Derartiges kommt oft vor und wird hier und da ruchbar.

Aber die Frechheit mit der ein klerikales Blatt, die „Ostschlesische Post", die Verfehlung zu entschuldigen sucht, ist als Zeichen der Zeit bemerkenswert. Es findet nicht ein Wort der Verurteilung, sondern versucht, in unglaublich schmutziger Art die Berührungen mit allen Details schildernd, den Kerl als Märtyrer hinzustellen.

Jede Zeile der Schilderung ist so abstoßend und hundsgemein, daß in minder ultramontanen Zeiten der Staatsanwalt eingreifen würde.

Und das ist von einem katholischen Priester geschrieben, wie der ganze in ekelhaften Ausrufen sich bewegende Stil verrät!

Seit vielen Jahren wird in Deutschland gegen jede schöne Freiheit von den Klerikalen Haberfeld getrieben; ein verlogenes Zelotentum macht sich in allen Volksvertretungen breit, bedroht die Schule, die Akademie, die Kunstsammlungen, verfolgt Buchhandel und Presse mit Denunziationen, und

Digitized by Google

hier beschreibt ein Pfaffe, wie der andere Pfaffe kleine Mädchen „nur" am Oberschenkel, und ein bißchen „am Rücken und am Bauch" betastet hat. Beschreibt es mit jener triefenden Heuchelei, die man im klerikalen Seminar lernt. Den Artikel muß man sich aufheben. Er bildet neben der bekannten Schamberger Rede des Rothenburger Bischofs ein wertvolles Dokument für die Entwicklung der sittlichen Anschauungen. Die klerikale Erziehung kann weiter blühen und gedeihen.

Es wird in kurzer Zeit nicht mehr viele Eltern geben, welche gegen die harmlosen Betastungen kleiner Mädchen gerichtlichen Schutz anrufen. Und das sind die Jünger dessen, der die Bergpredigt gehalten hat!

Ludwig Thoma

Der Fall Moy

Der Oberstzeremonienmeister, Exzellenz Graf Max von Moy, ist Aufsichtsrat der Bayerischen Handelsbank geworden, was ihm ungefähr 15 000 Mark pro Jahr eintragen wird.

Der Direktor der Bayerischen Handelsbank, Wilhelm Freiherr von Pechmann, ist königlicher Kämmerer geworden, was ihm weiter nichts als zwei goldene Schlüssel auf den Dornfortsatz bringt, ein Schmuck, der aber eine Auszeichnung vorstellen soll.

Beide Tatsachen hängen zeitlich so zusammen, daß man sie auch sonstwie in ursächlichen Zusammenhang zu bringen geneigt ist, schon darum, weil Herr von Pechmann von dem Grafen Moy zu der neuen Würde vorgeschlagen worden ist, und weiterhin, weil ganz gewiß niemand Aufsichtsrat der Handelsbank wird, wenn er nicht das geneigte Wohlwollen des Herrn Direktors genießt. Das Vorkommnis ist so und so nicht von welterschütternder Bedeutung, aber als symptomatischer Vorgang ruft es doch Glossen hervor, die man sich in der Residenz lächelnd in die Ohren raunt, im übrigen München aber mit Derbheit vorbringt.

Jedenfalls, es ist peinlich. Unter dem alten Herrn sind kleine Jagdgeschichten und Gefälligkeiten passiert, die weiter keinen Schaden getan haben. Aber dies da ist etwas anderes. Herr von Pechmann erfreut sich in Bayern einer allgemeinen Unbeliebtheit, da er im politischen Leben mit viel Lärm auftritt, dem Zentrum versteckte Dienste leistet und seinen flammenden Patriotismus gegen die demokratische Art des Volkes herauskehrt.

Er bewegt sich in stark verbrauchten Phrasen und serviert seine Entrüstung Leuten, die sie nicht mögen.

Wenn man so aggressiv ist, wie der Direktor der Handelsbank, muß man behutsam sein und nicht bloß den Schein, sondern auch gewisse Tatsachen vermeiden.

So muß es Herr von Pechmann eben leiden, daß die von ihm mit sittlicher Stärke befehdete sozialdemokratische Presse seine Kammerherrnschlüssel mit seinen Tresorschlüsseln vergleicht und fatale Ähnlichkeiten zwischen beiden findet.

Das würde er vermutlich noch hoheitsvoll perhorreszieren, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die dem Regenten Nahestehenden den Schmuck des neuen Kammerherrn kritisch betrachten. Und das könnte unangenehm werden.

L.

Digitized by Google

Ablenkung

Das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause ist ungemein praktisch.

Die meisten Abgeordneten wählen sich einfach selber.

Es gibt nicht viele Wahlkreise, wo man sie daran hindern könnte.

In den paar Wahlkreisen aber, wo noch andere mitzureden haben, bedürfte es einer schier übermenschlichen Anstrengung dieser andern, und sie müßten schon alle miteinander die Wählerbeine gleichhalten, um den einen darüber stolpern zu lassen. Das ist natürlich sehr schwierig, aber noch viel mehr langweilig.

Von den 70 Prozent Wählern, die sich nicht die Mühe ihrer Überzeugung geben und zu Hause bleiben, schrecken vielleicht 30 Prozent vor der Öffentlichkeit der Wahl zurück. Den andern ist die Sache einfach zu langweilig. Vielen will es überhaupt nicht in den Kopf, *wie* gewählt wird; sie begreifen, wenn man ihnen mit Hilfe der Finger vormacht: „Abteilung I, Abteilung II, Abteilung III." Am andern Tag haben sie's verschlafen.

Die meisten schnappen bereits bei der Erklärung der „Friſtwahl" ab.

In einem Land, das ein Reichstagswahlrecht wie das unsere hat, wird sich immer nur eine geduldige oder heimtückische Minderheit für die chinesische Schachtel des preußischen Wahlrechts interessieren lassen. Ihr könnt euch auf den Kopf stellen und mit den Füßen zum Volke reden: Nie wird dieser Wohlmodus eine Mehrheit hervorbringen — die Mehrheit, von der schwärmerische „Evolutionäre" erwarten, daß sie eine Reform des Wahlrechts „erzwinge". Eine Mehrheit des Abgeordnetenhauses, das die Einführung des Reichstagswahlrechts „erzwänge", ist gar nicht denkbar. Selbst wenn sie vor den Wahlen, in Form von Wahlversprechen, bestanden hätte, so wäre sie bereits vor Zusammentritt des hohen Hauses nicht mehr vorhanden.

Nur wer das Abgeordnetenhaus kennt, weiß, was die reformfreudigeren der Volksmänner, bis in die Reihen der Fortschrittler hinein, an diesbezüglichen Hintergedanken leiden!

Immerhin haben sie die Beruhigung, daß das bestehende Wahlrecht sie jeder Gefahr enthebt, eine „einschneidende" Wahlreform zu „erzwingen".

Mit dem berühmten Stimmzettel — den es überdies bei den preußischen Wahlen gar nicht gibt — ist da nichts zu machen. Der Kampf um ein andres Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus kann und wird nicht in den drei „Abteilungen" ausgefochten werden. Dieses Wahlrecht wird nicht reformiert. Entweder es bricht, unter dem nötigen Druck, zusammen, oder es bleibt im wesentlichen, wie es ist.

Wahlen, wie die, die jetzt stattgefunden haben, scheinen mir eine müßige Ablenkung.

Franz Xaver Schmitt

Hauptmann „als Denker"

Gerhart Hauptmann hat entweder kein Geld oder keine guten Freunde. Denn sonst kann man schlechterdings nicht verstehen, daß ihn gelegentlich der Teufel reitet, nicht nur „Gedanken" zu haben, sondern sie auch zu publizieren. Niemand scheint ihn davor zu warnen, niemand macht ihn auf die Blößen aufmerksam, die er mit nachdenklichem Sinn herumzeigt. Man schwankt zwischen Ärger und Rührung bei diesem Schaustück des eigenen Mißverstehens. Vor zwei Jahren „dachte" er einen Schock Fettzudruckendes für eine Feiertagsnummer des „Berliner Tageblatts",

Digitized by Google

das einem das ganze Osterfest verderben konnte, weil man sich für den „ersten deutschen Dramatiker", aber eigentlich für den Verfasser des „Emanuel Quint" schämte. Jetzt läßt er wieder durch irgendeine Korrespondenz, für die das gewiß eine kostbare Attraktion ist, seine gemünzte Weisheit verbreiten, und weil man sich natürlich schmeichelt, einen solchen illustren Namen als Mitarbeiter zu besitzen, drucken die Zeitungen das nach. Weil Aphorismen ein beliebter Artikel sind und Hauptmann die Meinung des Publikums zu teilen scheint, das Wesen des Aphorismus liege in der beschränkten Wortzahl. Und was lesen wir da? „Wir wissen von keiner höheren Vollkommenheit als die menschliche ist." Punkt. „Menschen tragen Balken, Balken tragen Menschen. Der Dichter das Werk, das Werk den Dichter." Punkt. „Kleiner Gegenstand, große Treue." „Wieviel Kluges ist gesagt, wieviel Törichtes benutzt worden." „Es gibt heute eine philosophische Wasserpest." „Mein Freund, Pfaffen stecken in vielen Vermummungen, und wir sind stets in Gefahr, entweder von solchen der Religion, der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst vergewaltigt zu werden" (überdies ein Satz ohne Grammatik). Oder der Dichter wird pathetisch: „Wir ringen alle um das Westöstliche." Oder er nimmt einen Anlauf, um „bittere" Wahrheiten zu prägen und produziert Inkommensurables, wie: „Der schöne Klang der Stradivarius-Geige ist bedingt vom Lack. Der christliche Lack hat nur selten die gleiche Wirkung." Verzeihung — wir hören schon auf. Der Leser hat recht: Jeder Satz ist eine Peinlichkeit, und wenn man nicht den braven Bürgeranstand besäße gegen einen Mann, der immerhin Größe besitzt, würde man jetzt saugrob werden gegen die Anmaßung eines unbekannten Denkdilettanten, der die Armseligkeit seiner Einfälle und die Unfähigkeit, ihnen irgend eine Form, Anschaulichkeit, Plastik zu geben, uns aufdrängen will. Da wir aber den Namen „Gerhart Hauptmann" über diesem Gewäsch lesen, werden wir ein wenig für ihn, für die deutsche Dichtung und das deutsche Publikum traurig, und bitten im allgemeinen Interesse die Herren Feuilletonredakteure, G. Hauptmann seine Aphorismen künftig zurückzuschicken. Sie leisten ihm selber damit den größten Dienst, wenn er auch unmutig das verwunderte Dichterhaupt schütteln mag.

Theodor Heuß

Arnold Schönberg und sein Publikum

Publikus will immer noch den Künstler mit Zuckerbrot und Peitsche gängeln. Arnold Schönberg hat bald nach dem grandiosen Triumph seiner „Gurrelieder" in Wien dort einen Konzertskandal erlebt, der alles übertraf, was diesem meistverhöhnten Künstler unserer Zeit bisher begegnet ist. Er hat als Gast eines akademischen Vereins eigene Werke und Werke seiner Schüler vor einem Publikum aufführen müssen, das ihn zuerst mit Unruhe, dann mit Lachen, Johlen, Pfeifen, Schreien im Vortrag unterbrach und ihn nötigte, das Konzert vorzeitig zu beendigen. In dem abschließenden Handgemenge (— das der Komponist des bekannten Wiener Liedes „Geh' Schurl kauf' mir an Automobil" mit dem Zuruf „Lausbub" entfesselt hatte —) erklomm der Polizeikommissär als „Regierungsvertreter" das der Kunst „geweihte" Podium und sprach die komischen, geflügelt gewordenen Worte, die aber genau ins Schwarze trafen: „Meine Hörschaftn, dös g'hört sich ja net!" Endlich hat die Wiener Polizeikorrespondenz einen offiziellen Polizeibericht

Digitized by Google

der Vorfälle ausgegeben und verewigte so den ersten Abstieg einer Kunstangelegenheit zum Niveau der behördlich rubrizierten Raufhändel und Exzesse. Der ganze Vorgang hat genug symptomatische Bedeutung — symptomatisch für die alte, gegensätzliche Abhängigkeit, für die Feindschaft zwischen Publikum und Künstler — um einmal prinzipiell erörtert werden zu müssen.

Merkwürdigerweise hat die Wiener Meinung selbst diesmal noch nicht den einzig möglichen Standpunkt gefunden: den Künstler und die Kunst gegen das Publikum zu schützen. (Daß Schönberg ein Künstler ist und nur aus reinen Kunstintentionen schafft, darüber sind nun wohl auch in allen kritischen Instanzen die Akten schon geschlossen. Die Künstler haben sich immer für ihn ausgesprochen: Richard Strauß, Busoni, Bruno Walter usw. haben ihm soeben den Gustav-Mahler-Preis zuerkannt. Und da er für die Aufführungswürdigkeit der Werke seiner Schüler selbst eintrat, hatte man auch in diesem Fall seine Autorität zu respektieren.) In Wien hat man aber die Frage so formuliert, ob das Publikum das Recht habe, mißfällige Kunstwerke auszulachen, und die Beendigung ihrer Aufführung zu verhindern. Das ist aber keine Frage: das Publikum ist dazu nicht berechtigt! Schönberg selbst hat (im Gespräch mit mir) die logisch präziseste Verneinung dieser Frage gefunden.

„Die Gemeinschaft eines Publikums aus Kaufleuten, Ärzten, Studierenden, Frauen, Laien, Dilettanten oder Kunsthandwerkern versammelt sich und zahlt nur zum Zwecke eines Kunstgenusses, zum Zwecke der Auslösung ästhetisch angenehmer Empfindungen, soweit der einzelne darunter ihrer fähig ist. Es kann dem Publikum aber unmöglich gestattet werden, das Amt eines (lauten) Kunstrichters zu übernehmen und die Größe seines Genusses oder seiner Enttäuschung in einer den Künstler störenden oder unterbrechenden Weise hörbar werden zu lassen. Nicht nur das Publikum erwirbt durch den Kaufvertrag das (passive) Recht auf den ungestörten Vortrag aller angekündigten Darbietungen, das gleiche (aktive) Recht hat auch der Künstler. Verweigert der Künstler die Aufführung eines angekündigten Werkes, so wird ein Rechtsgut des Publikums verletzt; verhindert das Publikum die Aufführung oder Beendigung eines angekündigten Vortrages, so wird ein Rechtsgut des Künstlers verletzt. Beide Rechtsgüter sind in gleicher Weise von den hierzu beauftragten Stellen zu schützen. Alles andere sind veraltete und indiskutable Anschauungen, die aus kunstbarbarischen Ländern überkommen sind. Nur noch in Italien (wo die größte Extensität des Kunstempfindens mit der ärgsten ästhetischen Verwilderung und Ungezogenheit gepaart ist) und in Argentinien glaubt man noch an ein Recht, gefällige Melodien mitsingen und ihre Wiederholung erzwingen zu dürfen; glaubt man an ein Recht, den mißliebigen Künstler mit faulen Eiern zu bewerfen. Überall sonst, wo man einen Begriff vom Wesen der Kunst hat, sollte derartiges außer Diskussion stehen. Es kann dem Publikum nicht erlaubt sein, Aufbau und Ausführung eines Kunstwerkes nach Gefallen oder Mißfallen zu verändern. Das Publikum hält auch ohnedies noch den Künstler in schärfster Abhängigkeit von seinem Geschmack: es kann ihn hungern lassen! Es wäre aber ungeheuerlich, wenn es ihn beim Hungern (und Kunstschaffen) noch stören dürfte! Der Einwand, daß das Publikum durch die Exzentrizität mancher Kunstwerke um seine Beherrschung gebracht werden kann, ist hin-

Digitized by Google

fällig. Jeder einzelne im Publikum kennt weniger ernste Situationen, wo er seine Beherrschung bewahren muß und kann. Jeder Kommis weiß, daß er sich vor seinem Chef das Lachen und Rülpsen zu verbeißen hat. Darf man das Publikum in der Anschauung bestärken, es könne sich vor der Kunst mehr gehen lassen als vor einem Prinzipal?!"

Schönberg wird alle Konsequenzen seiner Anschauungen ziehen. Die Eintrittskarten seiner nächsten (Wiener) Konzerte werden den Vermerk erhalten: „Der Inhaber der Karte verpflichtet sich, während der ganzen Dauer aller Vorträge sich jeglicher ruhestörenden Äußerungen zu enthalten." Er wird auch von den Konzertveranstaltern ausreichende Garantien verlangen, daß (applaudierende oder zischende) Ruhestörer auch wirklich entfernt werden können.

Der Radikalist Schönberg ist sonst alles weniger als ein Anbeter der öffentlichen Ordnung und der öffentlichen Gewalt. Er ist sonst auch nicht ganz humorlos in der Form seiner Abwehr. Seine Entschlüsse verraten aber die erbitterte und feindselige Stimmung des Künstlers, der sich unpassende Vertraulichkeiten und Intimitäten des Publikums mit seiner Kunst verbitten muß. Eine Stimmung, von der alle Künstler gegen ihr Publikum beherrscht sind, die aber meistens verheuchelt wird. Der Künstler will ein Publikum, das entweder ein naives und primitives Gefühlsverhältnis, oder ein respektvoll distanziertes Verständnis für seine Kunst hat. Was heute aber bei allen Kunstangelegenheiten der Nation als „Publikum" repräsentiert, ist ein gesellschaftliches Segment, das gerade zwischen diesen beiden erwünschten Instanzen steht: der kulturelle und geistige Mittelstand, der sich Kunst und Künstlern gleichstellen, sie (grobmateriell) besitzen will. Daraus müssen Zusammenstöße, muß sich Feindschaft ergeben. Damit mag man sich praktisch abfinden oder nicht, aber man darf nicht die Kausalität dieser Zusammenhänge verkennen. Vollends die Kritik dürfte nichts anderes, als unbedingt für die Rechtsgüter der Künstler eintreten, da das Publikum durch Abstimmung und Enthaltung deutlich genug seine Meinung und seine Ansprüche vertreten kann. Es ist deshalb als klare Kunstfeindlichkeit zurückzuweisen, wenn man jetzt in Wien in vollkommener Verkennung einer prinzipiellen Angelegenheit mit dem inhaltlosen Schlagwort von der „terrorisierenden Arroganz der neuen Künstler" auf der falschen Seite Stellung nimmt.

Gustaf Kauder

Von den eigentlichen Giftmischern

Vor einigen Wochen hat Ludwig Thoma in diesen Heften die gelbe oder nationale Presse wegen der verbrecherischen Torheit ihrer Kriegshetzereien gestäupt. Es geschah ihr recht. Die gelbe Presse — hüben und drüben — hat in der Tat erreicht, daß alle Fäden zwischen den Nationen zerrissen sind, jedes Wort, jede Gebärde mißverstanden wird. Nur die verantwortungslose Hetzarbeit einer Presse, in der kleinliche Leute niedrigsten Instinkten schmeicheln und verbrecherischen Begierden dienen, und zwar an 365 Tagen im Jahr und ein Jahr wie das andere — nur diese langsam zwar, aber ganz sicher wirkende Hetzarbeit hat die Disposition für Nancy und Lunéville und ihr deutsches Echo geschaffen.

In langen Jahren politischer und publizistischer Tätigkeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß sehr viele im

Digitized by Google

Zeitungswesen arbeitenden Menschen in direkter Abhängigkeit von einer Behörde oder einer Organisation oder einem privaten Kapitalisten schmachten. Bei den gelben Blättern und bei allen der Regierung dienstbaren findet man überhaupt keinen einzigen unabhängigen Menschen. „Anständige Leute schreiben nicht für mich" — sagte Bismarck, als er noch Minister war. Manche der unseligen Federfuchser knirschen noch hin und wieder in der Kandare und stöhnen im unbelauschten Gespräch einmal von tiefstem Herzen auf, sich und ihr elendes Gewerbe verfluchend; die meisten sind ganz stumpf und bedenkenlos geworden; der Rest endlich steigert zynisch die ihm angesonnenen Schuftigkeiten noch aus eigenem.

In größeren „nationalen" Betrieben herrscht ein Drill, gegen den der des preußischen Kasernenhofes ein Kinderspiel ist. Die Vertreter und Leiter der Interessentengruppen, die solche Blätter aushalten, lesen jede Nummer von der ersten Text- bis zur letzten Inseratenzeile mit peinlicher Sorgfalt durch und prüfen mit mikroskopischer Genauigkeit, ob auch nicht ein einziger Satz, ja nicht einmal der Ton oder Unterton eines Satzes den Vorschriften und dem gewollten Zwecke widersprechen. Man muß sich einmal von einem echten und rechten „Schornalisten" dieser Art erzählen lassen, wie sie beim Chefredakteur, dem Verleger, beim Auswärtigen Amte, beim Kriegsministerium und bei der Marine, oder beim industriellen Verbande, bei den Wortführern der Grundstücksspekulanten anzutreten und ihre „Überzeugung" fix und fertig in Empfang zu nehmen haben. Das ist grausig. Das spottet jeder Beschreibung. Und wenn es jemand beschriebe, würden es die durchschnittlichen Leser nicht glauben, sondern für eine alberne Übertreibung halten. Den Schmutzschorf der kapitalistischen Presse läßt man sich bestenfalls ein klein wenig durch einen Daudet — an der ungefährlichsten Stelle — zeigen, aber das ganze graue Geschwür anzusehen und auszuschneiden, fehlt der physische und moralische Mut. Weil es in Deutschland notorisch ein paar wirklich unabhängige Zeitungen gibt, die von sauberen Menschen gemacht werden, glaubt der Nationalstolz, die eigentliche Preßkorruption beginne erst jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle oder gar jenseits des großen Wassers. Dieser naive „gute Glaube" ist das Allerschlimmste. In Amerika, in Frankreich, in England und in Italien ist die schmählichste Zeitungslüge in gewöhnlichen Zeitläuften noch immer nicht so gefährlich, wie die bloße Zweideutigkeit einer politischen Notiz in Deutschland. Denn in jenen Ländern geht auch der Durchschnittsleser von der Voraussetzung der Käuflichkeit des Holzpapiers aus. Bei uns in Deutschland will er erst die — unmögliche — gerichtliche Überführung des Brunnenvergifters abwarten, ehe er an dem Gedruckten auch nur zu zweifeln beginnt. Gerade deshalb ist die Preßkorruption nirgends so gefährlich, nirgends ein so verführerisch leichtes und deshalb auch seit den Tagen der Leckert-Lützow geradezu überlaufenes Gewerbe wie in Deutschland.

Aber man soll, wenn man diese Dinge betrachtet, die eigentlichen Giftmischer nicht vergessen. In diesen Tagen ist man ihnen bei den Enthüllungen über die Rüstungsskandale auf die Spur gekommen.

A.

Geschäft und dramatische Kunst

Seitdem in Frankreich alle Welt Artikel und Romane schreibt, kann man nur noch im Theater Geld verdienen.

Digitized by Google

Zu dem Ende muß man nicht gerade Neues schaffen und es der Menge durch die Macht des Genies oder des Talentes aufzwingen, sondern einfacher, oder schwerer, auf ihren Geschmack Rücksicht nehmen und ihr zu schmeicheln verstehen, indem man ihr das auftischt, was sie zu lieben glaubt. Auch dem Ausdruck „Lieferant" muß man nicht von seiner industriellen und komerziellen Bedeutung nehmen, um ihn sehr passend auf die meisten Schriftsteller anzuwenden, die das heutige Theater versorgen.

Es ist erst einige Monate her, da hielt man noch bei den sögenannten „Sittenstücken", die nur einen kleinen, sehr kleinen Teil der Pariser Gesellschaft auf die Bühne brachten, aber gerade jenen Teil, der da glaubt, ganz Frankreich zu sein und den Generalproben beiwohnend den Erfolg „macht" — oder auch nicht macht! In diesen Stücken (oder vielmehr in diesem Stück, denn wie auch der Titel lautet, es ist immer dasselbe) werden alle Männer betrogen, bezahlen alle Frauen ihre Liebhaber oder lassen sich von ihnen bezahlen und alle jungen Leute lassen sich von ihren Maitressen aushalten ... Man spricht darin nur von zwei Dingen: vom Bett, vom Geld. Manchmal spricht man auch von der Ehre, um zu konstatieren, daß man keine hat, oder daß sie zwecklos ist. Dieses Theater ist vielleicht „sehr pariserisch", aber es verleumdet sicherlich Frankreich und die Franzosen.

Man hat es satt bekommen, wie man schlechte Sachen und sogar gute satt bekommt! .... Die Lieferanten haben begriffen, daß der Gaumen ihrer Kunden nach den scharfen Gewürzen der „Sittenstücke" andere Dinge verlangt und sie haben sich entschlossen ihnen nationalistischen Kuchen aufzutischen!

Und so sah man Schlag auf Schlag Stücke entstehen, die beinahe gleichzeizig aufgeführt wurden, welche die Titel führen: Die Fackel, Das Herz der Französin, Elsaß und — last, but not the least — Dienen von Henri Lavedan (Mitglied der französischen Akademie). Es verlohnt sich nicht, hier ausführlich über die Einzelheiten dieser Stücke zu sprechen, aber man muß sagen, wenn zwei von ihnen auf dem Thema aufgebaut sind, daß die Liebe zwischen einem Elsässer und einer Deutschen oder zwischen einer Elsässerin und einem Deutschen eine Verirrung und ein unmöglicher Ausgleich von Widersprüchen ist — alle vier darin charakteristisch sind, daß sie die Deutschen, alle Deutschen ohne Unterschied als rohe, tölpelhafte, lächerliche und bildungsunfähige Wesen darstellen.

Die Verirrung, die uns in Frankreich nur betrogene Ehemänner und käufliche Frauen zeigte, hat ihren Gegenstand geändert; sie zeigt uns nun Deutsche, die alle lächerlich und Franzosen, die alle bewundernswert sind!

„Verirrung" haben wir gesagt. Es ist ein Wort, das nicht paßt. Denn was eine Verirrung charakterisiert, ist ihr natürliches, halb unfreiwilliges Entstehen. Und es ist ersichtlich, daß die Verfasser dieser Stücke einer Mode folgen, deren hervorstechendste Eigenschaft Einträglichkeit ist.

Lavedan (Mitglied der französischen Akademie) ist der ausgesprochenste Typus des literarischen Kaufmannes. Früher offen Pornograph, ließ er im Theater Variétés den alten Sünder aufführen — es war ein großer Er-

Digitized by Google

folg, ist aber eine Zote — und zu gleicher Zeit in der Comédie Française Katherine, ein Rührstück mit kindlicher und kindischer Moral. Sein Stück Dienen (das Théatre Français war vernünftig genug, es zurückzuweisen) ist geschrieben, um zu schmeicheln, und es schmeichelt schamlos dem engherzigen Chauvinismus, den die Presse nährt. Da der kriegerische Patriotismus dies Jahr sehr modern ist, hat Lavedan die Inschrift „Patriotismus" auf das Schild seines Ladens gesetzt und hat auf Kunden gewartet! Die Kunden sind gekommen und die Einnahmen waren beträchtlich. Die französische Kunst verliert dabei zweifellos, aber Lavedan gewinnt dabei; das ist für ihn das Wichtigste!

Kistemaekers ist ein braver Mann und ein ganz guter „Pariser" Schriftsteller. Aber wenn man Die Fackel anhört, kann man doch nicht vergessen, daß er ganz kürzlich noch einer der bekanntesten Erzeuger der Speziallitteratur war, die man „Bahnhofliteratur" nennt, und der Verfasser der Bändchen, betitelt: Das Bett des Mimen, Mein Liebhaber, Durch die Frauen, Nackte Liebe, Süße Sünderinnen, Wonne der Abenteuer. . . . Was Aristide Bruant betrifft, er hatte wirkliches Talent als Kabarettsänger und verdiente ein Vermögen, indem er die Rangen, die Zuhälter, die Mörder, die Prostituierten sang. Heute beutet er mit Hilfe von Mitarbeitern, von welchen es heißt, daß sie alles Notwendige besorgen, das patriotische Stück und den patriotischen Roman aus und sein Fall ist ganz charakteristisch.

Es ist wichtig, sich nicht über den wahren Sinn dieser Bewegung, die sogar eine „Wiedergeburt des Theaters" genannt wurde, zu täuschen. Tatsächlich ist sie nur eine geschäftliche Spekulation und eine ziemlich bedenkliche. „Geschäft ist Geschäft" und das chauvinistische Theater ist „ein gutes Geschäft". Aber wenn man auch diese Bewegung richtig auf ihren Wert einschätzt, darf man sie nicht unbeachtet lassen; denn sie findet unstreitig Widerhall im Geist der Menge, die da zahlt und die glauben will, weil sie gezahlt hat.

Victor Snell

Notizbuch

Richard Wagner und das deutsche Volk

Aus einem Festartikel, der unter diesem Titel an der Spitze einer großen Zeitung erschien:

. . . „er hat diese hehre Dreiheit, Idee, Kraft und Tat immer eingestellt — bewußt und unbewußt, ahnend und wollend — in voller Beziehung auf das deutsche Volk. Er war einer seiner treuesten Söhne. Und doch hat es ihn nicht erzogen. Das Genie hat eben keinen Meister . . ."

. . . „Aber in Fron und Not bleibt er hier [der deutsche Meister in dem verruchten Höllenpfuhl Paris] sich selber treu und in Nacht und Elend sieht er in seiner Brust das alte Wort Luthers neu erstehen: ‚Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich leben.'"

„Und dort [in der sittenlosesten Metropole Europas] erschließt sich ihm nicht bloß von neuem die keusche Reinheit und tapfere Wehrhaftigkeit der deutschen Musik, nicht bloß die deutsche Vergangenheit in Geschichte und Sage, sondern die Erkenntnis des deutschen Wesens selbst." Was sich einem deutschen Meister, sofern er keusch bleibt, nicht alles in Paris erschließt! Die tapfere Wehrhaftigkeit

Digitized by Google

der deutschen Musik hat nichts mit dem gegenwärtig heiß umstrittenen Wehrbeitrag zu tun.

Immer noch aus demselben Aufsatz, den ein bekannter Hochschullehrer für die Festnummer einer großen süddeutschen Zeitung verfaßte: „Von seiner nordischen Meerfahrt klang ein düsteres Lied ihm nach, und gespenstisch stieg der „Fliegende Holländer" vor ihm auf; und er weiß sie festzuhalten mit dem schweren und doch lieberfüllten Ernste des Germanentums. Kein Wunder, daß ihn damals Paris nicht verstanden. Er aber hat Frankreich erkannt, und vor allem, was ihn von dem begabten Volke schied. Es mutet an wie des dem Venusberg entronnenen Tannhäuser Gruß an die thüringische Frühlingslandschaft, wenn er von seiner Rückkehr aus Paris erzählt: ‚Zum ersten Male sah ich den Rhein: mit hellen Tränen im Auge schwur ich armer deutscher Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue.'"

Deutsch, deutscher, am deutschesten ... der Tannhäuser zeigt uns, wie tief der Bund ist, den er an der Seine mit dem deutschen Wesen geschlossen ... die Hinwendung zu deutschen Stoffen ... die ganze deutsche Entwicklung von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart ... Schon in Paris hatte er in dem zweiten Staufenfriedrich die damals erst wenigen verständliche deutsche Größe erkannt ... die erst deutsche Königsart hat er in die ergreifendste und erhebendste Erscheinung gebracht ... Und die Persönlichkeit ... wirkt um so wuchtiger und wahrer, als er sie gewissermaßen in Beziehung setzt zur Gralssage und die innere deutsche Verbindung ... „Aus seinem deutschen Empfinden herauf schuf er sich sein eigenes Bild von Jesus von Nazareth" ... Das wurden für ihn alles deutsche Werte ... sein Eigentum dürfen wir, gemünzt und ungemünzt, in den nationalen Hort des deutschen Volkes legen ... „er erkannte nun mit Zorn und Trauer, was aus diesem Volk der Deutschen geworden war. Von der Verrottung der künstlerischen Verhältnisse, die ihn am nächsten berührte, zumal vom Theater, schloß er mit dem Feingefühl des Genies auf die allgemeinen Schäden der Zeit. Er war weit über sie hinausgewachsen, und klarer als die meisten Kämpfer und Führer jener Revolution ersah er die deutsche Not. Die politische Bewegung konnte nur Mittel zum großen Zweck sein, der vollen Erneuerung in Kunst, Leben und Staat. Diese predigte er mit starker Leidenschaft. Alles andere war ihm lediglich Spiel, an dem er unwillkürlich teilnahm, und das er bitter büßen mußte. Er hat später diese ganze Bewegung die undeutscheste aller Revolutionen genannt."

So geht es weiter: „da und dort ein junges Deutschland gründen", über das Meer fahren, und die edelsten, gottähnlichsten Kinder zeugen und erziehen, so hatte der Meister in Dresden gesprochen. „Es ist nicht anders, unter seinen Händen wird alles deutsch. Aber die Deutschen haben diese Eigenart seines Schaffens erst spät erkannt ... So ward ihnen sein Werk „zum hohen Lied der deutschen Bürgerehre" ... „treue Eckart" ... deutsche Kunst und deutsche Politik ... vor den Augen des Königs tut er den klaftertiefen Abgrund auf, der zwischen dem Frankreich des 18. Jahrhunderts und dem deutschen Wesen klafft [was kann ein klaftertiefer Abgrund, verehrter deutscher Festredner, anders tun als klaffen?] ... „Wie stellt er dem fremden Schein das deutsche Sein gegenüber ... besser und ehrenvoller hat das deutsche Wesen keiner erklärt, als er mit den Worten: Deutschsein heißt:

Digitized by Google

die Sache um ihrer selbst willen treiben." So ist es.

* * *

Aus einer Rede, die der Literarhistoriker an der Münchener Universität, Herr Professor Franz Muncker, als Prolog zu den Meistersingern im königlichen Hoftheater sprach:

„Aber wie hoch wir auch den Denker in Wagner verehren mögen, hier an dieser Stätte gilt unsere Feier dem Künstler, der, gleich herrlich als Dichter und als Musiker, mit ausdauernder Kraft dem großen Neuen mächtig die Bahn brach und Unvergängliches schuf, Einzigartiges, wie es nach ihm keiner wieder erreichte. Dem deutschen Künstler vor allem. Als Deutschen, als einen, der ganz speziell germanisch zur Welt gekommen sei, fühlte sich Wagner zu jeder Zeit und in jeder Lage. Für das deutsche Volk schrieb er seine Meisterwerke; von ihm allein erwartete er auch das wahre Verständnis und die entscheidende Förderung seiner Kunst. Deutsches Wesen und die Pflicht des Deutschen erfaßte er tief, wie nur die Allerbesten unseres Volkes. Als er seine Laufbahn begann, herrschte die französisch-italienische Kunst auf unseren Opernbühnen; für den Sieg der deutschen Kunst kämpfte er unablässig. Als sich in den stürmisch erregten vierziger Jahren das Hoffen des deutschen Volkes mächtig emporschwang, verkündigte Wagner, als Künstler ebenso revolutionär wie die Männer von 1848 in der Politik, zuerst laut sein neues Ideal des Dramas und begann die Nibelungen-Dichtung, welche dieses Ideal vollkommen zur Tat machen sollte. Und als Deutschland 1870 endlich wieder einig und groß und stark geworden war, vollendete er das gewaltige Werk und offenbarte in den Bühnenfestspielen von Bayreuth glänzend vor aller Welt den Sieg des deutschen Geistes über das Romanentum nun auch in der Kunst."

Mir scheint, aufheben muß man solche Sprüche. Sie verraten, in welcher Atmosphäre wir leben. Der Professor der Literaturgeschichte schloß:

„Mit hellem Festesjubel und vaterländischem Stolz feiern wir heute den Unsterblichen. Ihn wahrhaft feiern heißt aber: in seinem Geiste für die Kunst wirken, für das Große und Echte in alter und neuer Kunst, zielbewußt und unermüdlich, selbstlos in reinem Streben nach dem Edlen. So wollen wir Richard Wagner ehren in dankbarer Liebe heute und immerdar, den deutschesten unserer Meister."

Vorausgesetzt, daß wir bei so reicher und leidenschaftlicher Verehrung für alles Deutsche den nationalen Herren einmal erlauben wollen, gegen die deutsche Grammatik zu verstoßen und die greulichsten Superlative zu bilden, so zögen wir doch einen differenzierenderen Superlativ vor und ehrten gerne in Richard Wagner den „sächsischsten unserer Meister heute und immerdar." Im übrigen aber darauf ankommen lassen, ob Franz Muncker oder Friedrich Nietzsche den Künstler Wagner richtig wertet. Der eine philosophierte mit dem Hammer, der andere bläst mit der nationalen Trompete einen Wagnerschen Marsch.

Wilhelm Herzog

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Österreichs Unwert / Von X. Y. Z.

Die Räumung Skutaris seitens der Montenegriner und der vorläufige Frieden zwischen der Türkei und ihren Gegnern hat zweifellos eine Aufhellung der äußerst düstren und gefährlichen Lage der letzten Monate und Wochen herbeigeführt.

Dennoch wäre es töricht, die politischen Verhältnisse als sorgenfreie zu betrachten. Zumal Deutschland hat allen Grund, den Dingen klar ins Auge zu sehen und ohne irgendwelche diplomatische Rücksichtnahme das zu sagen, was ist.

Die amtliche Diplomatie führt keine offene Sprache und vielleicht kann sie es nicht. So möge denn das offene Wort von nicht amtlicher Stelle aus gesprochen werden, weil es not tut.

Als eine der wichtigsten Tatsachen im Bereiche der äußeren Politik ist im letzten Halbjahr die höchst unangenehme Wahrheit scharf hervorgetreten, daß der Wert unseres Verbündeten, Österreich-Ungarns, in so erheblichem Maße gemindert ist, daß man mit Recht von einem Unwerte Österreichs sprechen kann, ja sprechen muß.

Österreichs Unwert liegt in folgendem:

1. Das Deutschtum wird in Österreich, unter tätiger Beihilfe der unfähigen und energielosen Wiener Regierung, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Dafür tritt das Slawentum immer stärker hervor. Daß in Böhmen, Mähren und den übrigen slawischen Bevölkerungskreisen Österreichs der Fall Adrianopels und die Übergabe Skutaris durch öffentliche Feste gefeiert wurden, zeigt mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, wohin die Reise in der Donau-Doppelmonarchie geht und wie weit man schon „gereist" ist. Durch das Slawentum, das in zahlreichen österreichischen Regimentern herrschend ist, wird auch die militärische Macht Österreichs, im Falle eines Krieges gegen Rußland oder die Balkanstaaten, so gut wie lahmgelegt.

Aus diplomatischen Gründen ist es begreiflich, daß der deutsche Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, in seiner zweiten Rede zur Wehr-

Digitized by Google

vorlage das ihm in der ersten Rede entschlüpfte Wort vom „Gegensatze des Germanentums und Slawentums" wegzudeuten suchte. Allein der „Nicht-Diplomat" muß diesen Gegensatz mit größter Bestimmtheit betonen. Denn das Slawentum unter Führung des „heiligen" Rußland ist für uns die Gefahr der unmittelbaren Zukunft. Ein Staat, der so sehr wie Österreich unter der Herrschaft des Slawentums steht, ist aber für das Deutsche Reich ein minderwertiger Bundesgenosse.

Österreich selbst fühlt diese ihm anhaftende Schwäche stark. Sein Verhalten während der Balkanwirren liefert dafür den unumstößlichen Beweis. Eine so große Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit gab und gibt sich kund, daß Titel und Wesen einer „Großmacht" Österreich aberkannt werden müßte, wenn eben nicht offensichtlich gewesen wäre, daß die „Großmacht" Österreich nicht anders sich verhalten konnte.

Treffend schrieb vor einiger Zeit ein Berliner Blatt (Vossische Zeitung 28. 2. 1913):

> „Österreich ist bisher Schritt um Schritt zurückgewichen. Als die Serben Miene machten, in den Sandschak einzumarschieren, rührte sich Österreich nicht. Das Wiener Auswärtige Amt ließ durch seine Presse erklären, in erster Linie sei es Sache der Türkei, den Sandschak zu schützen. Österreich komme erst in zweiter Linie. Aber Österreich kam auch in zweiter Linie nicht, sondern blieb ruhig daheim. Als die Serben sich anschickten, in albanesisches Gebiet einzurücken, ließ Österreich sie wissen, daß solcher Vorgang die habsburgische Monarchie sehr unliebsam berühren werde. Die Serben kümmerten sich nicht darum, sondern taten, was sie für gut fanden. Als eine serbische Kolonne sich der Adria näherte, teilte Österreich in Belgrad mit, daß eine Festsetzung Serbiens an der Adria nicht geduldet werden würde. Doch wie geduldig Österreich trotzdem ist, ergibt sich daraus, daß die Serben nun schon vier Monate an der Adria sitzen und nun neue bedeutende Streitkräfte dorthin entsenden. In der Frage der albanesischen Grenzen gab Österreich so weit nach, daß der ursprüngliche österreichische Vorschlag kaum noch wiederzuerkennen ist."

Auch in der soeben „gelösten" Skutari-Frage hat Österreich die gleiche Schwächlichkeit bewiesen, und es heißt die Dinge auf den Kopf stellen, jetzt Österreichs Energie die „Lösung zuzuschreiben. Selbst in Wien fühlte man die Schwächlichkeit wie eine brennende Schmach. Noch am 2. Mai schrieb die Wiener „Reichspost":

Digitized by Google

„Man hat bisher in der Bevölkerung die Politik des Grafen Berchtold mit Ungeduld und mit Unwillen verfolgt. Aber was sich jetzt anspinnt, weckt eine Erbitterung, die, sich nach innen kehrend, jedem Staatsmann eine ernste Warnung sein müßte. Aus gewissen Anzeichen kann man den Verdacht schöpfen, daß Österreich-Ungarn sich zu Versprechungen herbeilassen will, die darauf hinauslaufen, Montenegro überhaupt nicht anzufassen, jedem Zusammenstoß mit dem herausfordernden Staate aus dem Wege zu gehen und eine Unternehmung gegen Skutari selbst zu beginnen, die in weitem Bogen der eigentlichen Entscheidung mit dem provozierenden Nachbarn ausweicht. Wenn es dazu kommt, so wird die ganze Welt dies als einen neuerlichen Beweis — wir müssen das harte Wort aussprechen — der Feigheit unserer auswärtigen Politik auffassen, als eine Entwürdigung, die uns noch tiefer in den Staub zu den Füßen unserer Gegner hinabdrückt."

So sehr nun auch Österreichs schwächliches Verhalten durch die riesengroße slawische Schwierigkeit verständlich wird, so wenig ist es geeignet, uns mit Vertrauen auf den Wert österreichischer Bundesgenossenschaft zu erfüllen. Auch für uns würde in einem doch sehr möglichen Kriege mit Rußland das zum großen Teile verslawte österreichische Heer wenig nützen. Das muß betont werden.

2. Trotz der gewiß aufrichtig gemeinten Freundschaft zwischen dem deutschen und österreichischen Kaiser, bleibt der tiefe dynastische und politisch-religiöse Gegensatz zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg bestehen. Das ultramontan-katholische Haus Habsburg, das lange Zeiträume hindurch vom Jesuitenorden, in Gestalt der von ihm den österreichischen Kaisern an die Seite gestellten Beichtväter, geleitet wurde, war stets und wird immer sein ein Feind der den Protestantismus tragenden und schirmenden Hohenzollerndynastie. Niemals sind beide Fürstenhäuser in echter, auf wirklicher Interessengemeinschaft begründeter Freundschaft miteinander verbunden gewesen, und die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Wilhelm II., Franz Joseph I. und dem Erzherzog-Thronfolger sind lediglich Beziehungen von Mensch zu Mensch.

Das Haus Habsburg vergißt eben nicht, daß die Hohenzollern es aus seiner Vormachtstellung in Deutschland verdrängt haben, und daß unter Führung der Hohenzollern ein neues deutsches Reich gegründet worden ist, von dessen Grenzen die Habsburger ausgeschlossen wurden.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß bei Beginn des Deutsch-französischen Krieges eine einzige Niederlage unserer Heere genügt hätte, um die habsburgische Armee an die Seite Frankreichs zu führen. Und wie schlecht Österreich auf der Algeciras-Konferenz Deutschland unterstützt hat, ja wie hinterhältig sein Verhalten damals war, ist noch in frischer Erinnerung. Trotz persönlicher Freundschaft und trotz politischen Bündnisses geben die Träger der habsburgischen Krone und auch ihre politischen Berater die Hoffnung nicht auf, Österreich wieder in seine frühere Stellung in Deutschland einzusetzen, auch auf Kosten Preußens und auf Kosten des Deutschen Reiches.

In diesem Zusammenhange ist noch einmal zurückzukommen auf den militärischen Unwert Österreichs, der in der Verslawung des schwarzgelben Heeres durchaus nicht seine Grenze findet. Der K. K. Armee fehlt es bedenklich an Straffheit und Zuverlässigkeit. Laschheit, „Gemütlichkeit" ist überhaupt österreichisches Erb- und Grundübel. Das Volk der „Servus", „Kieß die Haand", „mei' Kompliment", „mei' Hochachtung" usw. ist ein weichliches, mehr dem phäakischen Genußleben als dem wirklichen Leben mit seinen eisernen Forderungen hingegebenes Volk; und es ist selbstverständlich, daß diese Weichheit auch dem aus dem Volke hervorgehenden Heere sich mitteilt. Und die Zuverlässigkeit? Ein Heer, zusammengesetzt aus so vielen, sich heftig befehdenden Volksstämmen kann nicht zuverlässig sein. Ebensowenig sprechen für Zuverlässigkeit die häufigen und schweren Spionagefälle bis zum letzten und schwersten, dem des Obersten Redl. Solche Vorkommnisse sind untrügliche Anzeichen dafür, daß das Rückgrat der Armee erkrankt ist.

3. Ein Moment kommt hinzu, das so gut wie gar nicht beachtet wird, das aber von entscheidendem Einfluß ist für die künftige Gestaltung der Donau-Monarchie und für unser Verhältnis zu ihr.

Die Klerikalisierung Österreichs macht reißende Fortschritte. Und die leitenden Kreise Wiens, einschließlich des Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, begünstigen die Klerikalisierung.

Der österreichische Thronfolger steht völlig unter klerikalem Einflusse. Der Jesuit Kolb und der Benediktiner Graf Galen sind die Träger dieses Einflusses und seine Zugangspforte bildet die slawisch gesinnte, deutschfeindliche

Digitized by Google

Gattin des Erzherzogs, die Herzogin von Hohenberg, geborene Gräfin Chotek von Chotkowa und Wognin.

Wie stark die klerikale Macht in Österreich schon ist, hat in augenfälliger Weise der „eucharistische Kongreß" bewiesen, der im vorigen September in Wien tagte. Diese scheinbar religiöse Veranstaltung war in Wirklichkeit eine klerikal-politische Machtprobe. Der ganze österreichische Staat, mit Beamtentum und Militär, beugte sich vor römisch-jesuitischen Ansprüchen.

Niemals ist in der neueren Geschichte die Bereitwilligkeit eines Staates (!) sich dem weltlich-politischen Rom dienstbar zu machen, stärker in die Erscheinung getreten als auf diesem Kongreß. Und der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin waren es, die den Donau-Staat nach dieser Richtung hin in Bewegung setzten.

Diese beiden Persönlichkeiten sind es auch, welche nicht zulassen, daß Österreichs Staatsoberhaupt dem italienischen Staatsoberhaupte seinen, seit Jahren fälligen Gegenbesuch in Rom abstattet. Denn der Papst will ja nicht, daß katholische Herrscher den italienischen König in seiner Hauptstadt besuchen, weil, nach der anmaßenden Auffassung des Papsttums, Rom noch immer päpstliche und nicht königliche Residenzstadt ist.

In dieser Unterlassung höfisch-internationaler Verpflichtung, liegt aber eine der größten Schwierigkeiten für ein gutes Verhältnis zwischen Italien und Österreich. Doch die Wiener klerikale Partei, mit dem Erzherzog-Thronfolger an der Spitze (nicht zwar als Führer, wohl aber als Geschobener), läßt es lieber zu schweren politischen Verwicklungen kommen, als daß sie auch nur ein Jota der päpstlichen Ansprüche preisgäbe. Ihr liegt an der Einheit Italiens nicht nur nichts, sie ist ihr ein Dorn im Auge (wie übrigens auch der ultramontanen Partei Deutschlands, dem Zentrum) und so verletzt sie mit Bewußtsein und Absicht, durch Verhinderung des kaiserlichen Gegenbesuches in Rom, das starke Einheitsgefühl des italienischen Volkes. Eine Tatsache, die für Beurteilung der Festigkeit des Dreibundes schwer ins Gewicht fällt.

Ist nicht, um das auch noch zu erwähnen, Österreich auch ständiger Zufluchtsort der vom Königreiche Italien beiseite geschobenen italienischen Kleinfürsten: Parma, Modena, Toskana? Und war nicht auch das öster-

Digitized by Google

reichische Gmunden Jahrzehnte hindurch Mittelpunkt der antideutschen welfischen Umtriebe?

Ein Punkt muß hier ganz besonders hervorgehoben werden.

Seit dem Jahre 1907 erscheint in Prag die „Bonifatius-Korrespondenz". Ihr Leiter ist der schon erwähnte Benediktinerpater Graf Galen, ein geborener Westfale und Bruder des Zentrumsabgeordneten gleichen Namens. Dieser Benediktiner, der sein deutsches Vaterland verlassen hat und Österreicher geworden ist, gehört zu den besonderen Vertrauten des Erzherzog-Thronfolgers und seiner Gattin, ja, er soll sogar Gewissensleiter und Beichtvater des Paares sein. So gewinnt die „Bonifatius-Korrespondenz" besondere Bedeutung. Ihr Inhalt ist fanatisch-ultramontan; sie betreibt, programmatisch und systematisch, konfessionelle Hetze und eine bis zum Haß gesteigerte Gegnerschaft gegen alles Nicht-Römische. In der „Bonifatius-Korrespondenz" wird die Auflehnung gegen Staatsgesetze, die von der römischen Kirche mißbilligt werden, als etwas Verdienstliches und Notwendiges hingestellt. Auch die Unterdrückung der Lehr- und Lernfreiheit auf den Hochschulen gehört zu den Lieblingserörterungen der „Korrespondenz".

Es ist zweifellos, daß solche Auffassungen von Erzherzog Franz Ferdinand gebilligt werden. Er und seine Gattin sind ständige Leser des Blattes und eine nahe Verwandte der Herzogin von Hohenberg, Gräfin Josephine Chotek, ist eifrige Mitarbeiterin an der „Bonifatius-Korrespondenz". Infolge der engen Beziehungen zwischen dem Herausgeber der „Korrespondenz" und dem künftigen Kaiser hat das Bonifatius-Blatt weiteste Verbreitung und größten Einfluß in Österreich gewonnen. Darin muß ein Zeichen der Zeit und die Hinneigung des österreichischen Thronfolgers zu schroff ultramontanen Anschauungen erblickt werden. Der österreichische Staat soll in klerikale Bahnen geleitet werden. Es geht das, abgesehen von dem schon Erwähnten, auch daraus hervor, daß die „Bonifatius-Korrespondenz" mit größter Schärfe Stellung nimmt gegen die notwendige Verbesserung des österreichischen Eherechtes.

Dies Eherecht ist in wesentlichen Punkten ultramontan-mittelalterlich. Es verbietet z. B. die Ehe zwischen Christen und Nichtchristen, also auch zwischen Christen und Juden; es erklärt eine Ehe solcher, die früher katholische Geistliche gewesen sind, für ungültig usw. Tausenden in Österreich

Digitized by Google

wird dadurch der Gebrauch ihrer menschlichen und staatsbürgerlichen Rechte unmöglich gemacht. Aber der vom erzherzoglichen Palais ausgehende, von Jesuiten und Benediktinern geleitete Widerstand gegen eine Neugestaltung des Eherechtes, ist stärker als das sich auflehnende Rechtsbewußtsein des Volkes, und so bleibt, dank der „Bonifatius-Korrespondenz" und ihrer erzherzoglichen Förderer, das österreichische Eherecht nicht ein staatliches, sondern ein römisch-kirchliches.

Besonders auffällig trat die klerikale Gesinnung des Erzherzog-Thronfolgers hervor, als er sich plötzlich und ohne jede besondere Veranlassung, an die Spitze des „katholischen Schulvereins" stellte, der die Staatsschulen der kirchlichen Gewalt völlig unterwerfen will. Hinter diesem Schulverein stehen aber wiederum die Jesuiten, und die ihnen in Österreich (sonst vielfach nicht) engverbundenen Benediktiner.

Dieser ultramontanen Machtentfaltung steht nur geringe Gegenwehr gegenüber. Der einzige Verein, der beharrlich und mit Entschiedenheit den Klerikalismus in Österreich bekämpft, ist der „Verein für freie Schule". Allein er besitzt längst nicht den Einfluß, der nötig wäre, die Klerikalisierung des österreichischen Staates aufzuhalten. Auch im Reichsrat ist der Antiklerikalismus zersplittert und deshalb ohne Stoßkraft. Und die große Presse Wiens dient mehr dem internationalen Kapital, als dem konsequenten Kampfe gegen den Klerikalismus. Auch Rücksichten auf den „allerhöchsten Hof" — wo ist übrigens der „Liberalismus", der sich „allerhöchsten Herrschaften" gegenüber rückgratfest erweist? — halten die Wiener „liberalen" Blätter von systematischer Stellungnahme gegen den Klerikalismus ab. So schaufeln sie sich selbst und ihrem Lande das Grab.

Hinzu kommt, daß der ganze über ungeheure Geldmittel verfügende Adel Österreichs teils verslawt, teils klerikalisiert, teils beides ist. Der männliche und weibliche Nachwuchs der großen österreichischen Familien: Liechtenstein, Auersperg, Windisch-Grätz, Metternich, Schwarzenberg, Dietrichstein, Colloredo-Mansfeld, Fürstenberg, Lobkowitz usw. wird in den Jesuitenanstalten Kalksburg und Feldkirch und in den von den eleganten Dames de Sacré Cœur geleiteten Klöstern zu Wien und Riedenburg (Vorarlberg) erzogen. Allerdings sind die feudalen Herren und scharmanten „Komtessen", was die Praxis und ihre Person angeht, recht leichtlebig, echtes

Digitized by Google

„Weaner-Blut" (mit Ausnahme der englischen Aristokratie gibt es keine zweite Aristokratie, in der so viele Skandale und Skandälchen, so viele „Extratouren" und Eheirrungen vorkommen, als in der österreichischen), aber grundsätzlich stehen sie samt und sonders, verbissen und verbohrt, auf klerikal-jesuitischem Standpunkte.

Von diesem slawisch-klerikalen Adel aus gehen (das ist wohl zu beachten) zahlreiche und enge Verbindungen hinüber zum katholischen Adel Deutschlands. Zwei Schwestern der Gemahlin des österreichischen Thronfolgers haben einflußreiche deutsche Adelige geheiratet: die eine den Grafen Wuthenau-Hohenthurm (die alt-evangelische Familie ist infolge der Heirat katholisch geworden); die andere den Sohn des von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetretenen sächsischen Grafen Schönburg-Glauchau. Der Zentrumsführer Fürst Löwenstein hat eine österreichisch-slawische Gräfin Kinski zur Frau; das preußische Herrenhausmitglied Graf Wilhelm Hoensbroech eine österreichische Prinzessin Windisch-Grätz; der Erbgraf zu Droste-Vischering eine österreichische Gräfin Waldburg-Zeil, deren Vater Adjutant des Erzherzogs Karl Ludwig, des Vaters des österreichischen Thronfolgers, war. Und so bestehen noch viele andere eheliche Verbindungen gleicher Art.

Diese Beziehungen zwischen dem österreichischen und katholischen deutschen Adel sind um so bemerkenswerter, als im katholischen Adel Rheinlands, Westfalens und Schlesiens, bis in die Gegenwart hinein lebhafte Sympathieen für das Haus Habsburg lebendig sind, Sympathieen, die bis vor kurzem so stark waren, daß nicht wenige Glieder des rheinisch-westfälischen Adels statt in Preußen, ihrem Geburtslande, in Österreich, dem Lande ihres Herzens, Offiziere wurden. In seinem bekannten Buche: „14 Jahre Jesuit" (I, 236ff.) hat Graf Paul Hoensbroech über diese Preußen-Scheu und Österreich-Liebe des preußischen katholischen Adels interessante Mitteilungen gemacht und den wichtigen Nachweis geliefert (a. a. O. S. 60, 61), daß die Söhne fast aller bedeutenderen katholischen Adelsfamilien Rheinlands, Westfalens, Schlesiens und Bayerns in der, in Österreich gelegenen Jesuitenanstalt Feldkirch erzogen werden.

So sind denn auch die adeligen Führer des Zentrums: Fürst Löwenstein, die Grafen Henckel-Donnersmark, Oppersdorf, Praschma, Spee,

Digitized by Google

österreichische (d. h. Feldkircher) Jesuitenzöglinge. Ja selbst in unseren bundesfürstlichen Familien finden sich solche österreichischen Jesuitenzöglinge: die Fürsten Wilhelm und Karl von Urach (katholische Seitenlinie des württemberger Königshauses) sind in der Jesuitenanstalt zu Feldkirch erzogen worden. Das alles gibt zu denken, zumal, wenn man es in Zusammenhang bringt mit der vielhundertjährigen klerikalen Vergangenheit des habsburgischen Österreichs.

Mit Ausnahme der Zeiten Maximilians II. (1564—1576) und Josephs II. (1765—1790) sind sämtliche habsburger Kaiser klerikal bis in die Knochen gewesen, und sie haben diese ihre Gesinnung ihrem Staate, der Beamtenschaft und sogar dem Heere, im Laufe der Jahrhunderte tief eingeflößt. Mehr noch! Über zwei Jahrhunderte lang standen die Habsburger vollständig unter dem Einflusse des Jesuitenordens. Die Namen der Jesuiten Maggio, Forsler, Blyssem, Rimel, Lamormaini, Becan, Viller, Francisco Antonio, Haller, Kampmiller, Patiß, von Klinkhofström und viele andere*) bedeuten nur Höhepunkte der jesuitischen Macht in unmittelbarer Nähe des Kaiserthrones; sie stellen längst nicht das Ganze dieser Macht dar, wie sie sich ausbreitete rund um die unzähligen jesuitischen Niederlassungen in Österreich. Den jesuitischen Namen des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts reihen sich an die österreichischen Jesuiten der Gegenwart: Abel, Kolb, von Bülow, Donath, Krötz, Biederlack und hundert und aber hundert andere, die in Wien, Prag, Graz, Brünn, Triest, Innsbruck, kurz in allen großen Städten des habsburgischen Staates auf Kanzeln und Hochschulkathedern, in Beichtstühlen und Exerzitienhäusern und vor allem in den Häusern des Adels bis hinauf zum Erzherzog-Palais und zur Hofburg ihr Wesen treiben.

Wie sehr und wie leicht auch das „neue" Österreich dem römisch-jesuitischen Einflusse, selbst in wichtigsten Dingen, sich zugänglich erweist, beweisen schlagend drei Tatsachen der unmittelbaren Vergangenheit: das Schreiben des jesuitischen Ordensgenerals Peter Beckx vom 15. Juli 1854 an den

*) Sehr interessantes geschichtliches Material über die politische Tätigkeit der genannten kaiserlichen und erzherzoglichen Jesuiten-Beichtväter bei Hoensbroech „14 Jahr Jesuit", II, 293 ff.

Digitized by Google

österreichischen Kultusminister; das Konkordat mit Rom vom 18. August 1855 und der Rücktritt des Ministers des Äußeren, des Grafen Kalnoky, infolge der Einmischung des päpstlichen Nuntius Agliardi im Jahre 1895.

Beim Briefwechsel zwischen dem Jesuitengeneral und dem österreichischen Unterrichtsminister, Grafen Leo Thun, handelte es sich um die Überlassung mehrerer Staatsgymnasien an den Jesuitenorden. Der Jesuit Beckx (übrigens der gleiche, der den letzten Herzog von Anhalt-Köthen katholisch gemacht hat) forderte in seinem Schreiben*) eine so rückhaltlose Unterwerfung der staatlichen Schul- und Unterrichtsordnung unter die internationale, aus dem 16. Jahrhundert stammende „Schulordnung" (Ratio studiorum) des Jesuitenordens, daß vom Standpunkte der Staatsautorität aus nur das schroffste „Nein" möglich gewesen wäre. Österreich aber, an jesuitische Befehle gewöhnt, sprach ein gefügiges „Ja" und lieferte fünf seiner Gymnasien den Jesuiten aus.

Auch im Konkordat unterwarf sich Österreich Rom vollständig; so sehr, daß es in einer Eingabe einiger Reichsräte an den Kaiser gegen das Konkordat heißt:

> „Wir halten es für unmöglich, daß der Staat sich seiner Rechte auf die Justizgewalt und auf die Gesetzgebung in Sachen des Unterrichtes zugunsten einer von ihm völlig unabhängigen Macht (Rom) entäußert oder sich des Rechtes begibt, das natürlichste aller politischen Rechte, das der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, ohne Rücksicht auf die Konfession (die Katholiken waren nach dem Konkordat so gut wie alleinberechtigt), zu verwirklichen."

Aber im jesuitisch verseuchten Österreich geschah das „Unmögliche" und erst das Jahr 1866 mit seinen harten, aber vielfach heilsamen Folgen für die habsburgische Monarchie beseitigte das schmähliche Konkordat, was dann Pius IX. am 22. Juni 1868 damit vergalt, daß er in feierlicher Form das österreichische Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, das an Stelle des Konkordates getreten war, „für ganz und gar nichtig und bar jeglicher Verpflichtungskraft" erklärte (Martens, Staat und Kirche, S. 72). Auch diesen Faustschlag nahm Österreich schweigend hin.

*) Den Wortlaut des Schreibens bei Hoensbroech „14 Jahre Jesuit", I, 131 ff.

Digitized by Google

Endlich der Fall Kalnoky aus dem Jahre 1895. Der Wiener Nuntius Agliardi hatte sich herausgenommen, Verbesserungen, die der ungarische Staat in seiner Ehegesetzgebung vorgenommen hatte, schroff zu tadeln: sie widersprächen den „göttlichen" Rechten der Kirche. Kalnoky, als Minister des Äußeren für beide Reichshälften, erhob pflichtmäßig Einspruch gegen solche Einmischung einer fremden Macht in innerösterreichische Angelegenheiten. Doch die Habsburger ließen ihn fallen und an seine Stelle trat Graf Goluchowski, ein Mann ganz nach dem Herzen des Jesuitenordens, denn — er machte jährlich die jesuitischen „Exerzitien".

Im Falle Kalnoky ist bemerkenswert, daß die gesamte reichsdeutsche Zentrumspresse in schroffster Weise Stellung für die Einmischung Roms und gegen die österreichische Selbständigkeit nahm. Das „Zentralorgan der Zentrumspartei", die Berliner „Germania", schrieb über den Brief Kalnokys an den ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy, worin die Abweisung Roms zum staatsrechtlichen Ausdrucke kam:

> „Aus dieser Note geht hervor, daß Graf Kalnoky bezüglich der Rechte des Nuntius, beziehungsweise des heiligen Stuhles recht bedenklichen Anschauungen huldigt, Anschauungen, die mit der Eigenschaft eines guten Katholiken sich recht schwer vereinigen lassen. ... Gegen die Zumutung (daß ein päpstlicher Nuntius sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines Landes einmischen dürfe) müssen alle dem heiligen Stuhle ergebenen Katholiken mit den österreichischen Abgeordneten aufs entschiedenste protestieren. Der katholische Ministerpräsident Österreichs hat außer acht gelassen, daß kirchliche Angelegenheiten, wo sie auch schweben mögen, bei der internationalen Natur der von Christus gestifteten Kirche alle Katholiken interessieren und tangieren." („Germania" vom 8. und 11. Mai 1895.)

Überhaupt, wo und wann immer Slawentum und Klerikalismus im „neuen" Österreich vorwärtsdrängen, da steht diesen beiden deutschfeindlichen Mächten der im Zentrum verkörperte „deutsche" Ultramontanismus mit seiner Presse als „Sekundant" zur Seite.

In dieser „Sekundierung" liegt aber eine wesentliche Erhöhung der slawisch-klerikalen Gefahr.

Habsburgische Treue hat niemals hoch im Kurse gestanden. Der „Dank vom Hause Österreich" ist bekannt. Habsburgische „Treue" auf dem Unter-

Digitized by Google

grund ultramontaner und slawischer Vorherrschaft würde gänzlich versagen, sobald sich Gelegenheit zur Zerstörung des Deutschen Reiches böte. Österreich ist auf uns angewiesen. Wir, das Deutsche Reich, sind Österreichs Schützer und Erhalter. Einstweilen also wird Österreich uns die „Treue" wahren, weil der Selbsterhaltungstrieb dies heischt. Wie lange jedoch, das steht dahin und es liegt nicht in unserer Hand, Österreichs Bundesgenossenschaft festzuhalten.

Der Verfall Österreichs ist nur noch eine Frage nicht ferner Zeit. Die beiden Mächte aber, die an Österreichs Verfall arbeiten, Slawentum und Klerikalismus, sind stets Todfeinde des Deutschen Reiches.

Das alles müssen wir im Auge behalten, um den Wert der österreichischen Bundesgenossenschaft richtig einzuschätzen, und unter diesen sehr realen Gesichtspunkten müssen wir von Österreichs Unwert sprechen.

Psychoanalyse / Von Theodor Reik

ine kleine, aber auserlesene Schar von Forschern hat es vermocht, zu einer neuen Wissenschaft von unseren Seelenvorgängen zu gelangen. Es war kein Marsch auf der Straße; das beweist schon das Gezeter derjenigen, die den einzigen Weg zu besitzen glauben. (Es muß eine fürchterliche Situation sein, wenn ein staatlich autorisierter Psychologe plötzlich vor einem neuen Phänomen steht und bemerkt, daß er den Maßstab zu Hause vergessen hat.) Einige Marksteine des neuen Weges, der den Namen Psychoanalyse führt, sollen hier beschrieben sein.

Es mag dem kühnen und geistvollen Pfadfinder Sigmund Freud ergangen sein wie Christoph Kolumbus, der auszog, einen Weg nach Indien zu finden und eine neue Welt entdeckte. Ähnlich glaubte Freud und der Wiener Arzt Josef Breuer, eine neue Heilmethode jener rätselhaften Krankheit, die wir Hysterie nennen, gefunden zu haben, als die Symptome schwanden, sobald den Kranken die erste Veranlassung

Digitized by Google

ihres Auftretens ins Bewußtsein gerufen wurde und die Affekte, die damals unterdrückt worden waren, in ihrer ganzen Gewalt wieder ausgelöst, „abreagiert" wurden. Es tauchte natürlich die Frage auf: Welcher Art waren diese Anlässe und warum konnten die ihnen entsprechenden Erregungen nicht ablaufen? Und wie kam es, daß sowohl Anlässe als Erregungen dem Bewußtsein verloren gingen und erst mit großer Mühe, mittels eines komplizierten Assoziationsverfahrens wieder bewußtseinsfähig wurden? Die Erfahrung ergab, daß es durchwegs Ereignisse und Gefühle waren, die dem Kranken mit seinen moralischen und sozialen Überzeugungen unvereinbar schienen und wegen ihres egoistischen und sexuellen Charakters aus dem Bewußtsein ausgeschaltet, „verdrängt" wurden. Doch diese verdrängten, d. h. unbewußt gewordenen Inhalte blieben nicht wirkungslos. Eine neue Religion sucht die ihr verhaßten alten Götter zu unterdrücken oder — wenn dies nicht möglich ist — sie zu Dämonen zu degradieren. Die Erinnerungen gleichen diesen lichtscheuen Dämonen, die im Verborgenen unaufhörlich am Werke sind. Auch sie verschwinden nicht, verkleiden sich nur, beziehen sich anscheinend nur auf anderes. Wenn eine entsprechende Konstitution vorhanden ist, werden die unbewußten Regungen pathogen und wie bei der Hysterie in körperliche Symptome umgesetzt, „konvertiert", die erst durch das Bewußtwerden der alten Erinnerungen und Gefühle verschwinden, sowie jene Dämonen ihre Unheimlichkeit verlieren, wenn man sie als alte, unverwertbare Götter entlarvt.

Doch bald mußte Freud, der nun allein die praktische und theoretische Vertiefung des neuen Heilverfahrens fortführte, erkennen, daß keine scharfen Grenzen zwischen den Neurotikern, an denen diese Erfahrungen gemacht worden waren, und den Normalen bestehen. Die Macht, die den Kranken zwang, jene affektbetonten Erinnerungen zu verdrängen, ist auch in uns wirksam. Und die tiefere Forschung stand endlich vor dem Resultate, daß diese Macht von unserer Kinderzeit an wirkt und uns nie mehr verläßt. Denn wie anders konnte man es erklären, daß bedeutungsvolle Kindeserlebnisse und -eindrücke völlig vergessen werden, während andere, anscheinend gleichgültige jederzeit bewußtseinsfähig sind. Andere Fragen, die sich mit dem kindlichen Seelenleben beschäftigen, drängten sich auf. Waren wir nicht auch Kinder, die frisch und unbefangen Frage und Antwort

Digitized by Google

fanden? Sind nicht alle Witzblätter und Familienzeitschriften voll jener naiven Aussprüche, die unter dem stereotyp albernen Titel „Kindermund" erscheinen? Wie haben wir diese Unbefangenheit verloren? Warum gilt uns die Kindheit als verlorenes Paradies und warum werden wir schwermütig, wenn eine alte Jungfrau singt: „O wüßt ich doch den Weg zurück, den lieben Weg ins Kinderland ..."

Die Antwort auf alle diese Fragen gab uns die neue Psychologie: sie gab sie durch eine neue Anschauung von der Kinderseele.

Keinem aufmerksamen Beobachter wird es entgangen sein, daß die Kinder Gefühle äußern und Handlungen begehen, die wir nur als sexuelle bezeichnen können. Ein falscher Idealismus läßt uns die Augen schließen und, wenn die Tatsachen zu aufdringlich sprechen, schlägt eine Tante die Hände über dem hohlen Kopfe zusammen und ruft bestürzt: „Es gibt keine Kinder mehr!", womit sie der Trauer über den allgemeinen moralischen Niedergang der jetzigen Generation ebenso stark Ausdruck verleiht wie ihrer Entrüstung über den vorliegenden Sündenfall. Freilich hat es vom Standpunkt der Tantenmoral aus dann niemals Kinder gegeben. Denn ohne Scham zeigen die Kleinen ihre Blößen und lugen neugierig nach denen anderer. Sie überlassen sich schrankenlos ihrer Lust am Zufügen von Schmerzen und beweisen ein uns ekelhaft erscheinendes Interesse an den Exkrementen und den damit verbundenen Funktionen. Des Kindes erste Liebeslust richtet sich auf den eigenen Leib; sie ist autoerotisch. Die Säuglingsonanie ist ein bekanntes Phänomen. Zunächst fehlt dem Kinde jedes andere Objekt seiner Liebe und auch die Zonen, die es zur Befriedigung am eigenen Leibe benützt, sind nicht die gebräuchlichen. Wir würden alle diese sexuellen Betätigungen, wenn sie bei Erwachsenen auftreten, als perverse bezeichnen. Das Kind verfügt über einen erstaunlichen Reichtum „normwidriger" Neigungen; es ist polymorph-pervers. Es ist zu vermuten, daß es nicht einmal den auf gesetzliche Liebesbetätigung abzielenden Erlässen des Polizeipräsidenten gelingen wird, diesem von der Natur gewollten Zustande ein Ende zu machen. Erstaunlicheres noch konnte die Psychoanalyse dem Kindesleben ablauschen: die Kleinen sind mit ihrer sexuellen Unwissenheit nicht so zufrieden, als sie es nach dem von uns aufgestellten Ideal sein sollten. Sie forschen schon im zartesten Alter dem Rätsel, woher die Kinder

Digitized by Google

kommen, mit einem Eifer nach, der einer besseren Sache wert wäre und später auch einer besseren Sache zugute kommt. Denn aller menschlicher Wissensdrang, alle menschliche Forschung hat ihre letzten Wurzeln in dieser infantilen Sexualneugierde. Auch die Storchfabel befriedigt die kindlichen Forschungsinstinkte nicht — die Kleinen bilden vielmehr eigene Sexualtheorien, die sie sorgfältig vor den Erwachsenen verbergen und die durch eine sonderbare Mischung wahrer und phantastischer Elemente oft den groteskesten Eindruck machen. Die Lust, die dem Kinde ursprünglich der eigene Körper gewährte, sucht es später bei seiner Umgebung, namentlich bei den Eltern und Pflegepersonen. Dabei tritt schon manches das spätere Liebesleben Vorbereitende zutage: der kleine Bub wendet seine Libido mit Vorliebe der Mutter zu, das kleine Mädchen dem Vater. Diese Liebe ist auch wie manche spätere schon mit Eifersucht gepaart, denn der andere Elternteil und die Geschwister beanspruchen ebenfalls Liebe von dem geliebten Objekt. Es erscheint befremdlich, wenn dieser Eifersucht Todeswünsche gegen den Nebenbuhler entspringen. Jedoch liegt kein Grund vor, diese Äußerungen allzu tragisch zu nehmen; denn das Kind hat vom Tode eine ganz andere Vorstellung als wir, die wir in ihm ein Finale sehen. („Denn mir ist bang, das Auferstehʼn wird nicht so rasch vonstatten gehn.") Totsein heißt dem Kinde nur Verschwinden, Nichtdasein. Es kann spielend sogar darum bitten, daß der Vater „ein bißchen" tot sei. Daher erklärt sich die Gemütsroheit der Kleinen bei traurigen Anlässen als scheinbare. Mein kleiner Neffe äußerte, als er vom Tode eines nahen Verwandten hörte, erfreut: „O das ist lustig! Da wird die Musik dabei sein!" (Er hatte bei einem Leichenzug einmal Trauermusik gehört.) Immerhin erweisen sich aber die eifersüchtigen und feindseligen Regungen gegen den Vater und die Inzestfixierung zur Mutter als stark genug, um bei allen Neurotikern als Kernkomplex aufgedeckt zu werden. Auch der primitiven Menschheit liegen ähnliche Wünsche nicht ferne: bei den Wilden bestehen strengste Inzestschranken. Die erste menschliche Strafe galt dem Vatermord. Der Mythos vom Ödipus, der den Vater tötet und die Mutter heiratet, ist nichts als der Niederschlag einer solchen kindlichen Gefühlseinstellung. Den feindseligen Tendenzen gegen den Vater stehen andere gegenüber, die das Kind im Vater die höchste Autorität verehren und ihn mit einer Machtfülle ausstatten, die der gött-

Digitized by Google

lichen nahekommt. Ja hier liegt sogar der Ursprung der kindlichen Gottesvorstellung; denn das Kind kann den abstrakten Begriff nur nach der Analogie finden: Gott ist ein potenzierter Vater. In dieser zwiespältigen Einstellung zwischen Haß und Liebe, die wir in ihrer Allgemeinheit die „Ambivalenz der Gefühlsregungen" nennen, kommt es zu den ersten, oft schweren Konflikten der kindlichen Psyche. Was geschieht mit allen diesen asozialen Strebungen? Sie werden unter dem Einflusse der Veränderungen des Organismus und unter dem Drucke der Erziehung verdrängt; ihr Auftauchen wird später mit Scham beantwortet und erregt peinliche Gefühle. Wir blicken auf die Kindheit wie auf ein goldenes Zeitalter zurück, weil sie ungehemmt dem Lustprinzipe frönen durfte und erst spät die Macht der Verdrängung erfuhr.

Doch diese Macht ist im Leben der Völker und der Individuen eine steigende. Immer mehr lernt der Mensch, seinen egoistischen und sexuellen Regungen zugunsten der Gesellschaft entsagen. Namentlich eine Eigenschaft des Sexualtriebes kommt dieser Resignation zugute: seine Transformierbarkeit. Er allein kann von seinem ursprünglichen Gebiet abgelenkt und in ein sozial höheres geführt werden. Erst durch diesen Prozeß der Sublimierung, dem die perversen Kinderneigungen unterliegen, kann der einzelne an der Kulturarbeit teilnehmen. Die Art der späteren Umformung der infantilen Triebregungen bestimmt im wesentlichen Charakter und Schicksal des Individuums. Dem Normalen gelingt die Verdrängung; dem Neurotiker mißlingt sie. Er erliegt irgendeinem Anlasse, der an seine Verdrängungsfähigkeit appelliert und jene verborgenen, unbewußten Kinderwünsche wieder wachruft. Die Neurose ist das Negativ der Perversionen. (Freud.)

Doch würden sich auch für den Normalen Moral und Kirche, die sich uns als Versicherungsgesellschaften gegen Triebeinbrüche in die Sozietät darstellen, zu schwach erweisen, wenn es keine seelischen Abzugsquellen für solche Regungen gäbe. Die Psychoanalyse hat als Abzugsquellen viele Produkte des unbewußten Seelenlebens kennen gelernt. Sie hat erst recht erkannt, daß die unbewußte Instanz unserer psychischen Erlebnisse unseres Daseins Gang bestimmt. Das Unbewußte ist tätig in der Schöpfung des Künstlers, in der wissenschaftlichen Arbeit, in der Religionsbildung, im

Digitized by Google

Mythos, im Witz, in der Sprache. Es zwingt die Neurotiker zu absonderlichen Handlungen und Gedanken. Und es wirkt noch bei uns Normalen in den kleinen und unbeachteten Fehlleistungen des Alltagslebens, wie Vergessen, Versprechen und Verlesen. Ein Herr flirtet in einer Gesellschaft mit einer jungen Dame, der seine ironischen Huldigungen wenig angenehm waren. Endlich ruft sie ihm entrüstet zu: „Sie sind heute aber unwiderstehlich!" Erst das Lachen der Umgebung über die Diskrepanz zwischen Ton und Inhalt der Worte macht sie auf ihr Versprechen aufmerksam. War es nicht eine unbewußte Gegenströmung, die ihr statt des richtigen „Unausstehlich" das Wort „Unwiderstehlich" auf die Lippen drängte?

Der Glaube an die strengste Determinierung des Seelenlebens, der bei der neuen Seelenforschung Pate stand und sich immer als heuristisches Grundprinzip der Psychoanalyse erwies, hat sich besonders in der Traumdeutung glänzend gerechtfertigt. So unsinnig uns die Traumgebilde nach dem Erwachen erscheinen, das Altertum und das Volk hält an dem Glauben fest, daß in ihnen ein verborgener Sinn wohne.

Dieselbe Macht, die uns bedeutungsvolle Kindereindrücke vergessen ließ, die uns zum Versprechen und Verlesen zwang, ist auch im Traume wirksam. Das Bewußtsein ist wie ein strenger Zensor auch bei Nacht — wenn auch ein wenig ermüdet von des Tages Plage — tätig und erlaubt nicht, daß eine Triebregung nackt an die seelische Oberfläche trete. Die unbewußte Instanz hilft sich, indem sie dieselben Eingaben immer wieder unter verschiedenen Umschreibungen und Verkleidungen einreicht. Das Bruchstück einer Traumanalyse wird vielleicht geeignet sein, manche theoretische Begriffserklärung zu ersparen. Ich träumte als Student, daß ich von einer mir bekannten jungen Dame — ich will sie Fräulein Ella nennen — ein Telegramm folgenden Wortlautes erhalte: „Jakob gestorben. Komme sofort!" Erst die Analyse ergab, wie tief dieser kleine, anscheinend bedeutungslose Traum in meinem Leben, Wünschen und Sorgen, wurzelt. Nach dem Erwachen dachte ich sofort an den Namen Jakob. Auf wen konnte er sich wohl beziehen? Niemand aus meinem Verwandten- und Bekanntenkreise führt ihn und so ließ ich endlich vom Suchen ab und beschränkte mich darauf, die Ereignisse des Vortages in meiner Erinnerung vorbeidefilieren zu lassen, da ja bekanntlich der Traum gerne an ihnen Anknüpfungspunkte sucht und

Digitized by Google

findet. Ich hatte die junge Dame, von der im Traume die Rede ist, besucht und immer tiefer war mir zum Bewußtsein gekommen, daß sie mir näher stehe als andere ihres Geschlechtes. Unsere Beziehungen waren so herzliche geworden, daß wir es für angezeigt fanden, sie vor ihrem Vater zu verheimlichen — zumal eine Erfüllung unserer Wünsche nicht in absehbarer Zeit zu erwarten war. So kam es, daß ich die junge Dame nur dann besuchte, wenn ihr Vater abwesend, z. B. auf Reisen war. Ella benachrichtigte mich dann durch ein Telegramm davon, daß ich kommen könne. So erklärte sich also das Telegramm und das Kommen als Traumelemente; es bezog sich auf rezentes Material. Doch weiter kam ich nicht. Während eines längeren Spazierganges, der sich an mein vergebliches Suchen schloß, tauchte im Laufe einer Gedankenreihe, die anscheinend nichts mit dem Traume zu tun hatte, plötzlich der Name „Jakob Minor" auf. So hieß der bekannte Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Wiener Universität, der damals auch mein Lehrer war. Jetzt wußte ich auch, wer mit jenem Jakob im Traume gemeint war. In welcher Beziehung aber dieser Professor zu meinem Traume stand und warum ich seinen Namen nicht sofort erinnerte, darüber gaben die nun auftauchenden Erinnerungen an den Vortrag Aufklärung. Ich hatte Ella gesagt, wie sehr ich es bedauere, sie nicht öfter besuchen zu können, woran mich das Studium und die Arbeit an meiner Doktordissertation hindere. Die Entscheidung über meine Prüfung und Arbeit aber lag zum größten Teil in den Händen des Professors Minor. Der Traum heißt also in seiner ersten Schichte: Jakob Minor ist gestorben. Ich brauche daher nicht mehr weiter zu arbeiten und kann die Dame meinem Wunsche gemäß öfter besuchen. Der Traum bedeutet also eine Wunscherfüllung. Die Art aber, wie er einen Wunsch erfüllt zeigt, ist auffallend. Er verwandelt das „Ich wünsche, daß es so ist ..." in ein „Es ist so ..."; er setzt den Optativ in den Indikativ um. Auch der Todeswunsch gegen den von mir geschätzten Gelehrten ist nicht so schlimm gemeint als es scheinen könnte. Er entspricht der kindlichen Vorstellung vom Totsein; ich wünsche den Professor nur aus dem Wege geräumt, um meinem Vergnügen zu leben. Der Traum hat auf die kindliche Vorstellungsart rekurriert; es ist bei jeder Traumanalyse dieser Vorgang nachzuweisen. Jetzt hatte ich noch das Vergessen des Namens

Digitized by Google

nicht erklärt. War mein Bewußtsein so innig mit dem Professor verknüpft, daß es dem Todeswunsch gegen ihn die stärksten Widerstände entgegensetzte? Es mußte Persönlicheres mitspielen. Als ich Ella den Grund der Seltenheit meiner Besuche sagte, war ich mir deutlich bewußt, nur halb die Wahrheit gesprochen zu haben. Ich arbeitete gerade in jener Zeit ziemlich wenig und der wahre Grund war ein starkes Unbehagen, das ich gegenüber dem unwürdigen und demütigenden Heimlichtun vor dem gestrengen Vater des geliebten Mädchens empfand. Gewisse charakterologische Eigenheiten verbanden den Professor Minor mit dem Vater und so wurde eine Eigentümlichkeit des kindlichen Seelenlebens, das im Traume vorherrscht, in ihrer Realisierung unterstützt. Dem Kinde steht nämlich der Lehrer neben der anderen Autorität, dem Vater, und so ist es ihm leicht möglich, beide Personen, die in seinem Gefühls- und Gedankenleben verknüpft sind, in seinem Unbewußten zu vertauschen. Die Person, welche in meinem Traume als Jakob bezeichnet wird, ist also eine Mischperson; sie ist mehrfach determiniert. Die tiefere Schichte des Traumes bedeutet: ich wünsche dem Vater des Mädchens den Tod, damit ich seine Tochter oft besuchen kann, ohne eine peinliche Szene mit ihm zu befürchten. Wenn ich aufrichtig sein soll — und Aufrichtigkeit gegen sich selbst ist die erste Pflicht des Psychoanalytikers — so waren noch andere, tiefer verborgene Triebkräfte bei diesem Traumwunsche tätig, die mir erst jetzt und unter starkem Widerstande zum Bewußtsein kamen. Kraß ausgedrückt: ich wünschte dem Vater den Tod, um Sexualfreiheit bei der Tochter zu haben. Ich weiß, daß sich jetzt alle Pharisäer vor der Sahara menschlicher Verkommenheit, in die sie meine Traumanalyse blicken läßt, fromm bekreuzigen werden. Doch mögen sie bedenken, daß dergleichen Wünsche öfter als man ahnt bei jungen und leidenschaftlichen Menschen auftauchen. Sie werden aber als mit unserem moralischen Bewußtsein unverträglich ins Unbewußte gesenkt und tauchten nur in der versteckten Form des Traumes auf. So also zeigt der Traum unbewußte Wünsche, die tiefsten und versteckteften Regungen unserer Seele, alles Verborgenste unseres Ich. Doch er zeigt dem, der ihn zu deuten versteht, noch mehr; er ruft ja auch alte, begrabene Wünsche aus der Kinderzeit wach. In ihm feiern sie eine heimliche Auferstehung. So wurde mein Traum kurze Zeit nach dem Tode meiner

Digitized by Google

Mutter geträumt und auch meine Beziehungen zu Ella fanden unbewußt eine Stärkung darin, daß sie der teuren Toten in vielen Zügen ihres äußeren und inneren Wesens glich. Denn die Erinnerung an die eigene Mutter ist ja bestimmend für die spätere Einstellung des Mannes zur Frau, insbesondere für seine Liebeswahl. Der Todeswunsch des Traumes gilt — freilich in kindlicher Art — dem ebenfalls verstorbenen und verehrten Vater, der einst als der stärkste Nebenbuhler des Kindes in der Liebe der Mutter Objekt der Feindschaft war. So geht jeder Traum, der an ein rezentes Erlebnis anknüpft, in letzter Linie auf infantiles Material zurück.

Einige Charaktere des Traumes haben wir schon durch dieses Bruchstück einer Traumanalyse, von der ich hier viele Beziehungen unterschlagen habe, kennen gelernt. Einige andere Merkmale seien nur kurz erwähnt: Wir haben hinter einem anscheinend höchst harmlosen Traum verbotene Wunschregungen aufzudecken vermocht, die das Licht des Bewußtseins zu scheuen haben. Die Psychoanalyse besitzt an ihrer Methode den Schlüssel, um das, was sich hinter dem manifesten Trauminhalte (der Traumfassade) verbirgt, zu zeigen. Diese latenten Traumgedanken sind schwer beladen mit Affekten — der Traum gibt sich nie mit Kleinigkeiten ab. Die Traumentstellung, seine unverständliche und absurde Fassade, rührt von der „Zensur" her, welche die verbotenen Regungen nur verhüllt zum Ausdruck gelangen läßt. Sie ist aber auch bestimmt durch die Rücksicht auf Darstellbarkeit. Wie der Bühnendichter bei seiner Arbeit darauf bedacht sein muß, daß er nur beschränkte Mittel der Darstellung zur Verfügung hat, so kann auch der Traum sein Material nur in visuellen Bildern wiedergeben. Er muß sich begnügen, auch logische Beziehungen in diese Form zu bringen, ein „Entweder-Oder" in zwei Bildern zu zeigen, die Verbindung zweier Charaktere durch Mischpersonen darzustellen, metaphorische Redensarten in wörtliche zu übersetzen und sich einer uralten, im Volke weiter lebenden Symbolik zu bedienen. Das reiche Material der latenten Traumgedanken wird so „verdichtet". Als Mittel dazu dient die Verbindung von Ähnlichem, wobei die oberflächlichsten Beziehungen wie lautlicher Gleichklang zur Darstellung tieferer Zusammenhänge verwendet werden kann. Die seelische Akzentverschiebung ist dem Traume eigen; wichtigste Bestandteile des latenten Trauminhaltes werden verschwommen und en bagatelle behandelt, wäh-

Digitized by Google

rend Nebensachen und Begleitumständen große Deutlichkeit und Ausführlichkeit gewidmet werden.

Auch der Traum stellt sich also wie die Dichtung als Abzugsquelle der unterirdisch fortwirkenden Triebregungen dar. Der Neurotiker flieht in seiner Unfähigkeit, mit seinem starken Triebleben fertig zu werden, in die Krankheit. Er scheitert an der Verdrängung, die dem Normalen mehr oder weniger leicht gelingt, ja die ihn erst befähigt, sich als ein dienendes Glied dem Ganzen der Kultur einzureihen.

Ein guter Teil der alten Kinderregungen und der immer erneuten Triebkraft der Sexualität mußte unterdrückt werden, um nicht seine furchtbaren antisozialen Wirkungen auszuüben. Die Kulturschäden aber bedingen es, daß auch jener Teil unseres Trieblebens, der zur freieren Entfaltung bestimmt, für die Menschheit eine Bereicherung der Glücksmöglichkeiten bedeutet, immer mehr und mehr der Verdrängung anheimfällt.

Ich drohte kürzlich meinem kleinen Neffen im Scherze, ich werde ihm die Nase abbeißen. Er fing bitterlich zu weinen an. „Wozu brauchst du denn die Nase?" fragte ich interessiert. Da brachte er mühselig unter Schluchzen heraus: „Ich muß mich doch schneuzen!" Hat unser Zeitalter nicht ähnliche Anschauungen über die Sexualität und ihre Verwendung?

Künstlerroman, Künstlerdrama

Von Ludwig Hatvany

Der Künstlerroman und das Künstlerdrama genießen von jeher einen schlechten Ruf, — besonders Werke über Dichter sind das trostlose Revier Themen pürschender Dilettanten. Hat es je einen echten Schriftsteller gereizt, Künstlerschicksal zur Gestaltung zu bringen, so war er immer daran, statt eines Dichters, lieber Maler, Bildhauer, Schauspieler, Baumeister, Musiker darzustellen, um sich durch die vorgeschobene, fremde Maske bis zur Unkenntlichkeit, — kenntlich zu machen.

Digitized by Google

Sich? Ja, hier ist wohl der springende Punkt. Der Dichter kann zu der Figur des Dichters, nur durch sich selbst, nie aber bildnerisch-objektiv gelangen. Es geht nicht ohne Beimengung des Ich, das bei der bloßen Berührung dieses fatalen Stoffgebiets, sofort in Lyrik und Bekenntnis überflutet, die formende Gewalt ruhigen Schaffens trübend.

Selbst Goethe, Keller und Flaubert haben um die literarische Gestaltung des Dichters vergebens gerungen — und sich als letzten Ausweg schließlich den Roman des Dilettanten ersonnen. Der Dichter steht nämlich mit seinem Ernst und seinem Können, dem spielenden Getändel des Dilettanten gegenüber, objektiv — und findet zugleich in der Zeichnung dieser ihm fremden und doch so wesensverwandten Gestalt, die beste Möglichkeit zum Abtun der ihm eigensten, aufregendsten, künstlerischen Probleme. Auf diese Art entstehen: Wilhelm Meister, Grüner Heinrich, Éducation sentimentale. Alles Werke, die zwischen Bekenntnis und Erfindung hin und her schwanken, — subjektiv-lyrische Romane über die Geschichte des künstlerischen Scheiterns. Die episch sachliche Darstellung des schöpferischen Talents und seines Verhältnisses zum Leben haben wir noch von keinem bekommen. Und das ist verständlich. Denn solch ein Werk erfordert Ebenbürtigkeit — also eine Sensibilität, die den Künstler jedem andern Stoffgebiet gegenüber zum unbedingten Herrn und Gebieter macht, mit Ausnahme dieses Einen, scheinbar Nächstliegendem, wo er durch eigene Mitleidenschaft notwendig zum Unterliegenden wird. Und selbst vorausgesetzt, daß die Quadratur des Zirkels, daß das Unmögliche gelingt und ein Dichter, der den Dichter darstellt, sich und seine Art gänzlich ausschaltet, indem eine Balzacnatur den Roman einer Flaubertnatur schreibt, so kann dies bei der Stärke der künstlerischen Selbstbejahung, nicht ohne parteiische Stellungsnahme, ohne unwillkürliche Verurteilung, jeder anderen, fremden, künstlerischen Persönlichkeit geschehen. Diese Stimmung muß natürlich dem künstlerischen Schauen, die die Gestalten rund, voll und ganz, von allen Seiten her sehen und erfassen will — dem plastischen Urtrieb des Künstlers feindlich sein. In der Parteilichkeit oder was dasselbe heißen will, im einseitigen Anschauen entstehen dann statt wirkliches Leben wirklich erlebender Figuren, bloß starre Gebilde der Ironie und des Mitleids.

Und noch eine Klippe. Die letzte, nicht die kleinste. Wie soll der Schrift-

Digitized by Google

steller dichterische Größe dichterisch, also nicht bloß dadurch veranschaulichen, daß er den Leser von der künstlerischen Größe seines Helden einfach versichert, oder was dem gleichkommt, daß er uns von ihr essayistisch-didaktisch, also unkünstlerisch zu überzeugen sucht? Nach einer gewissen bequemen Verzichtsmethode, die die künstlerische Darstellung des Dichters für unmöglich hält, bleiben für den Dramatiker und den Romancier nur biographische Nebendinge in der Figur eines Dichters zu erfassen. Um geboren zu werden, zu lieben, zu irren, zu heiraten, um gute oder verderbliche Leidenschaften zu haben, und schließlich um zu sterben, muß man nicht gerade ein Dichter sein. Das Werk entsteht im Unfaßbaren einer Seele. Wie läßt sich nun dieses Unfaßbare und gar das Maß seiner Wirkung auf andere, die Idee künstlerischer Größe in erfundenen Roman- und Dramengestalten künstlerisch begreiflich machen?

Soll man das? Kann man das? Die Verzichtsmethode sagt: nein. Sie geht sogar weiter: eben wegen des Unfaßbaren im Künstler muß alles Faßbare uninteressant sein und der Roman und das Drama vom Dichter notwendig hohl, leer und langweilig bleiben. Es ist als ob dem scheinbar reizvollsten Objekt aller Darstellung, dem Darsteller selbst, nicht beizukommen wäre, als ob der Dichter von seiner Kunst wie von einer Tarnkappe bedeckt, als Kenner ungekannt, als Sucher ungesehen, als Bildner ohne Abbild durch die Welt gehen müßte.

Und doch, es will mir nicht einleuchten, warum die Darstellung des talentlosen Menschen interessanter sein soll, als die des schöpferisch Talentierten? Man sollte doch meinen: im Gegenteil. Warum genießen die Arbeiter oder die ehrbare Sippe der Fuhrleute und der Schenkwirte oder gar die würdige Körperschaft der Diplomaten das Vorrecht künstlerischer Darstellungsmöglichkeit? Warum die und alle anderen — nur der Dichter eben nicht? Einfach darum, weil die Darstellung des sehr komplizierten Seelenmechanismus eines talentierten Menschen schon an und für sich eine große Schwierigkeit ist, — und nun gar die eines talentierten Dichters für den Dichter, der ihn darstellen will, zugleich ein Naheſtehen und ein Fernhalten, also die größte, beinahe unmögliche Selbstentäußerung erfordernde Aufgabe bedeutet.

Denn so gewiß es ist, daß man um geboren zu werden und um zu ster-

Digitized by Google

ben und um alles zu tun und zu empfinden, was zwischen diesen zwei Polen des Daseins zu tun und zu empfinden möglich ist, nicht unbedingt ein Dichter sein muß — so gewiß das ist, so ist es nicht minder gewiß, daß es ein Aufgeben der Dichtkunst, als divinatorische Kunde vom Menschen hieße, sich mit der stumpfen Annahme von etwas Unfaßbarem im Künstler zu begnügen. Der Mediziner handelt in allen Lebensbetätigungen anders als der Jurist. Nur der Dichter soll sein wie alle Menschen? Die man aus der Geschichte kennt, waren anders — sollen die Erfundenen nichts Unterscheidendes haben? Auf dieses Unterscheidende im Dichter kommt es an — dieses Zeichen muß in allem seinen Tun gefunden und aufgezeigt werden. Wer kann das? Wer wagt das?

Das oberflächliche Anschauen hat dieses unterscheidende Zeichen darin zu finden gedacht, daß es sich die Legende vom lustigen Dichtervolk, dem leichtsinnigen, heitern Bohême erfand. Ein furchtbares Mißverständnis. Natürlich bedarf das Talent — da es sich nicht wie das Genie, Welten aus dem Nichts erschaffen kann — den steten Anstoß äußeren Erlebens, das immerwährende Prickeln der erfrischenden Sensation. Doch ist das keineswegs lustig! Der von der verhängnisvollen Gabe des Talents Heimgesuchte führt ein unruhiges, zerstörtes, von der krankhaften Sucht des Erlebens und der Sensation umhergetriebenes, bedauerliches Dasein. Er hat nirgends sein zu Hause innerhalb der bürgerlichen Weltordnung, wo doch sonst jeder — auch das unglückliche Genie — einen ihm zukommenden, würdigen Platz zur nützlichen Tätigkeit findet. Die Bohême — eben die Gesellschaft der von der Gesellschaft ausgestoßenen Talente — ist also notwendigerweise eine traurige Menschheit. Nur der Outsider der Kunst, der Dilettant kokettiert mit dem Bohêmetum, der Künstler muß entsetzlich leiden in der vogelfreien Losgelassenheit, in die er durch die Fatalität seines Talents hineingeriet. Er fühlt sich als ausgestoßenes Waisenkind der Menschheit und seine ganze Sehnsucht geht dahin, in sie wieder kindlich aufgenommen zu werden. Jeder sogenannte Bohême ist erfüllt vom tiefsten Heimweh nach dem Herd, von der Sehnsucht nach geborgenem, traulichem Familienleben und dem Traum eines einfachen, ruhigen, festgesetzten Philisterium. Wird nun eine talentierte Frau zur Dichterin und hat sie eine wüste Zeit des erlebnissuchenden Herumirrens in freiem Leben und freier

Digitized by Google

Liebe hinter sich, so muß sie natürlich dieses Heimweh doppelt quälend empfinden. Es muß auch notwendig zu einem Kampf führen, zwischen den stärksten Instinkten der Frau, dem Trieb zur Ehe und Mutterschaft und zwischen jenem andern, dem Kunsttrieb, der sie, um immer wieder künstlerisch schaffen zu können, immer wieder menschlich zu erleben zwingt. Dieser Kampf ist um so tragischer, als die Frau, hierin phantasieloser, als der talentierte Mann, — wenn sie schreibt, malt oder musiziert, viel enger an dem Erlebten haftet und vom Geständnis eigentlich nie loskommt. Ihre Kunst ist eine seelische Entblößung. Je hüllenloser, umso künstlerischer und interessanter für jedermann, für den Leser, umso demütigender, beschämender, erschreckender für den einen Mann, dem Geliebten oder dem Gatten. Jede Künstlerin — aber auch jeder Künstler hat die Erfahrung gemacht, daß Eigenschaften, die ihm als Künstler die Liebe und die Verehrung aller zusichern, ihm als Menschen, von seiner ganzen persönlich bekannten Umgebung, ja sogar von seinen Nächsten, nur Verachtung und Haß eintragen.

Hat es nun ein Dichter auf die Gewinnung der menschlichen Achtung seiner Zeitgenossen abgesehen, so droht der Konflikt von einer andern Seite. Dann muß der Dichter sehen, wie sein Talent im beengten, regelmäßigen Lebenswandel langsam versiegt. Und nicht genug damit! Die Buße ist noch härter — man wird nicht ungestraft zum Dichter. Einmal im Leben müssen die gebändigten Sehnsüchte losbrechen. Die Welt steht nun verwirrt vor der Tat des verehrten Mannes, die sie sich nur als plötzlich auftretenden Wahnsinn, als launenhafte Verirrung erklären kann, nicht ahnend, daß in der angeblichen Verirrung und in dem Wahnsinn dieselben Kräfte ihr geheimes, verruchtes Spiel treiben, die im Kunstwerk, in Stil und Form niedergehalten, überall bestaunt und verehrt werden.

Thomas Mann ist meines Wissens der erste, der in seinem Tod in Venedig, einem novellistischen Meisterwerk von stärkstem Gefühl und weisester Erwägung, sich an die Lösung des Rätsels vom schöpferischen Talent herangewagt hat. Er hat gezeigt, daß man auch im kleinsten Tun eines Dichters seine ganze Psychologie, das kennzeichnend Spezifische seines Wesens aufdecken kann, und daß es eine künstlerische Art gibt, um den Leser auch von der Bedeutung einer Dichterfigur zu überzeugen. Nun ist es

Digitized by Google

auch erwiesen, daß der Künstlerroman und das Künstlerdrama, ja sogar die verpönte Bohèmeliteratur, einer Revision unterzogen werden müssen. Die Furcht mit kompromittierenden Vorgängern verwechselt zu werden, die die matte Lyrik erlahmender Schöpferkraft oder die Sensationssucht ihrer Oberflächlichkeit in den vielen, üblen Künstlerromanen und Dramen verarbeitet haben, darf einen Schriftsteller, der es ehrlich mit seiner Kunst meint, nicht abhalten, dieses Stoffgebiet wieder zu betreten, um auf die Suche manches Neuen und Interessanten zu gehen, das dort in nächster Nähe verborgen liegt.

Variété / Von Hanns Lechner

ie Wände sind hoch und in gelbem Ton gehalten. Unsichtbare Lichter umspielen in weichen gedämpften Wellen Smoking und Theaterrobe. Spitzen, Steine, Arme und Brüste funkeln durchs Halbdämmern. Alles mehr Verschwimmen, Verfluten, Verklingen mit dem prickelnden Reiz des Ahnungsvollen. Das Wort, das in die Helle des Tages hart fällt, wird ein Flüstern, Summen und Schmeicheln. Der Händedruck, draußen die Formalität des Alltags, eine Liebkosung, ein Glut- und Blutfühlen, Versprechen und Hingabe. Blicke tasten und irren. Stirnen röten sich höher bei jedem süßen Giftschluck der Zigarette, bei jedem mit Wollust festgehaltenen Gedanken, der Berührung und Sünde zugleich ist.

Den Hintergrund, die Unterstimmung bilden wiener Operettenweisen aus der Versenkung des Podiums. Fast wollen die Klänge nicht gehört werden. Ein Takt flüchtet scheu vor dem anderen. Die Töne kriechen, winden und schmiegen sich. Züngeln lodernd zur Decke und fallen schwer und flügellahm in die Seele des Vergewaltigten. In Höhen jauchzt, in Tiefen schluchzt es. Fern, fremd, unwirklich und doch zwingend ist ihr Bann, daß sich die Lippe beißt, um eigenes pochendes Blut zu spüren.

Hundert Köpfe ebensoviel eigenartiger Individuen sind ein Begriff: ein Körper, den Drang und Schwüle zusammenschweißt, zur Masse lötet: das Publikum. Individualitäten, Wesenseigenheiten sind ausgeschaltet, der Typ bleibt. Jeder einzelne ist eine Halbheit, der Bruchteil einer Halbheit; an und für sich undenkbar. Jeder einzelne hat viel Ungewißheit und Scham in sich: seine Bildung, seine Kultur, seinen Lebenstrank von so niederm Sockel schlürfen zu müssen; aus — Gossen, deren Wasser der Strahl einer weiten Sonne süßlich betäubend und — stinkend machte. Jeder einzelne leugnet gern eine gewisse Urform, hat ein Erröten für den Urzustand. Aber die Gesamtheit macht stark, stumpft das Selbstbewußtsein ab und erhöht es mit einem. Zweck und Ziel

Digitized by Google

verschiebt sich: Genuß, Verfeinerung, Lebenskunst. Auch Gefühl und Inhalt: Scham des Einen wird lastende Feigheit im Herzen des Riesenkörpers ...

An der Peripherie des Riesenkörpers nur pendeln ein paar Glieder: blut- und wesensfremd mit ihm selbst, aber durch magnetische Kräfte angezogen und festgehalten. Das sind Tiefe und Einsame, die — über dem Kopf die klingelnde Faschingsschellenkappe — Wirklichkeit und Leben übertönen, die Graue des Alltags verscheuchen, sich selbst ironisieren wollen. Sie sind oft Unglückliche, oft Dichtende, oft Philosophen. Sie sind nach einem drangvoll ausgefüllten Leben soweit in der Erkenntnis gekommen, daß ihr Wahrheitsdurst nach Lüge lechzt, daß ihnen ein öder Harlekinspaß wirklicher ist als das wirkliche Leben, daß sie Rausch, Schminke, Schweiß, Lachen und Sünde brauchen zur Verzweiflung und Verneinung.

... Die Musik verstummt.

Über die Bühne gehen seidene, phantastisch abgetönte Kleider, nackte sehnende Frauenleiber, schwere flutende Wellen Parfüms.

Der Partner der Sprechenden ist immer das Publikum: der Riesenkörper der mit scharf eingestelltem Ohr jede Silbe fängt, dessen Herz bei Worten der Liebe glüh sich preßt, dessen Hand sich bei Eifersuchtsszenen zusammenkrallt, dessen Mund bei Schwüren der Brautnacht sich spitzt, die Süße der illusorischen Wonnen kostend.

.... Ein Strom geht von dem Podium in den Zuschauerraum, bannmächtig ...

Und wieder Musik ...

Und dann ein Aufatmen, eine Leere ...

Der Riesenkörper zerteilt, zerlöst sich. Scham und Ernüchterung nimmt wieder vom Einzelnen Besitz und treibt ihn haltlos durch die Schatten der Straße ...

Digitized by Google

Reichstagsporträts

VII

Ein Sozial-Liberaler

„Das Wort hat der Herr Abgeordnete Gothein!" ... Man hört lange Atemzüge, gepreßte oder erleichterte, und jenes typische Rascheln einer Versammlung, die sich neu zurechtsetzt. Beine werden übereinandergeschlagen, Manschetten gezupft, gestützte Kinne aus der rechten in die linke Hand genommen. Dieses Geräusch kennen wir aus dem Parkett des Theaters, wenn Markus Antonius sich zu seiner entscheidenden Rede räuspert: „Mitbürger! Freunde! Römer! Hört mich an!" Auch der mittelgroße Mann mit dem grau-gelblichen Haupt- und Barthaar, der jetzt die Tribüne hinaufeilt, wird ausführlich sein. Er macht den Eindruck etwa des Chefingenieurs einer großen Fabrik, der Wert auf gute Beziehungen zu seinen Arbeitern legt: ein tüchtiger, menschenfreundlicher, vorurteilsloser, etwas derber Mann. Der Abgeordnete Gothein ist mit schrecklich viel Büchern und Dokumenten bepackt, und er breitet sie behaglich vor sich auf dem Rednerpult aus. Die schwarzblau angestrichene Saalhälfte konstatiert diese Fülle des Materials mit Grauen. Eine leichte Panik ergreift sie, und von rechts und aus dem Zentrum stöhnt es: „O, o!" und „Ach, ach!" Da lächelt Herr Gothein. Die Linke ruft zu den Konservativen hinüber: „Ruhe! Ruhe!" Der Präsident schwingt die Glocke. Die Rechte murrt noch ein wenig, räkelt sich und wird still. Gothein kann beginnen. In diesem Augenblick ergreifen einige Agrarier, die sich bei jedem sachlichen Satze langweilen, die Flucht. Sie werden im Restaurant, zum schwarzen Kaffee, ihre Importe rauchen, und dann wird man sie im Ledersessel des Foyers ein Nickerchen machen sehen. Auf anderthalb Stunden können sich die Herren bequem einrichten. Dann wird der Lärm, der bei Gotheins Schlußpassage unter den zurückgebliebenen Freunden losbrechen wird, sie aufwecken.

Georg Gothein, Schlesier, 55 Jahre alt, Bergrat a. D., seit 12 Jahren M. d. R., fortschrittlicher Vertreter eines pommerschen Wahlkreises, ist keineswegs auf Sensation bedacht. Seine Reden sind nicht immer Ereignisse, und oft spricht er zu weitschweifig, zu wenig konzentriert. Wenn trotzdem sein Auftreten so bewegte Präludien hervorruft, so hat das seine Gründe. Gothein verfügt gerade auf den Gebieten, auf denen die Rechte am verwundbarsten ist, über sehr gründliche Kenntnisse, er weiß eminent viel von agrarischen und zolltechnischen Dingen, von Steuern, Welthandel und Verkehr; er ist ein unbefangener Bekenner des entschiedensten Liberalismus, ganz frei von der Furcht, in vielem mit der Sozialdemokratie Hand in Hand zu gehen, ja gelegentlich vielleicht der einzige bürgerliche Befürworter einer sozialistischen Forderung zu sein; und er war (was für die Gouvernementalen am peinlichsten ist) früher selbst „bei der Firma" beschäftigt, er war Staatsbeamter und hat sozial wichtige Teile der Regierungsmaschinerie aus eigener Anschauung kennen gelernt. Im oberschlesischen Kohlenbezirk hat Georg Gothein als Bergrevierbeamter jene Erfahrungen gesammelt, die jetzt seiner Sozialkritik ihre den Gegnern lästige Autorität verleihen. Ein Charakter, den Beamten-Meditationen an die äußerste Grenze der bürgerlichen Linken gedrängt haben — das ist in Deutschland keine alltägliche Erscheinung. In Frankreich säße ein solcher Mann wohl unter den unabhängigen Sozialisten, in der Nähe des ausgezeichneten Deputierten Paul-Boncour,

Digitized by Google

der eine Zeitlang Arbeitsminister war ... G. Gothein ward später erster Syndikus der Breslauer Handelskammer, auch Mitglied des schlesischen Provinziallandtages und des preußischen Abgeordnetenhauses. Unter seinen zahlreichen politischen und nationalökonomischen Schriften ist ein „Agrarpolitisches Handbuch" hervorzuheben.

Gothein ist ein politischer Gelehrter, aber kein Pedant; und er ist polemisch, ohne je fanatisch zu werden. Unermüdlich trägt seine laute Stimme die Argumente der Opposition herbei (er strapaziert sie wirklich, diese Stimme, und schon nach einer halben Stunde klingt sie ganz rauh); aber nie hat jemand einen Ausbruch persönlicher Gehässigkeit von ihm vernommen. Immerhin sollte Gothein seine Reden mehr kondensieren. Sie enthalten Partien, die man allzusehr voraussieht. Dieser Politiker ist zu berechenbar, und das, was er sagt, oft zu „ediert". Dann freilich kommt doch eine geschickte Wendung, ein hübsch formulierter Angriff, eine nette Bosheit, eine reizvolle parteipolitische Entdeckung. In seinen glücklichen Momenten vermag Herr Gothein das Haus zu schallender Heiterkeit, zu lautem Beifall oder tosendem Widerspruch zu erregen. Lägen diese wirkungsvollen Minuten näher beieinander, so wäre der Abgeordnete für Greifswald ein ebenso ausgezeichneter Rhetor, wie er ein wohlgerüsteter Streiter gegen feudale Privilegien ist, ein Radikaler von unbedingter Zuverlässigkeit, der in seiner ganzen Tätigkeit niemals jene Menschenmassen vergessen hat, die Mangel leiden an Licht und Luft, an Raum und Zeit, und denen zu helfen die heiligste politische Aufgabe der Glücklicheren ist.

Carsten F. Jesper

... uns zu edler Tat begeistern

Die verkehrsstörende Ansammlung von Monarchen hat sich verlaufen. Der Zar wurde unbeschädigt zurückerstattet. Das junge Paar betrachtet sich sein Glück in Schloß Hubertusstock. Gestern, Montag abend, sind die letzten Verwundeten aus dem Kunstgewerbemuseum in ihre Wohnungen überführt worden. Die Brautgeschenke sind schon auf dem Weg nach Gmunden.

Es gibt immer noch keine Ferien. Das Kaiserjubiläum steht vor der Tür, wie Holzbock sagt. Die Kette der Feste, sagt er, reißt nicht ab. Aber selbst wenn's eine Sperrkette wäre, das Publikum stände unentwegt an ihr Spalier. Alle Dämpfungsversuche, die tollsten Absperrungen, die konfiszierten russischen Spitzelgesichter, diese ganze mechanisch hergestellte Fata morgana erdenfernen Gottesgnadentums, versagengegenüber diesem Monarchismus.

Ja, wenn der ganze dynastische Jahrmarkt nicht diesen versöhnenden Ausklang gefunden hätte. Der Frauenkrieg in der Prinz-Albrecht-Straße! Dort war, im Kunstgewerbemuseum, die Ausstellung der Brautgeschenke. Man konnte sich, abgesehen von einigen Prachtstücken, da sehr gut ein Urteil bilden über das Niveau des deutschen Geschmacks. Besonders die Gaben aus loyalen Bürgerhänden waren kennenswert. Spinnrocken oder „Brot und Salz", in silbervergoldeten Gefäßen. Dinge, bei denen die Gesinnung des Gebers die Hauptsache sei. Dann aber hingen da auch der Brautschleier und das Brautkleid (Ehren, die man sonst nur den Staatserben längst vermoderter Ahnfrauen oder den créations im Modeladen angedeihen läßt).

Das alles mußten die deutschen Frauen sehen und waren bereit, Leib und Leben daran zu setzen. 7000 stellten

Digitized by Google

sich ein, mußten von 100 berittenen und nichtberittenen Schutzleuten voreinander beschützt werden und rissen sich doch Zöpfe, Hüte und Blusen entzwei. Nachdem eine Woche lang das deutsche Bürgertum jubelnde Disziplin prästiert hatte, fiel sein weiblicher Teil, kaum daß die Fürsten Berlin den Rücken gewandt hatten und man wieder unter sich war, stürmisch übereinander her und raufte sich um unwiderruflich letzte dynastische Gegenstände.

Ich bin außerordentlich gespannt, wie diese Schlacht in die Fächer der hehren, deutschen Frau eingeordnet werden wird. Unter: heldisch? Oder: fürstentreu? Man wird die Weiber von Weinsberg vielleicht bemühen und sagen, auf Äußerlichkeiten käm' es nicht an. Es sei sicherlich auch kein schöner Anblick gewesen, besagte Weiber ihre Männer Huckepack tragen zu sehen. Aber die Gesinnung ... Und so sei denn eben, mit einem liebenswürdigen Einschlag echtweiblicher Eitelkeit und Neugier, die prachtvolle Kampfnatur der deutschen Frau ... Freilich mit dem Frauenstimmrecht!? Wenn unsre liebreizende Damenwelt im Parlament in gleicher Weise ihre gewiß erfreuliche, monarchische Gesinnung zum Ausdruck bringen wollte, so wären die Herren „Genossen" sicher die ersten, die nach dem Präsidenten schrien.

Ich bin ja auch gegen das Frauenstimmrecht. Aber noch mehr gegen das Stimmrecht der Gesellen, die diesen Frauenskandal neckisch behandeln konnten. Mich freut er. Jawohl! Weil er aufs schärfste gezeigt hat, welche Abgründe in diesen Familien-Müttern gähnen. Daß menschlich und geistig mit diesem Frauenmaterial gar nicht zu rechnen ist. Daß die wundervolle Phrase vom innigen, auf gegenseitigem Verständnis aufgebauten, deutschen Familienleben die Kulisse vor einer nationalen Schmach ist. Wenn Männer ihre Frauen nicht besser erziehen können, als daß sie sich vor einem prinzeßlichen Gabentempel die Kleider vom Leib reißen, dann gibts nur eine Erklärung: daß die Sklaverei wenigstens für Weiber in Deutschland noch überall besteht und daß die Mehrzahl der Männer diesen ihren hörigen Haushälterinnen nicht den Bruchteil eines Gedankens zukommen lassen. Das will noch als Dame behandelt werden und über Erziehung und Anstand mitreden? Es soll sich erst die Blusen flicken, durch deren Risse alle Blößen der deutschen Frau — nicht schimmerten.

Dieses Gastspiel der Berliner Weiblichkeit als karikierte dames des halles war aber nur die logische Peripathie dieser Hochzeitstage, das rasende Finale einer sonst durch still vorkommende Beharrlichkeit sich äußernde Gehirnerweichung dieses Bürgerstandes. Eine Bevölkerung, die von Mittwoch bis Sonntag, den Proviantsack in der Hand, jede Straße belagert, auf die ein Königlich preußischer Pferdeapfel fallen kann, darf sich nicht wundern, wenn der Stumpfsinn am Montag in Tobsucht übergeht. Es gibt ein Maß von Fürstentreue, dem selbst ein deutsches Bürgerhirn (man verzeihe mir den unzutreffenden Ausdruck) nicht gewachsen ist: Es beißt oder heult nach dem Absolutismus. Oder (wenn es weiblich ist) nach der Spitzenwäsche einer Prinzessin.

Eines interessiert mich noch: diese Hochzeit, der Mai, der Alkohol haben Berlin in einer gigantischen Weise gepaart. Wie mag die Generation werden, aus den Lenden dieser Bande, nach vier Tagen von körperlich betätigtem Patriotismus? Lieber noch Oktoberfest-Kinder harmlosen Blödsinns, als von Müttern, die sich an Lakaien versehen haben.

Ulrich Rauscher

Digitized by Google

Ein paar gute Bücher

In der „Bibliothek der Romane" des Inselverlags sind einige neue Bände erschienen, die Beachtung verdienen, vor allem der Henry Esmond von Thakeray und der hübsche lustige Onkel Benjamin von Tillier. Immerhin, es gab von diesen Büchern andre Ausgaben, wenn auch keine so hübschen; ein wirkliches Verdienst aber ist die Neuausgabe des „Tuti Nameh" in dieser selben Inselsammlung. Tuti Nameh, das türkische Papageienbuch, ist in den fünfziger Jahren in einer zweibändigen Übersetzung von Georg Rosen erschienen und war das Entzücken meiner Jugendjahre. Oft wollte es mich wundern, warum kein Verleger diesen Schatz wieder ausgrabe, nun ist er gehoben, und wir wollen hoffen, es folgen ihm später auch Herders Palmblätter und andre verwandte Bücher. Das Papageienbuch ist nicht nur eine originelle Sammlung morgenländischer Geschichten in vorzüglicher, leicht nach dem Erzieherischen hin gewendeter Form, es ist auch ein wahres Muster feiner Übersetzungskunst. Wer die Dichtung des Ostens liebt, ohne doch die orientalischen Sprachen zu verstehen, der wird wie ich die wenigen Meisterstücke dieser Art in Ehren halten. Dankenswert ist auch das interessante Nachwort über den Übersetzer.

„Aus dem Engadin" heißt ein hübsches und merkwürdiges kleines Buch mit acht Erzählungen meist märchenhafter Art, das Gian Bundi im Verlag von A. Francke in Bern herausgab. Es sind Märchen aus dem Engadiner Volk, stofflich und formal zum Teil voll italienischer Einflüsse. Bundi hat die hübschen Geschichten sehr einfach und hübsch erzählt, die phantastischen Illustrationen sind von Hans Eggimann. Das sehr sauber gedruckte Buch wird Kindern Freude machen, es wird aber auch von den Freunden der Volksdichtung beachtet werden, als eine schöne und eigenartige Bereicherung der Märchenliteratur.

Für Jugend und Volk sind die „ausgewählten Erzählungen" von Paul Lang eine gute Lektüre, die der Verlag A. Bonz in Stuttgart in zwei Bändchen wohlfeil herausgegeben hat. Paul Lang, der verstorbene schwäbische Pfarrer, hat in seinem Vortrag viel, was an Hermann Kurz erinnert, und seine „Regiswindis" haben wir als Knaben mit Schauern und Entzücken gelesen.

Einige hübsche Publikationen aus der Weimarer Vergangenheit hat der dortige Verleger G. Kiepenheuer gebracht, darunter vor allem das schöne Buch „Die Goethezeit in Silhouetten" von Dr. Kroeber. Der nette Pappband in mäßigem Quart enthält über siebzig Schattenrisse aus jenem Weimar, das wir heute unter Führung durch höfliche uniformierte Aufseher mit Staunen und Wehmut betrachten und dessen seltsam reizvolle Mischung von üppigem Übermut und bescheidener Bürgerlichkeit auch in diesen intimen Erinnerungsblättern lebt. Der gleiche Verlag, der in Weimar einen guten Drucker gefunden hat, gibt eine kleine „Liebhaberbibliothek" heraus, in welcher kleinere Werke aus der Literatur aller Zeiten in sehr gefälligen, meist illustrierten Taschenausgaben erscheinen, und jeder Band kostet gebunden nur anderthalb Mark. Die Auswahl der Texte ist sehr zu loben, speziell ein Band Erzählungen von Brentano ist sehr fein ausgewählt; weiter brachte die Sammlung „Paul und Virginie", einen Band Loti, Novellenbände von Jakobsen, Poe, Andersen. Mir scheint, dies Unternehmen hat Zukunft.

Im Tempelverlag ist ein sechsbändiger Lessing fertig geworden, schön

Digitized by Google

und handlich wie alle Ausgaben dieses bewährten Verlags. Ein solcher Lessing hat gefehlt. Die Ausgabe kann für vollständig gelten und ist verständig angeordnet. So spricht dieser reinste Geist des 18. Jahrhunderts wieder neu zu uns, und man braucht nur einen Nachmittag in den kritischen Schriften zu lesen, um wieder mit erstauntem Entzücken diese außerordentliche Atmosphäre von kühler Gescheitheit und intellektueller Leidenschaft zu atmen.

Die hübschen billigen Bändchen des Inselverlags, musterhafte Drucke in Kartenband für 50 Pfennig, seien nochmals empfohlen. Es ist eine Reihe neuer Bändchen erschienen, darunter ein paar gut gewählte Novellen aus Boccaccio, das Tagebuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz, Butzbachs Wanderbüchlein deutsch, die Antigone des Sophokles in einer wenig gekannten ältern Übersetzung. Auch die Auswahl moderner Dichtungen, die in diese schöne Sammlung aufgenommen wurden, hält einer strengen Kritik stand, als besonders schätzenswerte Gaben nenne ich das Büchlein Liebesgedichte von Ricarda Huch, Bindings sehr schöne Novelle „Der Opfergang“ und Schlafs Geschichtenbuch „In Dingsda“.

Wenn wir uns unsrer Schülerjahre erinnern und der Stunden, in denen wir mit der deutschen Sprache und ihrer Literatur gequält wurden, so denken wir doch immer mit Dankbarkeit an die Rosinen im mageren Kuchen, an jene paar schönen, wirksamen, beglückenden Stücke im Lesebuch, die wir immer wieder lasen und genossen. Da waren ein paar Erzählungen von Hebel, die Uhlandballaden, Kerners Geigerlein von Gmünd und ähnliche feine Sachen, und da waren vor allem auch die paar Balladen von August Kopisch, diesem feinen, witzigen, herzensfrohen Humoristen und Kleinmaler, den wir liebten und verehrten und von dem wir später zu unsrem Erstaunen in der von den Erwachsenen ernstgenommenen Literatur kaum eine Spur mehr fanden. Diesen lieben, launigen Mann und subtilen Feinschleifer kleiner Kostbarkeiten hat in einem famosen Bande Leo Greiner herausgegeben, eine reiche Auswahl, die auch viel schöne Prosa gibt und von jenen Kinderschnurren bis zu den wundervollen Erzählungen aus Italien führt. Das hübsche, wohlfeile Buch ist bei Martin Mörike in München erschienen unter dem Titel „Allerlei Geister“, und es zeigt in exemplarischer Weise, daß feinfühlige Herausgeber und gute Verleger miteinander nicht nur Bücher machen, sondern Schätze graben und uns bereichern können.

Der Verlag Josef Singer in Straßburg gibt eine Serie von wohlfeilen Bänden heraus, deren Äußeres fast wie eine Nachahmung jener Mörikebände aussieht. Von den neuesten Erscheinungen dieser Sammlung sei der Strindbergband speziell empfohlen, man hat da für drei Mark eine nicht schlechte Auswahl aus Strindbergs Erzählungen. Zugleich erschien dort auch ein Band Rabelais, eine neue Bearbeitung und teilweise Kürzung des Gargantua und Pantagruel, von Ulrich Rauscher mit Geschmack besorgt. Die Ausgabe beruht auf der alten Übersetzung von Regis; wer sich für neue Übertragungsversuche interessiert, sei auf die bei Langen erschienene von Hegaur und Owlglaß hingewiesen.

Daß Gustav Falke im Januar 60 Jahre alt wurde, hörte man beinahe mit Schrecken. So gehen die Jahre hin, und die, in deren Versen wir Jungen vor 15 Jahren uns selbst wiederfanden, sind nun alte Herren! Falkes Verleger Janssen hat bei diesem Anlaß eine Sammlung seiner Gedichte in fünf sehr hübschen Bändchen gemacht, mit Dankbarkeit liest man diese lieben, feinge-

Digitized by Google

formten, oft entzückend kindlich-reinen Verse wieder und fühlt sich selber mit Beschämung so viel älter geworden. Von den Dichtern, die wir damals verehrten, sind nur Dehmel und Hauptmann Führende geblieben, Falke steht nimmer unter den „Modernen". Dafür hat er jene Kultur der Seele und jene schöne edle Form, die wir am Ende doch nicht missen mögen. Wir grüßen ihn in dankbarer Verehrung!

Hermann Hesse

Herr Prévost, der Nationalist

Marcel Prévost versucht in seinem eben in der „Illustration" erschienenen Roman Les Anges Gardiens, der kunstfremden patriotischen Richtung der Literatur eine psychologische Seite, eine leidlich tendenzfreie Färbung zu geben. Unter dem (natürlich ironisch aufzufassenden) Titel sind die ins französische Familienleben sich drängenden, es störenden oder vernichtenden ausländischen Erzieherinnen zu verstehen; der feministische, hier besonders pessimistische Akademiker entwirft in dem Werke eine Sittenstudie von unverkennbarem Wert und Reiz, wenn auch der Apparat, die weitverzweigte und wohlverschwägerte Familiengruppe, welche zur Einführung von vier Typen nötig war, nicht eben leicht zu übersehen ist.

Die Italienerin Sandra Ceroni interessiert sich weniger für ihre Schülerin Loute Corbellier, als für deren schönen, leicht femininen Bruder Jacques; die belgisch-luxemburgische Rosalie Boisset lebt in völliger Abhängigkeit von ihrem Dienstherrn, dem sympathischen Baron Ropart (der beiläufig Vater ihres Kindes wird und mit ihr übers Meer flieht); umgekehrt beherrscht die Engländerin, die Governeß Fanny Smith, in eifersüchtiger, unerbittlicher Härte die arme Berthe Haumont, entzweit sie mit Bräutigam und Eltern, worauf sie schließlich der alte Haumont erwürgt. Die Deutsche, Magda Riemann, endlich vermittelt als „Schutzengel" zwischen Josette Croze und ihrem Verehrer und gibt sich deren Vater, dem Unterstaatssekretär, eine Nacht hin, um das Schema B 2. 17 der Luftmobilisierung Verdun-Nancy zu stehlen. Na ja, das ist halt Mode ... Soviel über die Handlung, oder soll ich noch versichern, daß aus Gründen der Geschlossenheit die verlassene Baronin die Schwägerin des Unterstaatssekretärs ist, der seinerseits ein Verhältnis mit der alternden Frau Corbellier unterhält, das von der perfiden Sandra gar peinlich gestört wird, wobei ... usw. usw.

Mehr als die Lebensführung dieser Leutchen interessiert uns, was bei einem kleinen von Mag veranstalteten Gelage (auf Kosten ihres Geliebten und Helfers Bolski) die vier Gouvernanten sprechen; da sind, wie Mag hübsch sagt, „die weißen Flügel abgelegt", und es zeigt sich die wahre Natur „dieser isolierten Wesen, die in gleicher Lage, im Exil fern von der Heimat, etwa die gleichen Leiden erdulden, dieselben Einschränkungen ertragen, gleichen Groll und gleiche Hoffnungen nähren und den gleichen Lastern frönen, oder ungefähr . . ." Leider fährt dann Herr Prévost fort, gemeinsam sei ihnen auch „der Haß gegen Frankreich und die Mischung von Verachtung und Neid, die bei den Fremden unser altes raffiniert zivilisiertes und sorglos temperamentvolles Land erregt, dessen völligen Untergang sie wünschen, dessen Verschwinden vom Erdball sie möchten, dessen Tod zu feiern sie sich so oft rüsteten, bis es plötzlich wieder aufsteht und seine Stellung unter den Völkern einnimmt, von Genie und Kraft und Ruhm getragen

Digitized by Google

und geschmückt mit dem, was den andern Völkern noch unerträglicher ist als Genie und Kraft und Ruhm: Eleganz und Ironie."

In diesem konservativen Geiste geschieht es denn auch, daß wir am Schluß nur die Nebenpersonen vom Glück geküßt sehen, und eine junge Frau hören wir da murmeln:

„Wenn wir Kinder haben, möchte ich lieber, sie blieben ungebildete Flegelchen, statt in mein Heim Leute wie Sandra, Mag oder Fanny hereinzulassen. Sie haben uns zu weh getan!"

Werner Klette

Galsworthy

Ein paar Jahre lang sind seine Werke ungelesen in den dramaturgischen Bureaus gelegen. Jetzt plötzlich heißt es: Berlin, Wien, Frankfurt a. M. haben eins, zwei, drei seiner Werke angenommen. Gestern schmählich unbeachtet, heute die „stärkste Hoffnung des modernen Theaters". Anders geht es nun einmal nicht mehr. Monatelang steht der Hammel und mit ihm die ganze Herde vor dem Wasser. Plötzlich springt einer hinein, bums, folgt die ganze Herde nach. Dann aber ist es gleich ein europäischer Erfolg, nach dem geschwommen wird. Billiger gehts nicht mehr.

Ich habe Galsworthys „Strife", als ich es vor drei Jahren las, für die Wiener freie Volksbühne zur Aufführung bestimmt, dort hat es jetzt, durchaus anständig gespielt, großen Erfolg gehabt. Dennoch möchte ich deutsche Theatergeschäftsleiter davor warnen, jetzt in eine Galsworthy-Hausse einzutreten. Zwar ist man bei diesem wahrhaft korrekten Engländer vor närrischen Überraschungen geschützt, er wird nie dichterisch exzedieren, wie etwa Eulenberg oder sonst ein deutscher Phantast, er wird auch nicht monologisch werden, wie Hauptmann, der die Probleme aus der stets bedrängten Bekennerbrust hervorstöhnt, auch groteske Sprünge wird er sich nur so weit erlauben, als ein Engländer eben grotesk sein darf. Galsworthy gehört zu den wenigen Autoren, die sich kommandieren können, aus seinem Hirn entsteigen seine Werke. Er ist der Dramatiker der praktischen Vernunft. Dennoch seien deutsche Theatergeschäftsleiter gewarnt.

Es muß herrlich sein, seiner Muse kommandieren zu können. Deutsche Dichter überschätzen die Inspiration und mißachten die kalt-geistige Oberherrschaft, die dem Schöpfer über seinem Werk gebührt. Nichts Unreiferes als diese Verhimmelung eines Trancezustandes, der nur im Augenblick der Befruchtung berechtigt ist; ich glaube, die Hälfte aller deutschen Dichtungen bleibt unfertig, weil die Dichter, stolz auf ihre selige Besoffenheit, sich genieren, nüchtern an ihr Werk heranzutreten. Dieser korrekte, intelligente, geschmackssichere Engländer hingegen schafft mit imponierender Nüchternheit. Er will zum Beispiel den Konflikt der Arbeiter- und Unternehmerklasse darstellen, nicht vom Mitleid geschüttelt wie der deutsche Dichter, sondern mit dem Gefühl absolutester Unparteilichkeit, aus der unnahbaren Vogelschau des englischen Schiedsrichters. Siehe da, er gruppiert die beiden Lager mit geometrischer Exaktheit („Strife"). Rechts ein fanatischer Führer, links ein fanatischer Führer, rechts ein listiger Krompromißler, links ein listiger Kompromißler, rechts eine Herde, links eine Herde, rechts ein paar Frauen, die nur ans private Leben denken, links ein paar häusliche Gemüter. Die Schachpartie ist musterhaft aufgestellt! Und musterhaft sauber, dem dramatischen Mathematiker zur

Digitized by Google

Freude, wird sie zu Ende gespielt. Dennoch gibt es ergreifende Höhepunkte. Wenn die Masse rechts ihren imponierend-fanatischen Führer ebenso beiseiteschiebt wie die Masse links und die Kompromißler siegen, da sieht der eine revolutionäre Proletar den einen Fabrikherrn, der auch nicht nachgeben wollte, mit einem Blick an, der über das kleinere Mittelmaß der Nachläufer hinwegfliegt — und in diesem stummen Kontakt liegt ein Grüßen und eine Drohung: Wir treffen uns noch! ... Diese Schlußszene, geometrisch vorbereitet, ist mehr als Mathematik. Das Possennachspiel: die Kompromißler (dieser aus der Gewerkschaft und jener aus dem Verwaltungsrat) vergleichen das Ergebnis des erbitterten Streiks mit dem ursprünglich vorgeschlagenen Vergleich: Dasselbe. Sie sehen sich an und murmeln fast für sich: „Eigentlich war dann der Kampf unnötig", worauf der Gewerkschaftsführer mit tieferem Humor antwortet: „Das ist ja der Spaß bei der Sache." Auch das ist mehr wie Mathematik oder wenigstens, denn ich gehöre nicht zu den deutschen Verächtern der Rechenkunst, höhere Mathematik, ein Rechnen mit ungenannten Größen. Kleinlich und unkünstlerisch wird die dramatische Rechenkunst erst, wo es kein x gibt... Doch, man sieht, seine Weihe empfängt der Dichter Galsworthy aus seinem Kopf. Seine Kunst soll und muß seinen Erkenntnissen dienen!

Eine andere Rechenaufgabe Galsworthys heißt „Die silberne Büchse". Zwei Leute haben Diebstähle begangen, ein Proletarier und ein junger Bürgerssohn. Der Diebstahl des einen wird zum Verbrechen, der Diebstahl des andern vernarbt als Dummerjungenstreich. Galsworthy zeigt, wie der soziale Heiltrieb hier stärker, dort schwächer wirkt. Dasselbe moralische Gesetz zeitigt zweierlei Resultate, weil die Wunde des Proletariers infiziert wird, die des Söhnchens hingegen wird sorgsam gesäubert und verbunden. Hier wird Galsworthys Mathematik allzueinfach. Dennoch kann die Komödie bei einem sozialkritisch gestimmten Publikum Ergötzen hervorrufen. Und eben deshalb seien Theatergeschäftsleiter gewarnt! Dieser Engländer kommt aus der Fabiansociety, jener Gesellschaft verschworner Sozialisten, die sich an keine Partei anbinden wollten, sondern, im Gegenteil, ihren sozialkritischen Gärstoff in alle möglichen Parteien hineintragen wollten. Der Fabier John Galsworthy hat sich das Gebiet des Theaters zur Propaganda ausgesucht, und man muß sagen, daß er sein Terrain exakt untersucht hat, bevor er an die Arbeit gegangen ist. Er hat besonders bei den Franzosen die Wirkungen des Theaters studiert und er betreibt seine Propaganda durchaus nicht mit rhetorischen Mitteln, nicht mit den kommunen Mitteln des Versammlungssaales, sondern vielmehr mit den klug erwognen Mitteln des Theaters. Es zeugt für die künstlerische Qualität seiner Arbeit, daß seine stärksten und edelsten Wirkungen aus stummen Szenen (wie jenem Gegenüberstehen der beiden überrumpelten Helden in „Strife") holt. Einer anderen Szene ohne Worte wird das schwächere Schauspiel „Justice" möglicherweise seinen Erfolg auf dem deutschen Theater verdanken. Die Tagesordnung, die Galsworthy für dieses Drama gewählt hat, ist die Torheit und Bestialität des Strafvollzuges. Es wird dargestellt, welche barbarische Menschenökonomie (oder richtiger Menschenverschwendung) in den Zuchthäusern betrieben wird. Ein anständiger Kerl, der aus allerlei respektabeln Gründen gestohlen hat, wird durch das Zuchthaus und die ihm folgende Entehrung gebrochen. Kein

Digitized by Google

sentimentales Wort! (Etliche sozialkritische Reden im Verhandlungsakt sind die einzige Schwäche, zu der sich der Propagandist Galsworthy verleiten ließ.) Der Mangel an Sentimentalität ist eine Folge der Geistigkeit Galsworthys. Die stärkste Szene ist wieder wortlos. Der Vorhang geht in die Höhe. Finsternis auf der Bühne, man sieht nur die kargen Laternen vor den Zellen im Zuchthauskorridor, hinter denen man die persönlich bekannten Häftlinge weiß. Da geht bei diesen bisher feige und stumm ertragenden Zuchthäuslern ein Lärmen los, ein Krachen und Zertrümmern, von Sekunde zu Sekunde steigend, immer toller, immer irrsinniger wird der Aufstand in den Zellen. Tische krachen, Scheiben splittern, Stangen brechen. Die stumm Ertragenden werden in ihrer Ohnmacht zu Mördern von ... Gegenständen!

Ich denke, deutsche Theatergeschäftsleiter, die dies lesen, sind gewarnt. Diese Dramen gehören nicht ins Bourgeoistheater von heute, welches abhängig ist vom Erkenntniskreis der Zehnmark-Parkettbesucher. Erst müßte unser Theater demokratisiert sein, ehe John Galsworthy sein Publikum fände! Seine Stätte müßte das neue Volksbühnenhaus sein, das Oskar Kaufmann jetzt in Berlin baut, vorausgesetzt, daß es dort künstlerisch hoch zugehen wird, und ein führender Kopf dafür sorgen wird, daß mehr als ein dramatisches Massenspeisehaus entstehe.

Doch wäre es unrecht, John Galsworthy nur als einen englischeu Vetter des tüchtigen Agitators Brieux anzusehen. Er ist kunstreicher, weil er kein Ankläger ist, sondern ein Zuschauer. „Sagen, was ist", Lassalles Lieblingswort, könnte auch als Motto über seinen Romanen stehen, nur sieht er nicht, was Zola sah, bloß das Grob-Körperliche, das Bild des genialen Reporters, sondern er hat sogar den Blick fürs zarte Altenberg-Detail, namentlich was die Symbolik der Gegenstände des englischen Wohlstandes anlangt.*) Er ist im home des gutsituierten Engländers zuhause und kennt die Gefühlswerte, die hinter einer in Kupfer gearbeiteten Brustspange und in einem schwarzbraunen Chippandalestuhl stecken. Seine Romanmenschen haben gewöhnlich den sechsten Sinn, wie Galsworthy meint, den „Sinn für Besitz". Er sieht haarscharf, weil er selbst dieser Gattung gutgebadeter, sorgsam gepflegter Engländer aus guter Kinderstube entstammt, die Verkümmerungen der Seelen dieser Sorglos-Wohlsituierten, aber er schreit darüber nicht jünglingshaft auf, sondern behält die unbeirrte Ruhe und Besonnenheit des zuchtvollen Engländers. So sind seine Romane Mosaiken, die aus zarten Details zusammengesetzt sind, Details, die aufschlußgebend über die Naturgeschichte des englischen Bürgertums sind. Es wimmelt von Gestalten in diesen Romanen, und Galsworthys feinste Kunst besteht darin, daß er weiß, welche Figuren ans helle Licht und welche ins Halbdunkel gehören. Er ist auch dort ein Meister der künstlerischen Diskretion und dennoch, unleugbar, ein Sozialrevolutionär. Das eben macht ihn dem edleren Geschmack so angenehm, Galsworthy ist ein diskreter Revolutionär!

Stefan Großmann

*) Die Romane Galsworthys sind (in nicht gerade musterhafter Übersetzung von Lisa Landau) im Verlage von Bruno Cassirer erschienen.

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Fünfundzwanzig Jahre

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Wilhelm II. regiert seit fünfundzwanzig Jahren. Der Rückblick wendet sich diesem Vierteljahrhundert zu.

Das Urteil über die Persönlichkeit des Monarchen geht weit auseinander. Aber eines ist gewiß: Wilhelm II. hat nachhaltig das Interesse der Menschen beschäftigt. Das ist nie möglich ohne besondere Eigenschaften. Kaiser Wilhelm steht auf den Brettern, die die politische Welt bedeuten und zieht die politischen Blicke auf sich durch seine Haltung, durch seine Handlungen und durch seine Worte, auch durch die Beleuchtung, die auf ihn fällt und in die er sich selbst stellt. Noch nie wird ein Monarch in gleichem Maße die Neugier der Menschen und der Photographen angezogen haben und die „Woche" verdankt ihre Blüte zu einem großen Teil Wilhelm II.

Das Plötzliche wirkt auf die Phantasie. Der dritte Kaiser beschäftigt darum die Phantasie. Es ist das Wesen plötzlicher Stimmungen, daß sie wechseln. Einer der Charakterzüge des Monarchen ist der Nachdruck, mit dem seine Stimmung und seine Worte sich einer Sache bemächtigen können, ohne auf die Dauer von derselben angezogen zu werden. Daraus erklärt sich eine Reihe von Erscheinungen, welche politische Wirkungen ausgeübt haben. Nur eine andere Seite hievon ist die Vielseitigkeit des kaiserlichen Interesses und die psychomotorische Freude am Wechsel des Orts, der Umgebung und der Szenerie. Kaiser Wilhelm ist anders geartet, als sein Ahnherr Friedrich II. Aber die vorjährige frederizianische Ausstellung in der Akademie der bildenden Künste mit ihren zahlreichen und interessanten Bildern des großen Fritz zeigte die starke Ähnlichkeit seines Profils in der charakteristisch zurückfliehenden Stirnbildung und der geradlinigen Fortsetzung dieser Linie mit Wilhelm II. Wahrscheinlich würde eine objektive Analyse eine größere Verwandtschaft von Eigenschaften ergeben, als man

Digitized by Google

heute annimmt, wo bestimmte, differierende Eigenschaften dem Vergleich zuwiderlaufen.

Dem politischen Regierungsfest im Juni ging im Mai ein Familienfest voraus. An diesem hat der Kaiser die sehr große Reihe seiner Trinksprüche im ersten Vierteljahrhundert mit einem Trinkspruch in schlichten, warmen Worten abgeschlossen. Er war vielleicht der sympathischste von allen.

Die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands unter Kaiser Wilhelm II. war sehr günstig. Dessen darf Deutschland sich freuen. Man wird aber weder so byzantinisch, noch so gedankenlos sein dürfen, den Monarchen als den Urheber dieser Entwickelung anzusprechen. Eine Anzahl großer und kleiner Länder haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren gleichfalls eine stark steigende wirtschaftliche Entwickelung gehabt. Dort und in Deutschland sind fruchtbar geworden die großen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik der Zeit vor fünfundzwanzig Jahren und seither. Die Deutschen haben eine Begabung für angewandte Wissenschaft, sie haben die Fähigkeit des ausdauernden Fleißes, die mit der Intelligenz der Bevölkerung zusammentreffend in einem Zeitalter wie dem unsrigen, sehr große Werte schaffen kann und geschaffen hat. Noch ein anderes kommt in Deutschland dazu, nämlich die steigende Bevölkerungszunahme, die Jahr um Jahr neue Konsumenten und neue Produzenten schafft, so daß Bedarf und Leistungsfähigkeit gleichzeitig fast automatisch emporschnellen. Auf der Fruchtbarkeit der deutschen Frauen ruht ein großer Teil der „Mehrwerte", letzten Endes übrigens auch die Flotten- und Heeresvermehrung, die unkritische Menschen in all zu lauten Tönen bejubeln.

Die Auslandspolitik war in den letzten fünfundzwanzig Jahren sprungweise. Obwohl sie wesentlich von dem deutschen Kaiser und seinen Stimmungen, also von einer Einheit ausgingen, war sie nicht einheitlich und nicht ausgeglichen. Die gewaltige Macht, die Deutschland vor allem auch durch seine Kultur verkörpert, kam als Anziehungskraft auf andere Länder nicht voll zum Zug. Die Gewinne der auswärtigen Politik waren verhältnismäßig nicht groß, zum Teil, weil kein einheitliches Ziel verfolgt und zum Teil, weil mit falschen Mitteln gearbeitet wurde. An diesen Mitteln hat, da sich seine Minister weitgehend nach ihm gerichtet haben, Kaiser Wilhelm einen

Digitized by Google

großen Anteil und eine gehäufte Mitverantwortlichkeit, nicht staatsrechtlich, aber moralisch und geschichtlich.

Deutschlands Stellung, sowohl zu England als zu Rußland ist während wichtiger Perioden beeinflußt gewesen durch die persönliche Stellung und Stimmung Wilhelm II. gegenüber den Monarchen dieser Länder und ihren Vorgängern. Die Geschichte wird diese Tatsache und ihre starke Rückwirkung feststellen. Stimmungen und entsprechende Auslassungen des Kaisers haben unverhältnismäßig oft bei anderen Völkern Stimmungen ausgelöst, die ihrerseits zu politischen Faktoren geworden sind. Die sinnfälligsten Beispiele sind die Kündigung des russisch-deutschen Vertrags nach der Rückkehr vom Hofe Alexander II., die Krüger-Depesche, die Fahrt auf der Kommandobrücke nach Tanger und, um von der inneren Politik zu reden, das gegen Bismarck gerichtete Wort der Anfangsjahre „wer sich mir entgegenstellt, den zerschmettere ich" und das Wort des letzten Jahres „ich schlage die elsaß-lothringsche Verfassung in Scherben". In diesen Worten und Akten pulsiert Ungeduld. Was ist durch sie gefördert, und was gehemmt worden? Und noch eine Gewissensfrage: Wenn Kaiser Wilhelm die Beziehungen seines Hauses zu England stätig und ohne Abhängigkeit vor fünfundzwanzig Jahren zu entwickeln begonnen hätte, wie viel könnte dann in Deutschland und in Europa anders verlaufen sein? Wie nützlich hätte ein solcher Zusammenhang für Deutschland in Europa, in Afrika und in Asien sein können? Jetzt nach einem Vierteljahrhundert sind wir daran, in eine Politik einzulenken, die man in der hinter uns liegenden Zeit nur quartalsweise angefangen und dann wieder schroff abgebrochen hat, und die heute weniger fruchtbare Objekte vorfindet, als nach der Thronbesteigung Wilhelm II. Aber daß der Frieden nicht gebrochen wurde, das ist ein Verdienst, an dem der Kaiser persönlichsten Anteil hat und das um so offener anerkannt werden soll, weil unverantwortliche deutsche Chauvinisten die Dreistigkeit hatten, diese mutige Friedfertigkeit in kritischen Momenten provokatorisch zu höhnen. Leider ist der Geist der Unfriedlichkeit aus Europa noch nicht gebannt und das zweite Vierteljahrhundert findet noch eine große Aufgabe.

In der inneren Politik ist Kaiser Wilhelm innerlich unversöhnt mit der parlamentarischen Einrichtung, also mit einem Grundge-

Digitized by Google

danken der Reichsverfassung. Nirgends in den fünfundzwanzig Jahren hat er versucht eine Brücke zu schlagen und die offenen Gegner parlamentarischer Einrichtungen glauben bei ihren Vorstößen der Sympathie ihres Königs versichert zu sein, dem sie durch ein persönliches Treueverhältnis, nicht aber durch den modernen Verfassungszustand verbunden zu sein, in aufrichtigen Stunden erklären. Hier klafft noch ein Gegensatz, den zu beseitigen Kaiser Wilhelm noch keinen nachhaltigen Versuch gemacht hat. Dies gibt den politischen, auch den sozialen und den gesellschaftlichen Differenzen eine besondere Schärfe und dies gab auch den parlamentarischen Verhandlungen vom 10./11. November 1908 und der Erklärung des Reichsanzeigers vom 17. November 1908 ihre nachzitternde Bedeutung. Das Regiment ist noch zu unbürgerlich. Darüber muß Deutschland noch wegkommen, um seine Kraft einheitlich zusammenzufassen und um weniger Kraft zu verschwenden. Kaiser Friedrich hat als Kronprinz geschrieben: „Ich werde der erste konstitutionelle Fürst sein!" Hand aufs Herz: Ist, nachdem Kaiser Friedrich an der Einlösung jenes Wortes durch den Tod verhindert worden ist, sein Sohn der erste konstitutionelle Fürst gewesen? Deutschland wartet noch immer.

Ein großes, geeintes, aufwärtsstrebendes Volk hat eine natürliche Solidarität mit allen seinen staatlichen Einrichtungen und Faktoren. Der König von Preußen und deutscher Kaiser ist der Repräsentant des Reichs und die Bevölkerung fühlt nach 25 Jahren rückerinnernd diesen großen persönlichen und staatlichen Zusammenhang. Es freut sich alles dessen, was gewachsen ist und ist gerecht genug, den persönlichen Anteil des Kaisers an jedem Wachstum ohne blinde Schmeichelei gerne anzuerkennen.

Darum darf ihm aber auch nicht die Hoffnung verschüttet werden, daß die Lehren der Vergangenheit in der Zukunft fruchtbar werden möchten.

Digitized by Google

Die amerikanische Tariffrage

Von Woodrow Wilson

ede politische oder wirtschaftliche Frage in den Vereinigten Staaten führt über kurz oder lang stets zu einem Punkte zurück: zur Frage des Zolltarifs. Man kann ihr nicht entgehen, welchen Weg man auch einschlägt. Der Tarif steht zu anderen Fragen im gleichen Verhältnis wie etwa der Bostoner Common*) inmitten der alten Anlage jener schönen Stadt. Ich entsinne mich einst im „Life" ein Bild gesehen zu haben, auf dem ein Mann an der Torschwelle eines Bostoner Bahnhofs stand und einen Bostoner nach dem Weg zum Common fragte. „Folgen Sie nur irgendeiner dieser Straßen," lautete die Antwort, „gleichviel in welcher Richtung." Im gleichen Verhältnis, in dem der Common zu den gewundenen Straßen Bostons stand, steht die Tariffrage zu allen wirtschaftlichen Problemen des heutigen Amerika. Welche Richtung du auch einschlägst, du mußt früher oder später zum Common kommen. In der Betrachtung der Tariffrage mag in der Mitte begonnen werden.

Im Jahre 1828, als man vom Standpunkte unseres modernen Wissens so gut wie gar nichts von praktischer Wirtschaftspolitik verstand, brachte man in den Vereinigten Staaten einen Zolltarif durch, den man den „Tarif des Abscheus" nannte, weil er keinen Anfang, kein Ende und kein Ziel hatte. Kein Plan, kein erkennbares Muster war zu entdecken. Es war, als hätte man die Wünsche und Forderungen jedes einzelnen Bürgers der Vereinigten Staaten aufs Geratewohl in einen Korb geworfen und diesen Korb dann zum Mittelpunkt einer gesetzgeberischen Handlung gemacht. Ein allgemeines Gedränge war entstanden und alle, die sich weit genug vordrängten, wurden in den einzelnen Positionen des Tarifs berücksichtigt. Den überlegteren Männern jener Tage blieb jener Vorgang ein Greuel, da kein Mensch zum Führer wurde, den Wünschen und Bestim-

*) Großer Park im Herzen der Stadt Boston.

Digitized by Google

mungen Form gab und den Versuch unternahm, aus dem Chaos ein brauchbares System zu machen. Das war schlimm genug, aber schließlich fand jedermann offene Tür, durch die er seinem Vorteil zustreben konnte. Es war ein offenes Rennen; jeder, der nach Washington kommen konnte und angab, wichtige Handelsinteressen zu vertreten, vermochte sich beim Komitee der Wege und Mittel Gehör zu verschaffen.

Heute liegen die Dinge anders. Das Komitee der Wege und Mittel und die Finanzkommission des Senats sind in diesen verwickelten Zeiten durch lange Erfahrung dazu gekommen, unter den Personen, deren Ratschläge sie für Tarifgesetze entgegennehmen, Unterschiede zu machen. An die Stelle jener unerfahrenen Bürger, die einst an den Türen der beiden entscheidenden Kommissionen zu lärmen pflegten, ist eine der interessantesten und fähigsten Gruppen von Leuten getreten, die je aus der Erfahrung irgendeines Landes hervorgingen. Diese Vorsaalbesucher, die mit den Abgeordneten Zwiesprache halten, sind Leute, die auf den sie angehenden Gebieten über eine so gründliche Sachkenntnis verfügen, daß du es nicht wagen kannst, deine Kenntnisse mit den ihren rivalisieren zu lassen. Sie überwältigen dich mit ihrer detaillierten Sachkenntnis derart, daß du nicht mehr erkennst, worin ihr Plan besteht. Sie empfehlen die Abänderung irgendeiner unschuldigen Stelle in irgendeinen besonderen Absatz und erklären die Sache so einfach und plausibel, daß du nicht erkennen wirst, daß die kleine Änderung Millionen von Dollars bedeutet, die von den Konsumenten mehr aufgebracht werden sollen. Sie schlagen beispielsweise vor, die Kohle für elektrisches Licht statt als ein Fuß lange Stücke als Zweifußstücke anzusetzen — und du wirst kaum erkennen, worin du überlistet wirst, weil du kein Fachmann bist. Wenn man irgendeinen Fachmann die einzelnen Positionen des gegenwärtigen Payne-Aldrich-Tarifes durchgehen läßt, so wird man erfahren, daß fast jede Zeile ihre Fußangel aufweist — ein kleines Wort, eine kleine Klausel, eine unverdächtige Einzelheit, die den Konsumenten Tausende kostet und doch gar nichts Besonderes bedeuten zu haben scheint. Man hat alles vorher berechnet; man hat jede Einzelheit und Folgewirkung, ein jeder für sein Spezialgebiet, analysiert. Mit dem Tarifspezialisten kann der Geschäftsmann nicht konkurrieren. So tritt an Stelle der alten Balgerei, die schlimm genug war, die Herrschaft der

Digitized by Google

Spezialisten für jede einzelne Position. Dies Verhältnis zwischen Regierung und Handel führt aber nicht zu einer Anpassung aller entscheidenden Regierungsmaßnahmen an alle aktiven Kräfte des Volkes, sondern zur entscheidenden Einwirkung einer besonders organisierten Macht der Geschäftswelt.

Dazu kommt, daß jedes geeignete Mittel angewandt wird, um die Argumente der Schutzzöllner der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu entziehen und dem Publikum die Kenntnis der Folgen zu verschleiern. Die Öffentlichkeit wird nicht in die Absichten jener eingeweiht, die den vorgeschlagenen Bestimmungen ihre Form geben. Es ist sogar erwiesen, daß viele Mitglieder der Finanzkommission nicht die Bedeutung der einzelnen Positionen des Tarifs kannten, die dem Senat überwiesen wurden; und selbst Senatoren, die Herrn Aldrich direkt Fragen stellten, wurde die gesuchte Aufklärung verweigert; manchmal wohl, weil er sie nicht zu geben vermochte, aber manchmal auch, weil die Enthüllung der Einzelheiten die Annahme der Bestimmungen erschwert hätten. Es gab wichtige Dokumente, die nicht zu erlangen waren.

Betrachten wir das interessante Thema — dieses „Irrlicht" — der „Herstellungskosten". Einem jeden, der sich je mit Nationalökonomie beschäftigte, fällt es schwer, ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken, wenn man ihm sagt, eine intelligente Gruppe von Mitbürgern suche die „Herstellungskosten" zur Basis der Zollgesetzgebung zu machen. Diese Kosten sind in keiner Fabrik auf zwei Jahre gleich. Sie sind in keiner Industrie in zwei Jahreszeiten dieselben. In ein und demselben Lande sind sie zu zwei verschiedenen Epochen verschieden. Sie entziehen sich unausgesetzt der Hand, die sie festhalten möchte. Sie existieren als wissenschaftlich beweisbare Tatsache nirgends. Aber um die Zwecke des Schutzzollprogramms zu erreichen, war es notwendig, sich der Mühe zu unterziehen, sie zu entdecken. Ich bin zuverlässig davon unterrichtet, daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Anzahl auswärtiger Regierungen, darunter auch die deutsche Regierung, aufforderte, ihr so genau als möglich die Herstellungskosten gewisser Artikel, die auch in Amerika produziert werden, mitzuteilen. Die deutsche Regierung überwies die Angelegenheit den in Betracht kommenden Fabrikanten, die ihrerseits die Fragen so genau beantworteten, als sie sich auf

Digitized by Google

Grund ihrer Geschäftsbücher beantworten ließen. Die Mitteilungen gelangten während der Debatten um den Aldrichtarif an unsere Regierung und wurden — da das Zollgesetz bereits zum Senat gelangt war — der Finanzkommission des Senates überwiesen. Aber man berichtet mir — und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln — daß sie nie mehr den Taubenschlag der Kommission verließen. Ich weiß es nicht und jene Kommission weiß es nicht, welcher Art die eingegangenen Mitteilungen waren. Als Herr Aldrich nach ihnen gefragt wurde, sagte er zunächst, es sei kein amtlicher Bericht der deutschen Regierung. Später behauptete er, es sei ein unverschämter Versuch der deutschen Regierung, sich in die Zollgesetzgebung der Vereinigten Staaten einzumischen. Aber niemals verriet er, wie jene Herstellungskosten beschaffen waren, die in diesen Mitteilungen dargelegt wurden. Wenn er es getan hätte, hätte sich wahrscheinlich mehr als eine Position seines Tarifes als ungerechtfertigt erwiesen.

Die Geschäftswelt der Vereinigten Staaten steht nicht als ein Ganzes in Fühlung mit der Regierung der Vereinigten Staaten. Sobald als das der Fall sein wird, werden alle jene Dinge, die heute das amerikanische Volk mit Recht beunruhigen, verschwinden. Sobald die Geschäftswelt Amerikas einen allgemeinen freien und willkommenen Zutritt zu den Beratungen des Kongresses gewinnt, werden alle Reibungsflächen zwischen Politik und Geschäft verschwinden.

Die Tariffrage ist heute nicht mehr das, was sie vor fünfzehn oder zwanzig Jahren gewesen ist. Die Verteidiger des Zolltarifs pflegen zu sagen, es sei gleichgültig, ob uns eine große Mauer vom Welthandel trenne, denn innerhalb der Vereinigten Staaten gäbe es ein so gewaltiges Freihandelsgebiet, daß allein die Konkurrenz im eigenen Lande die Preise auf eine normale Höhe herabdrücke. Und man macht geltend: solange ein Staat mit allen anderen der Union konkurrieren kann und alle anderen mit ihm konkurrieren, solange könnten nur jene Vorteile errungen werden, die auf das überlegene Gehirn, die überlegene Wirtschaftsführung, das bessere Material und die bessere Verwaltung zurückgehen; das seien die Kräfte, die Amerika stark gemacht und die Preise niedergehalten hätten, weil amerikanischer Geist mit amerikanischem Geiste konkurrierte. Solange das zutraf, gab es allerdings sehr viel zu gunsten des Schutzzolles anzu-

Digitized by Google

führen. Allein der Schutzzoll ist von einigen wenigen dazu benutzt worden, um die heimische Konkurrenz zu vernichten, um alle innerhalb unserer Freihandelszone wirkenden Konkurrenten zusammenzuschließen und um damit neuen Männern das Emporkommen unmöglich zu machen. Unter dem Hochzoll wurde ein Netz von Fabriken geschaffen, die in ihrem Zusammenschluß den Markt Amerikas beherrschen und ihre eigenen Preise aufstellen. Darum ist das, was einst diskutabel war, undiskutabel geworden; nicht der Hochzoll rief die Erhöhung der Lebenskosten hervor: jene großen Verbände sind es, die heute — nicht durch den Tarif, aber durch ihren Zusammenschluß unter dem Tarif — die Preise bestimmen, die bezahlt werden sollen; sie bestimmen, wieviel produziert werden soll; und sie bestimmen dazu noch den Arbeitsmarkt.

Die Politik des „Schutzzolles", die heute verkündet wird, hat keine Berührungspunkte mehr mit der von Webster und Clay ursprünglich aufgestellten Theorie. Die „jungen Industrien", die jene Staatsmänner ermutigen wollten, sind aufgewachsen und ergraut, aber für besondere Vergünstigungen wußten sie stets neue Gründe zu entdecken. Ihre Ansprüche sind weit über das hinausgewachsen, was sie in den Tagen Blaines und McKinleys zu fordern wagten, obgleich jene beiden Apostel des „Schutzzolles" vor ihrem Tode zu dem Geständnis bereit waren, daß schon damals die Zeit gekommen war, den Ansprüchen der geschützten Industrien Halt zu gebieten. William McKinley zeigte vor seinem Ableben Symptome einer Anpassung an die neue Zeit, wie seine Nachfolger sie nicht aufwiesen. Man kennt McKinleys letzte Äußerungen über jene Politik, die mit seinem Namen so eng verknüpft wurde: die Schutzzollpolitik. Man weiß, wie er dem beistimmte, was Blaine schon vor ihm gesagt hatte: wir hätten dem Lande eine Politik auferlegt, die bei allzustrenger Innehaltung sich als eine Politik der Beschränkung erweise; und wir müßten einer Zeit entgegensehen — die sehr bald kommen müsse —, da wir mit allen Ländern der Welt in gegenseitige Handelsbeziehungen treten müßten. Das war nur eine andere Ausdrucksweise für die Notwendigkeit, Starrheit durch Elastizität und geschlossene Häfen durch Handel zu ersetzen. McKinley sah, daß wir uns selbst eine Zwangsjacke angelegt hatten. Sein Nachfolger sah, was McKinley nur vorausgesehen hatte, aber er handelte nicht. Sein

Digitized by Google

Nachfolger ſah jene höchſt beſonderen Privilegien, gegen die McKinley mißtrauiſch zu werden begonnen hatte, in den Händen von Männern, die ſie erhalten hatte, um für ſich ſelbſt ein Monopol aufzubauen, und ihre Wirkung war, die Freiheit des Unternehmungsgeiſtes mehr und mehr zu erſchweren. Ich bin durchaus überzeugt, daß McKinley die ſpätere Entwicklung jener Politik, mit der ſein Name verkettet blieb, nicht gutgeheißen hätte. (Schluß folgt)

Jean Paul als Antiphiliſter

Von Johannes Nohl

Als Jean Pauls biographiſches Fragment „Wahrheit aus meinem Leben" heraus kam, äußerte ſich Goethe ärgerlich: „als ob die Wahrheit aus dem Leben eines ſolchen Mannes etwas anderes ſein könne, als daß der Autor ein Philiſter geweſen". Welche Mißverſtändniſſe durch gelegentliche Äußerungen großer Männer entſtehen können, dafür ſind dieſe Worte Goethes, die bis auf den heutigen Tag das Urteil über Jean Paul falſch beſtimmt haben, ein peinliches Beiſpiel. Eine andere Äußerung Goethes: „Richter iſt der Baſtard der zartfühlenden Kamöne und des ausgelaſſenen Dionyſos", mit welchem Urteil er die geiſtige Perſönlichkeit Jean Pauls faſt ganz umfaßte, iſt dagegen unbekannt geblieben.

Iſt der Philiſter der Menſch, der ſich von dem ſpielenden Weſen des Kindes, dem Ahnen des von kosmiſchen Schauern geſchüttelten Jünglings am weiteſten entfernt hat, der nach kurzem feigen Kampfe mit der Autorität und der nivellierenden Konvention ſein primäres Ich gegen eine Haus- und Berufsnummer eingetauſcht hat und alles Flehen und Bitten der im Unterbewußten geknebelten Perſönlichkeit fortan luſtig zu überpfeifen weiß, dann wird man Jean Paul mit ſeiner ſtets aus dem Unbewußten herausſtrömenden Poeſie, mit ſeinem ätheriſchen Spielgeiſt und dichteriſchem Schweben über jeder Gegenwart, mit ſeiner freizügigen republikaniſchen Lebensführung, mit ſeiner Blut- und Nervenſeele, die allem Atmenden, ja der lebloſen Natur und dem ganzen Kosmos in unausſprechlichen Sym-

Digitized by Google

pathien verbunden war, wohl zuletzt einen Philiſter nennen können. Jean Paul der Einzige, der Träumer, der ewige Jüngling, der Ekſtatiker, der Flieger, Jean Paul, der vor jeder Wölbung eines Roſenblattes ſelig zitternd ſtand und mit der glühenden Viſion einer rhythmiſch bewegten, allliebenden Geſellſchaft die Häßlichkeit unſerer Städte und Staaten verneinte, Jean Paul, der alles Verſtehende, der immer Aufrichtige, immer Bewundernde, immer Sehnende, der Dichter, wie ihn ſich die naiveren Völker und die Kinder heute noch vorſtellen.

Offenbarte Goethe in der Geſtalt die höchſte Bändigung des zentrumflüchtigen Lebens und überwand ſo vom Bildhaften aus den Rationalismus, den Schiller nur poetiſch verklärt hatte, ſo wurde Jean Paul aus dem tiefſten Chaos des Unbewußten heraus gleichfalls des Rationalismus Überwinder: er offenbarte die Allgewalt des Tönenden, vor deſſen penetrierender, im Innerſten fluidiſierender und umgeſtaltender Kraft die feſteſten Bauten dahinſchwinden müſſen, wie umgekehrt jeder wirkliche Leib allein durch Orpheus Leier gefügt wird.

Gerade Jean Paul, der in ſeiner freudloſen Jugend mit einem ſo dienſtbaren Geiſte, wie ihn kein anderer unſerer Großen beſaß, alles tote Wiſſen der Aufklärung auf ſich geladen, der ſeine erſte Bildung in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, in Gottſcheds und in Nikolais Werken gefunden hatte, er war's, der die Kraft der Phantaſie der Welt „in neuen Graden und Verhältniſſen" zeigte. Als Humoriſt hat er die Wiſſenslaſten ſeiner Zeit nach ſeiner Schellenkappe tanzen laſſen und dadurch ſeine ganze Nation von einem ungeheueren Druck befreit. Als Dichter hat er in dem „kurzen Sommernachtstraum des Lebens" ſoviel geträumt, daß es faſt ſcheint als habe er eine Zeitlang die Traumarbeit für ganz Deutſchland übernommen.

Die Kühnheiten, mit denen der Denker Jean Paul in der Philoſophie, in der Religion, in der Moral ſowie in der Kritik des Staates ſeiner Zeit die Stirne bot, finden wir erſt bei Männern wie Nietzſche, Tolſtoi und George wieder. Wie aus dem Munde eines Zeitbürtigen klingt es, wenn Jean Paul die Religion in den angeborenen Religionstrieb, in die Anſchauung des Ganzen ſetzt, wenn er Verzweiflung den einzigen echten Atheismus nennt, — wenn er der Vernunft das Recht gibt, ihr feines zergliederndes Meſſer nicht nur an Götter, ſondern auch an den Staat und

Digitized by Google

ſeine Form zu legen, geſetzt ſogar ſie zöge daraus lauter Mängel ans Licht. — Wenn er meint, die Moral müſſe ihre eigene Vernichtung, wenn ſie zufällig aus dem Wiſſen hervorzugehen ſchiene, recht heißen, obwohl eben dadurch wieder aufheben — wenn er lehrt: das Herz iſt das Genie der Tugend, Moral deſſen Geſchmacklehre. Wie weiß er über den Philoſophen zu ſpotten, der die Lehrgebäude numeriert und ſagt, er wohne Nr. 1 oder 99 oder ſo, während ſich der große Philoſoph im Wunder der Welt halb über halb unter der Erde aufhält. Die „Weltironie eines Plato, eines Galiani, welche nicht bloß über den Irrtümern, ſondern über allem Wiſſen ſingend und ſpielend ſchwebt, gleich einer Flamme frei, verzehrend und erfreuend, leicht beweglich und doch nur gen Himmel dringend," Jean Paul beſaß ſie ſelbſt in reichem Maße. Daß das Leben nur angeſchaut, nicht begriffen wird, daß alles Schöne nur wieder durch etwas Schönes ſowohl bezeichnet als erweckt werden kann, bei wem finden wir dieſe dem Philiſter ewig verhüllten Wahrheiten lebendiger als bei dem Künſtler Jean Paul?

Den Philiſter kann man am beſten an ſeinem Verhältnis zu den Kindern erkennen. Er wird ihre Spiele ſtets albern finden, ſoweit ſie nicht von ihm mit ſinnreichen erzieheriſchen Zwecken verbunden wurden; er wird ſie früh zum Praktiſchen erziehen und an den Ernſt des Lebens gewöhnen wollen. Für Jean Paul ſind die Kinder „dieſe ſelber noch lebendigen Gedichte und Dichter" eine täglich neue Offenbarung, der er begierig lauſcht, um über den Sinn des Lebens Klarheit zu bekommen. Soviel iſt ihm gewiß, „ein Ganzes des Lebens iſt entweder nirgends oder überall", und das Spielen und Treiben der Kinder iſt ihm ſo ernſt und gehaltvoll an ſich und in Beziehung auf ihre Zukunft, als „unſeres auf unſere". „Der Kothurn der Erwachſenen iſt oft nur aus lauter ausgezogenen Kinderſchuhen genäht," und „wie manchem Verfaſſer mögen ſeine Werke von ſeinen früheren Kinderſpielen heimlich eingegeben ſein". Wer einen Blick in Jean Pauls Erziehungslehre geworfen hat, weiß mit was für einem beflügelten Geiſte er es zu tun hat. „Ein Beinbruch iſt beſſer als die Angſt davor"; in dieſem Geiſte iſt das ganze Buch geſchrieben.

Dem Philiſter müſſen ſeine beiden Haupteigenſchaften: Humorloſigkeit und Mangel an altruiſtiſcher Phantaſie jede wirkliche Freude an Jean Pauls Werken ewig verkümmern. Wo überſtrömendes reichſtes Leben iſt, kann er

Digitized by Google

nur Affektation, Verſtiegenheit und unmännliche ſchwächende Sentimentalität ſehen. Jean Paul ſcherzt in der Loge: „durch meine verderblichen Phantaſien bringe ich mich im Grunde um allen wahren Stoizismus und werde noch vor dem dreißigſten Jahre 18 Jahre alt". Unverblümter ſagt er an anderer Stelle: „Die Begeiſterung gibt wie die Liebe oft eine ſüße Überfülle ein, über welche der unfruchtbare Froſt nicht richten ſollte". — Auf dem „Freiball der Welt", den des Dichters Witz anſtellt, tanzt der Philiſter nur wie mit einem Nagel im Schuh. Don Quichote, Gullivers Reiſen lieſt er als amüſante Schnurren, aber bei Jean Pauls lyriſch-dithyrambiſchem Humor — man könnte ihn den Pindar des Humors nennen — bei dieſen tollen Furioſos und Ideentänzen geht ihm der Atem aus und er meint, daß dabei doch aller Spaß aufhöre. „Es müſſen ſchon viele Kunſtrichter auf der Welt geweſen ſein und gute Gründe angegeben haben", lacht Jean Paul, „warum das muſikaliſche Phantaſieren, das ohne Takt mit den entfernteſten Tonarten und Empfindungen wechſelt, und worin Emanuel Bach vortreffliche Proben ſetzte, nicht im mindeſten einem vernünftigen und unſterblichen Weſen mehr vergönnt ſein kann, als das ſcherzhafte, an das ich mich jetzt einmal mache. Gäbs keine ſolchen Kunſtrichter, ſo kann ich nichts dafür und ich konnte ſie nicht erſt dazu vorläufig zeugen." Wie oft mußte er klagen, daß ſeine Landsleute alles, ja ihren Kant beſſer verſtehen als Spaß, daß ſie „das ſchwere Buch voll Arbeit ſtets über das flatternde voll Spiel ſetzen". Im Anhang der herrlichen Adamsrede, einem ſpitzbübiſchgenialen Kabinettſtück, das nach Friedrich Schlegels Meinung Jean Paul allein die Unſterblichkeit zugeſichert hätte, bittet Leibgeber ſeinen Freund: „und verdenke mir bitte dieſen meinen luſtigen Hausball und Hexenball auf dem Lumpenpapier nicht, ob Du gleich leider ein Infiniteſimalteil des deutſchen Volksſtammes biſt und als ein ſolcher einen ſolchen Ideentanz weder leiden noch begreifen ſollteſt". Mit Beſtürztheit erfahren wir bei der Gelegenheit, daß der Dichter ganze Bogen, die er „mit derlei ſchäkernden Ideenfiſchchen vollgelaicht", aus Ärger über die deutſche Unbeholfenheit fortwarf. Jean Pauls wertvollſtes Teſtament hat ſeine Nation ſich bis auf den heutigen Tag noch nicht zunutze gemacht: „der Scherz iſt unergründlich aber nicht der Ernſt", und „Verdammt ſind nur, die keinen Spaß verſtehen, denn die verſtehen auch keinen Ernſt".

Digitized by Google

Hat Jean Paul wie kein andrer die Leiden seiner Zeit in sich aufgenommen — ihre Zerrissenheit und ihr Widerspruch fanden in seinem Stil ein erschütterndes Denkmal — so haben ihn dafür auch Entzückungen fernster Zukünfte überschauert wie nach ihm nur Nietzsche. In der Poesie gab es für ihn kein Wunder, ausgenommen das der Gemeinheit. An eine zukünftige Menschheit, die diese Poesie wahr machen werde, glaubte er mit beseligender Zuversicht. Auf der Bühne der Gegenwart war ihm „ein Ball en masque das Höchste, was das Leben der spielenden Poesie nachzuspielen vermag". „Wie vor dem Dichter alle Stände und Zeiten gleich sind, und alles Äußere nur Kleid ist, alles Innere aber Lust und Klang: so dichten hier die Menschen sich selber und das Leben nach."

Jean Paul war, wie sein herrlicher Schoppe, eine südliche Natur im Kampf mit dem nordischen Klima. Er dachte wohl auch an sich selbst als er schrieb: „Poetische Naturen wie Walt sind in Nordländern Elefantenzähne in Sibirien, die unbegreiflich an einem Orte abgeworfen worden, wo der Elefant erfriert."

Daß Jean Paul fast allen seinen Helden fremdes, besonders gern südliches Blut beigemischt hat, erzählt mehr als alles andere von seinen deutschen Leiden und Sehnsüchten. Wie schon der Knabe Jean Paul den Kampf mit dem Philisterium aufnahm, wie der Jüngling während seiner Studienzeit in Leipzig diesem „antigenialischen Pleiß-Hanse-Athen" Entsetzen um sich verbreitete, weil er als erster die Kühnheit hatte Zopf und Puderquaste von sich zu werfen und mit seinen eigenen blonden Locken einherzugehen, wie er unter dieser seiner Haartracht mehr erleiden mußte als Absalom unter der seinigen, und wie er dann nach einem siebenjährigen Martyrium, als ihn das „Philister über Dir!" immer drohender umtobte, ein andrer Simson selbst nach der Schere griff, seine Locken schnitt und sich mit einem falschen Zopfe satirisch der Liebe seiner Mitbürger empfahl, das alles und tausend andere lustige Züge, mit denen sich der Dichter spielkeck über die deutschen Formen und Förmlichkeiten hinwegsetzte, kann man nur mit der höchsten Erbauung in seiner Biographie nachlesen. Eine Stelle im Titan läßt uns den Jüngling Jean Paul im Verkehr mit seinem genialen Jugendfreund Hermann besonders sichtbar werden: „Sie überdachten und verwünschten oft miteinander das erbärmliche Glatzenleben,

Digitized by Google

das man hätte, wenn man als ein wohlgewachſener Staatsbürger von Extrakt dahinlebte, Konduite und einen ſauberen Anzug hätte und hübſche nicht unebene Kenntniſſe von mehreren Fächern und zur Erholung ſeinen Tiſchwein und Geſchmack an trefflichen Maler- und anderen Meiſtern; und wenn man zu höheren Poſten avancierte, bloß um von da aus zu noch höheren aufzuſteigen, und man ſo nach allem dieſen ſich friſiert und gewaſchen in den Sarg ſtreckte, damit doch die gigantiſche Körperwelt ihren ‚Höfer' auch der erhabenen Geiſterwelt einhändige."

Jean Pauls große Humoriſten ſind alle Bohémiens, ja wohl die erſten Bohémiens in der Weltliteratur überhaupt. Wie Leibgeber, Vult, Schoppe, ſo war auch Jean Paul fortwährend auf der Wanderung begriffen. Er ſpottet mit ihnen über die Stubenhocker, die nie über 10 Meilen von ihren Sparöfen wegkrochen und rühmt jeder Reiſe nach, daß ſie das Spießbürgerliche und Kleinſtädtiſche in unſerer Bruſt in etwas Weltbürgerliches und Göttlichſtädtiſches verwandelt. Wie alles Genießen zweckbefreites Spiel ſein ſoll, ſo auch das Reiſen. „Man genießt die Natur nie ganz, wenn man irgendwo, und wär's zum nächſten Pfahl, hin will oder auf irgend eine Sache — und wär's eine Geliebte — ausläuft, ſondern man laſſe ſich wie ein ſchlafender Schwan, dahingegeben von ihren Wogen, drehen und führen."

Wenn Jean Paul ſein ſpäteres Leben nur durch wenige Reiſen unterbrach, ſo trieb er dieſe äußerſte Zeitökonomie aus einem bewundernswerten Gefühl der Verpflichtung gegen die Nachwelt. Wer übrigens in Jean Pauls Bier- und Weinexzeſſen einen Beweis von Philiſtroſität erblickt, der möge 65 Bände ſo bedeutender Werke wie Jean Paul ſchreiben und danach ſeinen Vorwurf zur Diskuſſion ſtellen.

Brentanos geiſtreichem Büchlein „der Philiſter vor und in der Geſchichte" ließe ſich eine nicht minder witzige Sammlung von Jean Paulſchen Skizzen und Porträts des Philiſteriums gegenüberſtellen. Eine Probe, die ich zum Schluß davon geben will, wird am beſten dem Leſer in Erinnerung bringen, aus welcher furchtbaren Umgebung ſich der dreißig Jahre lang im ärgſten Kleinſtadtelend lebende Dichter emporreißen mußte.

„Ihre Herzen ſind ſo kalt wie ihre Knieſcheiben oder Hundsſchnauzen. Sie haben eigentlich nur einen Herzbeutel, aber kein Herz, Gehirnhäute

Digitized by Google

ohne Gehirn, Pfiffigkeit ohne Philoſophie. Sie wollen, wie die Metaphyſiker, alles von vorn an wiſſen, recht genau in Großoktav, ohne übertriebene Kürze und mit einigen Zitatis. Sie verſehen ein Epigramm mit einer Vorrede und ein Liebemadrigal mit einem Sachregiſter — ſie beſtimmen den Zephir nach einer Windroſe — und das Herz eines Mädchens nach dem Kegelſchnitt — ſie bezeichnen alles mit Fraktur wie Kaufleute und beweiſen alles wie Juriſten. Ihre Gehirnhäute ſind lebendige Rechenhäute, ihre Beine geheime Meßſtangen und Schrittzähler — ſie zerſchneiden den Schleier der neun Muſen und ſetzen auf die Herzen dieſer Mädchen Taſterzirkel und in ihre Köpfe Viſierſtäbe. — Der volle Mond macht bei ihnen volle Krebſe, aber keine vollen Herzen, und das was ſie darin pflanzen, damit er das Wachstum begünſtige, iſt nicht Liebe, ſondern — Kohlrüben. Statt weinen ſagen ſie greinen, ſtatt dichten reimen, ſtatt empfinden raſen. — Sie ſagen nie ich und du, ſondern ich et du. — Sie binden ſich eine Serviette vor, wenn ſie weinen wollen, damit ſie die Atlasweſte nicht betropfen, und die Träne, die ihnen aufs Kondolenzſchreiben entfällt, ſtippen ſie wie jede dunklere Interpunktion. — Auen ſind die Küchenſtücke ihres Viehs, und Gärten die ihrer Beſitzer. — Im Bergkeſſel ſehen ſie den Wurſt- und Braukeſſel, im Laub die Schelle der Karte, und der Donner hat für ſie — als ein größerer elektriſcher Funke — einen ſehr ſäuerlichen Geſchmack, den er nachher dem Märzbier einflößt. — Die Milchſtraße feſſelt und ſättigt ihren Geiſt (ob ſie gleich länger iſt) nicht halb ſo ſehr als die Königsberger Bratwurſt von 1583 es täte, welche 596 Ellen lang und viermal ſchwerer war als der Gelehrte ſelber, der ſie der Nachwelt beſchrieben. — Geheiratet wird bei ihnen mit wahrer Luſt, ohne daß man ſich vorher totgeſchoſſen oder totgeſeufzt — man kennt keine Hinderniſſe der Liebe als kirchliche — die weibliche Tugend iſt eine Gürtelſchnalle, die ſo lange halten ſoll, als der Geſchlechtsname der Tochter — die Herzen der Töchter ſind da wie Briefumſchläge, die ſich, wenn ſie einmal an einen Herrn überſchrieben waren, leicht umſtülpen laſſen, damit man darauf die Aufſchrift an einen anderen Menſchen mache — die Mädchen lieben da nicht aus Koketterie, ſondern aus Einfalt allen Teufel, ausgenommen arme Teufel. — Chriſtum würden ſie erſuchen, die Teufel lieber in ſämtliche Bürger, als in ihre Schweine fahren zu laſſen. Wollte er übrigens in einer deutſchen Stadt dozieren und

Digitized by Google

mit seinen Philantropisten gassatim gehen, so würde man ihn von Magistratswegen befragen, ob er nicht arbeiten könne. — Unter allen Poeten würden sie nur dem Orpheus eine Pension zu zahlen geneigt sein, weil er mit seinen Versen Flüsse zum Stehen gebracht und man also seine Muse anstatt der Dämme brauchen könne. usw.

Der Flieger / Von René Schickele

Aus einem verführerischen kleinen Buch, das soeben erscheint. Schickele nennt es „Schreie auf dem Boulevard". Es stehen Skizzen, Essays, Glossen darin, von denen der „März" einige zuerst gebracht.

Verwöhnte Geister mögen gereizt werden, sich mehr als bisher mit dem Dichter Schickele zu beschäftigen. Man lese seinen Roman „Der Fremde" (Verlag der „Aktion"), seine sehr amusante Geschichte: „Meine Freundin Lo" (Paul Cassirers Verlag), und wenn man den Lyriker kennen lernen will, seine Gedichte „Weiß und Rot".

Ich wohnte damals in der Nähe von Issy, einem Pariser Vorort, wo die zwei metallenen Schuppen der lenkbaren Luftschiffe und die zahlreichen zur Aufnahme von Aeroplanen bestimmten Bretterbuden um ein großes, leeres Feld herumstanden. Eine schmutziggelbe oder bläulich blitzende Wüste unter dem wechselnden Himmel, trostlos leer an Regentagen, von tausend winzigen Menschen und funkelnden Maschinen wimmelnd und dem blauen Himmel wie ein tiefliegender Ankerplatz, wie ein Lufthafen zugehörig an den Morgen, wo der Wind das Gras auf den nahen Wällen mit großen, warmen Strichen zurückkämmte. Wenn ich des Morgens dem schönen Wetter die Fenster öffnete, blickte ich gewohnheitsmäßig nach einem Punkt, wo der Himmel zwischen den Baumwipfeln meines Gartens schimmerte. Von dorther rauschte es wie eine Windmühle, die in harten Zahnrädern läuft, und dann

Digitized by Google

kam es langsam hinter den Bäumen herauf. Ein großer Ballon schwamm gelb und seidig, die Schwanzschuppen ausgebreitet, im strömenden Licht. Unter dem Bauch hing ihm, an einer dicken Stange, ein Fremdkörper, eine Art Leiter, die man mit einem kleinen Geländer versehen hatte, und darin saßen Menschen. Es sah aus, als ob Witzbolde einem fliegenden Walroß, das sie beim Schlaf überrascht, ein eilig gefertigtes Anhängsel mit der dicken Stange in den Leib gebohrt hätten und sich nun von dem gutmütigen Tier durch die Lüfte tragen ließen. Es hob den spitzen Kopf und drängte sich höher in die Luft, um über die Hügel von Meudon hinwegzuschwimmen. Die Aeroplane waren viel nervösere Tiere. Man erkannte sie gleich an ihrem heftigen Rattern, das mit dem Baß der Luftschiffe nur eine entfernte Familienähnlichkeit besaß. Sie sprangen mit einem Ruck hinter den Bäumen hervor und warfen sich gleich in den Wald auf der anderen Seite, kamen wieder, stiegen in eiligen Kreisen senkrecht über uns empor und waren wieder fort. Wenn nicht ihr wütendes Schnarren in der Luft geblieben wäre, hätte man glauben können, sie seien abgestürzt. Sie waren die Unrast selber. Gegen 12 Uhr wurde es still über mir. Im Tal heulten die Sirenen der Fabriken zur Mittagspause. Indessen ließen sich auf dem Felde von Issy die weißen Vögel nieder, manchmal drei, vier zu gleicher Zeit. Solange sie niederschwebten, waren sie wunderschön. Dann stießen sie auf den Boden auf, die weitgespannten Flügel zitterten und krachten, das arme Tier wankte und patschte aus seinen zwei Rädchen noch ein Stück mühsam über die Erde. Die einen blieben schließlich einfach stehen und sahen jämmerlich aus. Die andern verschwanden in einem dicken Rauch, der ihre Agonie verhüllte.

An einem durchsichtig blauen Herbsttag sahen wir im Garten, während die reifen Kastanien durch das Geäst der Bäume rasselten, einen Aeroplan in immer höheren, immer gedrängteren Kreisen über uns verweilen. Wohl eine Stunde lang stieg er so über uns empor. Er wurde ganz klein, er entschwand dem ermüdeten Blick, und wenn wir ihn droben in der milchigen Bläue wiederfanden, war das Sandkorn, das er am Himmel bildete, noch um ein geringes kleiner geworden. Es war Chavez, den der entschwindende Punkt trug. Es war Chavez, der 2680 Meter hoch in den Himmel stieg. An einem denkwürdig schönen Herbsttag stellte er ohne vorhergegangene An-

Digitized by Google

meldung den Höhenrekord der Welt wie eine Luftspirale im Himmel auf. Nachher stand er, von den Leidenschaftlichen und Berufsmäßigen umringt, die an jedem schönen Tag zu den Schuppen bei Issy hinauswandern.

„Ich bin vor drei Wochen zum erstenmal geflogen und gleich 800 Meter hoch. Wenn man sich einmal vom Boden erhoben hat, zieht der blaue Abgrund über einem wie ein Magnet. Ich flog los, es war ein schönes, blaues Loch über mir ... Ich steuerte hinein. Der Wind trug es davon. Ich folgte ihm, und durch diese Fenster hab ich — o, nur sehr flüchtig — das Schloß der Königin Sonne gesehen."

Er plauderte lächelnd zu einer Zigarette, die er während des Flugs im Mund gehalten hatte. Als er ausstieg, streckte er sich schnell einem brennenden Streichholz entgegen, das ein Freund für ihn bereit hielt.

„Aber Chavez, Sie sind ja ein Dichter!"

Er antwortete kleinlaut, indem er mit dem kleinen Finger die Asche von der Zigarette abstreifte: „Gott, es ist ja so schön."

Er reckte sich, er wollte den andern erklären ... Mit erhobener Stimme begann er:

„Die Bläue, verstehen Sie, diese Bläue, die immer höher stieg —" Er wußte nicht weiter, oder wahrscheinlich fürchtete er sich, an authentische Dichter zu erinnern. Der Präsident des Aeroklubs schob ihn ungeduldig in sein Automobil. Sie wollten essen gehn! Als der Chauffeur schon angekurbelt hatte, sagte Chavez den Journalisten, die noch mehr wissen wollten:

„Ich bin Peruaner, 23 Jahr alt. Frankreich hat mich glücklich gemacht."

Die Journalisten fanden, das sei zu wenig für einen Bericht und beschlossen, bis zum nächstenmal zu warten.

In der letzten Septemberwoche jenes Jahres überflog Chavez den Simplon.

„Es war so schön", erzählten die Leute, die ihn oben über den Paß fliegen sahen, „es war so schön, daß wir alle weinten".

Kurz vor der Landung stürzte der Apparat. Als Chavez aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er mit gebrochenen Beinen auf einem italienischen Spitalbett. Man sprach ihm Mut zu, da antwortete er:

Digitized by Google

„O meine Freunde, ich habe Mut gehabt, aber das war entsetzlich!"

Sein Zustand erschien nicht besorgniserregend. Er bekam die Beine in Gips gelegt. Nach fünf, sechs Wochen sollte er nach Mailand gehen und sich selbst den Teil des Preises holen, der ihm trotz des unglücklichen Abbruchs der Reise gehörte. 70000 Francs. Aber er hatte eine Gehirnerschütterung erlitten. Er starb in Delirien, von Bildern geschüttelt, die Riesengebirge, Schluchten und die bösen, sich im Nebel kreuzenden Stürme vor ihm aufrichteten, mit plötzlichen leuchtenden Durchblicken ins Blaue, in die er sich hineinstürzte. Ein jauchzender Ruf: „Die Schneefelder spiegeln den Himmel!" Er fuhr an Gletschern vorbei wie an Scheiben eines feenhaften Schlosses, er fühlte sich lachend aufwärtssteigen.

„Halleluja", sang er, „Jesus und Maria, jetzt sind die goldenen Engel auch im Wirbel drin und steigen ... Ah, das blaue Loch mündet in einen weißen Saal ..."

Und dann kam die Angst über ihn, und er begann gegen den Tod zu schreien, er wehrte sich gegen den eisigen Griff, der sein Herz zusammendrückte, bis er nach einem letzten, rückhaltlos hinausgebrüllten „Ich will nicht sterben!" still zusammensank.

Digitized by Google

Notizbuch

Der aristokratischste Literat unserer Tage ist ohne Zweifel Herr O. A. H. Schmitz. Nachdem er einen seiner hochkonservativen Aufsätze im „Tag" über deutsche und französische Freiheit zunächst mit einer Plattitude eingeleitet, vermutlich, weil er glaubt, dadurch das Herz des gemeinen demokratischen Lesers um so leichter zu gewinnen, äußert er sich dann wenn auch noch immer wohlwollend, so doch unbedingt schärfer, gewissermaßen radikalkonservativer: „Man mag den Ideen von 1789 noch so abhold sein, man wird zugeben müssen, daß die Rolle des Absolutismus Ende des 18. Jahrhunderts ausgespielt war." Zugeben wird es O. A. H. Schmitz immerhin müssen. Im keuschvornehmen-antirevolutionären roten „Tag" ist man den Ideen von 1789 abhold? Und wofür wäre Herr O. A. H. v. Schmitz ein Neokonservativer (so hat er sich getauft), wenn sein Gehirn nicht Sätze gebären dürfte, wie diese: „Wo alle Individuen gleich sind, herrscht notgedrungen die Masse oder diejenigen, welche in dem allgemeinen Chaos am meisten schreien oder sich zu bereichern verstanden haben. Demokratie artet stets in Phrasen und Geldherrschaft aus."

Dixit. Dem schröcklich fürnehmen Dichter des Romans „Wenn wir Frauen erwachen . . ." grault es vor banalen Wendungen; deshalb betitelt er sein Werk nicht etwa: „Schiffe, die sich nachts begegnen . . ." oder „Wenn wir Männer reif zur Liebe werden . . ." Sondern er setzt, um jede Originalitätssucht zu vermeiden, als Überschrift mit letzter Einfachheit die geheimnisvollschwangeren Worte: „Wenn wir Frauen erwachen . . ." Ein Feind der Phrase — und der Geldherrschaft. Bank conti erregen in ihm nur Übelkeit und seine Seele verabscheut jede Depositenkasse. Man kann also kurz feststellen: er opfert der Herrschaft der Phrase nur, wenn die Herrschaft des Geldes es gebieterisch fordert. Sonsten ist er ein Tolstoischer Asket mit aristokratischen Eigenheiten; allerdings der Bewegung von 1789, wie gesagt, ein wenig abhold; als Neokonservativer weit darüber hinaus; aber im übrigen ein durchaus moderner Geist vom Scheitel bis zur Sohle, ein Verfechter vornehmer Manieren, ein Führer in allen Lebenslagen, kurz, — in allen Sätteln schlecht sitzend: als Georgeschüler, als Romancier, und als auf neu aufgebügelter Konservativer, der sich zur Herrenkaste rechnet und der vor den Lesern des „Tag" mit feudaler Geste das Brevier seiner Aristokrassie abwickelt, während er nachlässig den Ideen der französischen Revolution einräumt, zu ihrer Zeit nicht ganz unberechtigt gewesen zu sein.

* * *

Man schaue nach Frankreich hinüber. Dort wehrt sich das Volk gegen die Zumutung eines barbarischen (aber durch die Provokationen der deutschen Militärvorlage vermutlich notwendigen) Gesetzes. Und Herr Schmitz findet seinen Gegenspieler in dem reifsten Geist der Franzosen, in Anatole France. Dieser mutige Schriftsteller interpretiert nicht die Gründe der Regierung, faselt nicht abgeklärte Weisheiten über Demokratie und Geldherrschaft, er — ein alter Mann — springt wie einst zur Zeit des Drei-

Digitized by Google

fußkampfes in die politische Arena: er verteidigt die Meuterer, und er nennt als die allein verantwortlichen und strafbaren Urheber der jüngsten militärischen Revolten die Mitglieder der Regierung. „Nicht genug, daß sich ein Ministerium, das sich republikanisch nennt, von den — der Demokratie feindlichsten — Reaktionären bei der Abfassung eines ungeschickten Entwurfs inspirieren läßt, — ein Minister kündet überdies an einem schönen Sonntag mit Berufung auf ein sehr fragwürdiges Gesetz die Zurückhaltung einer Jahresklasse an. Und da wollen Sie, daß dieses willkürliche und schlecht gerechtfertigte Verfahren in einer Demokratie keine Erregung hervorrufe! Ja, woher kommen denn unsere Politiker, daß sie den Geist des Landes — ja mehr den Geist des Menschen! — so sehr verkennen? So lange eine rückschrittliche Regierung die nationale Verteidigung unter dem Einfluß einer finanziellen, klerikalen und reaktionären Oligarchie zu organisieren trachtet, so lange sie bei diesen Leuten Rat und Hilfe suchen wird, so lange wird ihr das Volk nicht willig gehorchen."

Hier kämpft ein sonst nur in sein Arbeitszimmer gebannter Geist für die Rechte des Volks gegen die Machthaber. Hier wird einer zum heftigsten Ankläger derer, die vorgeben, ihn zu schätzen, die seinen Verkehr suchen, die ihn als Schriftsteller rühmen. Er aber pfeift auf die Gesellschaft und fordert „im Namen des allgemeinen Wohls: Schert euch zum Teufel!"

Ein Blick auf Deutschland lehrt, daß eine solche Sprache, geboren aus menschlicher Leidenschaft, von unsern Dichtern selten gesprochen wird. Und wenn es einer wagt, so wird er von der Presse, die bei uns den Patriotismus gepachtet hat, als ein weltfremder Ignorant geschmäht.

Wohltätigkeit

Prinzregententheater in München. Wohltätigkeitstee. Der Bericht einer münchener Zeitung:

„Der theatralisch-musikalische Nachmittag im Foyer und Garten des Prinzregententheaters vereinigte einen guten Einfall mit einem segensreichen Zweck. Im Rahmen einer reizvoll ausgestalteten Natur, die sich fortzusetzen scheint an den üppig verästelten Wipfeln der wirksam bemalten Hallenwölbungen, drinnen ein künstlerisches Sommerfest zu geben — das war etwas Neues. Für das Gelingen bürgte, daß Fürstin Oettingen-Spielberg, die gar wohl Feste in die Wege und nach dem rechten Ziele mildtätig zu leiten weiß, und, ihr gleichgesinnt, Fürstin Wrede-Lobkowitz und Gräfin Clemens Schönborn-Wiesentheid an die Spitze traten. Ihr Fest soll den im Ringen um die Existenz überanstrengten Frauen und Mädchen der verschiedenen Erwerbsklassen, Ladnerinnen, Arbeiterinnen u. a. zu ein paar Wochen der Rast und Erholung verhelfen . . .

Es ist Schwung im Zusammenspiel, und besonders die Geigen erklingen in poetischem Schmelz, so daß der lebhafte Beifall wohlverdient ist, an dem sich auch der anwesende Königliche Hof beteiligte. Die Prinzessinnen Adelgunde, Gundelinde, Wiltrud und Helmtrud, Prinz und Prinzessin Leopold mit den Prinzen Georg und Konrad, Prinzessin Clara sind erschienen in dem hocharistokratischen Kreise, dem sich die eleganteste Gesellschaft der Stadt anreiht. Die kleine Verwechslungskomödie „Eine Tasse Tee" gibt Graf Carlo Courten Gelegenheit, sein Talent auch fürs Komische zu erproben,

Digitized by Google

während als altadeliges Ehepaar Herr von Le Suire und Gräfin Louise-Marie Schönborn Haltung und savoir-faire von Natur aus vor den berühmtesten Berufsschauspielern voraus haben. Durch fremdländischen Akzent gibt Graf Georg Waldburg einer Dienerrolle heitere Färbung. Nach der Teepause, in der von vornehmen Schönen Erfrischungen kredenzt werden . . ."

Das Wasser lief dem Journalisten im Munde zusammen. Dennoch bewahrte er Haltung und savoir-faire.

Dadrunter leben wir

Die Fähigkeit zu gliedern

Budgetkommission des Reichstags. Frage: Verhängung des Militärboykotts über mißliebige Wirtschaften. Sozialdemokraten protestieren. Kriegsminister steht auf und erklärt, dieser Maßregel verfielen nur solche Wirtschaften, in denen „Sozialdemokraten, Zuhälter und Dirnen" verkehren (Epigramm eines preußischen Kriegsministers). Dann setzt er sich. Soll man ihm nicht die Gegenpille reichen? Wir haben sie vorrätig. Und er müßte sie süßlächelnd schlucken. Jedoch: wir dürfen das Gift nicht verabreichen, weil wir nicht den Vorzug der Immunität genießen.

* * *

Der liebe Gott als Jubilar

Tagung des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins. Nach der „Frankfurter Zeitung" telegraphierte der Vorsitzende Generalleutnant z. D. von Ammon der Frau des deutschen Kaisers:

„Unter dem sicheren Schutz Eurer Majestät hat Gott der Herr nunmehr 25 Jahre lang den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein zu machtvoller Entwicklung auf den Arbeitsgebieten christlicher Nächstenliebe geführt."

Es steht nunmehr fest: Gott der Herr begab sich unter den sicheren Schutz der mächtigen Auguste Victoria. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" hatte er einst durch den Propheten Hillel verkünden lassen. Es war ihm vorbeigelungen. Aber was bei diesem schaudervollen Menschenmaterial durch Bibel und Propheten, durch Papst und Kirche nicht zu erzielen war, das erreicht der Höchste nun spielend durch den Hilfsverein. Als dessen Ehrenvorsitzender — sozusagen — kann er unter dem Schutze ihrer allerhöchsten Majestät jetzt auch ein Jubiläum feiern und auf eine segensreiche fünfundzwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken, die dank dem christlichen Hilfsverein nicht ohne Genugtuungen war.

* * *

Das goldene Buch

Der deutsche Kaiser verkauft zwar einige seiner Burgen; aber grade deshalb muß man ihm eine neue schenken. Das ist sicherlich eine originelle Idee. Er kennt womöglich nicht einmal seine Stammburg. Wir aber haben nicht geruht und haben sie entdeckt. Da der Kaiser 200000 Mark nicht so leicht verdient, wollen wir sie ihm schenken. Ein sinniger, ein deutscher Gedanke. Zum Regierungsjubiläum. Und schon ist die „Kaiser Wilhelm-Jubiläums-Stiftung Hohenzollernschloß Abenberg" gegründet und der Aufruf fertig:

An die
Deutschen Zeitungen und Zeitschriften

Ihrem hochgeschätzten Verlage überreichen wir anliegend einen Aufruf mit der Bitte, sich in den Dienst der Sache zu stellen und den Aufruf zu

Digitized by Google

veröffentlichen. In der Veröffentlichung wollen Sie bitten, daß Beiträge an Ihre Expedition gesandt werden. Für Ihre Kosten wollen Sie 10 Prozent der an Sie eingegangenen Beträge behalten und 90 Prozent an Herrn Rechtsanwalt Nicolaus zu Berlin W 33, Potsdamer Straße 111, abführen. Bei der Veröffentlichung wollen Sie um deutliche Namensschrift der Spender bitten, da deren Namen in einem goldenen Buche Sr. Majestät überreicht werden sollen.

Wir bitten, sich der Sache wärmstens anzunehmen. Die Idee, unserm Hochherzigen, Selbstlosen Herrscher eine Hohenzollernburg darzubringen, ist zündend . . .

Die nächste Seite bringt den Aufruf:

Alle Deutschen Gaue rüsten sich, das 25jährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät, unseres Allverehrten Deutschen Kaisers, Königs von Preußen, den Stolz und Hort des Deutschen Vaterlandes, festlich zu begehen. Ein jeder möchte dazu beitragen, den Glanz des Festes zu erhöhen und Sr. Majestät den Beweis zu erbringen, daß das ganze Deutsche Volk einmütig hinter seinem Kaiser steht und daß Se. Majestät ebenso auf sein Volk bauen können, wie das Deutsche Volk sich auf seinen Kaiser verlassen darf. Noch mehr aber würden viele es mit Freude begrüßen, wenn sie dazu beitragen könnten, Sr. Majestät an seinem Ehrentage eine persönliche Freude zu bereiten.

Im schönen Bayernlande, unweit Nürnberg, liegt die stolze Burg Abenberg in dem gleichnamigen Städtchen. Diese Burg wurde unter Heinrich dem Städtebauer im 10. Jahrhundert an der Stätte eines früheren Römerkastells zum Schutze der Stadt Abenberg erbaut und den Grafen von Abenberg zum Lehen gegeben. Machtvoll ragt sie empor, ein Zeichen deutschen Fleißes und deutscher Kraft. Das Schloßgebäude (Pallas) ist nie erobert oder zerstört worden. In ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit bildet die Burg eine Perle unter den Deutschen Burgen. Aber noch beachtenswerter ist sie durch ihre Geschichte. Etwa um das Jahr 1200 starb das Geschlecht der Grafen von Abenberg aus. Die letzte Gräfin des stolzen Geschlechtes, Sophie Gräfin von Abenberg, wurde die Gemahlin des Burggrafen Friedrich II. von Nürnberg, Grafen von Zollern. Diesem brachte sie ihre väterliche Besitzung Abenberg ein. Damit wurde die Burg Abenberg, da ältere Hohenzollernburgen nicht bekannt sind,

die Stammburg der Hohenzollern.

Wir können gewiß sein, es wird Sr. Majestät eine große Freude bereiten, wenn gerade diese Burg . . . Aus den eingehenden Geldern werden die Kosten für den Ankauf der Burg . . . verwendet."

Gewiß, gewiß. Aber wem gehört die Burg? Diese Frage erledigt zuerst. Es ist anzunehmen, daß der Besitzer der Burg keinem sozialdemokratischen Turnverein angehört und sich nicht weigert, sie für einen reellen Preis zu einem patriotischen Zweck zu verkaufen. Wilhelm Herzog

Reichtagsporträts

VIII

Dr. Junck

Ein Leipziger. Geboren in Leipzig, Gymnasiast und Student in Leipzig, Referendar, Advokat, Stadtverordneter und Stadtverordnetenvorsteher in Leipzig, endlich Vertreter der Stadt Leipzig im deutschen Reichstag —: das ist die Biographie des Nationalliberalen Dr. Johannes Junck, kaiserlichen Justizrats, 51 Jahre alt, Inhaber hoher Orden, sowie einer skeptischen Loyalität und eines Weltbürgertums, in

Digitized by Google

dem humanistische und moderne Elemente sich gefällig durchdrungen haben. Es ist äußerst selten geworden, daß eine deutsche Großstadt einen Bourgeois und keinen Sozialisten in das Berliner Repräsentantenhaus entsendet. Leipzig, indem es so handelte, wußte, wen es delegierte. Es hatte ihn sechs Jahre lang auf dem Präsidentenstuhl des Kommunalparlaments beobachten können, den Rechtsanwalt am Reichsgericht Dr. Junck, und es hatte festgestellt: dieser Mann enthält unser Bestes. In der Tat, Herr Junck ist ein Typus von jener soignierten Tatkraft, die einer sächsischen Elite eigen ist und die, zum Beispiel, im Wesen der großen Leipziger Verlagsbuchhändler markant zum Ausdruck kommt. Hohe Tüchtigkeit eint sich da mit kosmopolitischer Abgeschliffenheit. Es sind wirklich Klein-Pariser, diese Bewohner des Leipziger Konzertviertels, Epikuräer der schönen Künste, in politischen Dingen einsichtsvoll und sehr entfernt von jener Tücke, mit der die Reaktion in Sachsen einer aufstrebenden Arbeiterschaft Fallen stellt. Ein feiner Rationalismus, eine subtile Freude an der raffinierten Form verklärt diese bürgerliche Oberschicht. Da haben sich sogar noch klassische Klubs erhalten, „fraternitates", auf deren Abenden nur lateinisch gesprochen und mit ciceronianischen Kunstgriffen disputiert wird ... Die Industriestadt Leipzig ist eine der letzten Hochburgen des Humanismus, in ihren Mauern wohnen verspätete Gourmands der wohlgefügten Periode, und die Delikatesse des großen Erasmus von Rotterdam hat sich in einem Zirkel von Pleiß-Athenern hartnäckig behauptet. (Gewisse Entartungen dieser West-Leipziger Kultur werden aufgezeigt in einem seltsamen Buche, das Kurt Martens 1898 erscheinen ließ: „Roman aus der Décadence.")

Ich weiß nicht, ob der Abgeordnete Dr. Junck jemals teil hatte an den klassizistischen Brüderschaften seiner Vaterstadt: auf alle Fälle ist auch ihm, in einer Welt von Akten und Paragraphen, der Cato major lieb geblieben, und er verheimlicht es nicht. Er ist einer der wenigen „Lateiner" des Reichstags. Wenn dieser Mann, dessen kurzgehaltener Vollbart sich dem Oval eines spöttisch-klugen Gesichtes korrekt einfügt, zu einer seiner kurzen Reden aufgestanden ist, so errichtet er, mit der Technik des Routiniers, Satzgefüge, die von romanischem Formensinn diktiert sind, und deren kompliziertes Arrangement sich übersichtlich entwickelt, zierlich auflöst, spielerisch erledigt. Es sind die graziösen Labyrinthe des Marcus Tullius Cicero. Dr. Junck spricht selten; aber er spricht immer anmutig. In seinen Reden ist die clarté latine und die Meisterschaft der Nuance und eine philologische Lust an netten Absichtlichkeiten. Solchen Sätzen täte ein Auditorium von Kennern not, anstatt dieses Saales, dessen Mehrzahl immer nur mit dem Selbstverständlichen einverstanden ist. Redner, wie dieser Herr Junck, die mit unterirdischen Ironien arbeiten, die beiläufige Anerkennungen mit sanftem Hohne spicken, die in Relativsätzen melancholische Bosheiten vorüberhuschen lassen, die über gegnerische Enthusiasmen ein ridikulisierendes Epitheton werfen — solche Artisten der Andeutung finden für ihre hübschesten Gaben im Reichstag keine Gegenliebe. In der deutschen Kammer fehlt es an Feinhörigen.

Weiß man somit die Reize des Stilisten Junck nicht allseitig auszukosten, so hat der Politiker Junck sich in den sechs Jahren, seit denen er dem Reichstag angehört, allgemeine Achtung und Beachtung errungen. Er steht innerhalb der nationalliberalen

Digitized by Google

Partei sehr weit links, und wer von dem Wiener Professor Freud nicht über die Verächtlichkeit der Wortspiele belehrt worden wäre, könnte ihn einen Junck-Liberalen nennen ... Für diesen klarblickenden Großbürger ist das Wort Sozialismus kein Schreckens- und Ekelwort mehr, sondern nur die sachliche Bezeichnung einer notwendigen und vielfach nützlichen ökonomischen Bewegung. Junck spricht im Reichstag zu den Sozialdemokraten, wie ein Gentleman zu Gentlemen spricht. Einmal erklärte er klipp und klar: an das kommunale Zusammenarbeiten mit den Sozialisten, zu dem er als Vorsteher der Leipziger Stadtverordneten so reichlich Gelegenheit hatte, bewahre er fast nur sympathische Erinnerungen. Solche Bekenntnisse aus dem Munde eines geistig hochstehenden Bürgers sind wertvoll; sie machen den gesellschaftlichen Boykott, den unsere Patriotards immer noch über die Sozialisten verhängt sehen möchten, mehr und mehr lächerlich, und sie dienen wirksam der sozialen Verständigung. Allerdings schreckt Junck auch vor freundnachbarlichen Neckereien über die revolutionäre Phraseologie der Nichts-als-Marxisten keineswegs zurück. Er weigert sich einfach, diese Gefahr ernst zu nehmen. Ist das nicht eine ganz gescheite Taktik? ... Junck hat sehr wenig Ehrfurcht, wie alle Voltairianer. Nicht nur den roten Hymnen versagt er den Glauben: auch über rednerische Schwächen des Grafen Posadowsky, des früheren Sozialministers (dessen Wissensfülle die anderen Abgeordneten scheu respektieren), ja über Ermattungen der Regierungsweisheit selbst ergießt er gelegentlich die Bitternis seiner Médisance. In solchen Momenten ähnelt dieser Nationalliberale fast einem kleinen Frondeur —: für eine Minute. Wichtig bleibt seine konziliante Stellung zur Arbeiterpartei. Und wichtig, daß dieser an klassischen Mustern geschulte Mann in der staatserhaltenden deutschen Politik etwas Unerwartetes, Unvorhergesehenes mitsprechen läßt: den Geist.

Carsten F. Jesper

[Justiz-Tagebuch]

Redls Revolver

Der Oberst und Spion Alfred Redl durfte sich erschießen! Empörung der Bevölkerung, Entrüstung der Journalisten, fulminante Zwischenrufe der Abgeordneten (fürs Abendblatt). Eingeschüchtert durch so viel flammende Vorwürfe, wird der Geist des k. k. Heeres ein bißchen verzagt, schämt sich und weiß nicht, wie der von Polizisten umstellte Spion und Oberst plötzlich zu einem frisch glänzenden Browningrevolver samt Gebrauchsanweisung gekommen sei. „Wir haben ihm den Revolver nicht gegeben," erklärt Herr General Georgi, „diesem Ausbund aller Schlechtigkeiten." Nun ist der Oberst und Spion an dem Abend, da er sich tötete, nur noch mit einem Freunde beisammen gewesen, dem früheren Staatsanwalt von Wien, der Pollack heißt, nichtsdestoweniger Rittmeister in der Reserve und ein ebenso enthusiastischer Reserveoffizier als Staatsanwalt ist. Auch dieser energische Patriot leugnet entschieden, Redl den Revolver gegeben zu haben. Da sich nun aber der Oberst und Spion unzweifelhaft mit einem Browning, den sein Diener als fremdes Eigentum erkannte, erschossen hat, so stimmt die Rechnung nicht. Das heißt: Es ist erwiesen, daß niemand dem Redl jenen Revolver gegeben hat, mit dem er sich umgebracht hat! (Ein Fremder hat wohl die Zernierung des Bewachten nicht mehr durchbrochen.)

Digitized by Google

Aber warum so stotterig und verzagt und schamhaft, ihr Herren Offiziere, die ihr um halb ein Uhr nachts bei dem Generalstabsspion eintratet? Schämt euch nicht und gesteht es ein, es bringt euch durchaus keine Schande: Ja, einer von euch hat „zufällig" einen Browning mit Gebrauchsanweisung in dem nächtlichen Hotelzimmer liegen lassen! Das ist im allgemeinen ein anständiger, österreichischer Kameradschaftsbrauch, der auch dem Gesunkenen noch eine letzte Regung von Solidarität zuwendet: Wenigstens nicht den Strick, denn du warst doch einmal so was wie ein Kamerad ... Gott verzeihs, die Abgeordneten ereifern sich fürs Abendblatt und die Journalisten empören sich fürs Morgenblatt, aber ich möchte diesen großmütigen Brauch nicht mit den andern flammend verdammen.

Um einen Brauch handelt es sich. Man erinnere sich an den Fall Hofrichters. Als die militärische Kommission den Giftpillenversender und Oberleutnant Hofrichter in Linz zum erstenmal verhörte, da fand sich auch nach ihrem Weggehen in Hofrichters Wohnung zufällig ein Browningrevolver, vorsichtshalber gleichfalls mit einer Gebrauchsanweisung. Hofrichter hat sich mit dem schwarzen glänzenden Ding eine Zeitlang beschäftigt, dann legte er es, ein gewinnsüchtiger Vabanquespieler bis ans Ende, mit einem festen Entschluß beiseite. Da das österreichische Militärstrafverfahren geheim ist und wir Zivilisten nur zufällig von einzelnen saftigen Fällen erfahren, so läßt sich nicht sagen, wie viel hundertmal dieser abgekürzte Revolverprozeß schon stattgefunden hat. In den letzten beiden großen Offiziersverfahren ward er jedenfalls geübt. Mit Unrecht?

Redl wußte, daß er erwischt war. Während er in seinem Auto von Prag nach Wien fuhr, wurde seine Wohnung in Prag gründlich durchsucht. Redl war, wenn die Zeitungen wahr sagen, ein sehr exakter Spion, der über seine Verrätereien genau Buch führte. Als die Militärkommission ihn nachts in Wien aufsuchte, trat er den Herren sofort mit einem Schuldbekenntnis entgegen. Das, verglichen mit den Ergebnissen der Prager Durchsuchung, hat wohl in dem untersuchungführenden Auditor und seinen Kollegen die bestimmte Sicherheit aufkommen lassen: Er sagt, was er weiß! Bedenkt man den Sturz der Erlebnisse, die der Oberst und Spion an diesem Abend durchlebt, so darf man annehmen, daß der rettungslos Erwischte die Wahrheit förmlich erbrach. Bei ihm lagen eine Rebschnur und ein Dolch. Der Tod verbarg sich also schon in diesem grauenhaften Hotelzimmer.

Und nun, da sie das (vergleichbare) Geständnis auf dem Papier hatte, entfernt sich die Kommission. Auf dem Schreibtisch aber ist zufällig ein Browning mit Gebrauchsanweisung liegengeblieben. Möge mir der Ruhm der Abendblätter nie erblühen, aber ich finde Ritterlichkeit, letzte Kameradschaft, stummes Herz in dieser ... Vergeßlichkeit. Ich möchte nicht „aufflammen" gegen diesen Brauch, sondern ich möchte höchstens fragen, warum kein bürgerlicher Verbrecher solcher Gnade je teilhaftig werden kann. Wie vielen durch hundert Verhöre gehetzten, für immer gebrochenen, jahrzehntelang hinsiechenden Verbrechern würde man gelegentlich die Erlösung eines solchen zufällig gefundenen Brownings gönnen!

Redls Revolver abschaffen? Einführen müßte man ihn!

Stefan Großmann

Wirtschaftsrückblick

Nicht viel des Lieblichen haben die letzten Wochen gebracht. Das übelste aber war der Waffenstunk. Wenn sich auch

Digitized by Google

die Gespickten schon wieder mit der Verteidigung vorwagen: der letzte Trottel muß gemerkt haben, daß der Rüstungsinternationalismus kriegshebend wirkt. Das ist ihm Existenzbedingung, er lebt vom Leiberzerreißen und von der Furcht vor dem Rasen. Aus seinen Handlungsunkosten grinsen Bestechung und Verrat, gegen wen die Granate geschleudert wird, das ist ihm höchst egal, wenn sie nur bezahlt ist. Diese vaterlandsbeordenten Überläufer haben die weiteste Toleranz, sie kehren sich nicht an Grenzen, sie sind die wahren Weltbürger, ihre Liebe haftet nicht an einem Fürsten, sie teilt sich jedem mit, der einen Armeeetat hat, vom Reussenzar bis zum Hammelkönig. Ihre Geschäftsberichte sind Schamlosigkeiten, sie zeigen mit einer Frechheit, die nur der Million eigen ist, ihre staatsgefährliche Bündlerei und scheuen sich nicht, im geeigneten Moment mit der Patriotendrommete zu dröhnen, wenn das Fremdgeschäft mal nicht recht will.

„So sehr wir auch die Marinevermehrung mit Freuden begrüßen, so sehen wir uns doch gezwungen zu erklären: In der heutigen bitterernsten Zeit genügt auch das nicht. Denn immer noch bringt der nunmehrige Schiffbauplan in den Jahren 1914, 1915 und 1917 nur eine Vermehrung um zwei große Kriegsschiffe statt um drei, wie selbst der reguläre Ersatz-Bauplan sie fordert und fordern muß, falls nicht ein Rückgang dieser großen Kampfschiffe eintreten soll. Und immer noch bleibt die allbekannte und eklatante Not an großen Panzerkreuzern bestehen! Daß dem endlich, endlich abgeholfen werde, dafür wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, das kommende Jahr und die Weitsicht und Einsicht von Regierung und Volksvertretung sorgen. Daß wegen dieser Flottenrüstungen unsere Landarmee auch nicht im geringsten Titelchen leiden darf, halten wir für so selbstverständlich, daß dies kaum noch gesagt werden braucht. Unser zäher, eisenfester, wenn's nötig, Europa und ganz Asien durchmarschierender pommerscher Grenadier mit Gewehr und Patronentasche ist auch ein Dreadnought, und zwar einer, den uns wie den preußischen Leutnant keine Nation der Welt nachmachen kann. (Jahresbericht pro 1912 der Handelskammer zu Dortmund.) Das ist eine von den Panzerplatten- und Flintenmethoden, mit denen aus gemeinster Gewinngier Menschenmillionen gegeneinander gehetzt werden. Und gelang es einem, von dem allgemeinen Schlachtefest Goldklumpen nach Hause zu tragen, so feiern ihn die Gesinnungsgleichen als Vaterlandsbeglücker. „Das gesamte deutsche Volk nimmt von Herzen Teil an der heutigen Gedenkfeier für den größten Waffenschmied, den die Erde je getragen hat und den es mit Stolz den seinen nennt. Möge der Ruhm des Hauses Krupp weiter blühen und wachsen zur Ehre des vaterländischen Gewerbefleißes und zum Segen der Erben des großen Vorfahrs, allezeit eingedenk seines schönen Wahlspruchs, daß alle Arbeit neben ihrem Lohne einem höheren Zwecke zu dienen hat und zwar dem des Gemeinwohls. Das walte der Allgütige bis in die fernsten Zeiten." (Der Bergbauliche Verein zur Krupp-Jahrhundertfeier.) Die Waffenaktionäre können ruhig schlafen. Es wird gesorgt, daß die Menschen sinken und die Kurse steigen. Die schwersten Papiere der Börse stammen von den Leuten mit der leichtesten Moral.

* * *

Jubel aus Manchester. Wilson der Retter hat den Tarifentwurf eingebracht. „Niederbruch der Zollschranken, Ende des Protektionismus, free trade." So blamieren sich deutsche

Digitized by Google

Schafsköpfe. Kaum war das erste Kabelgramm da, wurden auch schon Prinzipienartikel geschmiert. Dann kamen die Details, die Kommentare und Einschränkungen und heute liegt es am Tage: Die Tarifgeste ist da, die Reformatorenpose, aber der Protektionismus bleibt. Uns hat man einige Blendstücke hingehalten und richtig bissen Freihandelsfanatiker an. Aber beim Hinschauen weist sich folgendes: Unwirksame Entlastungen, peinliche Belastungen, Fortsetzung der widerwärtigen und unwürdigen Schikanen. Nicht ein deutscher Exporteur, der damit zufrieden. Dutzende sprach ich, jeder lachte über die Faseler, die nie Realitäten sehen können. Nur eine Möglichkeit bleibt uns: Mit dem Präsidenten einen vernünftigen Dauervertrag zu vereinbaren. Da ließe sich noch was durchdrücken. Allerdings nicht ohne Energie und nicht ohne den Hinweis, daß die Amerikaner uns nötiger haben, als wir sie. Das schäbige Provisorium muß aus der Welt. Aber was sollen die Ratschläge? Wissen wir denn, ob der Entwurf durchgeht? Wird er nicht vielleicht noch derart umgekrempelt, daß von der manchesterlichen Ausstaffierung auch nicht ein Schein übrig bleibt? Wilsons Programme sind nicht Wilsons Taten. Denn Wilsons Programme sind nicht die der Trustherren. Und auf die kommt es noch immer an, so entschieden sich die Theoretiker auch gebärden.

* * *

25 Millionen hat das preußische Abgeordnetenhaus für die Elektrifizierung der Berliner Stadt- und Ringbahn bewilligt. Die erste Quote. Der Rest wird folgen wie auf das A das B. Die Dampfleute brummen. Der ganze Spesenaufwand umsonst! Für die Elektrizitätsmagnaten hat es sich besser gelohnt. Sie kämpften mit der Devise: Technischer Fortschritt, wie die Waffenleute mit der Devise: Schutz dem Vaterlande. Aber seit die edle Siemenstradition verloschen, ist ihnen der Fortschritt völlig schnuppe. Schon inhibieren sie ihn durch die Machtmonopolisierung. Sie haben wieder mal das Profitchen weg und darauf kommt es ihnen an. Alles andere ist blöde Phrase, die vielleicht ein Abgeordneter glaubt, der Kenner der Praktiken aber lächelnd durchschaut. Sie sind alle Brüder und sitzen gemeinsam in den Aufsichtsräten der Kriegs-, Elektrizitäts- und Eisengesellschaften. Von allen Seiten werden Fiskus und Steuerzahler geneppt. So kann man sich auch dieses Kultursieges nur betrübt freuen. Wir morden massenhafter und vollkommener, wir fahren schneller und bequemer, wir werden ultramoderne Geschöpfe, aber nicht aus Erfinderglut und Fortschrittsdrang macht man uns dazu, sondern aus purem Kapitalsinteresse. Und man würde uns sofort wieder zurückschieben, wenn an der reaktionären Fahrt mehr zu verdienen wäre als an der fortschrittlichen.

* * *

„Imperator" dampft los und „Vaterland" wird bald folgen. Eine Vergottung war es. Die Rekordriesen haben alles. Ungeheure Bauchigkeit, Luxus bis zum Wahnsinn, Knotenhastigkeit. Ballin strahlt. Ein Wiertz der Großschiffahrt. Nichts kann kolossal genug sein. Über allen Wimpeln der Hapagwimpel. Hohenzollern pflegen den Ruhm, bei jeder Taufe ein Fürst. Und die Kassen gefüllt, Bankguthaben, Reserven, wohin man faßt. Für 150 Millionen Leviathane. Keine Angst, Herr Ballin? Keine Erinnerung an 1908 und 1909? Schon warnen die sonst Enthusiasmierten.

Digitized by Google

Wir wollen abwarten. Krisen kommen und gehen. Die letzte ist vor langer Zeit gegangen, die nächste wird bald kommen. Dann müssen die Fabeltiere gefüttert werden wie in Zeiten der Vollbefrachtung. Aber sie fressen und fressen und geben doch nichts von sich. Jetzt noch verwandelt sich jede Tonne Kohlen in Gold, dann verschwindet sie, die Reserven werden leer und leerer, die Dividende sinkt und die Aktionäre schimpfen bis die Konjunktur wieder vorwärts eilt und die Rente steigt. Einmal schon saß der „Imperator" fest. Omen?

* * *

Zwei Reinfälle. Die A. Goerz u. Co. Ltd. schließt das Jahr 1912 mit 4,2 Mill. Mark Verlust und die einst in die Reihe der soliden Unternehmungen gestellte Bodengesellschaft Berlin-Nord beglückt mit 650000 Mark Unterbilanz, Reservenaufzehrung und der Notwendigkeit, einen Sicherheitsfonds in Höhe von 2 Millionen Mark zu bilden. Die A. Goerz u. Co. Ltd.-Aktien sind ein Geschenk der Deutschen Bank an das deutsche Volk. Dadurch erhielten wir den langentbehrten Anteil an den südafrikanischen Minenverlusten, die wir den anderen Völkern nicht als Monopol überlassen wollten. Diese Aktien sind an Kleinkapitalisten gejobbert worden und zwar mit Hilfe von Phantasieversprechungen à la Liebert. Da aber die Deutsche Bank vermittelte, kam man über lahme Monita nicht hinaus. Die Bodenpleite ist, so riesenhaft sie anmutet, nur symptomatisch. Zwei Millionen zur Sicherheit gegen kommende Verluste. Karl Fürstenberg, der Konjunkturprophet, meint, das Schlimmste sei vorüber. Erst die Neue Bodengesellschaft, dann die Berlinische Bodengesellschaft und dann die Bodengesellschaft Berlin-Nord. Fiasko-ende? Es waren noch nicht die letzten Erdrutsche. Trotz Fürstenberg.

* * *

Der französische Fiskus braucht Geld, viel Geld. Erst sprach man von 57 Millionen Francs Budgetdefizit, Ende April schon von 200 Millionen. Eine, anderthalbe Milliarde will die Regierung pumpen und sich durch Steuern darüber hinaus eine Dauerdeckung sichern. Geschehen muß etwas. Der Fiskaldalles wird chronisch. Der Rentenkurs purzelt in nie gekannte Tiefen. Man denke. Der Kurs der französischen Rente, des einstigen Standardpapiers! Die Staatsausgaben wachsen ins Riesenhafte, schneller als der Reichtum, so fieberhaft die Industrie sich müht. Und je mehr Arbeiten die Regierung begeben muß, um so mißliebiger werden diese Papiere beim Publikum, das von den Dividendenchancen der neuen Industriewerte angelockt wird. Eine üble Diskrepanz und eine große Gefahr für die Leitenden. Frankreich ähnelt Japan, so sonderbar das klingt. Auch im östlichen Inselstaat, ein armer Fiskus und ein mit Hast zu vermehrten Schätzen strebendes Volk ...

Drakon

Hochzeitswoche

Die liberalen Blätter Berlins wollen sich und uns einreden, daß der deutsche Bürger ein Demokrat sei. Innerhalb der diskreten Redaktionsstuben munkelt man zu Zeiten mit Überzeugung sogar vom deutschen Republikanismus.

Vor zehn Jahren kam ich zum erstenmal nach Berlin. Damals erlebte ich unter den Linden einen plötzlichen Zusammenlauf, das hysterische Auseinanderfahren von Schutzleuten, und mitten durch den gesperrten Verkehr segelte das gelbe Auto des Kaisers.

Digitized by Google

Dieses Auto hatte Seitensitze wie ein Hotelomnibus, und der Kaiser saß mit dem Rücken zu dem Gehsteig, wo ich stand. Aber hüben wie drüben, rund um mich grüßte alles mit tiefgezogenem Hut und devotem Bückling den grauen Uniformrücken, der vorüberglitt. — Das war vor zehn Jahren, seitdem hätte sich manches geändert, weiterentwickelt haben können.

Jetzt hat die Tochter des Kaisers geheiratet. Und Berlin fieberte vier Tage lang im Taumel dynastischer Verzückung. Unter den Linden kampierten die Menschen von früh bis spät, die Stulle und die Kaffeethermosflasche hielten den Patriotismus satt und warm. Beflaggt und bewimpelt vom Hotel bis zur Trambahn und zum Handwagen feierte untertanenfreudig Berlin mit seinem Herrscherhaus. Die goldbeschlagene Staatskarosse und der wehende Helmbusch waren noch immer das Glanzstück, dessentwegen man stundenlang auf den Beinen blieb. Ganz wie im 18. Jahrhundert. Nur daß man damals auf öffentlichem Festplatz wenigstens einige Ochsen fürs Volk briet, das sich nicht trocken den Mund zu wischen brauchte. Diesmal wurden nur zwei englische Spione begnadigt. Trotzdem schrie man nicht weniger Hurra und überschüttete von Zar bis Cumberland alle Hochgeborenen mit Enthusiasmus. Selbst Bethmann-Hollweg sah ich, wie er langsam die Linden hinunterfuhr und nicht dazukam, den Zylinder auch nur eine Sekunde auf dem Kopf zu behalten. Alle, alle waren sie von warmer Popularität besonnt und sahen sich unverhofft eins mit einem einwandlos ergebenen Volk.

Kann sein, daß sogar in Paris, der Mutterstadt des Republikanismus, die Schaulust vor einer solchen Kumulierung prunkendsten Gottgnadentums ebensoviel Volk zusammengetrieben und entzündet hätte. Aber wie sehr unsere liberalen Blätter, die der Mund unseres freien Bürgerverstandes sein wollen, ihr armes bißchen Männerstolz vor Königsthronen vergaßen und die Begeisterung unserer Weiber noch weit überboten, das war doch erstaunlich. Sie fingen hübsch „sachlich" mit der Überschwemmung des lokalen Teiles an und kamen schließlich dahin, mit der lallenden Schilderung einer Galaoper im Leitartikel die Zeitung zu eröffnen. Der Speichel floß ihnen beim Durchkauen höfischer Details und sie haben die übelste Personalreportage der geschmacklosen Wiener Presse durchaus erreicht. Sie erörterten die zärtlichen Gefühle, die beim Hochzeitsfinale aus dem Lohengrin sich im Herzen der liebenden Braut geregt haben müssen. Sie zeigten uns schmunzelnd den Zar, wie er — seiner Tochter daheim gedenkend — die Hohenzollernprinzen wohlgefällig gemustert habe, und sie stritten heftig darüber, ob er sich hierauf mit dem Prinzen Waldemar oder Adalbert in ein „vielbemerktes" und vielsagendes Gespräch eingelassen habe. Die Lyriker aller Zeitungen zeigten uns zum Greifen deutlich Hubertusstock, das Flitterwochenschloß, mit Hirschgeweihen reich verziert. Jeder Kuß väterlicher Rührung, den der Kaiser der Tochter gab, wurde ordentlich verbucht, und die Differenz zwischen der Zahl der Küsse im Tageblatt und der im Lokalanzeiger ist auf dem Pegel unseres politischen Empfindens und unserer bürgerlichen Reife für ewig einzuzeichnen.

Der Deutsche wird immer nur ein logisch-theoretischer Demokrat oder Republikaner sein, seine Gefühle bleiben dynastisch diszipliniert. Wir kämpfen für die Menschenrechte und die Rechte des freien Geistes gegen Junker und Pfaffen, aber wir lassen unsern Freiheitsdrang glatt von einer Hofkutsche überfahren. Gustaf Kauder

Digitized by Google

Das Grab in Wien. Eine Chronik von Paul Stefan*)

Es ist das Grab Gustav Mahlers, das diesem tapfern Buche den Namen gibt. Wie eine göttliche Erscheinung geht Mahler durch das Buch, um seine Person gruppieren sich die Ereignisse. Seine ersten Taten an der Hofoper, sein Fidelio, sein Mozart und Wagner rütteln die Jugend aus ihrer verzweiflungsvollen Lethargie, nun haben sie ein Ideal, für das sie kämpfen, ein Symbol aller ihrer künstlerischen Wünsche. Mit tragischer Wucht setzt sich Mißgunst und Gleichgültigkeit gegen die schönen Hoffnungen. Und zum Schluß ist es das Grab, das ihnen gähnt. Aber dieses Grab klafft eigentlich schon während des ganzen Buches. Die Chronik, die der Autor vom Jahr 1903 bis 1911 führt, ist eine Unglückschronik und, während man die oft nur in tagebuchartiger Kürze gehaltenen Notizen liest, steigen einem oft die Tränen in die Augen. So viel Feindschaft gegen die Kunst! Der Kampf Liliencrons um den Erfolg, die Erbitterung gegen Arnold Schönberg, die Teilnahmslosigkeit gegen Dehmel, Zemlinsky, Mombert, Loos: all diese vergangene oder fortwirkende Schmach findet lebendige Darstellung durch einen leidenschaftlichen Augenzeugen. Das Grab in Wien, es weitet sich zu einem Massengrab für alles Edle und Herrliche. Und gegen die Not der politischen Zustände, gegen die Dummheit der „Gesellschaft" sehen wir einen kleinen Kreis entschlossener Männer den „Ansorge-Verein" gründen und den ungleichen Kampf beginnen. Das eben macht die fesselnde Eigenart des Buches aus, daß es nicht von einem, der den Ereignissen passiv zugeschaut hat, geschrieben ist, sondern von einem der energischesten jüngsten Mitkämpfer. Paul Stefan hat ja noch zu Lebzeiten Mahlers in seiner Broschüre „Gustav Mahlers Erbe", den Schlachtruf angestimmt, er hat sich bei den mannigfaltigsten Anlässen tätig erwiesen. Daß er in seiner Opposition gegen das Publikum manchmal auch magere Begabungen fehlgreifend in Schutz nimmt, ist gegenüber seinem eifrigen Bemühen für das ganz Große kaum auf die Wagschale zu legen. „Es ist so viel Arbeit; die Lüge ist so laut" — dieses Wort aus seiner Chronik möge in recht vielen zeitgenössischen Gemütern das hohe Gefühl der Verantwortlichkeit wecken oder stärken! Ähnlich sagt auch Goethe im italienischen Tagebuch: da die Bösen dieser Welt so rührig seien, müßten es auch die Guten über sich gewinnen, für ihre Partei öffentlich zu zeugen.

Max Brod

*) Verlag Erich Reiß, Berlin.

Lujo Brentano in die Acht erklärt

Patriotismus zartgesinnter, reiner,
Wird, wenn die Preise sinken, immer kleiner

hat Lord Byron in seinem Zeitalter von Bronze geschrieben, als die englischen Großgrundbesitzer den Fall Napoleons beweinten, welcher durch die Kontinentalsperre die Getreidepreise in England hoch gehalten hatte, und als Ersatz die berüchtigten Kornzölle verlangten. Daran hat augenscheinlich Professor Brentano gedacht, als er am 20. März 1913 in die Vossische Zeitung schrieb, es sei begreiflich, daß die Handelskammer von Bochum den Gedanken der damals erst geplanten Reichsvermögenssteuer mit freudigem Telegramm an den Reichskanzler begrüßt habe. Denn die Milliarde, um welche infolge derselben die Nachfrage nach bisher verbrauchten

Digitized by Google

Produkten sinke, werde den Produktionszweigen zugute kommen, welche für den Bedarf der Heeresverwaltung produzieren Wegen dieses Satzes haben die vereinigten Handelskammern des niederrheinisch-westfälischen Industriegebiets unter der Führung des Syndikus Hirsch und die Handelskammer Bochum Herrn Brentano ihre Verachtung erklärt. Dieser Erfolg dürfte Herrn Brentano belustigen. Wir aber freuen uns gleichfalls; denn wir entnehmen dieser Erklärung, daß auch die Herren der schweren Industrie es mißbilligen, wenn Geschäftsinteresse sich hinter der Maske des Patriotismus verbirgt. Wo aber blieb, wenn dies der Fall ist, die Entrüstung dieses Verächters, als seinerzeit die von den Münchener Neuesten Nachrichten anläßlich der Liebknechtschen Reden im Reichstag aufs neue in Erinnerung gebrachte Nachricht durch die Zeitungen ging, daß die Firma Krupp an Amerika Panzerplatten um 400 Mark per Tonne billiger als an das Deutsche Reich verkauft habe?

Clemens

Karl Schurz

„Karl Schurz, Verteidiger der Freiheit, Freund menschlichen Rechtes", schrieben die Amerikaner unter das eherne Standbild des großen Achtundvierzigers und Deutsch-Amerikaners, das in diesen Tagen in New York enthüllt wurde. In Deutschland wäre der „Verteidiger der Freiheit" erschossen worden, wenn man seiner nur habhaft geworden wäre. In Amerika machte man ihn zum Botschafter und Senator, sowie man seiner gewahr geworden war. Und deckte ihn heute in Deutschland der Rasen der Märzgefallenen, so würden ihm heute noch am Grabe von einem Schutzmann die Menschenrechte beschnitten, an die eine Kranzschleife zu erinnern wagte. Doch Karl Schurz starb in New York und nicht in Spandau, darum sprach der deutsche Botschafter vor seinem Standbild und die Fahne des Kriegervereins senkte sich vor dem Rebellen von Rastadt und dem Befreier Kinkels. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande und der Deutsche manchmal noch weniger.

Am gleichen Tage, an dem das Standbild von Karl Schurz enthüllt wurde, hing man nur wenige Schritte weiter, im „Deutschen Haus" ein Pastellbild Wilhelms II. auf. Draußen grüßte brausender Jubel — und er kam nicht nur aus deutsch-amerikanischen Kehlen allein — die Bronzestatue des Freiheitskämpfers und die schneeweißen Häupter seiner fünf Kampfgenossen von 1848, die im Festzuge fuhren. Im Deutschen Hause dagegen verbeugte sich norddeutsche Kühle vor dem Werke des loyalen Pastellstifts. Draußen hatte man von der Freiheit gesprochen, von den Kämpfen der Deutschen in Amerika, die freie Volksregierung zu verwirklichen, die Karl Schurz in seiner Heimat vergeblich herbeizuführen versucht hatte. So sprach man in den New Yorker Straßen. Im Deuschen Hause war man förmlicher, von den Fenstern aber konnte man beide sehen: hier hing der Kaiser und dort stand Karl Schurz. Imperium et Libertas, so dachte man unwillkürlich, die Polizei und das preußische Wahlrecht für die Deutschen, die Freiheit aber für die, die sie zu verteidigen suchen.

Friedrich Glaser (New York)

Zeitungsausschnitte

I

Man watet seit einigen Wochen knietief in dem Einfluß, den Wilhelm II. in seinen 25 Regierungs-

Digitized by Google

jahren auf die einzelnen Kulturgebiete ausgeübt hat. Auch Professor Dr. Hermann Kretzschmar unternimmt es, sein Bächlein zuzuleiten. „Wilhelm II. und die Musik." Nachdem festgestellt wurde, daß in des Kaisers Adern musikalisches Blut fließt, wie bei fast allen seinen hohen Vorgängern und daß dieser physischen Eigentümlichkeit die Herausgabe einer Sammlung von 600 Volksliedern zu danken sei, nach solchen und ähnlichen Mannhaftigkeiten, schwingt sich der Kretzschmarren auf die folgende Höhe:

„So wird die Schulgesangsreform unseres Kaisers den Boden bereiten für einen neuen Aufschwung deutscher Tonkunst, und unter den Fürsten, welche die Musik am entschiedensten und aufs nachhaltigste gefördert haben, wird die Nachwelt seinen Namen an erster Stelle nennen. Aber heute schon danken es ihm die deutschen Musiker von Herzen, daß der waffenmächtige Kriegsherr, der treusorgende Mehrer deutschen Ruhms und deutscher Größe unter den Faktoren dieser Größe auch der Musik einen hervorragenden Platz zuerkennt."

Wir erlauben uns zu bemerken, daß bei dieser Berechnung weder der „Sang an Ägir" noch der „Roland von Berlin" einbezogen sind. Berücksichtigt man diese zwei Höhepunkte des Komponisten und Mäzens, so dürfte Kretzschmars Einschätzung hinfällig werden und kaum mehr der Vergleich mit Linke ausreichen.

2

Alfred Holzbock, der liebenswürdige Plauderer und Reisende in Wahnfried und feiner Lebenskunst, hat sich Gerhard Hauptmanns „Festspiel in deutschen Reimen" angesehen und sofort eine instruktive Auswahlsendung an Scherl telephoniert. Man muß sagen, die Dichtung gewinnt, wenn man sie durch Holzbocks kluges Auge betrachtet. Seine feinsten Einsichten werden hier zur gefälligen Weiterverwendung in literarischen Salons und in den Kreisen ehrgeiziger Portiers aneinandergereiht: „Ein Extrazug aus Berlin brachte zahlreiche Kunstfreunde und Verehrer Gerhard Hauptmanns ... Das Publikum folgte mit Anteilnahme und Würde den Vorgängen ... Die Revolutionsszene in ihrer packenden Grellheit brachte sichtbar den ersten Erfolg, wenn sich auch die Masse im Zuschauerraum schweigend verhielt ... mit Vorsicht bereitet sich die Freiheitsbewegung vor, die Haltung des Volkes ist von der Regie ruhig abgewogen und bildet einen wohlbeabsichtigten Kontrast zu dem rasenden Gebaren der blutigen, französischen Freiheits-Revolutionäre ... Vergebens wartet man auf den „Aufruf an mein Volk", der von Breslau aus die deutschen Lande durchzog ... An zweitausend Personen — wer will ihre Zahl schätzen — mögen hier ... Lützows wilde, verwegene Jagd, ein hinreißendes Stimmenchaos ... der deutsche Reim eignet sich wohl für eine volkstümliche, aber weniger für eine pathetische Dialogart ... die Kostüme, die nach der Mode des Freiheitsjahres entworfen sind ... einen hervorragenden Stimmungsfaktor bildet die Beleuchtung ... fanden sich in Ton und Haltung vortrefflich ab ..."

Holzbock etwa nicht?

3

Ein Berliner Winkelblättchen tritt vor seine dadurch erst entstehen sollenden Leser mit einer Preisfrage: „Wer ist der dümmste und wer der korrupteste Mensch in Berlin?" In andern Zeitläuften hätte die hier drohende Bloßstellung eine Massenabfahrt des gewerbetreibenden Westens zur Folge gehabt. Jetzt fühlen sich alle Schieber sicher. Man bedenke nur: wieviel

Digitized by Google

Jahrhundert-Hochzeit-Regierungsjubiläumsartikelschreiber ringsum aufgegangen sind!

Absalon

Das Hexenbrot

Irgendwo in einem Lande lebt eine Provinz und irgendwo in der Provinz vegetiert ein Dorf. Darüber steht die Zeit still schon seit Jahrhunderten. Irgendwer hat ihr die Flügel gebrochen.

Wenn der erste Sonnenstrahl morgens über die Düngerhaufen geistert, die wie Denkmäler verfaulter Kultur vor den Hütten ragen, erwacht die Glocke im Turm, läuft durch Gassen und Höfe und sucht nach dem Bauer, der nicht betet.

Vier dunkelbeholzte Berge schließen das Dorf gegen die Welt ab. Hat es sich um Maria Verkündigung zweimal gejährt, daß eine Droschke durchs Dorf fuhr, so darf man die nächste wohl erst ein Jahr später um Christi Himmelfahrt erwarten.

Daß sogar ein Automobil sich einmal in das Dorf verirrte, wird in der Schenke heute noch wichtig wie eine Weltgeschichte erzählt.

Nur gewisse Sekten wandernder Leute, erfahrene Straßenlumpen und zauberkundige Zigeuner, pilgern ziemlich oft ins Dorf.

So geschah es einmal, acht Tage nach Michaeli, daß eine Zauberin in die kleinfensterige, dumpfe, sandbestreute Stube der Buckbäuerin kam und sich anbot, der Kuh zu helfen, die schon drei Jahre kalblos im Stalle stand.

Zunächst bestrich sie ein großes Stück Brot mit Butter, verhokuspokuste und aß es, um sich geheime Zauberkraft zu erwirken. Alsdann bestrich sie, als sie ihren Hunger gestillt hatte, ein zweites Brot, zog zeremoniell das weiße Zauberpulver (eigentlich nichts als feingeriebenes Salz) aus der Tasche, bestreute das Brot, verhexte und gab es der Bäuerin und sagte: „Wenn die Kuh das Zauberbrot gefressen hat, setzt das Kalb im Leibe an.“ Die Bäuerin legte das Brot auf den Tisch, drückte der Zauberin einen alten Taler in die Hand und führte sie durch das Hoftor bis auf den Anger hinaus.

Während in der Bauernstube das Hexenbrot entstand, war das Fenster offen, das unersättlich Tag und Nacht nach dem Düngerhaufen schaut. Dort stand, bis an die Knie versunken, die Kuhmagd, Resl, eine derbe Dirne. Sie hatte alles gehört.

Eh der letzte Vollmond verwelkte, lag sie mit dem Haselbauernknechte draußen am Mühlbach unter einer Erlenstaude, vergaß die Sonntagspredigt und verlor die jungfräuliche Einsamkeit.

Nun kam sie plötzlich auf einen absurden Gedanken.

— — — — — — — — — — —

Als die Bäuerin zurückkam und das Zauberbrot suchte, erzählte die Magd, sie habe es, in der Meinung, es sei ihr Vesperbrot, gegessen. Die Kunde davon flog rasch wie ein Sperber durchs Dorf. Alle bedauerten die arme Magd und warteten auf das Kalb, das da geboren werden sollte aus dem Leibe einer Jungfrau.

Nur dem Haselbauernknechte hüpfte freudig das Herz im Leibe, weil der Teufel statt seiner als Vater ins Taufbuch geschrieben werden müsse.

Als die Dirne sich nach Monaten ins Wochenbett legte, kamen Hebamme und Schinder, der die mißgeborenen Kälber verscharrte, zur Geburtshilfe.

Digitized by Google

Draußen auf der Straße vor dem Fenster der engen Kammer aber schwärmten die Dorfeinwohner zu einem schwarzen Klumpen an und harrten zitternd auf das entsetzliche Ereignis.

Gottfried Kölwel

Neue Wege des Pazifismus

Solange die Pazifisten ihre Aufgabe als abgeschlossen betrachteten, wenn sie auf die Gesinnungen der Individuen wirkten, um aus der Summe dieser Einzelgesinnungen friedensfreundliche Völker- und Staatsgesinnungen herauswachsen zu lassen, befolgten sie die Methode der Religion. Die zusammengelegten Einzelvernünfte sollen eine Gesamtvernunft ergeben. Aus der Besserung aller Einzelnen ergibt sich von selbst die Besserung der Gemeinschaft, so predigt ein Tolstoi, der die Organisationen grundsätzlich verabscheut, weil sie erfahrungsgemäß entarten und sich ihrem Zweck entfremden. Wo Organisationen aufgerichtet werden, entsteht allemal jener Zwiespalt, für welchen der Gegensatz Kirche — Religion nur das bedeutendste Beispiel ist. Andererseits sehen wir aber, daß die Lehre ohne Organisation nur Märtyrer und Träumer hervorbringt, welche selbst, wenn sie eine effektive Majorität darstellen, gegenüber der organisierten Gegenmacht wenig ins Gewicht fallen. Alle Heilslehren verfallen diesem tragischen Dilemma: entweder rein, aber ohnmächtig im Geisterreiche zu leben, oder aber Realpolitik zu treiben und dann alsbald auch durch Kompromisse kompromittiert zu werden. Die Sozialdemokratie macht den heroischen Versuch, dieser Tragik zu entrinnen, sie will sich realisieren, ohne am geistigen Gehalt einzubüßen. Wie weit ihr das gelingt, ist eine Frage für sich, das Schauspiel ist jedenfalls sehenswert. Die Realisierung geistiger Ziele führt allemal ins tragische Gelände. Der Schritt muß trotzdem gemacht werden.

Der Pazifismus macht die Bewegung zur Realpolitik über das Völkerrecht. Die hervorragenden Pazifisten sind Völkerrechtslehrer geworden, ohne daß es in ihrer Absicht lag. Durch die systematische Förderung aller internationalen Beziehungen, durch die von ihnen geschaffenen Organisationen im Haag, nähern sie sich immer mehr jenem Stadium, wo sie aktiv in die Politik eingreifen werden.

Die Zukunft und die Gefahr, die Hoffnung und das Problem des Pazifismus besteht darin, daß die Friedensfreunde selbst eine aktive Diplomatie entwickeln.

Was ihnen dazu noch fehlt, hat sich in der gegenwärtigen europäischen Krise gezeigt. Der europäische Friede ist durch nichts so bedroht, wie durch die russisch-französische Allianz, die Finanzierung des Zarismus. Eine aktive Friedensdiplomatie hätte vorerst einzig auf diesen Punkt ihr Augenmerk zu richten. Statt Millionen Europäer mit Friedensidealen zu erfüllen, wäre es wichtiger und dringender, die wenigen Personen, welche für die Kapitalversorgung Rußlands maßgebend sind, für den Frieden zu gewinnen. Sich die Pressionsmittel zu beschaffen, oder diesen Kreis gütlich zu erobern, wäre die realste Friedenspolitik, die es derzeit gibt. Davon hat man nichts gehört. Und das ist der Grund, warum eine gewisse Rankune gegen die Pazifisten nicht so leicht schwinden wird. Man mißtraut einer Absicht, welche den längsten Umweg der entscheidenden kürzesten Wirkungsmöglichkeit vorzuziehen scheint.

Robert Scheu

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Wie sie Ihn umjubeln

Von Wilhelm Herzog

Nicht ohne Einsicht hatte sich der deutsche Kaiser alle persönlichen Geschenke zu seinem Jubiläumsfeste verbeten und den Behörden, den Vereinen, wie den einzelnen Bürgern anheimgestellt, die ihm zugedachten Spenden wohltätigen Zwecken zuzuführen.

Seien wir gerecht: man hat in der Tat von einigen Stiftungen gehört, die große Städte für Spitäler, Invalidenhäuser — und was weiß ich — errichtet haben, um den Tag des Kaisers zu feiern. Gegen diese herkömmliche Wohltätigkeitsmethode, die — besonders in Deutschland — selten genug von einem originellen Kerl durchbrochen wird, ließe sich zunächst nichts einwenden. Obschon Behörden, die sich ihrer Verantwortung bewußt wären, nicht nötig haben sollten, sich erst durch ein dynastisches Jubiläum anregen zu lassen zur Erfüllung wichtigster sozialer Pflichten.

Der Kaiser hat — immerhin — einmal etwas Anzuerkennendes gewollt. Dank seiner Initiative wurde — seien wir vorsichtig — vielleicht verhindert, daß man viele Millionen für nichtsnutzige, seinem Geschmack entsprechende Kunstwerke, Tafelaufsätze, goldene Bücher verschwendete. (Es wird noch genug an kostspieligen Geschmacklosigkeiten geleistet worden sein.)

Die anständige Regung des Kaisers, der ja schließlich alles hat, was er braucht, und den sein Volk nie Mangel leiden lassen wird, kostete ihn nicht viel und sah gut aus.

Leider konnte er jedoch durch keinen Ukas gebieten, daß man ihn an diesem Tage nicht noch mehr als sonst belöge, daß man ihn nicht noch lüsterner als an gewöhnlichen Wochentagen umwedelte, umschmeichelte, umkröche.

Wir haben's gewußt: in der Reihe der Erinnerungsfeste wird dieses allerhöchste Jubiläum der bekannte Markstein sein. Was sage ich: Markstein; vielmehr die Feier eines Wendepunktes in der (neueren) Weltgeschichte.

Digitized by Google

Wenn man genau fünfundzwanzig Jahre rückwärts schaut, sieht man ihn, den Wendepunkt, ganz deutlich. Hier beginnt die moderne deutsche Kultur; hier wächst Deutschland zum Weltreich; hier beginnen Künste und Wissenschaften zu blühen; hier gipfelt die Tätigkeit des Monarchen als Friedensfürst wie als Kriegsherr; hier wurzelt die Sozialreform und die epochale Entwicklung unserer Schwerindustrie; hier wurde der Männergesang in ungeahntem Umfang gepflegt und Hammurabi darüber nicht vergessen. Kurz: von diesem Markstein aus überblickt man erst so recht die Superiorität der wilhelminischen Epoche über ähnliche Zeitalter, etwa der Mediceer oder des Augustus. Und alles dies: durch einen Mann.

Gewiß, er hatte Paladine, Helfer, Berater. Aber nur Nörgler wollen verkennen, daß wir ihm die berauschende Syntheſe aller Gegensätze unseres modernen Lebens zu danken haben. Unser Kaiser ist nämlich ein Zusammenfasser: streng religiös und doch ganz modern; ein harter und strenger Realpolitiker und zugleich einer vornehmen Romantik nicht abgeneigt; ein Wirtschaftsgenie und vom Scheitel bis zur Sohle ein Künstler; er ist großzügig und doch sparsam; er rechnet wie nur irgendein Großindustrieller und ist zugleich ein idealistischer Poet; er empfindet weich und zart und ist doch ein Anbeter der starken Faust; die Tradition des Gottesgnadentums ist ihm heilig, aber sonst ist er vorurteilsfrei; er versteht mit Katholiken, Protestanten wie Juden vortrefflich umzugehen; er ist in der Gesellschaft der liebenswürdigste Kavalier und im Grunde ein Einsamer; kurz: er ist der vollkommene Ausdruck des modernen Kulturmenschen. Kraft seiner impulsiven Persönlichkeit ein Verbinder aller Extreme. Ein gottbegnadeter Monarch. Ein ganz großer Mensch und Künstler.

* * *

Man konnte schon annehmen, daß am Jubiläumstage die landesüblichen Phrasen mit hundert potenziert in Umlauf gesetzt würden. Aber alle unsere Erwartungen waren Verkleinerungsgläser.

Hört die Gratulanten. Hört, wie sie Ihn (nicht ihn) umjubeln. Zur Zeit Ludwig XIV. trieben sie's nicht schlimmer, aufdringlicher, würdeloser. Und es wäre kein Wunder, wenn Wilhelm II. angesichts dieser Kreaturen

Digitized by Google

zum Menschenverächter würde und ihm Hamlets ebenso banales wie tiefes Wort über die Lippen käme: „Diese Welt ist gemein".

Ich habe einige Jubiläumsfestnummern unserer Zeitschriften geplündert. Und aus dem reichen Zuckerwerk, das ich fand, seien hier ein paar Süßigkeiten artig zusammengestellt, die verraten können, wo wir hingekommen sind. Daß einem bei ihrem Genuß nicht besser wird, daß manch leckere Torte, wenn man näher hinsähe, nicht ganz sauber ist, leugne ich nicht, und daß es — um den Vergleich zu Tode zu hetzen — vielleicht gar ratsam wäre, manch patriotischen Bäcker etwas genauer in seinem Gewerbe zu untersuchen.

Nur ein paar flüchtige Einblicke, ganz knappe Zitate; sachlich ausgewählt und ohne ein Wort des Kommentars hierher gesetzt.

Wohl die echteste, ursprünglichste, heißeste Vaterlandsliebe und die naivste Treue zum angestammten König fand ich in der „Kaiser-Jubiläums-Nummer" eines zufällig ungarischen Publizisten: in „Nord und Süd", einer Monatsschrift, die früher einmal so etwas wie einen liberalen Charakter hatte, die aber heute von jenem Professor der Philosophie herausgegeben wird, der, da er aus Bern weichen mußte, jetzt den Anschluß an den schwungvollen Patriotismus der maßgebenden deutschen Kreise nicht verlieren will. Dieser immerhin aus Benye gebürtige Herr, ein früherer Rabbiner, der dem Zaren eins seiner Werke gewidmet hat, verlegt sich nunmehr auf die deutsche Kulturarbeit. Das letzte Heft seiner Monatsschrift befriedigt endlich den Ehrgeiz schlafloser Nächte. Zehn geheime Oberregierungsräte, ein Rittmeister, ein paar Professoren und eine sogar richtiggehende Exzellenz haben sich mit ihm verbunden, um den Kaiser auf allen Gebieten des kulturellen Lebens als den schöpferisch Tätigsten ungeschminkt zu würdigen.

Auf dem Titelblatt wird angekündigt: „Bildnis und eigenhändige Unterschrift Kaiser Wilhelms II." Der erste sozusagen programmatische Aufsatz, besser: das Präludium des ungarisch-deutschen Kulturkonzerts bringt zunächst:

den Prof. Dr. Ludwig Stein mit Wilhelm II. gegen Nietzsche.

„Der herrschende Individualismus, dessen Verkörperung die Philosophie Nietzsches darstellt, hat die trennenden Momente unter den Menschen bis zur Atomisierung allzu sichtbar herausgestellt. Wir wollen deshalb an dieser Stelle positive Arbeit leisten, Kulturpolitik treiben. Einen

Digitized by Google

solchen ‚Willen zur Kultur' hat Kaiser Wilhelm II. während seiner fünfundzwanzigjährigen segensreichen Regierungszeit in Wort und Tat, in Gesinnung und Handlung unausgesetzt bekundet. Wir feiern ihn daher in unserer Jubiläumsnummer, unserem Programm getreu, als Kultur-Kaiser."

*

„Se. Majestät haben geruht zu genehmigen, das dem Herausgeber von ‚Nord und Süd' am 29. April 1913 huldvoll gewährte Bildnis mit höchsteigenhändiger Unterschrift an die Spitze dieser Jubiläumsnummer setzen zu dürfen. Der Herausgeber von ‚Nord und Süd' darf dankbewegten Herzens die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß das nächste Vierteljahrhundert der Regierungszeit Sr. Majestät zu krönendem Abschluß bringen möchte, was der Kultur-Kaiser im abgelaufenen Vierteljahrhundert unter so glücklichen Auspizien angeregt, aufgemuntert und wirksam gefördert hat."

Ein Herr Prof. Dr. Amersdorffer, der sich als erster ständiger Sekretär und Senator der königlichen Akademie der Künste vorstellt, schreibt über „die Kunst der letzten 25 Jahre". Kein Wort von der Ahnungslosigkeit des deutschen Kaisers von den Werken moderner Meister. Weder Liebermann noch Slevogt, weder Gaul noch Barlach können erwähnt werden. Aber: „Der deutsche Michel steht gewappnet in schimmernder Wehr, die Hand am Schwert, so recht der Repräsentant unseres Volkes in Waffen, das treu neben seinem Kaiser steht in dem tiefen, unauslöschlichen Vertrauen, das Ihm diese für Deutschlands Kulturgeschichte für immer denkwürdigen fünfundzwanzig Jahre in allen Herzen gewonnen haben. Des Kaisers Friedensliebe wurzelt tief in Seiner Religiosität, in Seiner Liebe für alles Hohe und Schöne und in Seinem Verständnis für die idealen Güter unserer Kultur. Die Kunst ist Ihm nicht etwa nur ein Mittel zur Erhöhung des Glanzes Seiner Herrschaft; alle, die je das Glück gehabt haben, in Ausstellungen oder Museen mit Seiner Majestät vor Werken der Kunst zu stehen und Ihn darüber sprechen zu hören, können bezeugen, welch' innerliches Verhältnis den Kaiser mit der Kunst verbindet, und wie aufrichtig und warm Seine Begeisterung für die Kunst ist."

*

Der Prof. Dr. Alfred Klaar über „die deutsche Literatur des letzten Vierteljahrhunderts". Kein Wort von der Ahnungslosigkeit des deutschen Kaisers vor den Werken moderner Dichter. Daß dem Major Lauff und Otto Ernst seine ganze Liebe gehört. Aber dieser freundliche Historiker führt sie alle auf, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren gewirkt haben, obschon der, dem diese Festnummer gewidmet ist, kaum ihren Namen

Digitized by Google

kennt. Anordnung, Urteil, Gesichtspunkte — nicht besprechbar. (Er rühmt Schönherr und Ernst Hardt, und hat für Thoma gerade das Adjektiv „witzig" zur Verfügung; Wedekind ist kein Seelenkünder, auch kein dramatischer Gestalter; und Heinrich Mann existiert nicht; dagegen „tränkt Rudolf Herzog seine optimistischen Lebensbilder mit der sonnigen Heiterkeit der Rheinlande; Ricarda Huch ist eigenartig und Anselma Heine feingestimmt.")

*

Und der ungarische Philosophieprofessor krönt seinen deutschen Patriotismus mit einer tiefempfundenen Parallele:

„Wer von ihm erwartet hatte, daß er eroberungslüstern und kriegsruhmsüchtig seinen Namen in die Annalen der Geschichte mit eiserner Faust einhämmern würde, sah sich durch die Wirklichkeit getäuscht. Nicht als Cäsar, sondern als Augustus wird der Kaiser im Gedächtnis der Nachwelt fortleben."

*

Aus dem Festartikel einer großen süddeutschen Zeitung:

„Er sah freilich auch hier, daß die Wunden des sozialen Kampfes eben nur die Zeit zu lindern vermöge und daß sich im Raume hart die Sachen stoßen. Aber dem modernen Ringen ward er dadurch nicht fremd. Noch kein Fürst hat den Charakter seines Zeitalters in so intuitiver Weise erkannt wie er. Der Geist der Technik offenbarte sich ihm in seiner ganzen Bedeutung und Gewalt. Man erzählt sich wohl, daß Napoleon einst Fulton mit seinem Dampfschiffmodell empfangen und dessen Erläuterungen mit Aufmerksamkeit angehört, ihn aber dann mit düsterem Trotze abgewiesen habe. ... Und hiezu dürfen wir das Wirken unseres Kaisers mit vollem Recht und freudigem Stolze in Parallele stellen. Denn was jenem versagt blieb, das hat er geschaffen — die moderne deutsche Kriegsflotte."

*

Die Ankündigung eines Verlegers:

„In meinem Verlage erscheint noch rechtzeitig zum Regierungsjubiläum Sr. M. des Kaisers:

Kaiser Wilhelm II. als Denker,

Goldene Worte und Aussprüche aus seinen Reden, Erlässen, Gesprächen, Briefen und Telegrammen von Dr. Adolph Kohut, Königlicher Rat.

Unser seit einem Vierteljahrhundert glorreich regierender Kaiser und König Wilhelm II. ist bekanntlich einer der vielseitigsten und großzügigsten Herrscher, die je auf einem Thron gesessen. Er hat über die verschiedensten und wichtigsten Fragen des Staatswesens, der Politik, der Armee und Marine, des Handels und Verkehrs, der Industrie und Technik, der Kunst und Wissenschaft, der Jugenderziehung und des

Digitized by Google

Schulwesens, der sozialen Gesetzgebung und Nächstenliebe, der Religion und des Christentums, sowie über Welt und Leben usw. in Reden, Erlässen, Aussprüchen, Briefen und Telegrammen seine Meinung geäußert. In diesen Kundgebungen tritt die ganze Lebens- und Weltanschauung Sr. M. des Kaisers und Königs klar und deutlich und gewissermaßen mit plastischer Anschaulichkeit zutage.

Der Herausgeber der Schrift, Königlicher Rat Dr. Adolph Kohut, seit Jahrzehnten als vaterländischer Schriftsteller rühmlichst bekannt — ich nenne hier nur seine Schriften ‚Friedrich der Große als Persönlichkeit und Charakter', ‚Goldene Worte Kaiser Wilhelms I.', ‚Königin Luise von Preußen und ihre Zeit', ‚Die Hohenzollern und die Freimaurerei' usw. —, hat nun zum Regierungsjubiläum Sr. M. aus den umfangreichen brieflichen, mündlichen und telegraphischen Äußerungen des Allerhöchsten Jubilars jene goldenen Worte und Aussprüche zusammengestellt, die am besten und charakteristischsten den großen Denker Wilhelm II. uns zeigen und in denen seine Auffassung über die mannigfaltigsten und wichtigsten Gegenstände sich widerspiegelt.

Die hier mitgeteilten, nach großen und umfassenden Gesichtspunkten systematisch geordneten und mit Quellenangaben versehenen goldenen Worte und Aussprüche haben zugleich eine Ewigkeitsdauer, denn sie sind von bleibendem Wert, indem sie helle Schlaglichter auf die Gedankenwelt des Monarchen zu werfen geeignet sind.

Diese eigenartige Anthologie enthält einen ungeheuren Schatz der originellsten, interessantesten und bemerkenswertesten Ideen, Sentenzen und Maximen, die ihren Einfluß und ihre Einwirkung auf die weitesten Schichten des deutschen Volkes nicht verfehlen werden.

Doch nicht allein der reiche Inhalt der Kaiserlichen Emanationen, sondern auch die oft überraschend poetische Form der einzelnen Gedankenspäne und die glänzende Virtuosität, womit die Sprache von dem gekrönten Verfasser gemeistert wird, verleihen dieser Sammlung einen ganz undefinierbaren Reiz, dem sich wohl niemand wird entziehen können.

Es ist zu hoffen, daß diese Jubiläumsausgabe im Hause keines Deutschen, soweit die deutsche Zunge klingt, fehlen wird."

So jubeln sie, so machen sie Geschäfte.

Digitized by Google

Das Leben Tolstois / Von Romain Rolland

Romain Rolland, den die französische Akademie soeben mit dem Großen Preis krönte für seine zehnbändige Epopoée: „Jean Christophe", — dieser große und edle Dichter hat drei Biographien geschrieben, die drei Helden gewidmet sind: Michelangelo, Beethoven und Tolstoi.

Aus der Biographie Tolstois einen Abschnitt veröffentlichen zu können, dankt der „März" der Autorisation des Hauses Hachette & Co. Eine deutsche Ausgabe der Werke Romain Rollands, die auch diese Biographien bringen wird, bereitet der Verlag von Rütten & Loening (Frankfurt a. M.) vor.

as Licht, das nun schon erloschen ist, war für meine Generation das reinste, das ihrer Jugend geleuchtet hat. In den tiefen Schatten der Dämmerung des zu Ende gehenden XIX. Jahrhunderts war es der tröstende Stern, dessen Anblick unsere jungen Seelen anzog und beruhigte. Unter all jenen — sie sind häufig in Frankreich — denen Tolstoi mehr als ein geliebter Künstler war, ein Freund, der beste und für viele der einzige wahrhafte Freund in der ganzen europäischen Kunst — möchte ich meinen Tribut der Dankbarkeit und Liebe seinem heiligen Andenken darbringen.

Die Tage, da ich ihn kennen lernte, werden in meiner Erinnerung nie verblassen. Es war 1886. Nach einigen Jahren stummen Keimens sproßten die wunderbaren Blumen der russischen Kunst aus der französischen Erde. Die Übersetzungen von Tolstoi und Dostojewsky erschienen bei allen Verlegern zu gleicher Zeit, mit fieberhafter Eile. Von 1885—1887 wurden in Paris Krieg und Frieden, Anna Karenina, Kindheit und Jugend, Polikuschka, der Tod des Iwan Iljitsch, die kaukasischen Novellen und die Volkserzählungen veröffentlicht.

In wenigen Monaten, in wenigen Wochen entfaltete sich das Werk eines ganzen großen Lebens, in dem sich ein Volk, eine neue Welt spiegelte, vor unsern Augen.

Digitized by Google

Ich war eben in die Ecole Normale eingetreten. Meine Kameraden und ich, wir waren recht verschieden. In unserer kleinen Gruppe, in der sich realistische und ironische Köpfe, wie der Philosoph George Dumas, Dichter, die die italienische Renaissance glühend liebten, wie Suarès, andere, die der klassischen Tradition treu blieben, Anhänger Stendhals und Wagners, Atheisten und Mystiker zusammenfanden, wurde viel diskutiert, entstanden oft Meinungsverschiedenheiten.

Aber die Liebe zu Tolstoi machte uns alle während einiger Monate einig. Jeder liebte ihn ohne Zweifel aus andern Gründen; denn jeder fand sich selbst in ihm. Und für alle öffnete sich ein Tor vor dem unendlichen Weltall, für alle war es eine Offenbarung des Lebens. Rings um uns, in unsern Familien, in unsern Provinzen erweckte diese laute Stimme, die aus dem fernsten Europa kam, dieselben Sympathien, oft wider Erwarten. Ich erinnere mich an mein Erstaunen, als ich einmal Bürger aus meinem Nivernais, die sich für Kunst gar nicht interessierten und beinahe nichts lasen, über den Tod des Iwan Iliitsch mit tiefer Rührung sprechen hörte.

Ich habe bei bedeutenden Kritikern den Ausspruch gelesen, daß Tolstoi das Beste seiner Gedanken unsern romantischen Schriftstellern verdanke: George Sand, Victor Hugo. Ich will über die Unwahrscheinlichkeit des Einflusses von George Sand auf Tolstoi, der sie nicht leiden mochte, nicht streiten und den viel größeren Einfluß, den J. J. Rousseau und Stendhal ausgeübt haben, nicht leugnen, aber es ist ein Irrtum, die Größe Tolstois und die Macht seines Zaubers auf uns seinen Ideen zuzuschreiben. Der Kreis der Gedanken, in dem seine Kunst sich bewegt, ist ein sehr beschränkter. Seine Stärke liegt nicht in ihnen, sondern in dem Ausdruck, den er ihnen gibt, in der persönlichen Note, im Gepräge des Künstlers, im Hauch seines Lebens.

Ob die Ideen Tolstois erborgt sind oder nicht — wir werden es später sehen — nie war eine Stimme der seinen ähnlich in Europa ertönt. Wie könnte man sonst den Schauer der Bewegung erklären, den wir empfanden, als wir dieser Musik der Seele horchten, auf die wir so lange gewartet hatten und die uns nottat? Die Mode spielte nicht mit in unsern Gefühlen. Die meisten von uns hatten gleich mir das Buch von Eugen

Digitized by Google

Melchior de Vogüé über den russischen Roman nicht gekannt, ehe sie Tolstoi gelesen hatten; und seine Bewunderung schien uns lau neben der unsern. De Vogüés Urteil war vor allem literarisch. Aber wir — uns war es zu wenig, das Werk zu bewundern. Wir lebten es, es war das unsere. Das unsere durch den heißen Atem seines Lebens, durch seine Jugend des Herzens. Das unsere durch seine ironische Schärfe, durch seinen schonungslosen Scharfblick, durch Furchtlosigkeit vor dem Tode. Das unsere durch seine Träume von brüderlicher Liebe und Frieden unter den Menschen. Das unsere durch seine furchtbaren Anklagen gegen die Lügen der Zivilisation. Durch seinen Realismus und durch seinen Mystizismus. Durch seinen Hauch von Natur, durch sein Fühlen der unsichtbaren Kräfte, seinen Schauer vor dem Unendlichen.

Diese Bücher waren für viele von uns das, was Werther für seine Generation gewesen war: ein prächtiger Spiegel unserer Kraft zu lieben und unserer Schwächen, unserer Hoffnungen und unserer Befürchtungen und unserer Mutlosigkeit. Es lag uns nichts daran, alle diese Widersprüche in Einklang zu bringen und besonders nicht diese reiche Seele, in der das Weltall widerklang, in enge religiöse oder politische Systeme einzureihen, wie es die meisten tun, die in der letzten Zeit über Tolstoi gesprochen haben — die, unfähig, über dem Streit der Parteien zu stehen, ihn zu ihrem eigenen Standpunkt herabziehen, ihn je nach ihren sozialistischen oder klerikalen Koterien messen. Als ob unsere Koterien das Maß für ein Genie sein könnten! — Und was liegt mir daran, ob Tolstoi zu meiner Partei gehört, oder nicht! Kümmert es mich, zu welcher Partei Dante oder Shakespeare gehörten, wenn ich ihren Hauch atme und ihr Licht trinke?

Wir sagten uns nicht, wie die heutigen Kritiker: „Es gibt zwei Tolstoi, den vor der Krise, den nach der Krise; der eine ist der gute, der andere ist es nicht." Für uns gab es nur einen, wir liebten ihn ganz. Denn wir fühlten instinktiv, daß in solchen Seelen alles enthalten, alles verbunden ist.

Was unser Instinkt fühlte, ohne es zu erklären, das soll unser Verstand heute beweisen. Wir können es, jetzt, da dieses lange Leben an sein Ziel gelangt, vor aller Augen freiliegt, ohne Schleier, in seiner Reinheit und

Digitized by Google

Aufrichtigkeit ohnegleichen. Was uns vor allem auffällt, das ist, wie dieses Leben vom Anfang bis zum Ende in jeder Hinsicht das gleiche blieb, trotz der Schranken, die man von Zeit zu Zeit setzen wollte — trotz Tolstoi selbst, der wie jeder leidenschaftliche Mensch geneigt war zu glauben, wenn er liebte — wenn er glaubte, daß er liebe — daß er zum erstenmal glaube und daß von da ab sein Leben beginne. Beginn, Wiederbeginn. Wie oft hat er dieselben Krisen, dieselben Kämpfe durchlebt! Man kann nicht von der Einheit seiner Denkart sprechen — es war nie Einheit darin, aber von der Beständigkeit der verschiedenen Elemente in ihr, die bald verbunden, bald feindlich sind, häufiger feindlich. Die Einheit liegt weder im Geist, noch im Herzen eines Tolstoi, sie liegt im Kampf der Leidenschaften in ihm, sie liegt in der Tragödie seiner Kunst und seines Lebens.

Kunst und Leben sind eins. Nie war ein Werk inniger mit dem Leben verbunden. Es hat beinahe beständig autobiographischen Charakter. Von seinem fünfundzwanzigsten Jahre ab können wir Tolstoi Schritt für Schritt in den widersprechendsten Erfahrungen seiner abenteuerlichen Karriere folgen. Sein Tagebuch, vor seinem zwanzigsten Jahre begonnen und bis zu seinem Tode fortgeführt*), die Notizen, die er Birukov gegeben hat**), vervollständigen diese Erkenntnis und erlauben nicht bloß, beinahe Tag für Tag in Tolstois Gewissen zu lesen, sondern die Welt wieder aufleben zu lassen, in der sein Genie Wurzel gefaßt hat und die Seelen, die seiner Seele nahestanden.

Eine reiche Vererbung. Zwei Geschlechter (die Tolstoi und die Volkonsky), beide sehr edel und sehr alt, die sich rühmten, bis auf Rurik zurückzugehen und deren Chronik Genossen Peter des Großen, Generäle aus dem Siebenjährigen Krieg, Helden aus den napoleonischen Kämpfen, Dezembristen, politisch Verbannte aufzählte.

*) Ausgenommen einige Unterbrechungen — eine besonders lange zwischen 1865 und 1878.

**) Zu seiner bemerkenswerten Biographie von Leo Tolstoi: Vie et Oeuvre, Memoires, Souvenirs, Lettres, Extraits du Journal intime, Notes et Documents biographiques rèunis, coordonnés et annotés pan P. Birukov revisés par Leon Tolstoi traduits sur le manuscrit par J. W. Bienstock.

Digitized by Google

Familienerinnerungen, denen Tolstoi einige der originellsten Typen in „Krieg und Frieden" verdankt: der alte Fürst Volkanski, sein Großvater mütterlicherseits, ein später Vertreter der Aristokratie aus der Zeit Katharina II. Voltairianer und Despot; der Prinz Nikolaus Gregorovitsch Volkanski, ein entfernter Vetter seiner Mutter, wurde bei Austerlitz verwundet und unter den Augen Napoleons weggetragen, wie der Prinz Andreas; sein Vater, der einige Züge von Nikolaus Rostov*) hatte; seine Mutter die Fürstin Marie, die sanfte, unschöne, mit den schönen Augen, deren Güte in „Krieg und Frieden" leuchtet.

Er kannte seine Eltern nicht. Die reizenden Erzählungen von Kindheit und Jugend haben, soviel man weiß, wenig wirklichen Hintergrund. Seine Mutter starb, als er kaum zwei Jahre alt war. Er konnte sich also nicht an das teure Gesicht erinnern, das der kleine Nikolaus Irteniew durch einen Schleier von Tränen heraufbeschwört, das Gesicht mit dem sonnigen Lächeln, das Freude um sich herum verbreitete.

„Ach wenn ich dieses Lächeln in schweren Augenblicken nur halb sehen könnte, ich wüßte nicht was Kummer ist. Aber sie vererbte ihm zweifellos ihren vollkommenen Freimut, ihre Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und die wunderbare Gabe, die sie hatte, Geschichten zu erzählen, die sie selbst erfand.

An seinen Vater konnte er wenigstens einige Erinnerungen bewahren. Er war ein liebenswürdiger Spötter mit traurigen Augen, der auf seinen Gütern ein unabhängiges Leben, ohne jeden Ehrgeiz, führte. Tolstoi war neun Jahre alt, als er ihn verlor. Dieser Tod ließ ihn zum erstenmal „die bittere Wahrheit verstehen nnd erfüllte seine Seele mit Verzweiflung". — Erste Begnung des Kindes mit dem Schreckgespenst, das zu bekämpfen eine Hälfte seines Lebens geweiht war und das zu preisen, indem er es verklärte, die zweite. — Die Spuren dieser Todesangst finden sich in einigen unvergeßlichen Zügen der letzten Kapitel der „Kindheit", wo die Erinnerungen für die Erzählung vom Tode und von der Beerdigung der Mutter verwendet sind.

*) Er machte auch die napoleonischen Feldzüge mit und war in Frankreich während der Jahre 1814—1815 Gefangener.

Digitized by Google

Fünf Kinder blieben zurück in dem alten Hause zu Jasnaja Poliana*), wo Leo Nikolajewitsch am 28. August 1828 geboren wurde und das er nur verlassen sollte, um zu sterben — zweiundachtzig Jahre später. Das jüngste Kind, Marie, die später Nonne wurde (zu ihr flüchtete Tolstoi, sterbend, als er sein Haus und die Seinigen floh). — Vier Söhne: Sergius, egoistisch und berechnend, „aufrichtig in einem Grade, wie ich ihn nie wieder erreicht sah"; — Demetrius, leidenschaftlich, verschlossen, gab sich später als Student mit Inbrunst religiösen Übungen hin, ohne sich um die Ansichten anderer zu kümmern, fastete, besuchte die Armen, pflegte die Kranken, ergab sich dann Ausschweifungen mit derselben Leidenschaftlichkeit, wurde von Gewissensbissen gefoltert, kaufte ein Mädchen los, das er in einem öffentlichen Hause gekannt hatte und nahm es zu sich und starb mit neunundzwanzig Jahren an Schwindsucht**). — Nikolaus der älteste, der geliebteste Bruder hatte von der Mutter die Phantasie geerbt und ihre Gabe, Geschichten zu erzählen***), war ironisch, schüchtern und zart, wurde später Offizier im Kaukasus, wo er sich ans Trinken gewöhnte. Auch er war voll christlicher Liebe, lebte in Hütten und teilte mit den Armen alles, was er besaß. Turgeniew sagte von ihm, „daß er die Demut des Lebens ins Praktische übersetzte, die sein Bruder Leo in der Theorie zu entwickeln sich begnügte".

Zwei Frauen mit reichen Herzen lebten mit den Waisen: Tante Tatjana†), „die zwei Tugenden hatte, sagte Tolstoi: Ruhe und Liebe". Ihr ganzes Leben war nur Liebe. Sie opferte sich ohne Ende. — „Durch sie kannte ich die moralische Freude zu lieben."

Die andere, Tante Alexandra, bediente immer die andern und vermied, bedient zu werden und verzichtete auf Diener. Ihre Lieblingsbeschäftigung war, das Leben der Heiligen zu lesen und mit Pilgern und Unschuldigen sprechen. Von diesen frommen Leuten wohnten einige im Hause. Eine von

*) Jasnaja Poliana, „die helle Lichtung" ist ein kleines Dorf südlich von Moskau, einige Meilen von Tula.

**) Tolstoi zeichnet ihn in Anna Karenina in den Zügen von Lewines Bruder.

***) Er schrieb das Tagebuch eines Jägers.

†) Eigentlich war sie eine entfernte Verwandte. Sie hatte Tolstois Vater geliebt und war von ihm wiedergeliebt worden; aber wie Sanja in „Krieg und Frieden" war sie in den Hintergrund getreten.

Digitized by Google

ihnen, eine alte Pilgerin, die Psalmen sang, war die Patin von Tolstois Schwester, ein anderer, der Bruder Gricha, tat nichts, als beten und weinen.

„O großer Christ Gricha! Dein Glaube war so stark, daß du die Nähe Gottes fühltest, deine Liebe war so glühend, daß Worte deinen Lippen entströmten, von denen dein Verstand nichts wußte. Und wie du seine Herrlichkeit priesest, wenn du, ohne Worte zu finden, ganz in Tränen dich zu Boden warfst!

Jeder sieht den Einfluß, den all diese einfachen Seelen auf Tolstois Entwicklung hatten. Es scheint, daß in manchen von ihnen der Tolstoi des Endes schon angedeutet ist und seine Kräfte versucht.

Ihre Gebete, ihre Liebe haben in das Herz des Kindes die Saat des Glaubens gesät, deren Ernte der Greis sehen sollte...

Die amerikanische Tariffrage

Von Woodrow Wilson

(Schluß)

Was bedeutet die jetzige Zollpolitik den Schutzzöllnern? Sie ist nicht die alte Schutzpolitik, die ich durchaus anerkennen würde; sie ist eine völlig neue Doktrin. Wer sich für die Geschichte des amerikanischen Schutzzolles interessiert, vergleiche die jüngsten Programme der beiden Schutzzollparteien mit der alten Doktrin. Man wird, je gründlicher man in die Materie eindringt, durch eine völlig neue Richtung überrascht. Die neue Doktrin der Schutzzöllner ist, daß der Tarif den Unterschied zwischen den Herstellungskosten in Amerika und den Herstellungskosten in anderen Ländern darstellen soll: plus eines angemessenen Gewinnes für jene, die in der betreffenden Industrie tätig sind. Hierin liegt das Neue der jetzigen Doktrin des Schutzzolles: „plus eines angemessenen Gewinnes". Damit wird den Männern, die zum Kongreß kommen und Vergünstigungen verlangen, offen ein Gewinn garantiert. Die alte Idee eines Schutzzolltarifes ward erdacht, um die amerikanische Industrie lebendig zu erhalten und dadurch

Digitized by Google

amerikanischer Arbeit Beschäftigung zu gewährleisten. Aber die Vergünstigungen des Schutzzolles sind so fortdauernd geworden, daß folgendes eintrat: als die Leute sahen, daß sie ausländische Konkurrenz nicht mehr zu fürchten hatten, schlossen sie sich zu großen Interessenverbänden zusammen. Diese Verbände umfassen Fabriken aller Arten: alte Fabriken und neue Fabriken, Fabriken mit veralteten Maschinen und Fabriken mit modernsten technischen Hilfsmitteln; Fabriken, die wirtschaftlich sparsam verwaltet werden und Fabriken, die nicht wirtschaftlich geführt werden; Fabriken, die seit langem im Besitz einer Familie waren und vielleicht heruntergekommen sind, und Fabriken, die über die jüngsten technischen Erfindungen verfügen. Sobald der Zusammenschluß zum Interessenverband durchgeführt ist, werden die schlechter arbeitenden Fabriken außer Betrieb gestellt. Aber die für sie ausgegebenen Aktien sollen Dividenden bezahlen. Und die Regierung der Vereinigten Staaten garantiert einen Gewinn auf Kapitalsanlagen in Fabriken, die vom Markte ausgeschieden sind.

Es mag eine Zeit gegeben haben, da der Zolltarif die Preise nicht emportrieb, aber jene Zeit ist dahin; der Tarif wird heute von den großen Verbänden dazu ausgenutzt, ihnen die Herrschaft über die Preisgestaltung zu gewährleisten. Das ist nicht zufällig gekommen. Es ist kein Zufall gewesen, daß die Preise in den Vereinigten Staaten schneller stiegen und steigen als in irgendwelchem anderen Lande. Der Fluß, der uns von Kanada scheidet, trennt uns von viel niedrigeren Kosten des Lebensunterhaltes, trotzdem das kanadische Parlament die Einfuhr mit Zöllen belegt.

Aber jene, die nicht verstehen, was sich in den Vereinigten Staaten abspielt, rufen: „Oh, — Ihr werdet das Land mit eurem Freihandel ruinieren." Wer sprach von Freihandel? Wer schlägt Freihandel vor? In den Vereinigten Staaten kann es keinen Freihandel geben, weil die Regierung der Vereinigten Staaten bei unserer gegenwärtigen Scheiden des Besteuerungsfeldes zwischen der Bundesverwaltung und den einzelnen Staatsregierungen notgedrungen zum großen Teil von den Zöllen erhalten wird, die in den Häfen erhoben werden. Aber ich möchte manche Herren fragen, ob durch die besonderen Tarifsätze, die sie angeben, in den Häfen sehr viel an Zöllen erhoben wird. Einige der Tarifsätze sind praktisch Verbotzölle und keine Zollgebühr kann aus ihnen gezogen werden.

Digitized by Google

Wer in Amerika einen importierten Gegenstand kauft, zahlt der Bundesregierung in Form des Einfuhrzolles einen Anteil am Preise. Aber was in der Regel gekauft wird, ist nicht ein eingeführter, sondern ein in Amerika hergestellter Gegenstand, dessen Preise der Fabrikant bis zu einem Punkt steigern konnte, der dem Preis des importierten Gegenstandes plus des Zolles gleich ist oder ihn übertrifft. Wer nimmt in diesem Fall den Zoll ein? Die Regierung? Der Fabrikant, der amerikanische Fabrikant, der da sagt, da er seine Waren nicht so billig verkaufen kann wie der ausländische Fabrikant, sollten alle guten Amerikaner von ihm kaufen und ihm für dieses Privileg eine Steuer auf jeden Artikel entrichten. Vielleicht sollten wir das. Der ursprüngliche Gedanke war, daß wir damals, als er just anfing und Unterstützung brauchte, von ihm kaufen sollten, selbst wenn wir einen höheren Preis entrichten mußten: bis er auf festen Füßen stünde. Heute aber wird verlangt, daß wir von ihm kaufen und einen Preis zahlen sollen, der 15 bis 120 Prozent höher ist als der Preis, den wir einem ausländischen Fabrikanten bezahlen müßten.

Wenn wir freilich übereinkommen, jeden Mitbürger, der Neigung zu irgendeiner Geschäftsbranche hat, für die das Land nicht besonders geeignet ist, eine Extravergütung für jeden Artikel gewähren, den er hervorbringt, — wenn wir diese Extravergütung so hoch bemessen, daß sie alle Nachteile ausgleicht, unter denen er aus dem einen oder anderen natürlichen Grunde arbeitet — wenn wir das wollen, dann können wir allerdings unsere Industrie herrlich vervielfältigen, aber wir berauben uns dabei selbst. Auf solcher Basis können wir in Connecticut oder Michigan oder sonstwo meilenlange Treibhäuser errichten, in denen glückliche amerikanische Arbeiter Bananen züchten — die zum Preise von einem viertel Dollar verkauft würden. Irgendeine törichte Person, ein Demokrat, könnte zwar schüchtern darauf hinweisen, Bananen seien ein großer Segen für die Allgemeinheit, wenn sie aus Jamaica kämen und drei Stück für einen Nickel zu haben wären; aber welcher patriotische Bürger würde auch nur einen Augenblick auf die Einwände eines Menschen hören, der kein Gefühl für Pracht und Herrlichkeit der amerikanischen Bananenindustrie hat und nicht die stolze Bedeutung der Tatsache begreift, daß unser Sternenbanner über den größten Bananentreibhäusern der Welt weht!

Digitized by Google

Der sogenannte „Schutztarif" ist ein Werkzeug geworden, um auf Kosten der wirtschaftlichen Lebenskraft des übrigen Landes das Anwachsen besonderer Industriegruppen zu fördern. Was jetzt geschehen soll, ist allerdings eine sehr praktische Frage: man will diese Spezialprivilegien aufdecken und aus dem Tarif herausschneiden. Es soll auch nicht eine heimliche Sondervergünstigung in den die Zölle betreffenden Bestimmungen bleiben, die beseitigt werden kann, ohne jenen Teil des Handels zu schädigen, der gesund und angebracht ist und den wir alle gefördert zu sehen wünschen.

Manche Leute sprechen, als seien die Tarifreformer, als seien die Demokraten nicht Angehörige des amerikanischen Volkes. Ich sprach kürzlich eine Dame, eine nicht ältliche Dame, die mir mit Stolz erklärte: „Oh, ich bin stets Demokratin gewesen, seitdem man sie mit Hunden hetzt." Und aus manchen Äußerungen könnte man wirklich schließen, die Demokraten seien Geächtete und hätten keinen Teil am Leben der Vereinigten Staaten. Die Demokraten stellen die Hälfte aller Wähler unseres Landes dar. Sie arbeiten in allen Unternehmungszweigen, in großen und kleinen. Es gibt keinen Lebensweg und keinen Beruf, wo man ihnen nicht begegnet; und — wie eine Zeitung in Philadelphia neulich witzig bemerkte — sie können keinen wirtschaftlichen Mord verüben, ohne zugleich wirtschaftlich Selbstmord zu begehen. Will man sich vorstellen, die Hälfte des amerikanischen Volkes sei im Begriffe, die ganzen Grundlagen unseres Wirtschaftslebens zu zerstören, indem sie mit blinder Wut über die Bestimmungen des Tarifs herfällt? Manche dieser Bestimmungen sind so zäh, daß sie auch einem solchen Ansturm widerstehen würden. Aber das ist nicht die Absicht, und wer das behauptet, hat für die Situation überhaupt kein Verständnis. Alles, was die Tarifreformer fordern, ist folgendes: die Zahl jener, die an den Vorteilen teilhat, soll zahlreicher sein als sie es heute ist. Just weil ihrer so viele sind, wissen sie, wie viele draußen stehen. Das einzige, was ich gegen meine schutzzöllnerischen Mitbürger einzuwenden habe, ist, daß sie sich so lange täuschen ließen. Wer kann noch davon sprechen, daß der Schutzzoll den Arbeitern zugute komme: angesichts der Tatsachen, die kürzlich in Lawrence, Massachusetts, aufgedeckt wurden, wo die schlimmste von allen Bestimmungen — die „K-Formel" — dazu beiträgt, die Leute bei Löhnen zu erhalten, von denen sie nicht leben können! Ja, die Kühnheit

Digitized by Google

einer solchen Behauptung ist es, die einen in Erstaunen setzt; und das angesichts der Tatsache, daß jene amerikanischen Arbeiter, die in ungeschützten Industrien arbeiten, besser bezahlt werden als jene, die in den „geschützten" Industrien und jedenfalls in den hervorragenden Industrien tätig sind. Die Bestimmung über Stahl ist für alle, die Stahl fabrizieren, recht befriedigend: aber ist sie es auch für jene, die den Stahl mit ihren eigenen ermüdeten Händen herstellen? Weiß man, daß es Fabriken gibt, in denen Menschen 7 Tage in der Woche täglich 12 Stunden arbeiten müssen und in den 365 mühseligen Tagen des Jahres nicht genug verdienen, um ihre Rechnungen bezahlen zu können? Und das ist einer der Riesen unserer Industrie, eine der Unternehmungen, die auf Grund dieses Systems zu gewaltigem Umfang angewachsen ist. Ach, die Fülle der Winkelzüge sinkt zusammen und unter den fallenden Schleiern beginnt man kleine Gruppen von Menschen wahrzunehmen, die die herrschende Partei beherrschen und durch die herrschende Partei die Regierung beherrschen: zugunsten ihres eigenen Vorteils und nicht zugunsten des Vorteils der Vereinigten Staaten.

Man lasse mich wiederholen: es kann in den Vereinigten Staaten keinen Freihandel geben, solange die bestehende Finanzpolitik der Bundesregierung aufrechterhalten bleibt. Die Bundesregierung hat während all der Generationen, die uns voraufgingen, darauf beharrt, sich hauptsächlich durch indirekte statt durch direkte Besteuerung zu erhalten. Ich wage zu sagen, daß wir nie eine Zeit erleben werden, in der diese Politik in einem entscheidenden Maße geändert werden kann; und es gibt keinen Demokraten von Überlegung, den ich kennte, der ein Programm des Freihandels in Betracht zöge. Aber was wir durchführen wollen, was das Repräsentantenhaus versuchte und von neuem versuchen und erreichen wird, das ist die Ausrottung des Unkrautes aus diesem Garten, den wir angelegt haben. Wir haben die Wurzeln unserer Industrie mit dem Dünger des Schutzzolles getränkt, haben ihr Wachstum durch die Politik gefördert, aber wir haben dann sehen müssen, daß die Förderung sich nicht gleichmäßig auf den ganzen Garten erstreckte; einige Gewächse, die jedermann auf den ersten Blick erkennt, haben die übrigen so überholt, daß die anderen in ihren Schatten verbannt sind: und unter dieser lähmenden Beschattung ist es den Industrien Amerikas unmöglich geworden, als ein Ganzes zu gedeihen. Mit anderen Worten:

Digitized by Google

wir haben herausgefunden, daß das, was ein Schutzverfahren sein will, ein System der Günstlingswirtschaft geworden ist und daß die von dieser Politik Begünstigten auf Kosten der übrigen emporblühten. Nun treten wir in diesen Garten, um die Schäden zu beseitigen. Wir kommen in diesen Garten, um den kleinen Pflanzen Licht und Luft zu schaffen, auf daß sie wachsen können. Wir wollen jede Wurzel ausgraben, die sich so weit ausgebreitet hat, daß sie die Nahrung aus dem Erdreich der anderen Wurzeln saugt. Wir wollen darüber wachen, daß der Dünger der Intelligenz, des Erfindungsgeistes und des eigenen Könnens von neuem in einer Gruppe von Industrien wirksam werde, die zu erstarren drohen, weil sie sich zu eng zusammenzuschließen streben. Die Politik, das Land von dem Beschränkungsgesetz zu befreien, wird ringsum im Lande die Zahl der Unternehmungen so vielfältig machen und so vervielfältigen, daß der Absatz sich verbreitern und der Wettbewerb der Leistung wachsen wird. Und die Sonne wird wieder durch die Wolken scheinen, wie sie einst herabstrahlte auf die freie, unabhängige, unbegünstigte Intelligenz und Tatkraft eines großen Volkes.

Einer der Anklagepunkte gegen den sogenannten Schutzzolltarif ist, daß er die Amerikaner um ihre Unabhängigkeit, ihren Reichtum und ihr Selbstvertrauen gebracht hat. Unsere Industrie ist rückgratsschwach, feig und von Regierungshilfe abhängig geworden. Wenn ich die Argumente einiger der größten Geschäftsleute höre, die da geltend machen, mit der Beseitigung des Schutzzolles würden sie von der Weltkonkurrenz überwunden werden, dann möchte ich mit der Frage antworten: wann und wo geschah es je, daß amerikanischer Geist sich davor fürchtete, ins Freie zu treten und den Kampf mit der Welt aufzunehmen? Aber sie sagen: „Setzt uns um Gottes willen nicht der Entmutigung aus, den Preisen aus allen Weltwinkeln die Spitze bieten zu sollen." Wir können mit jenen Preisen konkurrieren. Im Ausland wird Stahl, in Amerika hergestellter Stahl in seinen mannigfachen Formen viel billiger verkauft als in Amerika. Es wird vielen schwer, das zu begreifen. In New York haben wir eine Kinderschule eingerichtet. Wir nannten sie die Schreckenskammer. Wir stellten dort eine Menge Gegenstände aus, die in Amerika produziert waren; und wir versahen sie mit den Preisen, zu denen sie im Ausland verkauft werden.

Digitized by Google

Wenn man einer Frau erzählt, daß sie in Mexiko eine Nähmaschine für achtzehn Dollar kaufen kann, für die sie in den Vereinigten Staaten dreißig Dollar bezahlen muß, so wird sie das nicht beachten oder vergessen, solange man sie nicht zu der Maschine führt und sie ihr mit der Preisnotierung zeigt. Mein verehrter Freund, Senator Gore von Oklahoma, machte den interessanten Vorschlag, wir sollten ein Gesetz einführen, auf Grund dessen jedes in Amerika verkaufte Stück Ware eine Aufschrift tragen müßte, auf der zwei Preise angegeben werden: der Preis, zu dem die Ware unter dem Schutzzollgesetz verkauft wird, und der Preis, zu dem sie verkauft werden könnte, wenn kein Schutzzollgesetz wäre. Dann, meinte der Senator, würde die Tariffrage bald gelöst sein. Er verlangte nicht, daß jene große Zahl unserer Mitbürger, die mit Überzeugung an den „Schutzzoll" glauben, ihre Meinung opfern. Er schlägt nur vor, daß jeder, der an den Schutzzoll glaubt, das auch bezahlt, die anderen aber nicht; wer seinen Beitrag leisten will, dem möge das freistehen.

Was uns übrige anbetrifft, so naht die Zeit heran, da wir diesen Beitrag nicht mehr zu leisten haben werden. Das amerikanische Volk hat den Willen, unsere Finanzgesetzgebung von allen Sondervergünstigungen und Privilegien zu befreien, besonders von jenen, die aus dem Zolltarif erwachsen. Wir haben erkannt, daß der Tarif in seiner jetzigen Form kein Schutzsystem ist, sondern ein Vergünstigungssystem, dessen Vorteile zu oft heimlich und unterirdisch, statt offen und ehrlich und gesetzmäßig gewährt werden. Und diesem Mißstande wollen wir ein Ende bereiten: nicht durch überstürzte und drastische Veränderungen, sondern durch die Aufnahme eines völlig neuen Prinzipes — durch die Reformierung des ganzen Zieles dieser Art von Gesetzgebung. Unsere Zollgesetzgebung soll fortan nicht private Vorteile, sondern die öffentliche Wohlfahrt und die allgemeine Zweckmäßigkeit zum Ziele haben. Und wir werden bei jenen Bestimmungen einsetzen, bei denen wir Sonderprivilegien im Spiele finden. Wir kennen diese Bestimmungen; ihre Verteidiger waren freundlich genug, sie selbst aufzuzeigen. Bei der Frage des Zolltarifs wollen wir vor allem zuerst die Kehle des Parlamentes von dem würgenden Griff der Sonderinteressen befreien. Wir haben nicht die Absicht, die Sonderinteressen länger in den Beratungszimmern der Kommission der Mittel und Wege im Abgeord-

Digitized by Google

netenhaus und der Finanzkommission im Senat hausen zu lassen. An jenen Stätten soll das Volk der Vereinigten Staaten zu Worte kommen und vertreten sein, auf daß alles im Interesse der Allgemeinheit geschehe und nicht im Interesse jener besonderen Gruppen von Persönlichkeiten, die bereits die Industrien und die industrielle Entwicklung des Landes beherrschen. Denn wie klug, wie patriotisch und wie begabt zum Vorausahnen der richtigen Handelsentwicklung diese Männer auch sein mögen, es gibt in den Vereinigten Staaten und auch in keinem anderen Lande irgendeine Gruppe von Männern, die weise genug ist, um das Schicksal eines großen Volkes ausschließlich in ihre Hände gelegt zu sehen.

Deutsch von Hans Winand.

Triumph der Kathedrale

(Anmerkungen zu Paul Claudels „Verkündigung")

Von Stefan Zweig

Zwei Gebäude hat sich der französische Geist zum Kultus über die Jahrhunderte gebaut, die Kathedrale, mächtig von Stein gefügt, aufsteigend aus bäurischer Erde, Heimstatt des Glaubens und den „temple de la raison", das geistige Gefüge des Menschen und seiner Selbstbestimmung. Inkarnation des Glaubens und seiner Verneinung, Religion und Revolution, zwei Traditionen, gleich gestählt im Kampf der Jahrhunderte, ringen sie beide um die Herrschaft über den französischen Geist, unzerstörbar der eine durch die steinernen Zeugen von Reims, Chartres und das Wunder von Notre Dame, unvergänglich der andere durch die Taten von 1793 und den Hymnus der Marseillaise. Prachtvoll dieser Kampf in allen seinen Verwandlungen — Königtum und Republik, Glaube und Skepsis, Weltbürgertum und Nationalismus — rollt er auf und nieder, Wellenberg und Wellental durch die Jahrhunderte, manchmal ruhend in gewaltiger Woge, manchmal aufschäumend im gischtenden Aneinanderprall, immer aber Bewegung, fließende Erregung, beseelte Unruhe der Massen, strömende Energie eines reichen und intellektuellen Volkes. Triumph der einen Gruppe entzündet den Unmut der andern, die Republik schlägt das Königtum, das Kaiserreich wiederum diese nieder und wieder siegt die Republik, Symbol der intellektuellen Vorherrschaft. Aber unter der Skepsis erlischt nie der Funke metaphysischer Sehnsucht. Eine Generation der Künstler verdrängt die andere, feindlich erstehen die Traditionen.

Eine große und erhabene will nun sinken, eine, die ganz Europa verführte, der Naturalismus, die literarische Maske des Materialismus, des Willens zur

Digitized by Google

Wirklichkeit. Ohne Erben ist die Generation Flauberts, Zolas, Maupassants untergegangen, einsam ragt Anatole France, der letzte Lateiner, der letzte Schüler Voltaires, in das neue Jahrhundert. Zu Ende ist der große Traum vom Weltbürgertum. „Gesta Dei per Francos", das uralte Glaubenswort klingt wieder aus den Reihen der Jugend. Und über dem Rauch der Städte zittert leise, in goldenen Konturen, der nahe Glanz der neuerstandenen Kathedrale.

* * *

Urkraft der französischen Kunst (im Vergleich zu der deutschen): Sie hat Tradition, sie kehrt immer wieder zu einem Anfang zurück. Sie erneuert immer, sie beginnt nie neu. Sie setzt an, wo ein anderes Jahrhundert aufhörte, Zola ergänzt Balzac, Verlaine Villon, Voltaire Pascal und Anatole France wieder Voltaire. Ein einziger Bau ist ihre Kunst, kein Konglomerat; jeder Dichter, jeder Maler reiht sich ein an seinen homogenen Platz. Die vergangene Generation war eine revolutionäre, die neue ist eine mittelalterliche, eine loyale, eine gläubige. Sie verleugnet die Vernunft, „la raison", als ihre Gebieterin, „la foi", der Glaube, die Intuition ist ihre Herrin (und Bergson, der Philosoph, ihr Prophet, César Franck, das fromme Kind der Töne, Frankreichs Bruckner, ihr Hymniker). Zum Mittelalter wollen sie zurück, in jene geheimnisvolle Vereinung von Kraft und Demut, in die Mystik der Verzückung und und der Ekstase.

Die Kunst des französischen Mittelalters war die Kathedrale. Sie haben nicht wie Deutschland damals ihren Luther, Holbein, Dürer, Cranach und jenen letzten Spätling der Reformation, den urgewaltigen Johann Sebastian Bach, der alle Kraft deutschen Mittelalters in sich zusammenfaßt. Ihr Mittelalter ist die Kathedrale, die Wunderwerke in Stein und glühendem Glas, dies rembrandtische Gewebe aus Licht und Dunkel, dies einzige Mysterium der Vereinung von Kraft und Gläubigkeit. Und ihre höchste Kunstform sind diese romanischen Werke. Nicht wie die deutschen Kathedralen, die erhabenen Schöpfungen der Gotik, stoßen sie steil, ein geschmücktes Schwert, zum Himmel empor in Gottes Herz; langsam, aus Quadern und unendlicher Geduld gebaut, liegen sie, eine schwere wuchtige Masse, gleichsam auf den Knien vor Gottes Herrlichkeit. Geduld ist die Lehre der Kathedrale und ihre höchsten Schüler sind Flaubert und Rodin, die in unendlicher Ausdauer Stufe um Stufe ihr Werk emporgebaut haben bis zur Unsterblichkeit. Nicht dem Tag zu dienen, sondern der Ewigkeit, nicht der Eitelkeit des Geistes, sondern der Demut des Herzens wird ihre Mühe. Ihr Bauhelfer ist der Glaube des Künstlers an sein Werk und der Glaube des Frommen an seinen Gott. Was außen Mode scheint — Barrès, Bourget, diesen Frömmlern aus Arrivismus — wird vielen Bedürfnis. Verlaine hat den Katholizismus erneut, Claudel ihn vollendet, nicht den Klerikalismus der Dreyfusards und der Aristokraten von St. Germain, sondern den Glauben, der Steine versetzt, den wunderseligen, wunderdürstigen, in einer wissenschaftlichen Zeit, den mythischen und mystischen. Den Katholizismus, der die Kathedralen schuf aus Glauben und Geduld.

* * *

Digitized by Google

Vor zwei Jahren fragte man Faguet, den klügsten der Literaturklitterer an der Sorbonne, um seine Meinung über Paul Claudel. Er antwortete (mit empfehlenswerter Offenheit), er habe keine Meinung über ihn, weil er nie seinen Namen vernommen hätte. Wie sollte er auch! Claudel, der Vierzigjährige, hat nie in Paris gelebt, nie sich in den Antichambres der Literatur herumgeschmiert, nie einem der illustren Lesekomitees jener Amüsierbühnen seine Dramen eingereicht (die dort Lachkrämpfe erzeugt hätten), nie in den Revuen die Gefälligkeiten des Ruhms auf Gegenseitigkeit erbeten. Er hat als Konsul in Tsche-Fu, Peking, Prag und Frankfurt lebend, seine Dramen sich und wenigen zuliebe geschrieben, diese Dramen, die Seelenzustände von so brennender Glut gestalten, daß alles Irdische, Kostüm und Zeit, in ihnen verflackert, Tragödien der Seelen ohne Kulissen voll ekstatischer Bildlichkeit und einem dumpfen Weihrauch der Worte, der die Sinne erregt und betäubt zugleich. Die Verse — eine Prosa, in der wie von nahen Orgeln Musik unterirdisch wogt — glühen wie der Wein im Ziborium kostbarer Fassung, alles ist Dunkel und funkelndes Blut, von einer berauschenden Bildlichkeit. Nie ist Magie der Metapher im Französischen berückender geworden, als in diesem Katarakt der heißsprudelnden Sätze, mit denen die Menschen ihr ganzes Blut auszuströmen scheinen. Eine sehr dichterische Philosophie, die das ganze Universum gleichsam als Uhrzeiger einer unsichtbaren Stunde — der ewigen Zeit — umdeutet, umrandet dies sein dichterisches Werk und durchdringt es zugleich, das Poetische und die Ekstatik des Glaubens in eine Einheit des Weltbegriffes lösend, für die wir in Deutschland ein glückliches und vielfach sogar genaues Gegenspiel in der weltdichterischen Inbrunst des Novalis haben. Und im Sinne Novalis will auch der Katholizismus Claudels verstanden sein, der nicht zu verwechseln wäre mit dem ostentativen eines Barrés, Bourget oder Coppée, sondern niedersteigt in die glühende Inbrunst des Willens zum Wunder, in die mystische Ekstase. Ein Katholizismus, der im letzten aber nicht feindlich, sondern brüderlich dem hymnischen Überschwang Verhaerens, dem Pantheismus Romains ist, brüderlich nicht durch das, was sie verkünden, aber durch die Rotglut des dichterischen Bekennens, in dem alle Begriffe hinschmelzen an der Flamme ekstatischen Weltgefühles.

Diese isolierte Stellung und dies exemplarische Leben sollten genügen, Paul Claudel die Achtung zu erzwingen, die sein neuartiges Werk verdient — ein Werk, das sich jeder raschen Erörterung versagt, weil es überall die Grundfesten der sogenannten dramatischen Gesetze erschüttert (die immer nur Geltung für den haben, dem nicht die Kraft zu Teil ward, sie zu zertrümmern). Ein kleines vortreffliches Buch Georges Duhamels über Claudel beim „Mercure de France" möge Suchenden die erste Einführung bieten, vier oder zehn Seiten einer Zeitschrift vermögen nicht, diese Gattung des Dramas zu erörtern, dem sich das moderne Theater erst entgegenentwickeln müßte. Nur von seinem neuen Werke der „Verkündigung" sei das Symbol angedeutet, die erhabene Predigt von der Kathedrale des Herzens.

* * *

Digitized by Google

Ein Wunder der Liebe und Demut geschieht in dem Werke (das die sehr verbreiterte und gesteigerte Form eines früheren „La jeune fille Violaene" ist). Durch die Inbrunst einer Jungfrau, die aus Mitleid den Fluch der Verfemung, des Aussatzes, auf sich genommen, wird das Wunder des Lazarus und das der unbefleckten Empfängnis mystische Einheit in ihrem Schoße, zur Weihnachtsstunde schenkt sie einem fremden toten Kinde bluteigenes Leben und vergeht an ihrem Opfer in Entsühnung fremder Schuld. Doch dieses Wunder ist nur die (grandiose) Folie jenes Symbols vom Künstler, des Peter von Ulm, dieses katholischen Baumeisters Solneß, der nur Kirchen zum Preise Gottes baut, die Kathedralen der deutschen mythischen Welt. Vom Aussatz (der Sinnenlust) geschlagen, wird er frei erst durch die Hingabe an den Geist, das Werk und den Glauben. Erst wenn die Seele die innere Demut schafft, wird sein Werk zum Wunder, er vollbringt es, „während die heidnischen Baumeister alles von außen schaffen, innerlich wirkend wie die Bienen", in Gebeten dichtet er, dessen Strophen die Steine sind, dessen Farben die leuchtenden Fenster. Und herrlich rauscht sein ekstatischer Stolz des Gotteswerkes — genährt von jenen biblischen Versen bei Salamonis Tempelbau — in das Lob seiner Kunst empor

„Gelobt sei Gott, daß er mich zu einem Vater der Kirchen schuf!
Er goß mir Einsicht ins Herz und den Sinn der dreifachen Dehnung!
Ich schneide nicht von außen ein Bildwerk
Sondern dem Erzvater Noae ähnlich, inmitten meiner Arche
Wirke ich emsig im Innern und rundumher sehe ich alles, wie alles mit einem Mal ansteigt!
Was ist ein gemeißelter Leib neben einer einzuschließenden Seele
Und neben dieser gesegneten Weite, leer belassen von dem ehrerbietigen Herzen, vor seinem Gotte zurückweichenden Herzen?
Und mir ist nichts zu tief: meine Schächte dringen bis zu den Wassern der Hauptader
Nichts ist meinem Bogen zu hoch: mein Pfeil steigt in den Himmel und leiht sich von Gott den Blitz!
Oh wie schön ist der Stein und wie weich in den Händen des Baumeisters! und wie richtig und schön sind doch die Lasten seines gesamten Werkes verteilt!
Wie ist er getreu und wie bewahrt er in sich den Gedanken und den Schatten den er wirft!
Wie stimmt ein Weinstock zu dem geringsten Mauerwerk und darüber ein Rosenstrauch, so oft er in Blüten steht.
Wie ist das schön und eins mit dem andern verknüpft!

Demut, die in Ekstase zum Stolze wird, dies wird das strahlende Bekenntnis des Künstlers, dies auch Paul Claudels glühender Lebensglaube. Dunkelheit, die durch die farbigen Filter des Metaphern sich in Purpur wandelt, ist seine Sprache, Hingebung, die sich zu Entzückung steigert, sein Glaube. Er meint, einfältig und stumm zu beten und es wird hymnisches Orgelbrausen in der Kathedrale.

* * *

Digitized by Google

Hegner hat dies Werk herrlich übertragen (viel intensiver als Franz Blei die andern Dramen, dem aber dauerndes Verdienst als erster deutscher Bekenner Claudels gewiß bleibt) in Hellerau wird Reinhardt es als geistliches Spiel erstmalig am 3. Juli inszenieren. In Hellerau, im Haus, das Dalcroze seinen rhythmischen Darbietungen gebaut, in diesem Tempel für den antiken Kult des Körpers, wird dies mittelalterliche Mysterium den Hymnus der reinen und körperlosseligen Gottesseele bekennen, seltsam sie beide vereint in einer Stunde künstlerischer Durchdringung, — der Tempel und die Kathedrale.

Die Demokratisierung der Justiz

Von Lothar Engelbert Schücking

Wer unsere Justizgesetzgebung studiert, der muß zugeben, daß die scharfe Trennung von Justiz und Verwaltung, diese schwer erkämpfte liberale Errungenschaft für die Reaktion keine völlige Niederlage bedeutet. Hat sich die Reaktion doch in der Verwaltung nur desto bequemer und geschützter eingerichtet. Die Justiz wurde preisgegeben, um diesen Zweig des Staatslebens mal bei Gelegenheit wieder zu gewinnen und die Reaktion ist auf dem besten Wege dazu. Die herrschende Klasse in Preußen schützte sich in den vergangenen Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch verschiedene Maßnahmen, die sämtlich äußerst wirksam waren. Ich nenne hier nur den eximierten Gerichtsstand, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Beamtung der Rechtsanwälte und das Konfliktsgesetz. Die Patrimonialgerichtsbarkeit brachte den ansässigen Landadel als eine Art Patron zur Justiz in eine Art übergeordneter Stellung. Die eximierte Gerichtsbarkeit verhinderte die Anwendung des Satzes: „Gleiches Recht für alle" auf die herrschende Klasse. Die Ernennung der Rechtsanwälte schien geeignet, den Eintritt linkspolitisch und agitatorisch tätiger Rechtsanwälte in diese Berufsklasse, in der ein energischer Rechtskundiger hohen Herren sehr unbequem werden könnte, auszuschließen. Das Konfliktsgesetz schützt den Beamten als solchen. Schon die liberale Ära des vorigen Jahrhunderts brach teilweise mit diesen Schutzmitteln der herrschenden Klasse und in der liberalen Hochflut der siebziger Jahre war es gar nicht leicht, der herrschenden Klasse ihren Schutz zu erhalten. Neben dem Konfliktsgesetz ist der wichtigste Schutz der herrschenden Klasse jetzt das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft. Die öffentliche Klage wird, abgesehen von Beleidigungen und Mißhandlungen und unlauteren Wettbewerbssachen von der Staatsanwaltschaft erhoben und auch bei Beleidigungen und Mißhandlungen auf Antrag von dieser Behörde, wenn ein öffentliches Interesse vorliegt. Dies Anklagemonopol hat sich nun im Laufe der Zeit zu einem der schwersten Mißstände der Justiz herausgebildet, denn seine Bedeutung geht bei dem Ineinandergreifen von Zivil- und Strafrecht weit über den Rahmen des Strafrechts hinaus. Die Wieder-

Digitized by Google

aufnahme von Zivil- und Strafprozessen ist in vielen Fällen nur unter der Voraussetzung eines Strafprozesses möglich, auf den der am meisten Interessierte so gut, wie gar keinen Einfluß hat. Wenn der Zivilprozeß, wie wir später sehen werden, ganz in die Hand des Anwalts geraten ist, so liegt der Strafprozeß in seiner ganzen Vorbereitung überwiegend beim Staatsanwalt. Und diese beiden Tatsachen bedeuten eine Entmündigung des Volkes, die bis heute dem größten Teile der Nation ebenso unverständlich, wie befremdend ist.

Die Strafprozeßordnung spricht noch jetzt von der Erhebung der öffentlichen Klage, ein Ausdruck, der aus der Zeit des ältesten Volksgerichts datiert. Aber der Staatsbürger hat die öffentliche Klage nicht mehr. Er kann noch so viel Interesse an ihrer Erhebung haben, die ihm durch eine strafbare Handlung zuteil gewordene Verletzung kann noch so schlimm sein, zwischen dem Staatsbürger und dem Übeltäter steht eine Behörde mit dem Anklagemonopol. Diese Behörde ist nicht frei von politischen Beeinflussungen, denn jede Verwaltungsbehörde hat das Recht, sich an sie zu wenden und ihren Anregungen soll sie nachgeben. Rührt nun die Verletzung von Staatsorganen selber her, so wird das Staatsinteresse wirksam, das Interesse, das der Staat an dem Schutze seiner Behörden, an der Integrität und der Ehre seiner Beamten hat. Der naive Staatsbürger ist nur zu oft geneigt, zu glauben, daß die Maschinerie des Staates ebenso, wie gegen den Staatsbürger, auch gegen sich selber, nämlich gegen den Staat zu arbeiten geneigt sei. Daß das Ideal der Gerechtigkeit dies verlangt, bedarf keiner Erörterung, ebensowenig aber auch die Tatsache, daß wohl in keinem Staate der Rechtsschutzanspruch des Staatsbürgers *gegen den Staat* selbst ohne weiteres so leicht verwirklicht wird, wie *gegen den Staatsbürger*. Und doch kann bei dem Standpunkt, daß der Staat nicht gegen sich selber arbeiten, daß aus Staatsräson der Staatsanwalt gegen Polizisten grundsätzlich nicht einschreiten dürfe, die ganze Justiz eine Farce werden und es ist dann lediglich das Glück des einzelnen, wenn er es mit Beamten zu tun hat, die sich an ihre Pflicht halten. Die einzige Lösung für den Rechtsschutzanspruch zum Wohl des Staatsbürgers bleibt die, daß jeder seinen Rechtsschutzanspruch, soweit strafbare Handlungen anderer in Betracht kommen, selbst in geordnetem Verfahren verwirklichen darf, daß also das, was für den bürgerlichen Rechtsstreit endlich errungen ist, die Einlassungspflicht auf die ordnungsmäßig eingereichte Zivilklage auch im Strafrecht für die jedem dann zustehende öffentliche Klage verwirklicht wird. In dem Reichsgesetz betreffend den unlauteren Wettbewerb ist dies Ideal seiner Verwirklichung nahe gebracht. In tausend anderen Fällen, vor allem solchen, wie Meineid, Falscheid, Betrug, Unterschlagung, schwerer Körperverletzung, Sittlichkeitsverbrechen ist das Bedürfnis aber ein viel größeres. Bei unpolitischer Betrachtung ist es vollkommen unerfindlich, weshalb Beamte der Landesjustizverwaltung in der Erhebung der öffentlichen Klage den Staatsbürger bevormunden sollen. Wenn hier § 170 der Strafprozeßordnung einen Ausgleich bilden soll, indem der Verletzte schließlich nach der Beschwerde über die Staatsanwaltschaft einen Rechtszug an das Oberlandesgericht hat, so ist zu beachten, daß das Mittel

Digitized by Google

in der Praxis deshalb so häufig versagt, weil eben nur der Verletzte und nicht der Interessierte dies Rechtsmittel hat, auch das Verfahren mit seinem Anwaltszwang, seiner Schriftlichkeit, seiner Befristung und seinen anderweitigen Voraussetzungen absolut keinen Ersatz bietet.

Das Anklagemonopol ist eben für den Rechtsschutzanspruch unzureichend, Die Irrenreformbewegung beweist jeden Tag, wieviel Personen auf Grund wiederholter Eingaben durch gewisse Psychiater zu gemeingefährlichen Querulanten erklärt werden. Es gibt ein sehr einfaches Mittel, jeden Petenten los zu werden, indem man ihn auf Grund einer Eingabe, die Beleidigungen enthält, anklagt, als Querulanten freispricht, und dann auf Grund der Bestimmungen des Ministeriums des Innern einsperrt. Nur zu häufig berichten die Zeitungen davon, daß jemand einen Verwandten als geisteskrank hat einsperren lassen, obwohl Geisteskrankheit nicht vorlag. Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs scheinen unter dem Anklagemonopol gewohnheitsrechtlich gewissermaßen außer Kraft zu treten. Wacht doch auch über die öffentliche Rechtssicherheit nicht mehr das Volk, sondern ein kleiner Kreis von staatsanwaltschaftlichen Beamten. Wie nun diese vielfach daran gehindert werden, Rechtsschutzansprüche zu verwirklichen, beweist die Prozentverfügung. Im Oberlandesgerichtsbezirk H., vielleicht auch anderswo, existierte früher eine Verfügung, nach welcher jeder einzelne Staatsanwaltschaftsdezernent darüber Buch führen mußte, wieviel Prozent seiner Anklagen zu Verurteilungen geführt hatte. Ständige Redensart war, „klagen wir lieber nicht an, es verdirbt uns den Prozentsatz." Beurteilt wurde anscheinend der einzelne darnach, mit wieviel Prozent seiner Anklagen er durchgedrungen war.

Selbstverständlich ist es erwünscht, das nicht zuviel angeklagt wird. Ebenso erwünscht ist aber, daß derjenige, der sein Recht verlangt, durch richterliche Feststellung in einem Strafprozeß keine Hinderung dadurch findet, daß eine Behörde zu der strafgerichtlichen Verfolgung ihr Placet abzugeben hat. Das Deutsche Reich ist groß. Die Frage, ob die strafrechtlich verfolgende Behörde von Landadel und Bürokratie beeinflußt sein könnte, würde für gewisse Teile Ostelbiens anders, wie für den Westen und Süden beantwortet werden. Allein die Möglichkeit dieser Beeinflussung genügt aber schon, um die Gefährlichkeit des Anklagemonopols zu kennzeichnen. Seine Beseitigung ist der erste Schritt zur Demokratisierung der Rechtspflege.

Digitized by Google

Reichstagsporträts

IX

Der Däne

Hans Peter Hansen wurde geboren im Winter des Jahres 1862 zu Nörremölle auf der Insel Alsen. Das ist ein wunderschönes Eiland im Kleinen Belt, begnadet mit all den lieblichen Reizen der nordschleswigischen Landschaft; aber jetzt ist es preußisch. Vier Jahre vorher war auf der nämlichen Insel ein anderer Knabe geboren worden: der hieß Herman und ward später ein berühmter Schriftsteller und schrieb Artikel für Kopenhagener Zeitungen, und einmal wiesen ihn die Preußen aus ihrer Hauptstadt Berlin aus, und endlich fand er, im Schlafwagen eines amerikanischen Rapidzuges, einen traurigen Tod. Das war Herman Bang, der dänische Dichter. Ob der kleine Herman und der kleine Hans sich gekannt haben? Ob sie zusammen gespielt und Brombeeren gepflückt haben? „Es waren so viele Beeren da, und die Ranken waren so schön." Daran hat sich Bang noch erinnert, als er das „Weiße Haus" schrieb, einen seiner besten Romane. Auch das Lied hat er behalten, das seine Mutter oft sang, mit ihrer leisen, zarten Stimme — ein Lied, das die Knaben nicht verstanden, weil es englisch war, und das sie doch wie kein anderes liebten:

Tell me the tales
that to me were so dear,
long long ago,
long long ago.

Als Herman sechs Jahre alt war und Hans erst zwei, kam der Feind ins Land. König Christian IX. wurde angegriffen von den verbündeten Preußen und Österreichern. Dieser Übermacht hielt das kleine Reich, trotz tapferer Gegenwehr, nicht stand. Die Dänen flüchteten vom Festlande nach der Insel Alsen, aber Prinz Friedrich Karl verfolgte sie auch dorthin und trieb sie, über den Lille Belt, bis nach Fünen hinüber. In diesen Kriegstagen des Jahres 1864 drang wohl preußischer Kanonendonner bis an Hans Hansens Kinderbettchen. Und wenn der deutsche Reichstagsabgeordnete für den Wahlkreis Hadersleben-Sonderburg heute seinen allerfrühesten Eindrücken nachsinnt, so mag es ihm immer noch sein, als vernehme er, vor der Tür des Elternhauses, wildes Pferdegetrappel, ungeduldige Kommandorufe und kleine, ängstliche Schreie, die von dänischen Mädchen ausgestoßen wurden . . .

Wegen der Kriegsbeute gerieten sich die Sieger selbst in die Haare; aber schließlich fielen Schleswig und Holstein, diese blühenden Herzogtümer, endgültig an Preußen. Für die Annektierten kam eine harte Zeit. Der junge H. P. Hansen ging später nach Dänemark und besuchte vier Jahre lang die Hochschule zu Askov. Dann gedachte er der Vorteile jener Doppelkultur, die sich nur den Bewohnern der Grenzbezirke bietet, und hörte Kollegien nicht nur an der Universität Kopenhagen, sondern auch in Leipzig und Berlin. Hauptsächlich historische. Die Geschichte seines Landes ward Hansens Lieblingswissenschaft, und vom Jahre 1889 an gab er eine historische Zeitschrift heraus: „Sönderjydske Aarböger." Seit 1893 ist Herr Hansen auch Redakteur der Zeitung „Hejmdal", die in der Ostseeküstenstadt Apenrade erscheint. 1896 kam er ins preußische Abgeordnetenhaus, 1906 in den Reichstag.

Da hat er seinen Platz in der letzten Bankreihe, und da ist er der einzige „Däne". Niemand im ganzen Reichstagssaal ist so einsam, wie dieser Mann mit dem feinen, schmalen Kopf,

Digitized by Google

mit dem hellen Gesicht vom reinsten skandinavischen Typus. Das deutsche Reich enthält ja noch mehr „angegliederte" Landesteile, und auch diese haben anklägerisch gestimmte Abgeordnete nach Berlin geschickt. Aber die Polenfraktion zählt doch 18 Mitglieder, Elsaß-Lothringer gibt es im Reichstag 9 und Welfen immerhin 5. Sie bilden Gruppen und können miteinander reden. Nur Hansen, der Däne, ist völlig allein, er hat in dem weiten Hause keinen einzigen „politischen Freund." Wenn er die Leiden seiner Landsleute auf die Tribüne trägt, so sind es höchstens die Sozialisten, diese Anwälte aller Unterdrückten, die ihn durch Beifall ermutigen. Die Zeitungen aber werden am nächsten Tage sehr nonchalant, ganz von oben herab berichten: „Abg. Hansen brachte die altbekannten dänischen Beschwerden vor." Ja, die dänischen Klagen sind alt; aber dafür, daß sie sich stets erneuern, sorgt die preußische Verwaltungspraxis: diese weltberühmte Schneidigkeit, die hier eine feinnervige, zartfühlende, sensible Rasse trifft. Hier kollidiert Niels Lyhne mit dem preußischen Landrat. Manchmal scheint es, als wären die nordschleswigischen Dänen, als wäre auch ihr treuer Fürsprecher Hansen über die brüsken gouvernementalen Manieren mehr erstaunt, als empört: sie wundern sich über die Geist- und Herzlosigkeit der gewählten Mittel. Dieser Mangel an Güte und Phantasie muß ja einem Volksstamm unverständlich bleiben, dessen Literaten Virtuosen sind in den äußersten Verästelungen des Leidens und Mitleidens . . .

Hans Peter Hansen wurzelt tief in dänischer Kultur, in der Erde, auf der er geboren ist. Wen die Staatsräson deraciniert hat, der klammert sich desto fester an den heimatlichen Boden. In der Tat, dieser Däne des deutschen Reichstags hat ein Recht, die Heimatsliebe zu seinem einzigen parlamentarischen Thema zu machen. Er variiert es ergreifend; nur ostelbische Branntweinbrenner können unbewegt zuhören, wenn Hansen etwa, in naiver Übersetzung, eine dänische Strophe zitiert, die von den roten Rosensträuchern und den weichen Daunenbetten des Heimatlandes schwärmt . . . Hansen sagt das ganz schlicht, ohne Pathos. Er spricht das Deutsche etwas stockend aus. Aber seine Sätze sind klar und stark. Was seinen Freunden da oben an der Nordgrenze Leids geschah, das erzählt er in knapper Anschaulichkeit (und, ohne es zu wissen, mit anmutiger Darstellungskunst: er gibt nicht nur die „Fälle", sondern auch ihre Atmosphäre und ihre Plastik). Dann kommt ein scharfes Wort der Kritik, und die Rede ist aus. So wachsam dieser Mann auf seinem Posten steht: im Grunde ist er eine zurückhaltende Natur und will die Zeit der Versammlung nicht über Gebühr in Anspruch nehmen . . . Er fordert Gerechtigkeit, weiter nichts. Er tut seine Pflicht; aber er schwatzt nicht. Es mag sein, daß Hansen gewissen dänischen Kreisen als zu sanft gilt. Der Reichstag hat unversöhnlichere Wortführer des Dänentums gesehen. Aber mir scheint: nur in den Umgangsformen, nicht in der Zuverlässigkeit unterscheidet sich H. P. Hansen von jenen Härteren. Seine wahre Neigung triebe ihn wohl eher zu den Dingen der Imagination, zu Mythen und Träumen, als zur Brutalität der politischen Wirklichkeit. Doch selbst die Politik wird diesem Abgeordneten zur Lyrik. Seine Politik ist angewandte Liebe zur Heimat, zur Muttersprache, zur nordischen Landschaft, zu den Sommernächten und den schimmernden Birken und dem schönrankigen Brom-

Digitized by Google

beergestrüpp der Insel Alsen ... Und immer, wenn der Mann aus Apenrade eine seiner kurzen Reden beendet hat, bleibt etwas zurück wie zarte Melancholie, wie ein zögerndes Gedenken an die Legenden der Vergangenheit, an die dänischen Märchen, an die Tage der Kindheit, an verschollene Heldensagen und an die alten Lieder, die so schön und traurig klangen, wenn die Mutter sie mit ihrer leisen Stimme sang:

Tell me the tales
that to me were so dear,
long long ago,
long long ago.

Carsten F. Jesper

Deutsche Dreieinigkeit

Nach den Literaten haben nun auch die Fachmänner gegen das Hauptmannsche Festspiel protestiert. Die direkten Erben von 1813, deren enge Beziehung zu den Befreiungskriegen sich schon darin ausdrückt, daß ihre Veröffentlichungen das Eiserne Kreuz an der Stirne tragen. Nämlich die Mitglieder des Provinzial-Kriegerverbandes für Schlesien. Für den in Hauptmanns Entgleisung fehlenden „Aufruf an mein Volk" erlassen sie jetzt einen solchen „Aufruf an meine Vorgesetzten". Denn daß hier eine mit Vaterlandsirrsinn angenehm durchwachsene Streberei die Hände um Auszeichnung ringt, daran ist wohl kein Zweifel.

Es bereitet sich in diesem Jahre der Erinnerungen ein Umschwung in den deutschen Verhältnissen vor. Ein großer Teil des Bürgertums hat beschlossen, dem Kaiser als Jubiläumsgabe das Recht zu überreichen, sich gar nicht mehr um es zu bekümmern. Es geht ein Sturm der Selbstlosigkeit durch das Land, der mit den Düften sämtlicher Mistbeete ersterbender Untertanendevotion geladen ist. Wo Wilhelm II. hinsieht: nichts als bacchantische Lust am gutsitzenden hohen und höchsten Tritt und demütiges Sich-aus-dem-Staub-erheben, um der Macht des Allerhöchsten Kriegsherrn einige Armeekorps hinzuzufügen oder einen der in Gott ruhenden Ahnen vor, nicht Verunglimpfung, sondern vor Nicht-Erwähnung zu bewahren. Wenn wir 1804 feiern wollten, dann hätte der deutsche Bürger den Ton richtig getroffen.

Friedrich Wilhelm III. wird im Festspiel nicht gezeigt. Das mußte „die Gefühle der alten Soldaten aufs tiefste verletzen", damit der Nachfahre des Königs, der weder Aufruf, noch Aufruhr gemacht hat, diese Gefühle etwa durch Denkmünzchen wieder stärken könnte. Das Bürgertum muß umso mehr dem jubilierenden König sich dankbar und ergeben zeigen, als dieser allergnädigst gestattet hat, daß von den Untertanen sechs Stück etwas weiter, als bis zum letzten Schutzmannskordon vordringen dürfen, nämlich die Präsidien von Reichstag und Landtag, nämlich bis zum Vorzimmer. Es kann also gesagt werden: Fürst und Volk feiern in Treue vereint die Jubiläumstage, wenn auch das Volk so mikroskopisch und, was die präsidentlichen Preußen anlangt, so denaturiert vertreten ist, daß es kaum unangenehm auf die Sinneswahrnehmungen des preußischen Hofes einwirken kann.

Aber solche Klüfte, wie sie zwischen dem Théâtre paré und der Kunst oder der Hoftafel und dem Reporterstammtisch bei Aschinger gähnen, überbrückt oft ein von Herzen kommendes Wort. Schmock sieht mitleidend die verhaltene Innigkeit des Volkes angesichts der Hofloge und schlägt mit geschwinder Hand die Fäden. Auf der einen Seite Prachtgestalten, die zu den vertrauten Zügen ihres Kaisers aufblicken, auf der anderen die entzückende Prinzeß So und

Digitized by Google

So oder der Prinz Der und Der, dessen prächtige Laune bemerkt wurde, als er einen allzu eifrigen Berichterstatter mit den Worten wegwies: „Scher' dich, Preßlump!" (Das Wort wird als köstliche Anekdote geheim weitergegeben, die Geschichte fürs Publikum fängt an: „Ein heiterer Zwischenfall hätte einen besonders gewissenhaften Diener der öffentlichen Meinung . . .")

Einerseits der Kaiser, der Stiftung auf Stiftung zu seinem Jubiläum annimmt und nicht einmal die Vertreter all der Stifter zu irgendeinem Fest einzuladen für nötig findet. Andererseits das Volk, dem das ganz natürlich vorkommt, unentgeltlich die Statisten stellt, ohne die kein Fürst jubilieren kann und sich wenigstens des im Herrn ruhenden Ahnherrn näher annimmt, weil sichs der lebende Enkel verbitten würde; schließlich das Mittelglied, das dem einen die Distanz und dem andern einen kleinen Katzensprung vorgaukelt. Dreieinig sind sie, nicht zu treunen!

Angesichts solcher Zustände sollte ein Idealist mit Geld (andere haben eigentlich gar kein Recht, Idealisten zu sein) eine Zeitung gründen, in der in drei Rubriken nebeneinander die Wahrheit in drei Fassungen von drei Standpunkten besichtigt wird. Wie's der Kaiser will: „Seine Majestät betraten allerhöchst die Ausstellung, zeigten allerhöchst ihr Mißfallen an dieser ganzen Chose durch Anschnauzung des Präsidenten und geruhten im 60 Kilometertempo die Säle zu durchschreiten."

Wie's das Volk will: „Die begeisterten Hochrufe bei der Ankunft unseres Kaisers erhellten dessen von Regierungssorgen verdüstertes Gesicht und der Liebe seines Volkes stolz, begann er sofort ein anscheinend sehr angeregtes Gespräch mit dem Präsidenten und mit seiner ganzen Impulsivität drängte er zu den zahllosen Kunstwerken . . ."

Und wie's der Schmock als Bindeglied sieht: „Die frohbewegte Menge bereitete dem ernst blickenden Monarchen einen herzlich begeisterten Empfang, der den hohen Herrn sichtlich bewegte, ohne daß es sich unser militärisch strammer Kaiser anmerken ließ. Als er sich zum Präsidenten wandte, geschah es in ernstester Weise, aber doch mit der wohltuenden Lebhaftigkeit, die nachher auch des Monarchen Tritt beflügelte, obwohl er jedem bedeutenden Kunstwerk dank seiner künstlerischen Schulung . . ."

Und jetzt kommen die Jubiläumsartikel!

Ulrich Rauscher

Max Steiner

In den hinterlassenen Papieren dieses jungen Philosophen, — dies Wort im erhabensten und stärksten Sinne genommen — der im Alter von sechsundzwanzig Jahren freiwillig aus dem Leben schied, findet sich der Satz: „Tragisch ist nicht Weib noch Liebe, tragisch ist nur die Erkenntnis". Diese einzige, diese tiefste Tragik des Lebens hat Max Steiner erfahren wie kaum ein anderer. Das „ich sehe, daß wir nichts wissen können" hat ihm das Herz mit jener gewaltigen Intensität verbrannt, die der moderne Mensch nur schwer begreift. Als Heinrich von Kleist der Sphinx der kantischen Philosophie ins Auge gesehen hatte, brach er verzweifelt zusammen: sein „heiligstes Ziel war gesunken", er hatte kein anderes mehr. Wer empfindet gegenwärtig so? Wem sind die Fragen des Geistes Lebensfragen im eigentlichsten

Max Steiner: Die Welt der Aufklärung (herausgegeben von Kurt Hiller). Berlin, Ernst Hofmann & Co.
— Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums. Ebenda.
— Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen. Ebenda.

Digitized by Google

Sinne? Wer zerbricht seine Form, wenn er das verschleierte Bild enthüllt hat und ihm die Unzulänglichkeit seines Wissens aus dem hohlen leeren Nichts entgegengrinst?

In diesem jungen Juden, der ein einsamer Mensch war und dessen sensitive Natur unter den brutalen Banalitäten unserer problematischen Existenz offenbar qualvoll gelitten hat, lebte ein dämonischer, ein alle anderen Regungen überwuchernder Trieb der Erkenntnis, ein unbeirrbarer, ein unbestechlicher Wille, die Welt als Ganzes zu begreifen, zu fassen, zu bilden, neu zu gebären. Wie eine züngelnde Flamme gleitet er über die vielgepriesenen Resultate unserer modernen Wissenschaft dahin, über die Phrasen, mit denen wir uns über die Mangelhaftigkeit unserer Einsicht hinwegzutäuschen suchen — und was er berührt hat, bleibt als Asche zurück. Der Weg des Relativismus, den so manche Köpfe gegangen sind, nachdem das eherne Tor des Unbegreiflichen vor ihnen zugefallen war, blieb ihm verschlossen: denn er war ein Denker, kein Gelehrter. Aber er war zugleich mehr als ein reiner Denker. Wie er sich theoretisch darum mühte, die Ethik, die Normen des praktischen menschlichen Handelns, in den Mittelpunkt der Philosophie zu stellen und ihr die bisher trotz aller Kantischen Imperative fehlende granitene Unterlage der Vernunft wie der Erfahrung zu schaffen, so glühte in ihm der verborgene Wille, das zu sein, was Plato und Nietzsche als den höchsten Typus des Philosophen erkannt und insgeheim mit glühender Sehnsucht für sich selbst ersehnt hatten: Gesetzgeber, Befehlshaber, Richter und Führer.

Max Steiner war ein Krieger des Geistes, und wer geschulte Ohren hat, der hört aus dem Tempo, aus der Klangfarbe seines Stiles schmetternde Trompeten und Fanfaren, die zum Angriffe blasen, heraus. Zum Angriffe: zum Angriffe auf alles das, was der moderne Mensch mit besonderer Liebe als fortschrittlich, als löblich, als edel und vortrefflich zu verhätscheln liebt. Man unterschätze den positiven Wert dieser auf den ersten Blick negativ erscheinende Geistesrichtung nicht. „Die Vernichtung ist eine Erscheinungsform des Schaffens," so hat Steiner einmal selbst seine Wesensart formuliert, und er hat — allen abwehrenden Gesten behäbiger Denkgreise zum Trotze — tausendmal recht mit dieser Verherrlichung des Hasses.

Es ist im Grunde ein und dieselbe Philosophie, der alle genialen Menschen anhängen: die Philosophie des souveränen Individuums, das alle Schranken der bürgerlichen wie der geistigen Existenz unbekümmerten und sieghaften Mutes zu sprengen sucht. Sogar beim Künstler ließe sich das erweisen; beim Philosophen, besonders bei dem, der die Philosophie nicht sowohl als eine Angelegenheit der reinen Erkenntnis, als vielmehr der praktischen Lebensgestaltung ansieht (neben den griechischen Philosophen gehören vor allem Nietzsche und Stirner hierher), liegt es ohne weiteres zutage. Was den Philosophen ausmacht, ist der Mut, keiner Frage aus dem Wege zu gehen, den schlimmsten und bösesten Erkenntnissen lächelnd ins Auge zu blicken und die Existenz, wie qualvoll sie auch für die eigene Persönlichkeit sein mag, um des Reizes der Erkenntnis halber immer aufs neue zu bejahen. Damit ist ein gewisser Anarchismus des Geistes gegeben, ein Haß gegen die Hemmungen des freien Intellektes und der selbstherrlichen Persönlichkeit: und je tiefer und stärker der Philosoph denkt, desto katilinarischer, desto dämonischer wird sein Groll gegen die Welt sein, die seinem königlichen Zuge Blöcke und Steine in den Weg türmt und den

Digitized by Google

Expansionsgefühlen seines überschäumenden Inneren das Bleigewicht der ewig schweren Mittelmäßigkeit entgegenstemmt.

Es begreift sich, daß ein so gearteter Denker sich am empfindlichsten an der Pseudofreiheit und Pseudoaufklärung stoßen muß, die unter dem Bildungsphilistertum unserer Zeit wahrhafte Orgien feiert. So führt Steiner einen unerbittlichen Kampf gegen das, was man „moderne Ideen" nennt: gegen den politischen Liberalismus, wie er seit der französischen Revolution und dem nordamerikanischen Freiheitskriege Europa beherrscht, und gegen die suffisante Weisheit der modernen naturwissenschaftlichen „Aufklärung", wie sie seit Darwin das Denken der europäischen Völker überflutet. Das erste hat er in seinem Buche „Die Welt der Aufklärung", das zweite in seinen Schriften „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums" und „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen" getan. „Die Welt der Aufklärung" ist eine Sammlung von Aufzeichnungen Steiners, die teils Parrerga zum Darwinbuche, teils Vornotizen zu neuen Arbeiten sind: Kurt Hiller hat ihr eine ganz ausgezeichnete Vorrede mit auf den Weg gegeben, die ein höchst charakteristisches Bild von Steiners Leben und Eigenart entwirft. „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums", Steiners Erstlingswerk, ist eine unerbittliche Abrechnung mit dem Philosophen Haeckel, dessen „Lebenswunder" und „Welträtsel" noch immer der Halbbildung den Kopf verdrehen. Schon hier zeigt sich Steiners glühender Wille zur Wahrheit, zur Konsequenz, und der Nachweis, daß der sich seiner Freiheitlichkeit mit so besonderem Vergnügen rühmende Naturalismus in Wirklichkeit ein unerträglicher Dogmatismus ist, wird mit jener wundervollen Schärfe und Überlegenheit geführt, die Steiner in all seinen Produktionen auszeichnet. Die philosophische Roheit populärer „Naturphilosophen" im Stile Carneris und Bölsches gibt Anlaß zu einem dionysischen Gelächter, und man sieht mit inniger Genugtuung, wie eine der am pomphaftesten aufgeputzten Puppen, die gegenwärtig dem Denker den Blick ins Weite erschweren, in ihrer ganzen Nichtigkeit zusammensinkt.

Aber die große prinzipielle Abrechnung mit der modernen Kultur, die eine Kultur der Vielzuvielen ist und alles Große, Starke und Freie emsiger abtötet, als es jemals das verschriene Mittelalter tat, diese Abrechnung bringt erst Steiners Hauptwerk: „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen" (1908). Im Eingange betastet Steiner das von Darwin und seinen Jüngern errichtete Lehrgebäude an einzelnen Ecken und Kanten, zuckt hin und wieder die Achseln und wirft leichte, geistvolle Einwendungen und Bedenken gegen diese steinernen Mauern, die von den zünftigen Naturwissenschaftlern mit mehr Begeisterung als kritischer Einsicht verteidigt werden. Aber das ist nur das Vorspiel, und ein unbeträchtliches dazu. Dieser originelle und starke Geist schlägt einen bisher noch nie betretenen Weg zur Vernichtung des Darwinismus ein. Er nimmt ihn als das, was seine Anhänger wollen: nicht als ein spezifisch naturwissenschaftliches Dogma, sondern als eine Weltanschauung, und er fordert von ihm das einzige, was man von einer solchen fordern kann: Geschlossenheit, Ehrlichkeit und Konsequenz. Was ist die ethisch-politische Folgerung einer Weltanschauung, in deren Mittelpunkt der Kampf ums Dasein und die Auslese durch natürliche Zuchtwahl steht? Es kann nur eine Antwort darauf geben: Vernichtung der biologisch ungeeigneten Elemente, Ausrottung der

Digitized by Google

Verkümmerten, der Greise, der Idioten, planmäßige Züchtung wertvoller Menschheitsexemplare. Belustigenderweise hat sich der Darwinismus, zu dem die Führer unserer heutigen Naturwissenschaft mit einer durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Begeisterung und aus aufgeklärten zottigen Männerbrüsten heraus zu schwören pflegen, eine gänzlich andere Ethik zugelegt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Humanität für alles, was Menschenangesicht trägt und womöglich noch bis zum Schimpansen herab —, das ist die Losung, und als erkenntnistheoretischer Unterbau dieser bequemen Gassenphilosophie dient die Deszendenztheorie! Das ist ein überaus erheiterndes Schauspiel, ein wundervolles Dokument der tiefen geistigen Zerfahrenheit, die gerade unserer Zeit eigentümlich ist.

Es liegt, wie gesagt, Steiner durchaus fern, gegen den Darwinismus prinzipiell zu polemisieren: er polemisiert nicht einmal gegen die demokratischen Ideale, wie Nietzsche, er stellt keine Axiome, keine Werturteile auf: er fordert nur eins und immer wieder eins: Logik und Konsequenz. Er zeigt die unglückliche Mißgeburt, die wir moderne Weltanschauung nennen, in ihrer grotesken Lächerlichkeit auf: als ein Wesen mit einem Affenleib und einem von christlicher Humanität triefenden Antlitz, als eine widerwärtige Zwittergestalt, als einen Wechselbalg mit unförmlichen und verbildeten Gliedern. Der glühende Haß des Denkers gegen diese unaustilgbare Mittelmäßigkeit, die in Plattheiten schwelgt und der jede Spur intellektualen Gewissens fehlt, ist hier hinter einer eisigen und spöttischen Kälte der Deduktion zurückgedämmt. Aber gerade diese farblose, kristallische, eisesklare Logik wirkt erschütternder als Anklagen und geballte Hände . . .

Freilich: hinter dem allen steht noch etwas anderes als reine Logik. Ein ungeheurer Wille zum Leben, zum freien Leben des souveränen Individuums: eine königliche Verachtung der Vielen, der Allzuvielen, denen eine milde Humanitätsmoraldusselei auf der Grundlage einer hübschen Affengenealogie genügt: eine überschwengliche Glut satanischen Zerstörens und göttlichen Aufbauens. Hier sind Trümmer, Leichen, Gräber: aber über ihnen erheben sich die Pfeiler und Säulen einer neuen, glänzenden Welt. Steiner ahnte sie: fühlte sie: aber der Weg war ihm zu lang, und es ekelte ihn der Wanderung: so wandte er sich und ging mit verachtender Gebärde dem großen Vielleicht entgegen.

Herbert Stegemann

Der Dumme August

Den Dummen August hätte eigentlich Shakespeare schaffen sollen, um in ihm die ewige Tragödie einer großen menschlichen Familie zu verkörpern. Coriolan ist das Opfer des Selbstbewußtseins, Othello das der Eifersucht, Macbeth das des Ehrgeizes und August das der Zeit. Das heißt dessen, daß er für nichts Zeit hat, denn des Menschen Leben ist ungeheuer kurz.

Das ist der eigentliche Hauptzug der Augusterei. Ich glaube, sie beginnt schon in Augustens Kindheit, in seinen Vorfahren. Beispielsweise dürfte sicher passieren, daß sein teurer Papa zur teuern Mama also spricht: „Meine Liebe, ich fürchte, wir vernachlässigen unsern kleinen August sehr. Vorläufig soll er nur die Volksschule in der Kleinen Fabriksgasse absolvieren, aber nach Jahr und Tag, wenn Gott uns so lange leben läßt, nehmen wir ihm einen Erzieher, irgendeinen jungen Franziskaner vielleicht; außerdem lasse ich den Buben auf etwa zehntausend Gulden versichern, daß er nicht nackt

Digitized by Google

dastehe, wie mein kleiner Finger, wenn er ins Leben tritt. Ich habe ja einen Bekannten bei der Ersten Allgemeinen, der besorgt mir die Sache. Nächste Woche gehe ich zu ihm hinauf." Aus dem jungen Franziskaner ist inzwischen ein alter Pater geworden, aber er hat nie Gelegenheit gehabt, den kleinen August zu erziehen. Die Sache wurde stets verschoben, von einem Jahr ins andere, gerade wie auch die Versicherungssache von einer Woche in die andere, und die ganze August-Familie war betroffen, als der arme junge Herr Augustin eines schönes Tages doch so ins Leben trat, verwaist, wie der kleine Finger.

Und von nun an schickte sich der junge August sein Lebtag lang an, nun einmal mit dem Leben zu beginnen. Beispielsweise sprach er also zu sich: „Ich fühle, meine Bildung und meine Erziehung ist lückenhaft. Das muß ich unbedingt wettmachen. Wie der junge Lessing, werde auch ich tanzen lernen, fechten und reiten, und wie der junge Goethe, werde ich italienisch, französisch, englisch, serbisch, lateinisch, griechisch und hebräisch lernen. Ich glaube, wenn ich damit dann fertig bin, kann ich getrost in Gesellschaften gehen, um dort jungen Damen den Hof zu machen und sie mit meinen feinen Manieren und verblüffenden Kenntnissen zu entzücken. Morgen gehe ich zum Fechtmeister, zum Tanzmeister, in die Reitschule, auf die Universität, auf die Stadtbibliothek, in die Berlitzschule, zu den Volkshochschulkursen und auf den Jour meiner Base. Unbedingt." Und weiß Gott, stets kommt etwas dazwischen, und der junge August kommt nie dazu, die Lücken seiner Bildung auszufüllen und in Gesellschaften zu gehen, um dort den jungen Damen den Hof zu machen. Er hat einfach keine Zeit dafür.

Warum hat er keine Zeit dafür? Wenn jemand das sagen könnte! Aber es steht fest, daß er keine Zeit dafür hat. Er kommt der Arbeit wegen nicht dazu, zu leben, und kommt des Lebens wegen nicht dazu, zu arbeiten. Denn es ist nicht wahr, daß der August ein herumlungernder Müßiggänger ist, wie er im Zirkus dargestellt wird. O nein, der August arbeitet, arbeitet sogar viel und nicht gerade schlecht — nur hat er soviel zu tun, daß er stets überhasten muß, was er tut. Allmählich, wenn das Leben die Knospen seiner Hoffnungen nacheinander knickt; wenn jener Tag nie eintrifft, an dem er alle seine Schulden in eine Schuld konvertiert und sich von den quälenden Geldsachen befreit haben möchte; wenn auch jener Tag auf sich warten läßt, an dem er in seine verwickelten Liebesangelegenheiten mit gordischer Derbheit Ordnung hineinzubringen gedenkt; wenn er auch den Tag stets tagweise hinausschiebt, an dem er seine Garderobe ordnen soll, aus der möblierten monatlichen Fuchshöhle in eine anständige Wohnung ziehen, die auf dem Schreibtisch angesammelten Briefe beantworten, dem Diener, der ihn bestiehlt, kündigen und überhaupt eine gewisse Beständigkeit hineinbringen soll in sein aus Provisorien zusammengeknotetes unruhiges Leben — allmählich, sage ich, bleibt ihm nur eine Sehnsucht und eine Hoffnung: daß irgendein Zufall, eine Erbschaft oder ein Lotteriegewinn ihm das Los beschert, ein halbes Jahr nicht um des Brotes willen arbeiten zu müssen. Er ist dessen sicher, daß er in diesem halben Jahre seinem Leben solche Grundlagen geben, es in solchen Rahmen hineinfügen könnte, daß er künftighin unabhängig arbeiten und Wertvolles schaffen könnte — aber dieses halbe Jahr läßt stets auf sich warten, von Jahr zu Jahr, bis schließlich jene

Digitized by Google

fünfzig-sechzig Jahre, die man ein Menschenleben nennt, alle sind.

Ach und der arme Dumme August ist gar nicht dumm und weiß wohl, wo der Hund begraben liegt. Er sieht bei denen, die im Leben keine Auguste sind, das Geheimnis ihrer Kraft: sie können mit der Zeit umgehen. August kauft zum Beispiel ein Buch und freut sich schon im Vornherein darauf, mit welchem Vergnügen er es lesen wird. Er blättert auch gleich darin, nascht hier und dort, wie das Kind vom Honig, kommt aber dann nicht dazu, das Buch zu lesen. Der Nicht-August hat es inzwischen schon gelesen, denn das Geheimnis seiner Zeiteinteilung ist, daß er jede Sache einmal macht und sie auf einmal erledigt. Oder August erblickt auf der Straße eine junge Dame und faßt den Entschluß: dieser Dame werde ich den Hof machen. Unterdessen hätte der Nicht-August der Dame schon den Hof gemacht, und Herr August kommt um so weniger dazu, als er, wo immer er hinkommt, die Nicht-Auguste schon vorfindet, worauf er sich mit einem feinen Lächeln zurückzieht, da er viel zu vornehm ist, um sich in einen Wettkampf einzulassen. So spazieren denn auf der Straße kleine Knaben in Matrosenkleidern, denen nicht der August der Vater ist; so werden Aktiengesellschaften gegründet, denen nicht der August der Direktor ist; so schreiben die Plutarche vergleichenden Biographien, in denen weder der griechische, noch der römische Held aus der Reihe der Auguste ist, denn die Auguste fanden schon zur Zeit der alten Griechen keine Zeit dazu, ein Leben zu leben, das der Beschreibung würdig gewesen wäre. Denn sie leben ja gar nicht, sie verbringen bloß ihr Leben: mit Erwartungen, die keinen Zweck, mit Hoffnungen, die keinen Boden, mit Entschlüssen, die keine Kraft, mit Anstrengungen, die keine Wirkung haben; im Zorn, der unberechtigt ist und in Schmerzen, gegen die es keine Medizin gibt. Denn der Tod ist keine Medizin, sondern eine Quacksalberei; beim Einnehmen fühlen wir zwar die Bitterkeit, aber daß uns dann wenigstens Linderung geboten würde, das fühlen wir nicht mehr.

Hugo Ignotus

(Berechtigte Übersetzung von Adolf Josef Storfer)

Saal

Allerseits hängen verwirrende Spiegel und geben Gesichter wieder und hundertfach wieder, und schlaffe vergoldete Kurven schweifen sich unendlich oft in dem lichten Feld der Gläser.

Die Abgründe dieses Saales sind wunderlich tief.

Viele Mädchen schmiegen sich träg in rote Plüschsofas und gären betäubt in schwerer Leidenschaft. Die Schönheiten sitzen still begnadet da.

Aber die Stunden der Nacht vergehen schnell. Wer darf sich vorläufig glücklich preisen? Das Fieber des Wettbewerbs sprengt fast die seidenen Kleider. Erbarmungslos wühlt jedes Auge im anderen und kann nicht finden was es sucht.

Kitzelnde Melodien erweichen die Gäste. Qualm von Tabak, von süßen Getränken, von glühenden Menschen liegt in dem Raume verbreitet.

Allseitig hängen verwirrende Spiegel.

„Nimm mich", schwirrt es und wird doch nicht gesprochen. Es bohrt sich heftig in jeden Sinn, wie manche von den Mädchen ihre Beine übereinander geschlagen haben und wie sie mit ausgeschnittenen, kleinen Schuhen wippen.

Digitized by Google

Lippen trällern. Hände erheben sich weiß und wohlgepflegt. Und das sagt viel, sie fassen jedes tote Ding zu schmeichlerisch an, als berührten sie eines Menschen Körper. Sie tuen, was der Geist ihnen eingibt. Sie sind sehr beweglich und wandelbar wie Gesichter, und sie sind ausdrucksvoll, und elastisch beschreiben sie verworfene Gebärden in der Luft. Dann ruhen sie wieder weich umklammernd auf die Hüfte gestützt oder matt in der Einsenkung des Schoßes.

Die Abgründe dieses Saales sind wunderlich tief.

Ich kann den qualvollen Schrecken nicht vergessen, wenn gegen Morgen die verdorbenen Schminken abgehen und auf die graugelbe Haut der Gesichter blaue und violette Flecken fliegen. Der Elan der Körper ist verloren, und sie müssen zusamenbrechen in der dumpfig faden Luft des Zimmers.

Undeutlich wie ein Gespenst steht der Tag vor dem verhängten Fenster und malt helle Fratzen an den Vorhang. Hebt jemand den Vorhang auf? — — und sieht? — — und kommt?

Es ist ein atemloser Augenblick: Du tanzt mit einer blühenden, warmen Maske, die im Sturm ihre Larve verlor, und eben tritt sie dir mit dem Kopfe des schaurigsten Todes entgegen.

August Brücher

Kaiserjubiläum

Aufgepaßt, Mann im schlichten Kommerzienratskittel!
Dies Jahr regnet es nicht nur Orden und Titel.
Nein, wer sich besonders für Thron und Altar geplagt,
Dem sinkt (nach Maßgabe der aufgewendeten Mittel)
Eine richtige Krone aufs Haupt, nach Wunsch gezackt.

Je größer die milde Gabe, desto näher dem Gipfel,
Je höher die Kirchenspende, desto höher der adelnde Lohn.
Hier hilft keine Flucht! Durch den entflatternden Zipfel
Des Bratenrocks bohrt sich ein Stammbaumwipfel
Und schon gehörst du zu den Edelsten der Nation.

Sie, Herr, werden's auch nicht mehr lang unterm Bürgerpack treiben.
Was sagen Sie? Sie pfeifen auf sonen Klimbim?
Sie wollen kein blaues Blut und nicht mal von JHM?
Na, da können Sie sich wahrhaftig „von" schreiben,
Wenn Sie dies Jahr Dusel haben und bürgerlich bleiben.

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Die Volksseele / Von Wilhelm Herzog

I.

ie kocht nicht, erklärt das Organ der deutschen Regierung. Sie kocht nur, wenn Jubiläen gefeiert werden. Die Agitation für die preußische Wahlrechtsreform, äußert dasselbe Organ, ist ein künstlich inszenierter „Rummel". Die wahre Begeisterung flammt auf, wenn der Kaiser durch die Straßen fährt. Da leistet die Volksseele ihren Offenbarungseid und schreit: Hurra.

Das Blatt der Regierung feiert das Jubiläum des Kaisers mit der frechsten Verhöhnung eines kaiserlichen Worts, das in einer Thronrede feierlich gegeben und von dem ruhigen und ach so gesitteten preußischen Volk als ein ehrlich Pfand betrachtet wurde.

Am 20. Oktober 1908 wurde es im Königlichen Schlosse zu Berlin gegeben; 1913, am Jubiläumstage des Verpfänders, stehen in dem Regierungsorgan, der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die folgenden Sätze:

> „Die kochende Volksseele", von der vor mehreren Jahren im Zusammenhang mit der Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für Preußen in sozialdemokratischen Versammlungen und Blättern so viel zu hören war, hat seit längerer Zeit nichts von sich hören lassen. Wer die Kundgebungen, die in Berlin veranstaltet wurden, beobachtet hat, konnte sich sehr bald überzeugen, daß dieses „Kochen der Volksseele" keine von innen heraus kommende Bewegung war, sondern ein künstliches Schaustück, das von seiten der Sozialdemokratie im wahren Sinne des Wortes ins Werk gesetzt war. Aus welchen Gründen auch immer die Sozialdemokratie die Angelegenheit aus der öffentlichen Behandlung zurückgestellt hatte, jedenfalls war seit dem Aufhören der künstlichen Mache kaum noch eine Spur einer wirklichen Bewegung zugunsten der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen zu merken.
>
> Nun scheinen die Drahtzieher wieder das Bedürfnis zu empfinden, sich empfehlend in Erinnerung zu bringen, und den „Rummel" aufs neue zu beginnen . . . Die bisherige Interesselosigkeit der Massen an der sozialdemokratischen Wühlarbeit beweist jedenfalls, daß sie unter der „Herrschaft

Digitized by Google

der Herrschenden" in Preußen sich ganz wohl befunden und keine Beeinträchtigung ihrer berechtigten Interessen empfunden haben."

Der tapferen „Frankfurter Zeitung" erscheint dieses provozierende Geschreibsel eines Regierungsironikers als das Elaborat eines dreisten Verleugners der Wahrheit oder eines weltfremden Einsiedlers. Mich dünkt: es bedeutet einen Fortschritt auf dem Wege und einen Fortschritt in dem Verfall der uns politisch lenkenden Kräfte. Dieses aufrichtige Bekenntnis zur Reaktion ist bei weitem wertvoller als die Methode, scheinbar Konzessionen zulassen zu wollen.

„Die kochende Volksseele, von der vor mehreren Jahren ... so viel zu hören war, hat seit längerer Zeit nichts von sich hören lassen." Hat man den Klang im Ohr? (Der Ton macht die Musik.) Man wird mutig. Man verachtet den Pöbel. Nicht einmal kochen tut er. Es ist ein ähnliche, wenn auch kulturlosere Verachtung, wie jene des Herzogs von Castrie, der vier Jahrzehnte vor dem Ausbruch der französischen Revolution, als er überall von Diderot und Rousseau reden hörte, empört ausrief: „Kann man so etwas begreifen? Leute, die nichts sind, — Leute die in der dritten Etage wohnen?"

Es sollte jedoch nicht allzulange dauern, daß man von den Leuten — selbst aus höheren Etagen — etwas hörte. Sie verstanden es schließlich, sich den Bewohnern der unteren Etagen bemerkbar zu machen.

II.

Vorläufig jedoch leben wir in Freuden. Wir feiern Fest auf Fest. Das vom Kaiser zu bewältigende Arbeitspensum ist enorm. Wenn unsere wacker aushaltenden Minister von den Banketts und Paraden müde zurückkehren, so schlafen sie nicht etwa, sondern regieren uns. Aber die Seele des Volkes vertraut ihnen und kocht nicht.

III.

Sie siedet nur, wenn ein Erinnerungstag im Herrscherhaus Anlaß zu einer Orgie wüster Farbensymphonien und unwahrscheinlicher Geschmacklosigkeiten gibt. Dann siedet sie königstreu.

Jeder, der das Glück hatte, Berlin im Jubiläumsschmuck zu sehen, staunte, wieviel Scheußlichkeiten eine liebloſe Phantasie, wenn sie sich anstrengt, hervor-

Digitized by Google

bringen kann. Man hat nicht einmal mehr den Mut zum Pomp, zum Kitsch. Keine Makartvisionen mehr; sondern ärmlichstes Theater. Alles Talmipracht oder aber von einer so ordinären Dürftigkeit, daß einem selbst das Lachen verging.

Es wurde erzählt, die Gelder, die zur Verfügung standen, hätten nicht ausgereicht. Aber Berlin, Reichshauptstadt, Metropole, wo sind deine königstreuen Millionäre? Können die nur Bettvorläufer aus den Fenstern hängen? Ich glaube jedoch nicht, daß die Mittel fehlten. Nicht Geldmangel ist schuld, wenn diese Gesellschaft nicht einmal mehr Feste zu feiern vermag, sondern Gehirnschwund, Arterienverkalkung derer, die man heutzutage offiziell mit solchen Aufträgen betraut. Wozu hatte man schließlich einen Bruno Paul in Berlin? Und Reinhardt (was man auch gegen ihn sonst einzuwenden haben mag) hätte mit Ernst Sterns Hilfe und mit denselben Mitteln wenigstens ein sehenswertes Schauspiel den Gaffern geboten. Statt dessen: Architekten der Akademie, die an chronischem Erfindungsmangel dahinsiechen.

Als ich vom Anhalter Bahnhof auf die Königgrätzerstraße kam, winkten mir rote und weiße Badehöschen — lieblich im Winde flatternd — entgegen. Kam man näher, so entdeckte man jedoch, daß es keine Badehöschen, sondern Fähnchen waren, die an einer zwischen je zwei Bäumen gespannten Wäscheleine oder — wie der nüchterne Berliner sagt — an einer Strippe nicht ohne dekorative Absicht zum Trocknen aufgehängt worden waren.

Von den verschwenderischer ausgestatteten Straßen und Plätzen laßt mich schweigen. Alle Hoflieferanten hatten echte Gipsfiguren von Wilhelm II. ausgestellt und sie mit frischem Grünkram kunstvoll umgeben. Die Masten der elektrischen Bogenlampen trugen Halskrausen.

Das Volk aber staute sich und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gewann wohl den Eindruck, daß hier von einem „Rummel", von „einer künstlichen Mache" nicht die Rede sein könne, daß sich vielmehr die Massen „in Preußen unter der Herrschaft der Herrschenden ganz wohl befinden müssen".

Nächstens wird uns dieses abgeklärte Regierungsorgan von dem zu $^7/_8$ roten Berlin zu melden wissen, daß es eigentlich agrarisch denkt, fühlt und wählt und daß Herr v. Oldenburg-Januschau den Adolf Hoffmann ablösen wird.

Digitized by Google

Ein „Rummel" entsteht nur, wenn für Volksrechte gekämpft wird. Aber die Massen merken bald die künstliche Mache. Deshalb denkt die Volksseele gar nicht daran, zu kochen. Bei dem bisherigen Wahlsystem ist es den Sozialdemokraten gelungen, zu ihren sechs Mandaten noch vier dazu zu erobern. Auf, verschlechtern wir das Wahlrecht! Die Seele des Volks gehört uns; sie kocht nicht; sie befindet sich wohl.

Die Breslauer Affäre

Von Ludwig Thoma

Ich schlage vor, die schmerzliche Bitterkeit darüber, daß der jugendliche Kronprinz das Breslauer Festspiel wie eine militärische Übung absagte, nicht unter Losdreschen auf andere Schriftsteller zu äußern.

Es mangelt jeder ursächliche und persönliche Zusammenhang und Ludwig Ganghofer zum Beispiel ist zu allen Zeiten warmherzig für Gerhard Hauptmann eingetreten, lebhafter, als verschiedene Feuilletonredakteure. Überdies kommen die Herren von der Fährte ab, wenn sie links und rechts Unbeteiligte in die Waden beißen.

Es handelt sich in der ganzen Angelegenheit nicht um literarischen Geschmack, sondern um Geschmack im allgemeinen, im Umgang mit Menschen und es handelt sich um persönliche Würde, die in Deutschland niemals so tief gestanden ist, wie dermalen.

Das p. t. bürgerliche Publikum, welches für jede Veranstaltung, für jedes Fest, für jeden Schwof sich fürstliche Geneigtheiten erbettelt, und das den inhaltleeren Begriff des „Protektorates" mit submissen Charakterlosigkeiten ausgefüllt hat, wäre zu allererst abzubeuteln.

Hier könnte auch der Historiker eingreifen und könnte zeigen, wie sich der Servilismus seit vierzig Jahren zur deutschen Nationaleigenschaft hinauf- oder herunterentwickelt hat, und wie er als Schädling jedes bürgerliche Standesbewußtsein vernichtet hat.

Digitized by Google

Zum Beweise für diesen Lehrsatz kann man die Breslauer Bürger heranziehen, die uns Holtei und Gustav Freitag noch ganz anders geschildert haben, und die sicherlich keine Zentenarfeier des Bürgerstolzes zu begehen berechtigt sind. Den Breslauer Quiriten ihre eingetriebenen Hurrazylinder noch tiefer über die Ohren herunterzutreiben, wäre eine dankenswerte Aufgabe.

Zum zweiten könnte man sich mit schuldiger Ehrfurcht dem hohen Verfasser der Jagdgeschichten nähern, mit dem alleruntertänigsten Ersuchen, auf eingeschlagener Bahn nicht weiterzuschreiten. Wir haben in diesem Jahre neben freudigeren Jubiläen auch das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Plötzlichkeiten zu begehen die Ehre gehabt, ohne den Wunsch „ad multos annos".

Niemand hat mehr Ursache, jede Verlautbarung vorher von allen Seiten zu betrachten, zu erwägen und zu prüfen, als Herrscher oder Thronfolger. Der kleinste Bürgermeister weiß, daß er das „über der Situation stehen" nur durch Zurückhaltung wahren kann, und daß er immer unrecht hat, auch wenn er recht hat, sobald er sich in den Streit der Meinungen einmischt.

Diese einfache Weisheit muß endlich wieder köstliches Besitztum der Herrschenden werden, damit nicht eine immer bereite Schar von Delatoren, Speichelleckern und Lumpen in die Möglichkeit versetzt wird, das Ansehen der Staatshoheit für ihre Zwecke zu mißbrauchen.

Wer nach diesen allgemeinen Erwägungen noch aufs Detail einzugehen gewillt ist, könnte darauf hinweisen, was stets dabei herauskommt, wenn man ultramontane Ohrenbläser nicht sofort herausschmeißt, noch ehevor sie Überzieher und Hut an den Nagel gehängt haben.

Auf den schwarzen Fuchs, der sich diesmal wieder ein nationales Mäntelchen umhängt und seiner Niedertracht damit einen Erfolg erschlichen hat, sollte das Kesseltreiben beginnen. Wenn dabei einige konservative Trottel angeschossen werden, schadet es weiter nichts.

Digitized by Google

Kantische Randglossen zur Gegenwartspolitik / Von K. Vorländer

Bereits in meinem Aufsatz „Kant als Politiker" (Heft 20) wies ich darauf hin, daß manche politische Aussprüche des Philosophen wie auf die Gegenwart gemünzt erscheinen, oder aber noch ungelöste Zukunftaufgaben für die heutige Politik stellen. Ich habe im folgenden eine Auswahl von solchen „Randglossen" Kants zur Politik unserer Zeit, sowohl allgemeinere wie speziellere, zusammengestellt.

„Zur Freiheit nicht reif."

Ich gestehe, daß ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist) ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif; und so auch: die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht *reifen*, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist... Bequemer ist es freilich, im Staat, Hause und Kirche zu herrschen, wenn man einen solchen Grundsatz durchzusetzen vermag. Aber auch gerechter?

(Religion innerh. d. Grenzen d. bloßen Vernunft, 4. Stück.)

*

Staatsideal.

Eine Verfassung von der *größten menschlichen Freiheit* nach Gesetzen, welche machen, daß *jedes Freiheit mit der anderen ihrer zusammen bestehen kann* (nicht von der größten Glückseligkeit, denn diese wird schon von selbst folgen), ist doch wenigstens eine notwendige Idee, die

Digitized by Google

man nicht bloß im ersten Entwurfe einer Staatsverfassung, sondern auch bei allen Gesetzen zum Grunde legen muß.

(Kritik d. reinen Vernunft, Abschn.: Von den Ideen überhaupt.)

*

Volkswille Maßstab der Gesetzgebung.

Was ein Volk über sich selbst nicht beschließen kann, das kann der Gesetzgeber auch nicht über das Volk beschließen.

(Abhandlung über „Theorie und Praxis", 2. Abschnitt.)

Der Wille aller ist der Urquell alles Rechts.

(Lose Blätter aus Kants Nachlaß.)

*

Alleinherrschaft des Gesetzes.

Das ist die einzig bleibende Staatsverfassung, wo das Gesetz selbstherrschend ist und an keiner besonderen Person hängt.

(Rechtslehre, § 52.)

Fiat iustitia, pereat mundus, das heißt zu deutsch: „Es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zugrunde gehen." (Zum ewigen Frieden, Anhang.)

*

Die „Instrumente des Himmels".

Man hat die hohen Benennungen, die einem Beherrscher oft beigelegt werden (die eines göttlichen Gesalbten, eines Verwesers des göttlichen Willens auf Erden und Stellvertreters desselben) als grobe, schwindlig machende Schmeicheleien oft getadelt. Aber . . . weit gefehlt, daß sie den Landesherrn sollten hochmütig machen, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demütigen, wenn er Verstand hat (welches man doch voraussetzen muß) und es bedenkt, daß er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nämlich das Heiligste, was Gott auf Erden hat, das Recht der Menschen zu verwalten, und diesem Augapfel Gottes irgendworin zu nahe getreten zu sein jederzeit in Besorgnis stehen muß.

(Zum ewigen Frieden, 1. Definitivartikel.)

*

Digitized by Google

Recht und Gewalt.

Wenn einmal nicht vom Rechte, sondern nur von der Gewalt die Rede ist, so dürfte auch das Volk die seinige versuchen und alle gesetzliche Verfassung unsicher machen. (Theorie und Praxis, 2. Abschnitt.)

*

Wohltätigkeit und Recht.

... Denn mit Freiheit begabten Wesen genügt nicht der Genuß der Lebensannehmlichkeit ... ob sie gleich, wie folgsame Schafe, von einem gütigen und verständigen Herrn geleitet, wohl gefüttert und kräftig beschützt, über nichts, was ihrer Wohlfahrt abging, zu klagen hätten ..., sondern auf das Prinzip kommt es an, nach welchem es (sc. das Volk) sich solche verschafft. (Streit der Fakultäten, 2. Abschnitt.)

*

Der Adel eine temporäre Zunftgenossenschaft.

Der Adel eines Landes ... mag immer ein für ein gewisses Zeitalter erlaubtes und den Umständen nach notwendiges Institut sein; aber daß dieser Stand auf ewig könne begründet werden, und ein Staatsoberhaupt nicht solle die Befugnis haben, diesen Standesvorzug gänzlich aufzuheben oder, wenn er es tut, man sagen könne, er nehme seinem adligen Untertan das Seine, was ihm erblich zukommt, kann keineswegs behauptet werden. Er ist eine temporäre, vom Staat autorisierte Zunftgenossenschaft, die sich nach den Zeitumständen bequemen muß und dem allgemeinen Menschenrechte, das so lange suspendiert war, nicht Abbruch tun darf.

(Rechtslehre, Anhang.)

*

Majorate.

Eine solche Stiftung darf nicht auf ewige Zeiten — gleich als ob das Erbrecht am Boden haftete — immerwährend fortdauern ..., sondern der Staat hat ein Recht, ja sogar die Pflicht, bei den allmählich eintretenden Ursachen seiner eigenen Reform ein solches föderatives System seiner Untertanen gleich als Unterkönige (nach der Analogie von Dynasten und Satrapen), wenn es erloschen ist, nicht weiter aufkommen zu lassen.

(Rechtslehre, Anhang.)

*

Digitized by Google

Steuerpolitik.

Der allgemeine Volkswille hat sich zu einer Gesellschaft vereinigt, welche sich immerwährend erhalten soll ... Von Staats wegen ist also die Regierung — bei Zustimmung des „Korps der Deputierten" — berechtigt, die Vermögenden zu nötigen, die Mittel der Erhaltung derjenigen, die es selbst den notwendigsten Naturbedürfnissen nach nicht sind, herbeizuschaffen.

(Rechtslehre, 2. Teil, 1. Abschnitt.)

*

„Die Kulturaufgaben leiden nicht!"

... Obgleich unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten und überhaupt zu allem, was das Weltbeste betrifft, für jetzt kein Geld übrig haben, weil alles für den künftigen Krieg schon zum voraus verrechnet ist ... (Idee zu einer allgemeinen Geschichte usw.)

*

Trennung von Kirche und Staat.

Religion, als Glaube an die Satzungen der Kirche und die Macht der Priester ..., kann von keiner staatsbürgerlichen Gewalt dem Volke weder aufgedrungen noch genommen werden, noch auch der Staatsbürger wegen einer ... Religion von den Staatsdiensten und den Vorteilen, die ihm dadurch erwachsen, ausgeschlossen werden.

(Rechtslehre, Anhang.)

Das Kirchenwesen, welches von der Religion als innerer Gesinnung, die ganz außer dem Wirkungskreise der bürgerlichen Macht ist, sorgfältig unterschieden werden muß ... hat der Staat nicht das Recht, nach seinem Sinne, wie es ihm vorteilhaft dünkt, einzurichten ..., sondern nur das negative Recht, den Einfluß (sc. der Kirche) auf das sichtbare politische gemeine Wesen, der der öffentlichen Ruhe nachteilig sein möchte, abzuhalten ... daß eine Kirche einen gewissen Glauben und welchen sie haben, oder daß sie ihn unabänderlich erhalten müsse und sich nicht selbst reformieren dürfe, sind Einmischungen der obrigkeitlichen Gewalt, die unter ihrer Würde sind ... Was aber die Kosten der Erhaltung des Kirchenwesens betrifft, so können diese aus ebenderselben Ursache nicht dem

Digitized by Google

Staate, sondern müssen dem Teile des Volks, der sich zu einem oder dem anderen Glauben bekennt, d. i. nur der Gemeine zu Lasten kommen.
(Rechtslehre, 2. Teil, 1. Abschnitt.)

*

Staatliche und kirchliche Gesetzgebung.

Die Gläubigen, deren Reich im Himmel und in jener Welt ist, müssen, insofern man ihnen eine sich auf diese beziehende (sc. kirchliche) Verfassung zugesteht, sich den Leiden dieser Zeit unter der Obergewalt der Weltmenschen unterwerfen. Also findet nur die erstere (sc. staatliche) Verfassung statt. (Rechtslehre, Anhang.)

*

Gegen die tote Hand.

Die Kirche selbst ist ein bloß auf Glauben errichtetes Institut und, wenn die Täuschung aus dieser Meinung durch Volksaufklärung verschwunden ist, so fällt auch die darauf gegründete furchtbare Gewalt des Klerus weg, und der Staat bemächtigt sich mit vollem Rechte des angemaßten Eigentums der Kirche, nämlich des durch Vermächtnisse an sie verschenkten Bodens; wiewohl die Lehnsträger des bis dahin bestandenen Instituts für ihre Lebenszeit schadenfrei gehalten zu werden, aus ihrem Rechte fordern können. (Rechtslehre, Anhang.)

*

Stehende Heere und Miliz.

Stehende Heere bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden ... Ganz anders ist es mit der freiwilligen, periodisch vorgenommenen Übung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern.
(Zum ewigen Frieden, 1. Präliminarartikel.)

*

Digitized by Google

Die vereinigten Staaten von Europa.

Endlich wird selbst der Krieg allmählich nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer wachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch seine Gewerbe so sehr verketteten Weltteil auf alle anderen Staaten tut, so merklich: daß diese, durch ihre eigene Gefahr gedrungen . . . alles von weitem zu einem kräftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuweisen hat.

(Idee zu einer allgemeinen Geschichte usw.)

*

Permanenter Staatenkongreß im Haag.

. . . Wo (sc. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) die Minister der meisten europäischen Höfe und selbst der kleinsten Republiken ihre Beschwerden über die Befehdungen, die einem von dem anderen widerfahren waren, anbrachten und so sich ganz Europa als einen einzigen föderierten Staat dachten . . .

Kant schlägt die Erneuerung eines solchen „Zusammentretens verschiedener Staaten" zu einem Kongresse vor, „durch welchen allein die Idee eines zu errichtenden öffentlichen Rechts der Völker, ihre Streitigkeiten auf zivile Art, gleichsam durch einen Prozeß, nicht auf barbarische (nach Art der Wilden), nämlich durch Krieg, zu entscheiden realisiert werden kann."

(Rechtslehre, § 61.)

*

Dankfeste und Bußtage.

Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in nicht minder starkem Kontrast: weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück zernichtet zu haben.

Digitized by Google

Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht unschicklich sein, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zuschulden kommen läßt, sich keiner gesetzlichen Verfassung im Verhältnis auf andere Völker fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staats, nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen.

(Zum ewigen Frieden, 2. Definitivartikel.)

*

Die wahre Politik.

Die wahre Politik kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben ... Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden, mag es der herrschenden Gewalt auch noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbieren, sondern alle Politik muß ihre Knie vor dem Rechte beugen, kann aber dafür hoffen, obzwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird.

(Zum ewigen Frieden, Anhang.)

Schleißheim / Von Anders Oesterling

Es ist heute ein unverkennbar germanisches Wetter. In einer trüben, feuchtbraunen und feuchtgrauen Farbenskala verdämmert die bayrische Flachlandschaft ohne Horizont, und das Wasser der Amper liegt tot wie Zinn da. Über den mühsam emporkletternden Häusern Dachaus hängt der Nebel wie feine Wolle, und die Alpen mit den kühnen Formationen des Säntis bleiben heute vornehm unsichtbar. Sie haben keine Lust, eine so fahle Landschaft einzurahmen. Ich habe sie sonst jeden Morgen begrüßen können, während ich auf der Bank im Hofgarten ruhte und versuchte, die leisen Triller der Meisen durch das gleichmäßige Brausen der Amper dort unten zu unterscheiden.

Digitized by Google

Ich habe mein Gesicht von dem warmen Italienwind liebkosen lassen und von dem Wunderlande auf der andern Seite dieser weißen Bergketten am Horizont geträumt. Ich habe gefühlt, wie das Tor dort hinunter aufsprang. . . . . .

Aber heute ist Bayern schlecht und recht Bayern. Heute muß man sich mit dem begnügen, was da ist — der schwermütigen Rußzeichnung der triefenden Bäume gegen die Atmosphäre, der winterschweren Ruhe der Bauernhäuser auf dem lehmigen Grund, dem bayrischen Alltag ohne Glanz und Traum, dem germanischen Winter ohne Frühlingsahnungen. . . . . .

Das Automobil tutet am Gartengitter, wir setzen uns hinein, und in einer Minute sind wir weit weg von Dachau und rasen über den schnurgeraden, lehmigen Weg nach Schleißheim. Zu beiden Seiten dehnen sich die samtbraunen Moore mit wehmütigen Birkenhainen, die sich erschreckt niederzuducken scheinen, wenn wir passieren. Dem Weg entlang läuft eine endlose, gleichfalls schnurgerade Wasserstraße, einstmals auf kurfürstlichen Befehl von türkischen Kriegsgefangenen gegraben. Große Bäume und altertümliche Gebäude, eine Schleuse, die durch die graue Stille braust — das ist Schleißheim, und hier steige ich ab. Während meine Gesellschaft zum Münchner Karneval weiterfährt, gehe ich in das Schloß hinauf, um auf eigene Faust ein bißchen Farbenfreude zu finden. Ich will mir die Sammlung der Bilder von Hans von Marées ansehen, die der bayrische Staat hier deponiert hat. Der Diener läßt mich in die Museumssäle im rechten Schloßflügel, während er seine kleine, frierende Besucherherde weiter treibt und sie die kurfürstliche Pracht der kalten Gobelinsäle bewundern läßt.

Hans von Marées — es ist das erstemal, daß ich Gelegenheit habe, etwas von dem jetzt so bewunderten, im Leben unglücklichen Meister zu sehen. Es ist noch nicht so viele Jahre her, seit er „entdeckt" wurde. Die Kunsthändlerspekulation in Berlin nahm seine Verlassenschaft in die Hand, und Meier-Gräfe schrieb eine große, luxuriöse Monographie über den zwei Dezennien nach seinem Tod wieder auferstandenen Künstler. Wahrscheinlich ist jedoch, daß Marées im Leben ziemlich unberührt von der plötzlichen Bewunderung dieser vielen Augen geblieben wäre. Er hätte sich ganz gewiß in eine noch unzugänglichere Einsamkeit verschanzt, denn er gehörte zu den Seltenen, deren Gewissen verheerend wie Feuer und Brand durch ihr

Digitized by Google

Streben geht, jenen, die zu der Selbstzerstörung der Überarbeit verdammt sind und nie ein Werk vollendet sehen. Die ewig Unzufriedenen.

Ich kenne leider die äußeren Konturen seines Lebens nicht genügend, ich weiß nur, daß er aus reicher und angesehener Familie war, die meisten Jahre seines Lebens in Italien verbrachte und geisteskrank im Alter von 50 Jahren 1887 starb. Er war in Freundschaft mit Franz von Lenbach verbunden, den er zusammen mit sich selbst porträtiert hat, und mit Karl von Pidoll, der auch hier zwei Säle in der Nachbarschaft des Freundes hat. Es ist mir nicht bekannt, in welchem Maße Arnold Böcklin Marées beeinflußt hat. Die Phantasie ist bei beiden denselben sehnsuchtsvollen Weg nach Arkadien gewandert. Aber während Böcklin mit offenen Armen die ganze klassische Mythenwelt aufgenommen hat, ist Marées unleugbar subtiler zu Werke gegangen. Er hat ein Morgenland geträumt, wo die ideale Nacktheit ihre unvergängliche Heimat hat. Er hat, mit Übergehung aller illustrativen Wirkungen, die Böcklin erreichte, sich nur mit dem wunderbaren Mythus des nackten Menschen beschäftigt. Still, von feierlicher Glut erfüllt, bewegen sich seine Jünglinge und Frauen in der dunkelblauen Dämmerluft.

Seine Farbenskala ist wie die leidenschaftlichen Töne einer Syrinx. Ich habe allerdings nie eine Syrinx gehört, aber es muß etwas in der Richtung von Marées Kolorit sein. Es ist in diesen Bildern kein in Farbe und Form ausgedrückter Inhalt, sie sind nur sie selbst, glühende Visionen, einfach und selbstverständlich wie der Himmel und das Meer. Sie erzählen nichts, und ihre Namen sind oft vollständig gleichgültig („Drei Jünglinge unter Orangenbäumen"). Das Dekorative spricht ganz allein.

Von besonderem technischen Interesse ist ein „Urteil des Paris". Die Farbe ist da so gewaltsam aufgetragen, daß sie auf den Gliedern der Göttinnen eine geradezu reliefartige Wirkung bekommt. Man hat den greifbaren und ergreifenden Eindruck, wie angstvoll, wie unermüdlich Marées gearbeitet hat. Er scheint es nie über das Herz gebracht zu haben, ein Bild abzuschließen. Er hat sich nie erkühnt, es als definitiv anzusehen. Es ist anzunehmen, daß mehrere seiner Bilder in einem früheren Stadium schöner gewesen sind, daß die Zeichnung im ersten Entwurf reiner war. In dem Fieber der Arbeit hat Marées immer mehr leicht gewonnene Resultate

Digitized by Google

geopfert, um dem Unerreichbaren nachzustreben. Immer stärker ist diese Vision leuchtender Haut vor seinem innern Auge erblüht, die Figuren sind ihm in warmer, glückseliger Plastik entgegengeschwebt, und zitternd umklammerten seine Hände den Pinsel. So hat er seiner Venus so kleine Füßchen gegeben, daß ihre goldweiße Üppigkeit kaum auf ihnen zu ruhen vermag, und der Anatom nicht umhin kann, den Kopf zu schütteln.

Als dekorative Bilder stehen vielleicht die beiden großen „Das Goldalter" voran. Hier führt die ruhige Mächtigkeit der Komposition den Gedanken zu den Italienern der Frührenaissance. Ich für mein Teil fühle mich doch am tiefsten angezogen von dem Tryptichon „Die Werbung", eine Hymne an die Liebe, durchglüht von großem, naivem Schönheitsgefühl, die Vereinigung zweier Ebenbürtiger, der Bräutigam von seinem Freunde geführt und die Braut von ihrer Spielgefährtin. Links ist eine Darstellung der ersten scheuen Begegnung mit dem Hunde als Wächter gegen Lästige, rechts ein Narziß. Der nackte Jüngling kommt in Helenas Entführung wieder, wo er das Pferd hält, während Ilions rotblondes Prachtweib mit einem geheimnisvollen Lächeln dessen harrt, was geschehen soll. Das ist groß und schön wie ein griechisches Vasenbild.

Italienische Landschaft: Unter einem silberfarbenen Himmel stehen in reichen Gewändern ein junger Edelmann und eine junge Signorina, in stille Verzückung versunken, in einiger Entfernung voneinander, aber beide ganz davon erfüllt, einander nahe zu sein. Zwei Putti spielen zwischen ihnen auf dem Boden, und der Hintergrund wird von schmalstämmigen Zypressen und Pinien geteilt, die am Ufer eines Flusses biegsam zur Höhe aufstreben. Vereinzelte Villen leuchten zwischen den Hainen, und die Landschaft hat die eigentümliche Gartenstille Toskanas. Das ist alles. Hier sind keine unnötigen italienischen Attribute, hier ist nicht einmal blauer Himmel. Und dennoch ist dies Italien, Italien in der Grazie der Glieder und der Kultur der Baumkronen, das Land, wo die Schönheit in heißen, tiefen Zügen atmet. Die Farben sind wie schwerer Samt und zu einer seltsamen, dunkel leuchtenden Harmonie zusammengestimmt.

Ich könnte weiter gehen und so verzweifelte Aufgaben versuchen, wie in Worten den mystischen Eindruck seines „Heiligen Hubertus" zu reproduzieren, der vom Pferd gestiegen und vor dem Hirsch niedergekniet ist, dessen

Digitized by Google

Kruzifix weißleuchtend zwischen seinen Hörnern funkelt. Das Pferd des Reiters wendet den Kopf — mit einer frommen Gebärde, möchte man fast sagen — während die Hunde, von dem Wunder unberührt, auf dem Boden ruhen.

Es ist offenbar, daß Marées die höchste künstlerische Kultur besessen hat, und man könnte auf diesen Bildern seine Studien von Luca Signorelli bis zu Goya verfolgen. Seine Arbeiten sind übrigens nicht gerade vorteilhaft gehängt — sie haben zu wenig Licht — aber Leute, die Gelegenheit hatten, sie auf der großen Gesamtausstellung in München vor ein paar Jahren zu sehen, versicherten doch, daß sie in den Schleißheimer Sälen besser wirken. Ich kann es auch glauben. Hier ist eine Abgeschiedenheit, eine Isolierung, die die modernen Museen nicht bieten können. Vor den Fenstern wehen die großen, alten Eichen im Winterwind, hie und da höre ich ihre Stämme ächzen, aber sonst ist alles so stumm, wie es auch für die tiefe Musik der Farben sein muß. Ein Genius, eine Kultur!

Mitten an dem grauen Tage fühlte ich, daß hier doch ein Tor nach Italien offen steht. Es weht wie laue Winde, und sie bringen den Duft unsichtbarer Mandelblüten.

Ich mache noch einen kurzen Besuch in Karl von Pidolls Sälen. Das ist ein tüchtiger, außerordentlich geschickter Maler, ein gewissenhafter Schilderer, ein starkes, wenn auch kühles Temperament. Er hat teilweise mit denselben Aufgaben gerungen wie sein Freund Marées — hier hängt auch ein „Urteil des Paris" und hier ein „Narziß" — aber wie kalt und tot in ihrer Nacktheit wirkt nicht diese immerhin mehr als achtungswerte Kunst neben Marées' berauschter Menschenverherrlichung! Auch Pidoll hat sich die Sache nicht leicht gemacht, aber er hat den letzten Schritt nicht gewagt und steht, technisch gesehen, noch auf traditionellem Boden. Marées hingegen ist mit leuchtenden Augen in die blauen Lorbeerwälder hineingewandert und hat in ihrem Dämmer geschwärmt, bis die Eumeniden seine Seele nahmen.

Als ich nun am Abend, von Schleißheim zurückgekehrt, in Heinses Ardinghello lese, fällt es mir auf, daß das Lebensgefühl dieses auch von der Luft des Südens befruchteten Mannes etwas von demselben feurigen Charakter hat, der von Marées' sonnenbraunen Menschen ausstrahlt. Es

Digitized by Google

ist bei ihnen beiden dieselbe hochgestimmte, ekstatische Sinnlichkeit, und mehr als eine Schilderung und Sentenz in dem berühmten Roman verschmilzt ganz ungesucht mit den Eindrücken aus Marées' Kunst. Ich wähle zum Schlusse nur diese Worte, die aus Heinses Innerstem kommen: „Nun ist der Mensch selten in der Lage, daß seine Seele in der Wirklichkeit hienieden nach diesen ihren Neigungen glücklich sein könnte: sie wirft sich also aus Verzweiflung in die Kunst und treibt damit ihr Spiel. Wohl derjenigen, die lange in den seligen Träumen hinschwebt, ohne zu erwachen!"

Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Die Unterjochung des Gegenstandes

Von Wilhelm Hausenstein

Muß man heute noch Cézanne, van Gogh, Gauguin superlativisch verherrlichen, da jeder junge Malersmann auf den Knien vor ihnen liegt?

Was sich jedoch Neues regt, ist es alles Schwindel? Provozierende Macher reizen dazu, diese Frage zu bejahen. Abseits aller Bluffs und Charlatanerien arbeiten überall — in Paris, in Berlin, in München — junge Menschen, tasten und suchen, leben ernst und schaffen unter Kämpfen, streben nach neuen Zielen. Hier spricht einer für sie. Ein Kunsthistoriker, der sich durch kluge und ernste Aufsätze über Kunst, durch eine vortreffliche Biographie über Breughel einen Namen gemacht, und der vor kurzem — bei Piper & Co. in München — ein monumentales Werk: „Der nackte Mensch" herausgegeben hat. Diese bedeutende Publikation verrät einen ungewöhnlich kenntnisreichen Kopf, der Stilgefühl mit sozialer Einsicht verbindet.

Der Naturalismus ist die Kunst primitiver Kulturen. Jede Kunst, die im Gegenständlichen lebt, ist primitiv.

Der Formalismus — den nur Blödheit zur Schwäche machen kann — ist die Kunst organisierter Kulturen. Eine Gesellschaft, die Zeit und Mittel hat, in Formen zu leben und damit Abstand von dem unmittelbaren, erstickenden Nahesein der Dinge zu nehmen, bedeutet Verwirklichung höherer kultureller Möglichkeiten.

Die Kunst der Gegenständlichkeit, ob sie nun Realismus oder Naturalismus heißt oder ob sie mit dem Impressionismus aus der Welt der Sachlichkeit, der Sächlichkeit in den Bereich der formenden menschlichen Initiative hinüberzugleiten beginnt, bedeutet Herrschaft des Objekts und Hörigkeit des Dichters.

Es hat im Grunde freilich naturalistische Kunstwerke — die Kunstwerke waren — nie gegeben. Es gab nur realistische oder naturalistische Programme.

Digitized by Google

Wenn der kolossale Courbet in seinem berühmten Ausstellungsmanifest eine Theorie des Realismus entwickelte, wenn Liebermann seine rassige Kunst mit positivster Überzeugung naturalistisch nennt, dann ist eine Doktrin, aber nicht die Schönheit des gemalten Werks bezeichnet.

Es ist sehr töricht zu meinen, die neuen Künstler wollten die Verehrung für jene alten Meister ausschließen, die man bequem und schlecht Realisten oder Naturalisten nennt. Es ist wahrhaftig noch keinem Modernen eingefallen, Giganten der Weltgeschichte wie Grünewald geringzuachten oder an der Macht Courbets, Leibls vorbeizugehen, ohne sie mit Bewunderung und Ehrfurcht zu grüßen. Courbet ist etwas Ungeheures: eine Erscheinung, die der Ewigkeit angehört. Aber seine Größe ruht nicht darauf, daß er natürliche Gegenstände malte, sondern darauf, daß er aus dem Natürlichen — dem Natürlichen zum Trotz — eine reine Formel abstrahierte. So ist es auch bei Leibl. Die natürlichen Gegenstände sind nicht das Wesen, sondern der Formanlaß ihrer Kunst. Ihre Kunst ist schließlich nicht mehr Abbild natürlicher Form, sondern Arabeske. Das leugnet niemand, der Leibls Frauen in der Kirche oder Courbets Mädchen an der Seine mit Empfindung gesehen hat.

Realismus, Naturalismus sind eigentlich Laienbegriffe. Es ist das Wesen des Laien, daß sein schwach durchgebildetes Gefühl für abstrakte Form am Motiv haftet und die reine Arabeske nicht begreifen kann.

Das Gegenständliche ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. In der Gotik und im Barock war es religiös. In der Zeit der Technik und der Naturwissenschaft ist das Gegenständliche das Natürliche und Sachlich-Exakte. Die Künstler sind auf das Gegenständliche in der Zeit angewiesen. Aber das Gegenständliche ist historisch und darum vergänglich. Die Form ist ewig. Die Künstler sind Former. Für ihre zeitenüberdauernde Gewalt ist der wechselnde Gegenstand nur Material — nur Zufall.

Und darum ist der Unterschied zwischen alter und neuer Kunst für eine zu den letzten Fragen der Form ausgreifende Betrachtung überhaupt gar nicht vorhanden.

Dennoch fällt uns ein krasser Unterschied in unsern Tagen auf. Allein was uns auffällt, ist zunächst ein Wechsel des Motivs. An die Stelle der alten natürlichen Gegenständlichkeit tritt eine neue: die äußere Welt wird durch eine psychische Welt ersetzt. Dieser Veränderung entspricht eine Herausbildung relativ neuer Formmittel. Denn Geistiges, das Gebiet innerer, fast metaphysischer Anschauung läßt sich nicht genau mit denselben formalen Ausdrucksmitteln fassen wie das Materielle, das Endliche nicht mit denselben Mitteln wie das Unendliche, das Natürliche nicht mit denselben Mitteln wie das Religiöse, das nicht von der Eindeutigkeit, sondern von der Zweideutigkeit, von einem seltsamen Sich-auflösen der Dinge lebt. Eine Kultur, die monistisch gläubig — mit einem Wort: griechisch — in der Welt der natürlichen Gegenstände lebt, hat anders spezialisierte Kunstmittel als eine Kultur, die da beginnt, sich auf das Geistig-Willkürliche, auf das Dichterische zu besinnen und dem sachlichen Materalismus vergangener Jahrzehnte eine gleichsam erfahrungslos, a priori konstruierende Geisteskraft entgegenzusetzen.

Doch wie dann die Formen auch werden mögen: alle Formen, die je gewesen sind und je sein werden, vereinigen sich doch zuletzt trotz allen Unterschieden des Relativen in einer unendlichen und absoluten Gleichheit — in dem herr-

Digitized by Google

schaftlichen Gedanken der Gestaltung, die übertreibt und darum immer an Metaphysisches rührt.

Wir haben gar kein Recht, das Genie der älteren Meister zu verehren, Leibl oder Feuerbach zu bewundern, wenn wir uns nicht mit aller Kraft bemühen, den formalen Wert der neuen Kunst zu sehen. Denn lernen wir das nicht, dann ist Gefahr, daß wir die ewige Schönheit der Älteren nicht verstehen — daß wir sie nicht formal und allgemein, sondern banal gegenständlich gesehen haben.

Stellen wir fest, daß die neue Bildnerei die Welt der natürlichen Gegenstände nicht mehr so unmittelbar kennt und verehrt wie es die Älteren taten, dann machen wir eine Unterscheidung, die aus dem ewigen Gesichtspunkt der ewigen Form fast gleichgültig ist. Aber in der sehr konkreten und speziellen Zeitbewegung, in der wir leben, füllt diese Unterscheidung doch mit Recht die Kämpfe unserer Tage.

Kämpfen wir nun mit Worten, so kämpfen wir vielleicht ganz laienhaft mit Laienbegriffen gegen Laienbegriffe. Aber wir sind nun einmal Laien; wir haben keine anderen Mittel unserer begehrenden Liebe. Kämpfen die Künstler, so kämpfen sie wahrhaftig nicht wider das Absolute an der Form der Älteren, das ihnen verehrungswürdig ist wie jede weite Schönheit, sondern wider das Relative, das Zeitliche daran — wider eine vergängliche Gesamtkultur, aus der die Großen der älteren Generationen weniger den Stil, die Arabeske als wie den Bildanlaß, den point de départ gewonnen haben.

Nur so will die Propaganda für das Neue, so die neue Kunst verstanden sein. Sie gehen beide grundsätzlich nicht mehr von den äußeren Dingen aus, sondern von den innern — weil sie mit Notwendigkeit, durch den rätselhaften dialektischen Willen der Zeit und der Zukunft müssen. Die äußere Materie ist auf der Linie, auf der Natur unter den vorhandenen Bedingungen studiert werden kann, erschöpft. Nun obliegt es der Zeit, von da aus einstweilen in bestimmter Art zu einer gleichsam metaphysisch freien geistigen Position zu gelangen.

Die Befreiung des Künstlers aus der kausalen Natürlichkeit des Gegenständlichen bereitet radikal einen neuen künstlerischen Transszendentalismus vor: sie will die strengste Vassallität der Sachen und die äußerste Freiheit des Dichters begründen, der von den Sachen lebt, ohne sie zu kennen. Ingres pflegte über Künstleranatomie zu sagen: ich liebe sie alle, diese Muskeln; aber ich kenne keinen einzigen persönlich.

Wenn Kultur die Herrschaft des Menschen über die Lebensmittel bedeutet, dann war der rechte Naturalismus bloß eine Vorstufe neuer Kultur. Induktiv ehrfürchtig schrieb er das Inventar unserer Banalitäten. Das war seine Größe. Aber in seinem Kampf gegen einen aus Vergangenheiten herbeigelogenen Romantismus vergaß er, zu begreifen, daß es eine Romantik der Wirklichkeiten gibt. Bevor die Zeit für Verhaeren kam, wußte man kaum, daß aus unsern Tagen Unendlichkeiten rauschen können, die mächtiger sind, als die Dinge selber. Der Naturalismus wußte nicht, daß die Gegenstände des Menschen geformter und metaphysischer sind als ihr Ansichsein. Er ahnte nicht, daß ein Geschlecht kommen werde, das genug Gewalt des Gesichtes hätte, um die Dinge zu zwingen, so auszusehen, wie es befähle, und aus ihrer unerträglich trivialen Endlichkeit, aus der verblödenden Verständlichkeit des Monismus in eine überlebens-

Digitized by Google

große Form, in eine neue Unendlichkeit, in einen neuen Dualismus hinauszuschwingen.

Es ist dennoch rasch dahin gekommen. Die neue Kunst ist die Urkunde dieser ungeheuren Wandlung.

Die Verächter und Zweifler und die Entrüsteten gehen vorbei und spotten: wie kann die neue Bildnerei neue und höherhebende Kultur sein, da sie doch sichtlich nichts ist als eine dekadente Primitivitätsmode?

Es ist die älteste aller Gepflogenheiten, daß man Neues mit Namen belegt, die ganz genau das Gegenteil der Wahrheit treffen und überdies auf die Scheltenden selber passen. Man nannte ein paar Jahrzehnte den Sozialismus ahnungslos ein Programm der Gesetzlosigkeit. Heute begreift man, daß er von je die radikalste und konsequenteste Verkündigung der Ordnung war.

Nicht anders erscheinen die verspäteten Anwälte der gegenständlichen Bildnerei und ihrer Darstellungsmittel — der Perspektive, der organischen Richtigkeit, der Anatomie, der Illusion, der unmittelbaren Natürlichkeit, der Naturnachahmung — als Primitive, die das, was sie selber sind, an den Bildnern der neuen Kunst feierlich, ironisch und immer sehr naiv zu rügen haben.

Man meint: das Differenzierte an der impressionistischen Darstellung gegenständlicher Formen beweise das Gegenteil. Differenzierung sei niemals primitiv.

Die primitivste Kultur, die wir aus monumentalen Zeugnissen kennen, ist die der älteren Steinzeit. Die paläolithische Kunst ist ein verblüffend gegenständlicher Impressionismus, der mit seiner optischen Kenntnis der intimsten Bewegungsvarianten die Kinematographie von heute, mit seiner aufreizenden Unfehlbarkeit in der Darstellung der organischen Form den Illusionsästhetiker Konrad Lange in Tübingen neidisch machen könnte — wenn dieser Impressionismus nicht zuletzt so eminent formal wäre.

Wir schätzen aber als seßhafte Bürger die neolithischen Ackerbauer und gar die organisierten Bauernkollektivitäten der Bronzeperiode wenigstens nationalökonomisch und sozialgeschichtlich höher ein. Doch diese Urheber rationeller Institutionen waren nicht imstande, Gegenstandsbilder zu zeichnen. Sie stellten vom Standpunkt der natürlichen Kausalität sehr unrichtig dar. Sie zeichneten mit Vorliebe überhaupt Ornamente. Sie konnten nichts Besseres. Der Ethnologe lobt die Südseeinsulaner mehr als die Buschleute. Aber die Südseeinsulaner bringen kein gegenständliches Menschenbild zuwege. Sie machen eine abstrahierte stereometrische Formel, die nichts ist als ein sinnenfälliges Äquivalent einer bestimmten positiven Lebensordnung. Die Buschleute sind künstlerisch die Kollegen der Sezessionen aus den neunziger Jahren. Sie sind die Zeitgenossen des impressionistischen Taschenbuchs Zolas — nur unterhaltsamer und unendlich geschmackvoller.

Das ist eine Parabel, die sich mit Ruhe als ein specimen aeternitatis erzählen läßt. Man kann den Ornamentstil der Dayaks lieben und die impressionierte Darstellung der gegenständlichen Form bei den Tschuktschen mit Vergnügen goutieren. Jeder Kultur entspricht offenbar eine bestimmte künstlerische Notwendigkeit. Geschlechter, die noch primitiv im Gegenständlichen leben, schaffen eine von Gegenständlichkeit beherrschte Kunst. Sie bilden die Dinge, wie die Dinge sind, weil sie die Wirklichkeiten ohne Paraphrase, ohne Dichtung, ohne Romantik brauchen. Sie brauchen die Sache telle quelle. Und

Digitized by Google

sie malen sie telle quelle. Und mögen sie die Natur im uranfänglichen Kampf um die Realitäten des Lebens auch bis zum letzten Molekül analysieren: kein Ringen um Differenzierung, um Individuation, kein Prestissimo des Lebens, keine noch so intelligente Nervosität wird diese Menschen und diese Bildner über den Kampf ums Dasein, über das Niveau des Darwinismus erheben. Sie bleiben die Leibeigenen der natürlichen Kausalität der Gegenstände. Sie verkörpern immer die Passivität einer Kultur, die von der Aktivität der Gegenstände beherrscht wird.

Wo steht geschrieben, daß eine Kultur primitiv oder primitivistisch sei, weil sie zugeschlossene Einfachheit hat und weil ihre Scheu zu groß ist, als daß sie mit einem unbedenklichen und unmittelbaren Verhältnis zur Natur manifestieren möchte? Und wo, daß eine Kultur, die sezierend bis ins Innerste der gegenständlichen Natur dringt, die höchste Höhe bedeutet?

Die Parabel wird etwas Gegenwärtiges.

Es kann heute nur eine einzige Dekadenz geben und nur eine einzige dekadierende Primitivität: die Prolongierung der Kunst, die gegenständliche Formen sucht — die Rückkehr zur Natur. Einerlei, ob diese Rückkehr nun Realismus oder Naturalismus oder Impressionismus heißt; einerlei ob sie gar klassisch ist.

Und es kann heute nur eine einzige Rettung geben: daß wir verlernen, zu glauben, ein differenzierendes und individuierendes Naturalisieren der Dinge sei die endgültige Richtung der Weltgeschichte, und daß wir genug lebendiger Dialektik ins Blut bringen, um zu wissen, aus der Differenzierung könne nur eine neue, entschlossene Integration, aus der Naturalisation des Lebens nur der eigenmächtige Geist, die organisatorische Inbrunst metaphysisch erregter Seelen befreien.

Das ist der Sinn der neuen Kunst. Sie ist das Symbol eines neu beginnenden, eines geistig formenden, eines dichtenden Lebens: eines neuen Idealismus. Dies Leben darf und muß in dieser Zeit beginnen, denn sie wird in allen ihren Regungen immer mehr von organisatorischen Imperativen bestimmt.

Wer jemals die wunderbare Einfachheit der Kunst und des Wortes bei Henri Matisse gelesen hat, wem beliebige zwanzig Zeilen von Maurice Denis und nur einige Formeln seiner malenden Hand vor die Augen gekommen sind, wer je wahrgenommen hat, wie auf Rodin Maillol oder der Plastiker Matisse gefolgt ist, wie der auf Achsen gestellte, konstruktive Ordnungsstil eines Seurat und eines Signac, eines Le Fauconnier und eines Picasso bewußt die malerischen Zufälle, das Manchestertum, das laissez aller des Impressionismus überwand und wie alle neuen Künstler von dem Auftreten des Neoimpressionismus bis hin zu den konsequenten Farbensyllogismen und Liniensyllogismen, bis hin zu der aufbauenden Mathematik der Jüngsten nur nach einer einzigen gemeinsamen Parole gerufen haben — nach der Parole der leidenschaftlichsten und ideellsten und positivsten Ordnung: wer dies alles allenthalben erlebt hat, der kann nicht mehr glauben, daß es sich hier um Mode handelt. Sondern der weiß: hier vollzieht sich mit Notwendigkeit eine der großen Revolutionen des Lebens und der Kunst. Und er wird bereit sein, sein Leben so in den Dienst dieser neuen Erregung zu stellen, als ob es nie andere Kunst gegeben hätte — und auch nie wieder andere Kunst geben könnte, wenn einmal die ungeheuer weittragende Logik dieser neuen Entwickelung zu Ende gelaufen sein wird.

Digitized by Google

Es handelt sich um eine Denaturalisation der Kunst und des Lebens, wie sie seit den Tagen des Greco vielleicht nicht mehr erlebt wurde. Es handelt sich um den Triumph der reinen und geistigen, gleichsam der unempirischen, vorgreifenden Form. Es handelt sich um eine Katastrophe der alten naturalistischen Lebensgravitation: das Anziehungszentrum liegt fürderhin nicht mehr draußen in den natürlichen Gegenständen, sondern in der deduktiven Gewalt des menschlichen Geistes, in einem neuen Aprioriſmus. Es handelt sich um eine Kunst, die mit dem Geist eines neuen, öffentlichen Garantismus zusammenlebt — um eine Kunst, die den vielspältigen und materiellen Liberalismus vergangener Tage durch eine neue, radikal geistige Fixierung des Lebens überwältigt.

Ihr glaubt, Religion sei Notstandsarbeit? Elend mache religiös? Elend mache materiell. Religion ist der erhabenste Luxus und Kunst das erhabenste Symbol seiner Erregungen. Aber was ist Luxus? Die schöne, formulierte Geste des Menschen, der eine rationell gebaute Lebensgrundlage unter sich hat und sich nicht in schweißiger Nähe mit der Materie zu balgen braucht.

Es handelt sich darum, die Grundlagen des Luxus und der Neligiosität, die Grundlagen aller gesteigerten Kunst, den rationell organisierten Reichtum, allgemein zu machen. Es handelt sich darum, die Gemeinschaft reich zu machen, damit sie den Luxus der Religiosität, den Luxus der Kunst — den Luxus unendlicher Empfindungen erfahren und erhöhen lerne. Ich solchem Sinn war Segantini Sozialist. Vollends van Gogh. Seine Ökonomie ist die rationelle Assoziation der Wirtschaftsenergien. Seine Kunst ist die Assoziation der künstlerischen Energien, die den bürgerlichen Respekt vor den Sachen und vor dem modenbildenden Wettbewerb der Isolierten um die Dinge verloren haben; seine Kunst ist wie die versammelte Kraft einer neuen Gesellschaft, die den Dingen den formenden Überschwang einer unendlichen Geistigkeit des herrschenden Menschen gegenüberstellt.

Es handelt sich um die Freiheit der Dichtung — um die Freiheit der Kunst. Nicht im Sinn der Polizei, sondern im Sinn der Kunst selber, die da unendliche und fügende Form ist. Wir verehren alle, die je die Form des Gegenstandes verehrt haben. Sie haben Form verehrt. Aber näher als der Dürer, dem „die Kunst wahrhaftig in der Natur" stak, ist uns der wunderbare Dürer, der „inwendig voller Figur" war.

Das schwarze Revier / Von Paul Zech

I. Der Stahlgott Vulkan

Förderschächte und Schlot an Schlot: Urwaldwelten steilschroff.
Schwefliger Rauch verkrampft und ballt sich wie Hagelwolken,
Sirenen zerfetzen die Luft. Und der Gischt schäumt in den Kolken,
wie ein Riese, der die Besinnung versoff.

Bahndämme kriechen wie Schlangenbrut
zickzackig durch Schutthalden und Lavamoränen.
Armselige Sterne irrlichtern klein wie aus Trübsaltränen.
Durch Viadukte schießt schwarzes Blut.

Digitized by Google

Die Städte im Fernen sterben vor Schreck.
Wie aus einem Höllenpfuhl ragen ihre Skelette.
Menschen werden zu Haufen gekehrt wie Dreck.

Ihren Schreikrämpfen entflattert der rote Hahn
und brandet und formt sich zur Silhouette.
Und von Erzengeln umflammt, gebietet der Stahlgott Vulkan.

II. Kohlenstauer

Bauchige Kähne legen am Flußufer an,
sperren gefräßig die schwarzen Rachen.
Ketten klirrn schrill und die Laufplanken krachen
unter dem Stampfschritt der Träger, Mann an Mann.

Harteckige Leiber, wie Gußerze rauh,
in Zwilche gepreßt, die verschwitzt an den Muskeln kleben,
mit bronzbraunen Armen müssen sie immer heben
und schultern der Körbe Lastüberbau.

Hüpfen einzelnmechanisch wie Puppen fort.
Und der Schlund, dem tausend Zentner hinunterrollen,
sinnt unersättlich Verrat und Mord.

Die kahlgeschorenen Schädel zersticht
Mittagssonne. Fern hört man Donnergrollen.
Donner von Eisenbahn, Schwungrad und Dampfhammergewicht.

III. Gießerei

Unter dem prallhingewölbten Wellblechdach,
schwirrn Laufkatzen wie grimme Termiten
im Ameisenbau. Kerle, die lange berieten
am Schmelzofen, fangen den weißglühen Bach

der Stahlerze in Tiegel zum Funkengezisch.
Immer zu zwein, die Feuergefäße an Zangen
genietet, schreiten sie ohne Murren und Bangen
wie just die Kommandos fallen vom Werkmeistertisch.

Rattert zum Guß dann das Glockensignal,
birst Grelle von tausend Blitzen
die Halle und über dem Riesenfanal

der kochenden, krachenden Formen schreit Blut;
und Dampf schießt aus tausend Zitzen
und schwillt im Entströmen zur Wut.

Digitized by Google

IV. Das Pumpwerk

Der Dynamo, breitspurig auf weiße Fliesen geschraubt,
heult dumpf wie Brandung. An den Manometerskalen
vibrieren Zeiger, wie Nerven in Tobsuchtsqualen,
von Zahl zu Zahl. Kolben an Kolben schnaubt

durch Ölrillen hin- und herwärts geschnellt,
wie endloser Pantherlauf hinter den Käfiggittern.
Und die zwei Riesenschwungräder gewittern:
Donner, der überm Schwarzforst gellt.

Winziger Mensch der den Hebel packt,
die Wildgier der Kolben zu zähmen,
die Schwungkraft der Räder zu lähmen,

winziger Mensch, du, wie deine Lippen spielen
und Gedanken verstohlen Luftreiche durchkielen —
Sturz — und der Blutsaft von vielen schäumt auf im Mordkatarakt.

V. Kanalfahrt

Durch den Kanal, schwarzblaublänkernd wie Stahlpanzerschliff,
schottert das Dampfboot. Schornsteine humpeln auf Stelzen
vorüber. Walzwerke fauchen. Und Zinkschmelzen
werfen straffgeile Brüste aufs Schiff.

Aus den murrenden Kribben steigt blind
grauer Regen herauf. Die Schwaden müssen verdampfen
und würgend, wie Fleischerfäuste, umkrampfen
die Hochöfenfeuer das Nachtlabyrinth,

draus Schutthügel stürzen, erdrosselte Dirnen.
Qualmsümpfe irrlichtern und letztes Dunkel flattert zerfetzt
wie brennende Segel hinaus. In die weithingestreckte

Milchstraßenschlange beißen sich Bessemerbirnen
wie Reihn weißer Zähne fest, wutgehetzt.
Der Mond eitert, ein leeres Auge, über die langen Trajekte.

Digitized by Google

Immunität und Überempfindlichkeit

Von Georg Wolff

Ein Berliner Arzt schickt dem „März" diese auch Laien verständliche Abhandlung.

Die Immunitätsforschung steht noch immer im Vordergrunde der medizinischen Wissenschaft. Im Anschluß an die großartigen Erfolge der Bakteriologie, die durch die Kulturmethoden Robert Kochs inauguriert wurden, versuchte man allerorten, die Infektionskrankheiten, deren Erreger man nun größtenteils kannte, immunisatorisch zu behandeln.

Es ist vielleicht eine merkwürdige Laune des Geschickes, daß uns der Erreger der Infektionskrankheit, deren Behandlung am frühesten und erfolgreichsten auf immunisatorischem Wege gelungen ist, der schwarzen Pocken, heute noch so unbekannt ist, wie vor hundert Jahren dem genialen Schöpfer der Pockenschutzimpfung. Im Jahre 1796 schon führte der Landarzt Edward Jenner die Pockenschutzimpfung in England ein und machte der Welt damit das kostbarste Geschenk, das sie je von einem Arzt empfangen hat. Seitdem der Impf- und Wiederimpfzwang bei uns gesetzlich durchgeführt ist, gehört eine Erkrankung an schwarzen Pocken in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Sie ist so selten geworden, daß die jetzige Ärztegeneration hierzulande kaum noch einen Fall zu sehen bekommt, während früher viele Tausende der scheußlichen Infektion erlagen. Das lehren einwandfrei die Zahlen der Statistik.

Im Jahre 1882 überraschte Robert Koch die erstaunte und dank der Obstruktion des alternden Virchow etwas ungläubige Welt mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus. Es braucht nicht betont zu werden, daß Jenner fast hundert Jahre vorher von den modernen Methoden der Bakteriologie und Immunitätsforschung keine Ahnung hatte. Lediglich die Beobachtung, daß Menschen, die früher einmal Kuhpocken, eine den Menschenblattern sehr verwandte Erkrankung, überstanden hatten, bei späteren Pockenepidemien immun blieben, führte ihn zum experimentellen Ausbau der Schutzimpfung, die in wenig abgeänderter Form noch heute die Grundlage des Impfverfahrens bildet.

Mit der Pockenschutzimpfung bringen wir in den Körper eine geringe Menge des künstlich abgeschwächten Kuhpockengiftes in der Absicht, den Organismus zur Produktion von Schutzstoffen anzuregen. Die Produktion der Antikörper geht dabei so reichlich vor sich, daß der geimpfte Körper noch viele Jahre nachher Immunität, d. h. Unempfindlichkeit, gegenüber dem Pockengift besitzt. Wir rufen mit der Impfung also eine leichte Erkrankung absichtlich hervor und veranlassen den Körper, sich selbst des Angriffes zu erwehren, selbsttätig die Schutzstoffe zu bilden; deshalb nennen wir das Verfahren aktive Immunisierung.

Nach demselben Prinzip wurden aktive Immunisierungen auch gegen andere Infektionskrankheiten versucht. Einer der glücklichsten Immunisatoren, Louis Pasteur, hat auf diesem Wege große Erfolge bei der Bekämpfung von Tierseuchen, z. B. des Milzbrandes, der Hühnercholera, der Hundswut, von denen

Digitized by Google

einige auch auf den Menschen übertragbar sind, erzielt. Die Pasteursche Schutzimpfung bei Menschen, die von tollen oder der Tollwut verdächtigen Hunden gebissen sind, bildet eine gesicherte Errungenschaft der Immunitätsforschung.

Freilich können wir nur bei relativ wenigen Infektionskrankheiten prophylaktisch wie bei den Pocken vorgehen. Einmal sind wir nicht immer imstande, das Krankheitsgift künstlich so abzuschwächen, daß seine Einverleibung zwar die Produktion von Schutzstoffen in ausreichender Menge garantiert, eine ernsthaftere Erkrankung des Geimpften aber nie zur Folge hat. Zweitens sind die meisten Infektionskrankheiten nicht so verbreitet, wie es früher die Pocken waren und vielleicht noch heute die Tuberkulose ist, daß eine prophylaktische Impfung aller Menschen gerechtfertigt erscheint. Darum beschränken wir uns meist darauf, die *ausgebrochene* Krankheit zu bekämpfen. Auch dabei hat die Immunitätsforschung Vortreffliches geleistet, wenn freilich auch die Erfolge nicht mit denen der Pockenschutzimpfung zu vergleichen sind.

Eine solche Infektionskrankheit ist die Diphtherie, deren Behandlung durch die Einführung des von *Behring* dargestellten Heilserums in völlig neue Bahnen gelenkt ist. Eine aktive Immunisierung im Sinne der Pockenschutzimpfung ist bei dem an Diphtherie Erkrankten natürlich nicht mehr möglich, weil sein Körper schon in überreichlicher Weise vom Gift der Diphtheriebazillen überschwemmt ist. Wollte man ihm neues Diphtheriegift zum Zwecke der aktiven Immunisierung, der selbsttätigen Schutzkörperbildung, einverleiben, so würde man den Teufel mit Beelzebub austreiben. Die schweren Symptome der Krankheit zeigen deutlich genug, daß die natürlich gebildeten Schutzstoffe des Organismus dem übermächtigen Angriff der Bazillen nicht gewachsen gewesen sind. Deshalb kommen wir dem Körper zu Hilfe, indem wir ihm von außen fertige Schutzstoffe, die nach besonderen Verfahren im Tierkörper gebildet sind, zuführen; wir überheben ihn der Arbeit, die spezifisch wirkenden Antikörper selbst zu bilden, und bezeichnen das Verfahren deshalb als *passive* Immunisierung. Das ist das Prinzip der Heilserumbehandlung Behrings, seit deren genereller Einführung die Diphtheriesterblichkeit auf ein Viertel gegenüber der früher verbuchten zurückgegangen ist. Auch mit diesem Erfolg, der die Diphtheriebehandlung mit Diphtherie-Antitoxin allen Ärzten zur Pflicht gemacht hat, dürfen wir zufrieden sein.

Beim Studium der Immunitätsvorgänge ist man in neuerer Zeit auf eine sehr merkwürdige Erscheinung gestoßen, die sogenannte *Überempfindlichkeit* oder *Anaphylaxie*. Sehr oft reagiert der Körper, der mit Heilserum behandelt ist, in eigenartiger Weise; er bedeckt sich mit einem quaddelartigen Ausschlag und zeigt Schwellungen, die in der Gelenkgegend besonders auffallen. Kopfschmerzen, unmotivierte Temperatursteigerungen, Atembeschwerden können hinzutreten und haben Ärzte und Laien eine Zeitlang gegen die Serumbehandlung der Diphtherie eingenommen.

Wie erklären sich diese eigentümlichen Erscheinungen? Heute sind wir auch darüber gut unterrichtet. Scheinbar wird der Körper, der gegen Diphtherie immunisiert werden soll, nicht *unempfindlich*, sondern *überempfindlich*. Das genauere Studium der anaphylaktischen Erscheinungen, die in jüngster Zeit die Immunitätsforscher lebhaft beschäftigt haben, hat nun ergeben, daß die geschilderten Symptome nicht auf Konto der entgiftend wirkenden Anti-

Digitized by Google

toxine zu bringen sind, sondern lediglich durch die Einverleibung des körperfremden Eiweißes, in diesem Falle des Pferdeserums, in dem die Diphtherie-Antitoxine künstlich angehäuft sind, hervorgerufen werden.

Um nämlich Diphtherie-Schutzstoffe zu gewinnen, werden Tiere, die für Diphtherie empfänglich sind, z. B. Pferde, schonend mit dem Gift der Bazillen behandelt und dadurch selbsttätig zur Bildung von Gegengiften angeregt. Das Verfahren wird mehrmals wiederholt, um den Antitoxingehalt des Pferdeserums nach Möglichkeit zu steigern. Wie alle Schutzstoffe, sind auch die Diphtherie-Antitoxine im Blutserum gelöst. Das Tier ist aktiv immunisiert worden, hat selbst in seinem Blut die Gegengifte gebildet. Das an Antitoxinen reiche Pferdeserum wird nun dazu benutzt, Menschen, die an Diphtherie erkrankt sind, zur Heilung zu verhelfen. Dem Menschen werden demnach die fertigen Gegengifte eingespritzt; er wird passiv immunisiert; er bildet nicht selbst die Schutzstoffe, sondern bezieht sie fertig aus dem Tierkörper.

Bei diesem Verfahren der passiven Immunisierung wird dem Menschen naturgemäß zugleich eine beträchtliche Menge Pferdeserum eingespritzt. Dessen Eiweiß unterscheidet sich nun in seiner feinsten Struktur so erheblich von den entsprechenden Eiweißkörpern des Menschenblutes, daß seine Einverleibung nicht ohne Störungen vor sich geht. Durch die artfremden Eiweißstoffe, die mit der Heilserum-Einspritzung in den Körper des Menschen gelangen, werden die anaphylaktischen Reizerscheinungen hervorgerufen. Injiziert man einem Menschen Pferdeserum ohne Diphtherie-Antitoxin, so entstehen ganz ähnliche Erscheinungen, Quaddelbildungen, Weichteil- und Gelenkschwellungen, Temperatur- und Atemveränderungen, wie man sie zuerst nach der Diphtherie-Antitoxinbehandlung gesehen hat. Damit ist sichergestellt, daß sie lediglich durch das körperfremde Eiweiß ausgelöst sind.

Warum treten anaphylaktische Erscheinungen nun gerade nach Einspritzungen, warum nicht auch nach dem Genuß von körperfremdem Eiweiß auf? Diese Frage ist sehr berechtigt, da wir mit unserer Nahrung, dem Fleisch, der Milch, dem Käse, den Vegetabilien, ständig artfremde Eiweißarten aufnehmen. Die Antwort darauf hat die Verdauungsphysiologie gegeben. Das Nahrungseiweiß schadet deshalb nicht, weil es von den Fermenten der Verdauungssäfte in einfache Gebilde aufgespalten wird. Erst die Spaltprodukte gelangen zur Resorption, werden von den Blutgefäßkapillaren des Darmkanals aufgesogen, von hier in die Leber, die große Entgiftungswerkstatt des Körpers, gebracht und in unschädliche Produkte umgewandelt.

Die Aufspaltung des komplizierten Eiweißmoleküls und die Entgiftung der entstandenen Spaltprodukte kann aber nur im Verdauungsapparat vor sich gehen. Nur hier sind die eiweißzerlegenden Fermente vorhanden; nur von hier gelangen die Spaltprodukte mit dem Pfortaderblut unmittelbar in die Leber. Wird Eiweiß auf anderem Wege in den Körper gebracht, in die Haut oder die Blutbahn gespritzt, so kommt es nicht zur normalen Aufspaltung und Entgiftung der Eiweißgebilde; es entstehen vielmehr Produkte, die Vergiftungserscheinungen hervorrufen, wie wir sie unter dem Bilde der Anaphylaxie kennen gelernt haben.

Natürlich ist bei der heutigen Diphtheriebehandlung diesen Ergebnissen Rechnung getragen. Einfach dadurch, daß man in neuerer Zeit sehr konzentrierte

Digitized by Google

Heilsera hergestellt hat, konnten die Erscheinungen der Anaphylaxie vermieden werden. Durch Einspritzung einer kleinen Menge hochwertigen Serums erreicht man auf den Verlauf der Krankheit denselben Effekt wie durch Verwendung eines größeren Quantums Serum von geringer Antitoxinkonzentration.

Die Immunitätsforscher haben sich nicht damit begnügt, einfach in der Einbringung des artfremden Eiweißes in den Körper des Menschen die Ursache der Überempfindlichkeit aufgedeckt und danach das Handeln des praktischen Arztes reguliert zu haben; sie wollten auch in die Details dieser Phänomene eindringen. Wußte man, daß fremdes Eiweiß, auf parenteralem Wege (mit Umgehung des Verdauungskanales) in den Körper gebracht, Vergiftungserscheinungen hervorruft, so wollte man auch erfahren, welche Eiweißbestandteile speziell die anaphylaktischen Symptome auslösen. Mehrere Forscher (Schittenhelm, Weichardt u. a.) machten sich daran, die Wirksamkeit der Eiweißabbauprodukte im Tierversuche zu studieren. Dabei zeigte sich, daß unveränderte Eiweißstoffe keinerlei Vergiftungssymptome verursachen, wohl aber gewisse Spaltprodukte, die bei der Eiweißzerlegung entstehen, vor allem die Peptone. Man spricht deshalb direkt von einer Peptonvergiftung, die in ihren Symptomen mit den anaphylaktischen Erscheinungen große Ähnlichkeit und die Aufmerksamkeit der Forscher zuerst auf die bei der Diphtherie-Immunisierung auftretenden Erscheinungen gelenkt hat. Bei der weiteren Spaltung des Eiweißmoleküls entstehen Amino- und Diaminosäuren, die wir als die einfachsten Bausteine des komplizierten Eiweißgebäudes auffassen; auch von ihnen rufen einige, in die Blutbahn des Tieres gebracht, Erscheinungen hervor, die mit der Peptonvergiftung und demnach auch mit der Anaphylaxie vielfach übereinstimmen. So sehen wir, daß zwei Gebiete, Eiweißforschung und Immunitätslehre, die dem Experimentator noch manches Rätsel zu lösen geben, sich gegenseitig reich befruchtet haben.

Digitized by Google

Politische Wehleidigkeit

Am 30. Mai spielte sich im österreichischen Abgeordnetenhause eine kleine Episode ab, von der weiter zu reden nicht der Mühe lohnen würde, wenn sie nicht von einer gewissen Komik wäre. Sie betrifft den „März" und mich. Da die Redaktion des „März" mich ausdrücklich auffordert, ein paar Worte dazu zu sagen, so will ich es in aller Kürze tun. Immerhin hat der Zwischenfall eine gewisse symptomatische Bedeutung.

Im 19. Heft des „März" habe ich einen Artikel „Das Land der Bankerotte" veröffentlicht. Er stellt eine harte Kritik unserer politischen Zustände dar. Dieser Artikel veranlaßte den Obmann des „Deutschen Nationalverbandes" im österreichischen Parlamente am 30. Mai zu folgender Anfrage an den Präsidenten:

„Hohes Haus! Es ist uns heute eine Nummer der in München erscheinenden Zeitschrift ‚März' zugegangen, in welcher ein Artikel enthalten ist: ‚Das Land der Bankerotte', von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses — mit dieser seiner Würde gezeichnet. In diesem Artikel sind einige Stellen enthalten, welche ich mir erlauben will, mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten zur Verlesung zu bringen. Auf Seite 186 bei Besprechung des deutsch-tschechischen Streites schreibt der Verfasser über die Deutschböhmen (liest): ‚Leider schänden sie ihr gutes Recht dadurch, daß sie Gegner jeder demokratischen Wahlreform sind.' Auf Seite 187 heißt es (liest): ‚Aber Hochenburger ist eine Art Heiliger des Deutschen Nationalverbandes und unser sogenannter ‚deutscher Freisinn' ist so verlumpt, daß er sich alles bieten läßt. Auch er ist vollständig bankerott. Ob's da überhaupt noch eine Erhebung gibt?! Schon erklären hervorragende Männer des Deutschen Nationalverbandes, daß zwischen ihm und dem christlichsozialen Klub eigentlich nichts stehe, außer einigen veralteten liberalen Phrasen. Otto Steinwender, der immer mehr radikal-konfus und Lakai jedes Finanzministers wird, war der erste, der das offen sagte.' (Zwischenrufe.)

Es liegt mir selbstverständlich fern, über das Meritum dieses Artikels irgendein Wort zu verlieren, da ja zweifellos dem Herrn Vizepräsidenten Pernerstorfer wie jedem Abgeordneten das Recht der freien Meinungsäußerung vollständig unbenommen bleibt. Aber ich glaube doch, die Aufmerksamkeit des hohen Hauses und vor allem des Herrn Präsidenten auf die Art und Weise lenken zu müssen, in welcher der Herr Vizepräsident des Abgeordnetenhauses über ganze Parteien des Hauses und einzelne Mitglieder aburteilt. (Zustimmung.) Gegen diese Form und gegen diese Schreibweise müssen wir uns auf das allerentschiedenste verwahren (Beifall), denn dadurch wird die Objektivität des Herrn Vizepräsidenten in Frage gestellt.

Deshalb frage ich den Herrn Präsidenten, ob er diese unanständige Schreibweise (So ist es! — Zwischenrufe) eines Mitgliedes des Präsidiums mit der Stellung und Würde eines Vizepräsidenten vereinbarlich hält. (Lebhafter Beifall. — Zahlreiche Zwischenrufe.)"

Vorerst sei für den ausländischen Leser eine kleine Aufklärung über die im österreichischen Abgeordnetenhause so häufigen Anfragen an den Präsidenten am Schlusse der Sitzung gegeben. Es hat sich bei der im Parlamente herrschenden Zügellosigkeit in den letzten 15 Jahren der Unfug entwickelt, daß die Abgeordneten den Präsidenten öffentlich um Dinge fragen, die ihn häufig nichts angehen und auf

Digitized by Google

die er keinen Einfluß hat. Meist entspringen diese Anfragen persönlichem oder parteimäßigem Reklamebedürfnis. In dem hier besprochenen Falle liegt es auf der Hand, daß die Anfrage bloß den Zweck verfolgte, mich in meiner Stellung als Vizepräsident des Hauses zu diskreditieren. Der Präsident des Hauses, Dr. Sylvester, selbst ein Mitglied des Nationalverbandes, beantwortete, wie er wohl nicht anders konnte, die Anfrage ganz korrekt dahin, daß auch die Funktionäre des Hauses das Recht der freien und scharfen Kritik, insbesondere außerhalb des Hauses, haben. Da ich selbst bei der Anfrage nicht anwesend war, protestierte mein Freund und Parteigenosse Dr. Adler gegen die nationalverbändlerische Überhebung. Damit war die Sache abgetan.

Es ist aber doch von einem gewissen Interesse, die „Beschwerdepunkte" des Nationalverbandes kurz zu beleuchten.

Erstlich tut es ihm weh, daß ich bei aller Anerkennung der nationalpolitischen Selbständigkeitsbestrebungen der deutschböhmischen Abgeordneten ihre Haltung zur Frage des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für den böhmischen Landtag scharf tadele. Als Sozialist und Demokrat bin ich ein Anhänger dieses Wahlrechtes. Ich werde Konservative, die seine Gegner sind, bekämpfen, aber nicht tadeln. Sie haben von ihrem Parteistandpunkte aus das gute Recht, gegen dieses Wahlrecht zu sein. Die deutschböhmischen Abgeordneten aber gehören, mit einer einzigen Ausnahme, der sogenannten „freiheitlichen" Richtung an und treten als eine Volkspartei auf. Ich war also sachlich im Rechte.

Zweitens habe ich von einer „Verlumpung" des deutschösterreichischen Freisinns gesprochen. Der Ausdruck ist arg und grob. Aber er ist deutlich und wahr. Und da halte ich es mit Goethe: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist". Die Bestrebungen, die „freiheitlich gesinnten" Deutschen mit den klerikalen Deutschen zu einer nationalen und politischen Gemeinbürgschaft zu verbünden, sind ganz offenkundig und können von niemandem geleugnet werden. Ich war also wieder sachlich im Rechte. Darüber zu reden, was bei einem solchen Bündnisse herauskommen muß, wird sich ja wohl noch Gelegenheit geben.

Drittens habe ich den Justizminister Hochenburger, diesen Liebling und Schützling des Nationalverbandes, angegriffen. Wie es mir vorkommt, nicht heftig genug. Was er an Knebelung der Presse geleistet hat, wird in der Geschichte Österreichs weder für ihn, noch für seine Partei, noch für das deutsche Volk rühmlich sein. Darüber herrscht wohl nur eine Stimme. Ich war also zum dritten Male im Rechte.

Viertens und endlich habe ich ein Mitglied des Nationalverbandes „persönlich" beleidigt, Herrn Dr. Otto Steinwender. Ich habe ihn „radikalkonfus" genannt. Aber das tue ich schon über dreißig Jahre. Wir sind gleichzeitig ins politische Leben und 1885 ins Parlament eingetreten. Ich kenne ihn durch und durch und habe eine persönliche Schwäche für ihn. Er ist, um dieses viel mißbrauchte Wort einmal im treffendsten Sinne zu gebrauchen, ein Original. Wir haben in jungen Jahren als Gegner des Altliberalismus, als Bekämpfer der wirtschaftlichen Korruption, als haßerfüllte Widersacher einer feilen Presse zusammen gefochten. Er ist in Finanzdingen ein sachkundiger Mann. Er hat durchaus reine Hände. Er ist ein lieber und lustiger Kamerad. Das alles hat mich in den langen Jahren unserer Bekanntschaft nie gehindert, auch ihm ins Gesicht zu sagen, daß er, politisch betrachtet, immer ohne

Digitized by Google

einen festen Standpunkt war. Er vereinigt in sich radikale und reaktionäre Elemente. Da läßt sich nichts machen: um ihn kurz zu bezeichnen, muß man einen so bitteren Ausdruck wählen, wie ich ihn gebraucht habe. Aber ich habe ihn auch einen „Lakai jedes Finanzministers" genannt. Das war vielleicht zu hart. Aber was ich sagen wollte, das ist doch klar. Steinwender ist ein leidenschaftlicher Fiskalist. Als solcher unterstützt er jeden Finanzminister in seinen fiskalistischen Drängen. Und welcher Finanzminister ist, wenigstens bei uns, nicht Fiskalist! Daher ist Steinwender in diesen Dingen willfährig im äußersten Grade. Von einem Lakai unterscheidet er sich allerdings wesentlich dadurch, daß dieser gegen Bezahlung arbeitet, Steinwender aber durchaus freiwillig gouvernemental ist. Er hat keinerlei Vorteile davon. Er ist's aus Überzeugung. Ich habe also den Abgeordneten Steinwender nicht beschimpft, ich habe ihn kritisiert. Auch hier muß man das sachliche Moment anerkennen.

Daß der Nationalverband wehleidig aufschreit, wenn man einige Worte über seine wahre Natur sagt, ist doch ein Zeichen von Kleinlichkeit, die einer Partei von hundert Mann wenig ansteht. Auch sonst hat diese „Anfrage" an den Präsidenten einen üblen Beigeschmack. Sie muß auch, was meine Person anlangt, wirkungslos bleiben. Das wissen die Herrn vom Nationalverband. Das Amt des Vizepräsidenten legt mir innerhalb des Hauses Pflichten der Zurückhaltung auf, die mir persönlich oft höchst peinlich sind. Ich komme ihnen auch, sobald ich auf dem Präsidentenstuhle sitze, in völlig einwandfreier Weise nach. Das wird von allen Seiten zugegeben. Das wissen auch die Nationalverbändler. Daß ich aber nach mehr als dreißigjähriger politischer Tätigkeit ein stummer Hund werden soll, das wird von mir weder jemand verlangen noch erwarten, der einigermaßen Unbefangenheit aufbringen kann.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Ein ausländischer Leser wird sich vielleicht darüber wundern, daß der Abgeordnete Groß mir „unanständige Schreibweise" vorwerfen konnte, ohne deswegen vom Präsidenten gerügt zu werden. Dieser Leser täte unrecht, wenn er diese Unterlassung dem Präsidenten zum Vorwurfe machen würde. Das Wort „unanständig" gehört in Österreich zu dem parlamentarisch zulässigen Wortschatz. Würde der Präsident den Gebrauch des Wortes „unanständig" mit Beziehung auf einen Kollegen selbst als unanständig bezeichnen, so würde er allgemeiner Verwunderung begegnen und fast selber gegen die Ordnung des Hauses sich zu vergehen scheinen. Je wehleidiger einer selber ist, um so mehr Recht glaubt er zu haben, gegen andere grob zu sein. Ich bin gar nicht wehleidig und erlaube jedem gegen mich so grob zu sein, als es ihm zweckdienlich erscheint. Die Hauptsache bleibt doch, wer sachlich recht hat, er oder ich.

Engelbert Pernerstorfer

Reichstagsporträts

X

Adolf Gröber

In Friedrichshafen, der Zeppelin-Stadt, verlassen wir den Bodenseedampfer und nehmen die Bahnlinie, die das oberschwäbische Land von Süden nach Norden durchzieht. Nach drei Viertelstunden entläßt uns der Zug in eine naiv-dumpfe Welt. Da sind wir in der Oberamtsstadt Ravensburg am Schussen, und nirgends ist Württemberg ländlicher, derber und katholischer.

Digitized by Google

Auf knarrenden Ochsenwagen bringen die Bauern ihr Gemüse zu Markte, und rund um den Rathausplatz, der platt, heiß und staubig ist, steht die Wagenburg enggedrängt. Jetzt lärmen, nach erledigtem Handel, die Dörfler um die Biertische, und niemand weiß von den Zielen und Leiden des fernen Lebens und alles genügt sich selbst. Aber in dieser strengbehäbigen Stadt gibt es auch ein Lyzeum, es leben junge Gymnasiasten zu Ravensburg am Schussen. Dicht an steile Felswände lehnt sich das alte Kloster, durch dessen kühle Kreuzgänge blasse Knaben huschen und, in priesterlicher Soutane, der Lateinlehrer schreitet. In dieser Schule hat sich der katholische Geist ohne Konzessionen erhalten, und es mag sein, daß manches junge Hirn komplizierte Verwirrungen darob erleidet. Schließlich dringt ja ein ferner Schein der neuen Gedanken bis in diese Abgeschlossenheit, und in der versteckten kleinen Konditorei, in der man nachmittags sogar wagen darf, sich eine Zigarette anzuzünden, kommt es oft zu erbitterten, heißwangigen Diskussionen . . .

Dem Schüler Adolf Gröber, der vor vielen Jahren, von der Volksschule zu Weingarten kommend, in das Ravensburger Lyzeum eintrat, sind solche Irrwege und Zweifel sicherlich erspart geblieben. Man kann sich denken, daß er die Dogmen des Katholizismus sehr willig, sehr empfänglich aufgenommen hat. Die praktische Vernunft, die dieser Knabe mitbrachte, wird ihn früh überzeugt haben, daß die katholischen Lehren, ihren fundamentalen Wunderglauben einmal zugegeben, etwas eminent Rationelles, Staatserhaltendes, Solides und selbst Hygienisches in sich enthalten. (Diese Erkenntnis sollte, 40 Jahre später, der Engländer G. K. Chesterton in seinem verdammt gescheiten Buche „Orthodoxie" aller Welt verraten.) Man versteht auch, daß jemand, der die Geistesdisziplin der Ravensburger Klostergalerien so inbrünstig und dabei so schlau-verständig genoß, Zeit seines Lebens vom realen Heilswert dieses Systems innig erfüllt bleiben mußte. Ein unverwirrter Streiter für kirchliche Ansprüche mußte aus ihm werden, jemand, der keine Skrupel und keine Anfechtungen kannte, wo immer es den höheren Ruhm vatikanischer Strategie gelten würde.

Gröber hat dann die juristische und die katholisch-politische Karrière gemacht. Er ist Richter und Staatsanwalt und wieder Richter geworden. (Jetzt fungiert er als Landgerichtsdirektor in der Käthchenstadt Heilbronn am Neckar.) Und seit einem Vierteljahrhundert gehört er dem württembergischen Landtag wie dem deutschen Reichstag an.

Auf den vordersten Plätzen des Zentrumskeils (den das Anschwellen der Arbeiterpartei auch äußerlich in die rechte Hälfte des Reichstagssaals geschoben hat) sitzen die Herren Adolf Gröber und Peter Spahn eng nebeneinander. Herr Gröber, aus der Wildnis seines riesigen Bartes hervor, lächelt etwas nach links hinüber. Dr. Spahns korrektes Beamtengesicht dagegen wendet sich sanft-verbindlich der Rechten zu. Da haben wir ihn sinnfällig im Vordergrunde des politischen Parketts: den Januskopf des Zentrums, wie er, ohne sich zu strapazieren, gleichzeitig nach links und nach rechts hinüberschielt. Aber mit Herrn Gröber, dem Chef der Linksfühlung, hat es eine besondere Bewandtnis. Gewiß, dieser Rauschebart kann sich benehmen, wie ein waschechter Demokrat. Was ist vertrauenswürdiger, als dieses urdeutsche Gesicht eines Achtundvierzigers, diese bieder-kräftige Gestalt, diese populäre Haltung, diese bequem-altmodische Kleidung? Nicht wahr, hier

Digitized by Google

spricht volkstümliche Entrüstung, ungeschminkte Gradheit, herzerfrischender Mutterwitz? In der Tat, der Abgeordnete Gröber ist seiner Wirkung sicher; er ist einer der besten und dabei urwüchsigsten Redner des Reichstags. Er beherrscht alle Künste der Überredung und der Demagogie. Aber mit bewußtester Absichtlichkeit stellt er alle diese Fähigkeiten in den Dienst ultramontaner Politik, und diese Politik ist bekanntlich nicht demokratisch, sondern autoritativ-reaktionär. Dieses bärtige Schwabenantlitz — das ist nur eine der vielen (und der brillantesten) Masken, die das Zentrum sich vorbinden kann. Eine solche Partei, die alle sozialen Schichten unter ihren Zauberhut bringt, muß in mancherlei Metamorphosen auftreten können. Gröbers Aufgabe ist: den wohlhabenden, gebildeten Mann mit den naturburschenhaften Manieren zu geben. Wer aber weiß, wie scharf, wie unerbittlich hinter dieser gutmütigen goldenen Brille das Augenpaar leuchten kann, der wird begreifen, daß man es hier keineswegs mit der Harmlosigkeit eines Freiheits-Idyllikers zu tun hat ...

Wenn Adolf Gröber auf die Tribüne steigt, hat jedermann das Recht, sich ein Fest zu erwarten. Das Haus füllt sich rapid. Die politischen Redner, soweit sie in Betracht kommen, zerfallen in zwei Arten: die isolierenden und die assoziierenden: solche, die jeden einzelnen Hörer mit seinen Betrachtungen allein lassen, und andere, die das Publikum zur einheitlichen Masse ballen und es beherrschen, auf ihm spielen. Dem Abgeordneten Gröber gelingt es, selbst das widerspenstige Reichstagsplenum zu einem einzigen großen Resonanzboden zu machen. Noch die Gegner werden irgendwie gewonnen, empfinden Sympathie für diesen Wortkünstler, der da oben weite, gütige Arme ausbreitet, und dessen breiter Brust sich sehr bewegte, sehr überlegte, sehr gewollte Worte entringen. Es ist bemerkenswert, wie fein dieser Mann in seiner Derbheit ist. Er hat das Raffinement der Volkstümlichkeit; mit großem Scharfsinn erwägt dieser Klerikale, welches fette, saftige, pausbäckige Wort gerade am Platze ist. Wie mag er erst auf Katholikentagen, wie mag er in schwäbischen Zentrumsversammlungen sprechen! Wie genau wird er da wissen: wie weit er hinabsteigen muß. Es erfordert sicherlich Geist, zu erkennen, wo und wann Geist deplaziert ist. Aber mit welcher List will der Grad, das Niveau der Allgemeinverständlichkeit ausgerechnet sein, damit man nirgendwo Mißtrauen erregel (Solche Selbsterniedrigungen, Selbstverleugnungen, solche Opferungen gehören durchaus zu den katholischen Notwendigkeiten.)

In diesem präzisen Blick für das jeweilige Erfordernis, in dieser politischen Optik liegt Gröbers Stärke. Manchmal verdeckt er seine juristisch-kasuistische Sagazität nicht, und wenn er will, vermag er mit allen Finessen scheinbarer Aufhellung ein Thema zu verdunkeln. Über die Jesuitenfrage, die ihm sehr am Herzen liegt, sprach er neulich drei Stunden lang, und kein Plaidoyer konnte spitzfindiger arrangiert sein. Ein anderes Mal, in einer ebenso wichtigen Situation (als es sich für das Zentrum darum handelte, Bülows konservativ-liberale Koalition zu sprengen), dauerte Gröbers Rede genau eine halbe Minute: sie bestand in einem einzigen Satze, dessen volkstümlich-witzige Treffsicherheit allerdings frappant war ...

Gröber, wie alle Redner, die sich ihrer Schlagfertigkeit bewußt sind, liebt es, daß man ihm Zwischenrufe macht. Er pariert sie sofort und fast immer mit Glück. Einmal, während jener langen Jesuitenrede, häuften sich die

Digitized by Google

Einwürfe, die man ihm von links dazwischenwarf, so daß er auf den Ruf eines Sozialisten, der zufällig recht beleibt war, nicht reagierte. Der Herr reklamierte: „Sie haben mir ja nichts zu antworten gewußt!" Worauf Gröber: „Ach, ich kann nicht nach allen Mücken schlagen, wenn sie auch noch so fett sind!" Als er dann, wegen der fortdauernden Verbannung der Jünger Loyolas, pathetisch wurde, rief jemand, seine Trauer anzweifelnd: „Theater!" Rasch kam der Gegenhieb: „Nein, mein Herr, hier ist kein Theater, es sei denn, daß sie der Clown wären!"

Das sind Beispiele der Mittel, die er nicht verschmäht. Sie entsprechen wohl den Zielen seiner Partei. Interessant aber wäre es, sich auszumalen, wohin die Begabung dieses Mannes geführt hätte, wenn er sie außerhalb einer so vorgeschriebenen Route, wie es die Zentrumsbahn ist, zu betätigen gehabt hätte. Was hätte sich anderswo mit dieser absoluten Unsentimentalität, mit dieser dauerhaften Nervenstärke erreichen lassen! Hätte der Mann, der, als er die Reichstagsjournalisten „Preßbengels" genannt hatte, den Zeitungsboykott trotzig ertrug, nicht das Vorbild zu einer Romanfigur Johannes V. Jensens abgeben können, zu einem Evanston etwa, der in Amerika eine neue Religion „startet" und seine Predigten durch lustige Kinofilms würzt?... Jedoch der Zögling des Ravensburger Lyzeums ist in den vorgesehenen Gleisen geblieben und zeigt somit nur genau das Quantum Eigenart an, das sich innerhalb einer starren Organisation, einer unbarmherzigen Disziplin noch erhalten und entfalten darf.

Carsten F. Jesper

Redl

Es wird jetzt von denen gesprochen, für die er gearbeitet, die er betrogen, und die über ihn schrieben. Um Mißverständnisse zu vermeiden, betone ich, daß auch mir seine Tat sehr schuftig erscheint.

Der Landesverrat als solcher erscheint nicht eines Artikels wert; solange man in allen Ländern Menschen zu Kriegen abrichtet, und solange man spioniert und jeder Kriegsstaat auf das Dasein von Schuften im andern Lande spekuliert, wird man solche Vorfälle erleben. (Die Redls, die sich auf diesem Gebiet durch Schuftigkeit auszeichneten, werden dann schon anderswo arbeiten, das Feld ist so weit und die Gelegenheit so oft geboten.)

Merkwürdig sind nur Begleiterscheinungen. Einige will ich andeuten: Etwa, daß sich vielen Schreibern die Haare sträubten, sie benahmen sich wie Affen, die man erschreckt hat, und die nun mit entsetzten Mienen fluchtartig zurückweichen; die Schreiber mühten sich ab, aus ihrem Wortschatz die schaurigsten Klänge hervorzuzaubern, mancher war zuletzt sicher noch sehr stolz. War es denn nötig, sich über diesen Menschen so erregen? wo tagtäglich gemordet, geraubt, betrogen, unterschlagen, seelengetötet, leichtsinnig abgetrieben, falsch geschworen und geschwiegen wird, wenn man reden sollte? Wißt ihr denn nun nicht bald, daß die Mehrzahl der Menschen eine leidlich erbärmliche Gesellschaft ist, und ist man kraft der Erfahrung nicht auf alles gefaßt? Aufregen kann einen nur noch das Auftauchen eines ganz Anständigen, aufregen die immer noch währende Naivetät der Menschen, die sich einwiegen lassen, aufgeschreckt werden, entsetzt tun, dann wieder zu schlummern beginnen usw.

„Vaterlandsverrat — Schande —

Digitized by Google

Unsühnbar — Mord nicht schlimmer — Mutterfrevel" — Mir geht eben so durch den Kopf: wenn ein Gauner irgendeine harmlose, ahnungslose Familie um ihr Geld bringt oder wenn ein „Kavalier" die Tochter durch Schwätzereien in Verruf bringt, wie das doch oft vorkommt und im Kino zu sehn ist, sollte das Elend dieser Menschen nicht härter sein, werden sie nicht zuweilen lebenslang dank der unsinnigen Verkettung der Umstände und der menschlichen Torheit unglücklich gemacht? Läßt sich der Verrat an einem ganzen Volke — einmal entdeckt — nicht binnen relativ kurzer Zeit kaschieren? Im ersten Falle regt sich keine Feder, kein Herz, nur ein Lächeln: Donnerwetter wie im Kino. Im zweiten Falle fuchtelt ihr: Vaterlandsverrat s. o.

Überzeugt bin ich, daß die Gegner der Homosexuellen als neues Beweismittel für das Bestehen des Paragraphen den Namen „Redl" nennen, hinzufügen: das Vaterland sei in Gefahr. Andere werden ihm sein Polentum vorwerfen. Als ich diesen Satz schrieb, hatte ich die „Deutsche Tageszeitung" noch nicht gelesen. Es war am Sonntag den 1. Juni. Dort stand: die „Ostdeutsche Rundschau" habe festgestellt, Redl sei in dritter Generation „Judenstämmling". — So arbeiten diese Leute; wenn solche Fälle geschehen, haben sie nichts anderes zu tun als die Rassenangehörigkeit festzustellen. Viele glauben, das solle dann alles erklären und zugleich Beweismittel in künftigen Kämpfen sein. Mit Trauer und Beschämung sehe ich diesem Gelehrtenfleiß meiner Stammesgenossen zu und frage, wie es ja naheliegt, war auch Segestes ein Judenstämmling, auch der Bruder des Arminius? — Ulkig war die Nachricht, daß Redl mit Rosenkranz und Gebetbuch jeden Sonntag in die Kirche lief, — hernach betrank er sich. Welch' naive Schutzmittel hat er doch ergriffen und wie ließ er sich dann wieder gehen. Tartuffe und Rindvieh zugleich. Aber man hat ihn lange Zeit nicht beargwöhnt.

Molière muß sich in seinem unbekannten Loche vor Lachen geschüttelt haben. — Nicht nur die Jesuiten machten mit Gott und der Mystik gute Geschäfte; immer noch spekuliert man glänzend mit Gefühlen. Manchmal kommt es einem vor, als habe die Religion indirekt mehr den Schuften Vorteile gebracht denn den Gutartigen und aufrichtig Sehnsüchtigen (wenn schon Geistesarmen). Die Idee von Voltaires Mahomet bleibt unsterblich, mag das Versgebimmel noch so unerträglich sein. — „Reiche Kenntnisse", „Arbeitslust", „große Verwendbarkeit". Wann hat das auf harmlose Gemüter nicht gewirkt! Sie bringen es schon den Kleinsten mit dem Röhrchen bei, machen sie wie von einer fixen Idee besessen: das sei Gott wohlgefällig usw. Wie helfen sie sich nun aus? (Übrigens — es kostet schon viel Mühe, ein vollendeter Schuft zu sein, und ganz vollendet war er ja auch nicht.)

Eine andere Nachricht ist mit einem Fragezeichen versehen. Das hat auch wahrscheinlich seine Richtigkeit. Aber die Möglichkeit eines solchen Falles bleibt künftig nie ausgeschlossen. (Die Menschen sind so dumm — und ein Bruchteil ist so gerissen.) Nämlich: man dachte sich, Redls Nachrichten hätten die Russen zur Einsicht der gewaltigen Rüstungen gebracht, und deshalb wäre kein Schuß gefallen. Man stelle sich das vor! Es kommt nicht auf die Wahrheit an, auf die Möglichkeit.

So abhängig wird das Leben von Unzähligen gemacht, an dem bekannten Schicksalfädchen hängt die Erdeninsassenschaft tatsächlich. Und ein Schuft kann zuerst Unheil, hernach Heil bringen, — ungewollt — nur die sonderbare Ver-

Digitized by Google

kettung trägt die Schuld. Und auf welcher Seite steht dann Gott, auf welcher der Teufel? Wechseln sie die Plätze? Wie soll man sich das vorstellen? Ist es nicht ein unfaßbares Beispiel für die Abwicklung des Weltgeschichtsfilms? Die Redls sterben ja nicht aus, sie waren da und bleiben unter uns, sie werden schon entscheidend mitgesprochen haben und werden es künftig noch —! Wie kann man da behaupten, es geschähe alles nach einem Plane, die Geschichte sei ein Kampf von Ideen, eine Sichtbarmachung des Freiwerdens der menschlichen Persönlichkeit!

„Gottestat"!? Wenn nun aber die Russen mit Redl für Väterchen und Vaterland gesiegt hätten? — Einige behaupten, er habe gerne weiterleben wollen, aber draußen sei eine Wache auf und ab spaziert, da habe er sich umgebracht. Nicht beweisbar. Andere behaupten, er sei mit dem festen Entschluß usw. Er war, wie ich schon schrieb, ein Rindvieh, das eingeimpfte „Ehrgefühl" wird wach geworden sein, das sitzt so fest, mag es zuweilen auch schlummern; um es zu beseitigen, muß man ein Kopf sein aber kein Schuft. Daß er schneller den Kopf verlor als diejenigen, welche den Revolver mit der Anweisung hinlegen ließen, ist zu begreifen. Aber daß auch diese Verfolger nur auf diesen Ausweg verfielen, zeugt davon, wie tief — tief diese Rasse (Rasse — denn sie sind einem so fremd) noch im Mittelalter steckt, das Hirn umnebelt von vagen Gefühlsbegriffen, dem festen Willen zur pathoslosen Klarstellung einer Sachlage jahrhundertefern. Aber indirekt regieren sie uns.

Kurt Kersten

Paul Zech: Das schwarze Revier

Das Flugheft „Das schwarze Revier"*) enthält von Paul Zech dreizehn Gedichte. Zwölf sind Sonette. Die Stoffe kommen aus Bergwerksgegenden.

*

Unsinn wäre es, folgendes als Inkongruenz zu tadeln: Daß jemand von Bergwerkshaft-Dunklem spräche auf eine unnächtige Weise, von Nacht und Schacht auf eine lichtvolle Weise, — von der finsteren Macht des Mineralreichs auf eine geschliffene Weise.

Man kann jeden Stoff so und so behandeln. Es kommt nicht auf Kongruenz, sondern auf Belang an.

Was Zech gibt, sind Landschaften... mit Rauch, Ruß, Städten, Sternen, Bergleuten. Er bringt herauf .. einen Teil vom Deutschen Reich; nicht einen Teil vom Mineralreich — sozusagen.

Doch; auch vom Mineralreich. Insofern manchmal in seinen Landschaften .. fern .. irgendwo am Horizont .. ein Berg steht (einfach ein Berg; ohne Ähnlichkeit zu haben mit einem animal; ein Berg, nicht von Kubin gezeichnet, — dennoch ein Gespenst.) Auch in Zechs Versen (sie berichten von der Urmacht des Gesteins, sie sind im wesentlichen geschliffene Halbedelsteine) — auch in Zechs Versen lugt manchmal über den Horizont die Weite, spukend, bleckend, grauenhaft.

*

Zechs „Schwarzes Revier" läßt nicht eigentlich heraufdringen, heraufstöhnen Laute der Ärmsten, der ums Licht Betrogenen, der Gefesselten. Spannend wäre es, spräche einer von den Beklemmungen und den Zuständen halb-

*) Verlag A. R. Meyer, Berlin.

Digitized by Google

dumpfen Dahinarbeitens — bei Bergleuten, so daß das Ganze (ohne Hinweis) sich erschütternd reckte zum Gleichnis des Existierens nicht nur von Bergleuten.

Statt dessen gab Zech mehr deutsche Landschaften. Allein im Nebel, in dem Rauch, im stumpfen Schimmern kommt manchmal allerhand Darüberhinausgehendes angeschwommen.

*

Ich sagte schon, diese Gedichte seien .. geschliffen. Gewiß, aber doch ist zu sagen, daß ein Gefühl darin ist von der ewigen Unschleifbarkeit der Welt.

(Dieses Gefühl allerdings ist mitgeschliffen.)

*

Sicher ist es hübsch, ein Könner zu sein auf dem Gebiet des Hübsch-Sicheren (und des manchmal mehr als Hübsch-Sicheren). — Wenn man überhaupt ein Könner ist.

Wenn man aber schon mal Könner ist, dann — — —(?)

(Schluß der Glosse)

Ernst Blass

Etwas über den Geiz

Avec la richesse commence l'avarice sagt Balzac in seinen Illusions perdues.

Der Geiz scheint jedoch nicht zur Beobachtung zu reizen und außer Molière haben sich nur die allerwenigsten mit diesem merkwürdigen und hochinteressanten Laster eingehend befaßt. Auch soll hier keineswegs von seinen ungeheuerlichen Auswüchsen die Rede sein, sondern von seinem „normalen Verlauf", wie die Ärzte sagen.

Vor allen Dingen glaube man nicht, das Geld sei etwas Totes. Es ist ganz Wahlverwandtschaft, ganz Antipathie, ganz „Seele" (auf seine Art). Ja dem Gelde entströmen atmosphärische Schichten, die sich in feine, aber undurchsichtige Schleier zerteilen, um sich über das Gemüt des Reichen zu lagern. Es ist als schöbe sich ein Milchglas trennend zwischen ihn und seine Welt. Mag der Trinker vom Wein noch so sehr umnebelt sein, daß er ein Trinker ist, darüber ist er sich klar. Der Lügner weiß von seiner Verlogenheit, der Zornige von seinem Haß. Aber der Geiz spinnt so feine und undeutliche Fäden, daß der von ihm Betroffene ganz im Unklaren über sich selbst verbleiben darf. Dem Geizigen steht überdies ein Überfluß an Mänteln und Mäntelchen zu Gebote, die ihm sein Spiegelbild bis zur Unkenntlichkeit maskieren, wobei immer nur er selbst, niemals die anderen über seine wahren Züge mystifiziert werden. Man denke sich die Freudsche Methode, die meist einer so sinnwidrigen Anwendung verfällt, einmal auf verhärtete Geizhälse appliziert. Einer psychoanalytischen Behandlung unterzogen, würden diese Patienten am Ende gar kuriert vor Schreck über die Entdeckungen, welche sie an sich selber zu machen hätten.

Ein Grund ihres Selbstbetruges liegt darin, daß sie nicht selten mit Vorliebe geben, ja Geschenke zu machen — freilich niemals entsprechende — kann bei dem Geizigen fast zur Marotte werden. Denn er weiß so gut wie ein anderer, daß geben seliger ist als nehmen, und er hat es so gut wie der Freigebige an sich erfahren. Und weil er auch — denn er will alles haben — des Gebens froh werden will, gibt er nochmals aus seinem Geiz und seiner Habgier heraus. Und darum schenkt auch er. Aber dabei rächt sich alsbald sein Laster an ihm und bindet seine Hände, daß er nicht frei-gebig, d. h. nicht frei wird zu geben, wie er möchte, und schließt ihn wie mit eisernen Stäben,

Digitized by Google

in immer engere Gefangenschaft, bis seine Miene den inneren Bann, dem er verfiel, auch äußerlich verrät.

Wer wollte denn auch leugnen, daß geizige Leute häufig zu bedauern sind, und zwar je mehr sie sich bereichern, da ein Zuwachs ihrer Habe eine Verhärtung ihres Geizes unerbittlich zur Folge hat. Wobei ihnen die fremde Schlechtigkeit so vielfach Grund für ihr Verhalten zu bieten scheint, infolge der schlechten Erfahrungen, denen sich der Reiche, in skandalöser Weise ausgesetzt sieht. Die anständigen Leute werden es ja nicht sein, die sich an ihn herandrängen — seine guten Erfahrungen bleiben somit negativ — während er die miserabelste Sorte aus nächster Nähe kennen lernt. Es ist kein Wunder, daß manch vertrauendes und großmütiges Herz karg und mißtrauisch wurde. Dabei gelangt der Geiz, der unversehens kommt, unheimlich schnell zur Reife, und er hat nur eine aufsteigende Linie. Er kennt keinen Verfall, und er kann nicht sterben.

Das Material, das der einzelne auf diesem Gebiete sammeln kann ist endlos. Aber das trübseligste erlebte ich einmal auf der Reise von seiten einer alten, kinderlosen Dame, deren Nichte mich gebeten hatte ihr Nachricht zukommen zu lassen, denn die Greisin schien sich um ihre sämtliche Verwandtschaft nicht mehr viel zu kümmern. Sie lebte fern von ihr in einer fremden Stadt, und hatte es glücklich auf 86 Jahre und 50 Millionen gebracht. Ich traf sie in ihrem wundervollen Haus, umgeben von schönen Bildern und Schätzen. Sie empfing mich in ihrem Lehnstuhl vergraben, klagte, daß ihr das Schreiben schwer fiele, und erkundigte sich alsbald mit der wärmsten Anteilnahme nach der Schar ihrer Nichten, Groß- und Urgroßnichten, insbesondere nach einer gewissen „Hertha", ihr Patchen, das sie am innigsten liebte. Um die handelte es sich eben: ich malte also die blasse Schönheit dieser Hertha in den leuchtendsten Farben hin und erzählte sodann, daß die Ärzte einen längeren Aufenthalt in Ägypten sehr ratsam für sie hielten.

„Ja mein Gott," forschte sie ganz bestürzt und voll aufrichtiger Besorgnis, „wird sich denn das pekuniär machen lassen?"

„Schwer," erwiderte ich.

Mehr zu sagen stand mir natürlich nicht zu.

Derselbe Gedanke war zwar gleichzeitig in uns aufgestiegen; aber nichts von Unentschlossenheit malte sich in dem Gesichte der Greisin, — (viele Jahre früher hätte sie wohl noch gezaudert) — nur Schatten des Grames breiteten sich über ihr melancholisches Gesicht. Hier war wieder einmal ein ursprünglich goldenes Herz vom Geize gelähmt und wie zu Stein immobilisiert.

Seufzend sprach sie jetzt von ihrem nahen Tode, von der Verlassenheit und den Enttäuschungen eines zu langen Lebens. Während wir uns unterhielten trat die Jungfer ein und fragte leise, ob sie das Töchterchen des Kutschers, das heute das Haus verließ und in die Lehre zog, einen Augenblick einlassen dürfe. Die alte Dame empfing das Kind voll Güte und Wohlwollen, und als es dann schied, hielt sie es noch einmal zurück. Schränke, Kästen und Truhen wurden durchgesehen, aufgeschlossen und dann wieder abgesperrt. Ein Heer weißer Schachteln, in Seidenpapier umwickelte Päckchen und Pakete kamen dabei zum Vorschein. Aber die Dame zog bald diese bald jene Schieblade zu Rate, ohne sich entscheiden zu können. Die Kleine stand indes mitten im Zimmer und wartete, wie man es ihr gesagt hatte. Plötzlich flog ein Schein, eine schnelle Röte über ihr Gesicht. Gleich darauf wandte sie er-

Digitized by Google

blassend den Blick nach einer anderen Seite hin. Aber ich war ihm schon gefolgt und gewahrte ein schwarzes Ledertäschchen, das die Greisin gerade in Händen hielt, öffnete und examinierte. Innen mit dunkelroter Seide ausstaffiert und mit Nähutensilien angefüllt, zugleich verschiedene Fächer enthaltend, war es wohl der kühnste Traum von einem Täschchen für eine kleine Nähmamsell; im übrigen nichts Kostbares, sondern ein schöner Dutzendartikel aus einem Warenhaus. Aber nicht lange und die Besitzerin hüllte es wieder ein. Ihre Hände waren gebunden, und sie konnte das Täschchen, das um eine Idee zu schön für die Kleine war, nicht spenden. Diese stand unbeweglich mitten im Zimmer, aber der Strahl in ihren Augen war erloschen. Die Alte kramte indes in einem anderen Fach, und zog ein Armband hervor, auf dem „Gott mit dir" in schwarzen Lettern eingetragen waren, und damit entließ sie das enttäuschte Mädchen.

Die Geberin saß nun wieder in ihrem Lehnstuhl zusammengesunken und schaute mit einem blassen, vergrämten Gesicht vor sich hin. Ein Fest war ja der kleine Zwischenfall mit dem häßlichen Armband, darauf „Gott mit dir" in schwarzen Lettern prangte, für niemand gewesen. Ein gesteigertes Bewußtsein hatte sich der Geberin unmöglich mitteilen können, vielmehr die Öde des Ereignislosen. Es hatte sich *nichts* ereignet. Die Kleine war nur um eine gewaltige Freude betrogen worden, und die Alte, die gern Freude bereitete, wußte es genau und wußte ebenso wohl, daß sie niemals anders verfahren würde, selbst wenn sie das Kind noch einmal zurückriefe. Nebenan hub jetzt ein Papagei, von der kleinen Passantin aufgeschreckt, zu schreien und über die Unerfreulichkeit der Welt zu schimpfen an. Schräge Strahlen ergossen sich durch die weitgeöffneten Fenster (die größten der Stadt) und über die prachtvoll weichen Farben der Teppiche, der Leuchter aus altem Kristall, der goldumränderten Schalen und silbernen Dosen. Dennoch lag etwas Drückendes, in seiner Öde unerträglich Akzentuiertes, ja Unheimliches in der Atmosphäre dieses Raumes. Und plötzlich war mir als befände ich mich ganz allein, als sei die halb erloschene Greisin vor mir schon verblichen und nur mehr ein Schemen. Es fehlte ja so wenig. All die Päckchen und Pakete, die sich in tadelloser Ordnung in ihren Kästen und Truhen häuften, waren ja schon fast herrenlos. Und nicht die kleine Nähmamsell, nicht einmal die Nichte Hertha schien mir da beklagenswert, sondern die sonst so vornehme, kluge, ja sympathische, die unbegreifliche alte Dame, die so rettungslos in die Falle geraten war, welche der Geiz den Besitzenden stellt.

Sie starb bald darauf. Und da ihr Geiz eine lange Geschichte hatte, ragte er denn auch weit über ihr Leben hinaus. Sie hinterließ ihr Vermögen ihrer *reichen* Verwandten. Den weniger Bemittelten, der Großnichte Hertha, die ihrem Herzen so nahe stand, belanglose Legate.

Annette Kolb

Sonntagsbrief

des herzkranken Armenpflegers Gottfried an seine Tante auf dem Lande

Mitgeteilt

von Werner Hegemann*)

Liebe Tante Anna,

herzlichen Dank für Deine freundlichen Zeilen vom letzten Sonntage. Es hat

*) Anmerkung: Kein wirklich Frommer wird dem Ringen Armenpfleger Gottfrieds seine Teilnahme versagen.

Digitized by Google

immer ganz etwas Rührendes und Ermutigendes für mich, wie Du immer wieder so vertrauensvoll von dem möglichen Erfolge meiner Arbeit sprichst und auch in jedem Deiner Briefe irgendein Wort der Nachsicht und Langmut für Gott findest, den Du wie ich für den Schöpfer aller Dinge und der ganzen schrecklichen Verhältnisse dieser Welt hältst. Du legst da mit großem Scharfblicke den Finger in die Wunde aller menschlichen Bemühungen; wie kann ein schwacher ohnmächtiger Mensch hoffen, in seinem kurzen Leben etwas zu verbessern, wenn Gott, dem man doch gute Absichten und größere Machtvollkommenheit nachsagt, in vielen Millionen Jahren (oder doch — nach Ansicht der jüdischen Gelehrten des vorigen Jahrtausends — in wenigstens 6000 Jahren) nicht imstande gewesen ist, die Scheußlichkeiten dieser Welt, die er geschaffen hat, wieder zu vernichten. Ist es da nicht beinahe Vermessenheit, zu der Du mir rätst, wenn Du mir Hoffnung empfiehlst? Aber Du hast doch recht! Jede andere Stellungnahme, als die Deine ist zwecklos. Ich habe hunderte von Malen versucht mit jedem auch nur erdenkbaren Worte des Hohnes und der Verachtung (und mir sind wirklich so abgeseimte Sachen eingefallen, daß ich selbst manchmal herzlich lachen mußte) diesen unfaßbar säumigen Gott zu etwas energischerem Vorgehen in der Verfolgung seiner angeblich guten Ziele anzustacheln, doch es ist mir — wenigstens soweit ich bemerken konnte — kaum gelungen, ihn aus seiner millionenjährigen Gleichmut herauszubringen. Nach wie vor widersetzt er sich wie ein preußischer Geheimrat jeder schleunigen und gründlichen Reform der vom Schöpfer aller Dinge geschaffenen Mißstände. 1000 Jahre sind ihm ein Tag. Eine Million Jahre sind ihm noch keine drei Jahre und wenn er irgendwie Mitleiden zugänglich ist (etwa mit den Hunderttausenden von spielplatzlosen Kindern hier in Berlin, oder den Massakres des Balkans, oder unseren Heimarbeiterinnen oder mit unglücklich liebenden Menschen oder oder oder usw.), dann ist dieses Mitleiden nicht merklich noch werktätig, sondern er versteht sich trefflich zu beherrschen. Es ist vielleicht auch gut, daß es nicht gelingt, ihm allzu nahe zu treten, sonst schickt er uns noch einmal in einigen tausend Jahren einen seiner eingeborenen Söhne, und man erinnert sich ja mit Schmerzen daran, welche peinlichen Folgen solch passiver Opfermut gehabt hat (Märtyrer, Sachsenkriege, 30jähriger Krieg, Hugenottenkriege, Ketzerverbrennungen). Aber ich falle schon wieder in die endlosen Tiraden, die jeder Deiner so gut gemeinten Briefe bei mir auslöst, in denen Du mir frommen Zuspruch gewährst.

Wollen wir uns nicht lieber an das 1. Gebot Moses (erste Hälfte) halten und uns keinerlei Bild noch irgendein Gleichnis von Gott machen d. h. also nicht mehr davon reden, da er ja unaussprechlich und allem Verständnis und menschlichen Erkennen ja völlig entrückt ist?

Damit Du nun nicht etwa daran zweifelst, daß auch ich es mit meinem Briefe ebenso ernst und treu meine wie Du mit dem Deinen und daß auch ich wahre Religiosität suche, bitte ich zum Schlusse gleichsam als Sonntagsgebet — die Kirchenglocken läuten draußen — zwei Stellen aus einem

Digitized by Google

mir sehr lieben Andachtsbuche hierher setzen zu dürfen.

Gott, Du bist groß.
Du bist so groß, daß ich schon nicht mehr bin,
Wenn ich mich nur in Deine Nähe stelle.
Du bist so dunkel; meine kleine Helle
An Deinem Saum hat keinen Sinn
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Nur meine Sehnsucht ragt Dir bis ans Kinn.
Was wirst Du tun, Gott, wenn ich sterbe?
Ich bin Dein Krug (wenn ich zerscherbe?)
Ich bin Dein Trank (wenn ich verderbe?)
Bin Dein Gewand und Dein Gewerbe,
Mit mir verlierst Du Deinen Sinn.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Was wirst Du tun, Gott, mir ist bange.*)

Viele der schönsten Stellen dieser mich tief ergreifenden Lieder muß ich weglassen, weil das Schreiben mich anstrengt; das Herz, mit dem mich der Unerforschliche ausgestattet hat, ist schwach und sticht gerade nach längerem Schreiben jedesmal ein wenig. Ich kann mir denken, wie furchtbar schmerzlich dies dem gütigen guten Gotte sein wird. Oder traust Du ihm Bosheit zu? (Man muß ja wohl bei dem Anstifter des Erdbebens von San Francisko auf jede Schelmerei gefaßt sein!) Hoffentlich findet er in seiner Güte auch für mich bald das vortreffliche Heilmittel des Dr. Eisenbart.

Mit herzlichen Grüßen
Dein treuer Neffe
Gottfried.

*) Das hat Armenpfleger Gottfried aus dem unvergleichlichen Stundenbuche des Mystikers Rainer Maria Rilke genommen.

Gymnasiasten

Studenten halten eine Versammlung gegen das Duell ab. Das ist Geschmacksache. Die einen finden, daß es gut ist, daß endlich einmal auch auf der Universität gegen das Prinzip der Schlägerei geredet wird, die andern meinen, daß der Säbel dem Studenten wohl ansteht, weil er ihn in dieser Zeit der Kurzsichtigkeit, Stubenblässe und instinktlosen Intellektualität wenigstens körperlich sicherer macht. Wie gesagt, Geschmacksache. Aber in diese Versammlung studentischer Duellgegner kommen ein paar Studenten und erklären unter fürchterlichem Radau: „Wir dulden diese Versammlung nicht!“ Der Referent, im Lärm wirkungslos, stellt endlich einen der Hauptschreier zur Rede: „Was wollt Ihr denn? Sprecht in der Diskussion!“ Worauf der Hauptschreier erwidert: „Sie haben in diesen Fragen still zu sein, Sie sind ein Jude, der Jude ist jeder Ehre bar!“ Man muß das sich selbst gehorsame Temperament eines Duellgegners haben, um auf diese unerhörte Bezichtigung mit einer . . . Gerichtsklage zu antworten, die denn auch vor einigen Tagen bei einem Wiener Bezirksgericht verhandelt wurde.

Der Beleidiger, ein Jurist im sechsten Semester, erwiderte zu seiner Entschuldigung, er gehöre einer großen studentischen Verbindung an, dem sogenannten „Waidhofener Verband“, der Juden prinzipiell keine Satisfaktion gebe. Der größte Teil der Wiener deutsch-

Digitized by Google

nationalen Studenten verharre auf diesem Standpunkt und so habe er, indem er sich die Einmischung des Duellgegners in eine „arische" Angelegenheit verbeten, bloß den prinzipiellen Standpunkt seiner studentischen Freunde dargelegt. Es sei ein Grundsatz der arischen Studentenschaft, die Juden als der Ehre bar zu erklären, kein deutschnationaler Burschenschafter kreuze in Wien mit einem Juden seine Klinge!

Der Beleidigte hatte vor Gericht leichtes Spiel. Es gibt keine schlimmere Ehrenbeleidigung als diese Erklärung, der andere besitze so was wie eine Ehre überhaupt nicht, und so verurteilte der Richter den Ehrableugner zu einer ungewöhnlich strengen Strafe.

Der Beschluß des Waidhofener Verbandes bleibt in Kraft und die einzelnen jüdischen Studenten können nun, wenn sie geduldig zu Gericht laufen und sich dort nach Wochen und Monaten eine schriftliche Satisfaktion holen wollen, jeden, der sie aller Ehre bar erklärt, vor den Kadi bringen. Es gibt natürlich auch etliche weniger selbstbeherrschte Temperamente unter den jüdischen Studenten und diese trachten eher ihrem Beleidiger gleich an Ort und Stelle ausgiebig zu antworden. Deshalb fortwährende Keilereien an der Wiener Universität, nächtliche Prügeleien im Studentenviertel, mehr minder tapfere Überfälle, Zusammenstöße zu Zweien und in Horden, bei denen mancher Stock zersplittert und manches Überlegenheitsgefühl windelweich geschlagen wurde. Die jungeu Leute beweisen sich, daß sie jedenfalls nicht aller Hiebkraft bar sind.

Ich weiß nicht, wie jener Waidhofener Beschluß zustande kam. Aber wieso er befolgt werden kann, das weiß ich aus dem Bericht über den oben skizzierten Prozeß. Der angeklagte Jurist berief sich, dies alles zu seiner Entschuldigung, darauf, daß er die Treue zum Waidhofener Programm nicht erst seit ein paar Monaten oder Semestern halte, sondern schon seit Jahren. Als ihn der Richter darauf hinwies, daß er ja so viele Jahre noch nicht an der Universität sei, da erwiderte er ungefähr: „Oh, ich habe schon im Gymnasium die nationale Sache hochgehalten." Darauf kommt es an, dies ist das Entscheidende! Dieser unerhörte Beschluß, der eine Klasse oder Rasse bar aller Ehre erklärt, ist ein — Gymnasiastenstreich. Man braucht sich, wenn man diese Verantwortung gehört hat, über den sonst mit Explosionsstoff geladenen Fall nicht zu echauffieren. Es war nicht so bös gemeint, es steckt bloß Knabenschnelligkeit und Knabenweisheit dahinter. Nur eine wichtige, eine prinzipiell bedeutsame Frage erwächst: Wann entstehen denn überhaupt die politischen Meinungen dieser Gebildeten? Leider fehlt über so entscheidende politisch-psychologische Probleme alles objektive Material. Politische Leidenschaften setzen wahrscheinlich zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Lebensjahr ein. Dem Unreifen wird sogleich peinlichste und radikalste Grundsatztreue gerühmt und so erstarrt er in seiner Knabengesinnung und ist noch stolz auf seine Erstarrung. Da der Durchschnittstypus stets nur eine höchst kümmerliche geistige Entwicklung hat, kann man zuweilen Fünfzigjährige (besonders unter sonst ganz passabeln „Nationalen") ganz ungeniert mit ihren vor fünfunddreißig Jahren durch irgendwelche Infektion erworbenen Meinungen herumgehen sehen. Sie selbst sind silbergrau und hilfsbedürftig geworden, aber ihre Meinungen sind die unentwickelten Attribute des Fünfzehnjährigen geblieben.

Ich glaube: alle politische Kultur hängt davon, die politische Pubertät womöglich bis in den Anfang der

Digitized by Google

zwanziger Jahre hinauszuschieben! Fast aller Dogmatismus, nicht nur der arische, ist ein Residium aus den unskeptischen Gymnasialjahren. Würde der Jurist, der sich als Gymnasiast begeistert-rasch für die Ehrlosigkeit der Juden entschied, nicht im sechsten oder siebenten Semester schon einige geistige Hemmungen in sich finden? Dieser stürmische junge Mann mit dem unveränderten Gymnasiastenprogramm ist in ein paar Jahren selbst vielleicht Richter. Ein Waidhofener Student wird vielleicht vor ihm stehen! Ich zweifle nicht: Der Jurist würde sich nicht so im Handumdrehen, knabenhaft schnell, entscheiden wie der Gymnasiast. Wieso ist's aber möglich, daß die Gymnasiasten also exzedieren? Die Schuld liegt wohl auch am Gymnasium. Würde es die Seelen und Leiber der jungen Leute beleben und erfüllen, dann wären diese eigentlich stupiden geheimen Schülerverbindungen, in denen die Jungen lernen, Bier zu trinken und — Bier zu reden, dann wären diese unterirdischen Klubs mit allen ihren psychischen und physischen Infektionen ohne Reiz. So aber schießt alles untersagte selbständige Geistesleben in diese verbotenen Zusammenkünfte. So beschließen Schuljungen über die Ehre eines Volkes.

Das ist der schwerste Vorwurf gegen das Gymnasium! Es ist schuld daran, daß viele ihr Leben lang politisch, literarisch, sittlich . . . Gymnasiasten bleiben!

Stefan Großmann

Herzog Saint-Simon

Je suis toujours emporté par la matière.
Saint-Simon (1675/1755)

Die neue Veröffentlichung des Verlages Georg Müller*) erspart es uns, an der Hand der klugen Seiten Taines oder der kühlen Biographie des Akademikers Gaston Boissier aus den 20 Bänden der Memoiren Saint-Simons das Lesenswerte mühsam herauszupicken.

Tat man das bisher, so merkte man, daß der ganze Saint-Simon sich durch seinen Titel und obigen Ausspruch charakterisieren ließ. In der Tat, er hat das „Duc et pair" bei jeder irgendmöglichen Gelegenheit herausgekehrt, und ebenso oft haben wir gestaunt, wie anschaulich, kraftvoll, saftig dieser Höfling zu schreiben weiß.

Stets „reißt sein Stoff ihn fort", und wenn nicht der, dann tut es seine Leidenschaft, seine Heftigkeit, sein Haß. Wäre hier Raum, von seinem Leben zu reden, dann ließe sich eine eigenartige Charakterstudie entwerfen; statt dessen nur ein paar Streiflichter: das eine Mal sehen wir ihn als Brautwerber, das andere Mal als Freier. Auf seine sechsmonatige Mission, in Spanien dem fünfzehnten Ludwig die Infantin zu werben, tut er sich viel zugute. Und wie freit er selbst! Er wollte irgendeine der acht Töchter des Herzogs von Beauvillier, etwa die älteste; sie wollte nicht . . . Also gut, die dritte. Er heiratet ja — er sagt's — die Eltern. Als er dann, ähnlich spekulierend, die Ehe mit der Tochter des Herzogs de Lorges schließt, wird diese standesgemäße Ehe sehr glücklich; zwar muß man die häßliche Tochter verstecken, und die Söhne bekommen den Spitznamen „Die beiden Dackel", aber das Testament verlangt, daß die Särge der Gatten zusammengeschmiedet werden . . . Es geschieht, und das Schicksal will, daß erst 1794 durch den Pöbel die Särge zerbrochen, die Treuen getrennt werden.

24 Jahre nahm Saint-Simon am Hofleben teil; 1730 bekommt er das Tagebuch von Dangeau in die Hände. Er findet es „zum Kotzen

*) Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von Hanns Floerke. Erster Band. 1913.

Digitized by Google

stumpfsinnig", aber zuverlässig genug, daran, auf Grund 50 Jahre zurückreichender Notizen, von 1740 an die eigenen Memoiren Übersicht gewinnen zu lassen. Nun wird Versailles vor uns lebendig. Wir sehen, das Köstlichste des Ganzen, die Hofgesellschaft beim Tode von Monseigneur, blicken jedem einzelnen ins Herz ... Amüsiert sehen wir den großen Ludwig in seiner Karosse die geschnürten Hofdamen füttern und peinigen, ernster hören wir an, wie er sie zwingt, unentwegt heiter zu sein: hier weint man nicht! Kurz, die oft genug aus Lakaienmund stammenden Geschichtchen häufen sich in den Memoiren — ist Saint-Simon Historiker oder Anekdotiker?

Er ist Künstler. Wie nirgends sonst, gilt es bei ihm, die künstlerische Wahrheit abzutrennen von der historischen. Indessen, obgleich er sich über den armen Nächsten gern königlich freute, und obgleich es in dem Werk von zuverlässig nachgewiesenen Fehlern und Übertreibungen wimmelt, so möchte man doch sagen, es sind ihm mehr Gedächtnisfehler passiert, als daß er böswillig Fälschungen erdacht hat. Er ist ebenso anständig wie spottlustig, mindestens ebenso fromm wie trotzig und eingebildet, genau so ehrlich wie ehrgeizig. Und so ist er künstlerisch wahr, wenn er auch, nein, weil er hindurchschaut durch sein Temperament. Sind auch seine Ideen und politischen Anschauungen mäßig, so beherrscht der witternde, intuitive, lebendige mit hellen Sinnen die Welt der Empfindungen. Das genüge nicht? Ist einem bei Saint-Simon die Bildergalerie im Schloß Versailles lebendig geworden, dann mag man sich im Siècle de Louis XIV von Voltaire Begriffe, trockene Formeln und philosophische Betrachtungen hinzusuchen. Und da wird einem gar bald die geringere Intelligenz, der grammatisch durchaus nicht einwandfreie Stil Saint-Simons lieb werden. Dem Geschichtsphilosophen nimmt der Porträtist die Hörer.

Die Hauptbildnisse, und zwar in mehreren, sagen wir: evolutionierenden Redaktionen, sind die des großen Ludwig (der ihn nicht ausstehen konnte) und der Frau von Maintenon; aber mit ihnen steigt das gesamte Hofleben auf, das, was so nett „der Mechanismus des Hofes" benannt wird, und das wird mit einer Fülle und Plastik sondergleichen von diesem Feuerkopf geschildert, und wer bisher nur vor der Größe des Sonnenkönigreichs gestaunt, bekommt hier von einem oft pessimistischen Beobachter die Schattenseiten gezeigt; Taine sagt es: „Ce sont les misères que Saint-Simon révèle au public".

Werner Klette

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Hubertusstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google